



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

3 3433 08245647 0



11

THE
PUBLIC
ASSEMBLY
OF
INDIA



L. Schultz

Verlag Gustav Fischer, Jena

BUSHMANN AUS DEM SANDFELD, VOM STAMM DER GOBANIN

ANNALES

ANNALES

ANNALES

ANNALES

ANNALES



GUSTAV FISCHER
1907



AUS NAMALAND UND KALAHARI

BERICHT AN DIE KGL. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
ZU BERLIN ÜBER EINE FORSCHUNGSREISE IM WESTLICHEN UND
ZENTRALEN SÜDAFRIKA, AUSGEFÜHRT IN DEN JAHREN 1903—1905

VON

DR. LEONHARD SCHULTZE

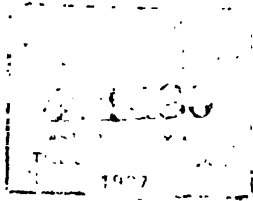
A. O. PROF. DER ZOOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT JENA.

MIT 25 TAFELN IN HELIOGRAVÜRE UND LICHTDRUCK,
1 KARTE UND 286 ABBILDUNGEN IM TEXT.



VERLAG VON GUSTAV FISCHER IN JENA.

1907.



~~~~~  
**Alle Rechte vorbehalten.**  
~~~~~


Meinem teueren Vater
Bernhard Sigmund Schultze

dankbar gewidmet.

Vorwort.

Als ich zu Anfang des Jahres 1903 von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes den Auftrag erhielt, die wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Grundlagen der Fischerei an der Westküste Südafrika's zu untersuchen, wandte ich mich an die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit der Bitte, für eine Ausdehnung meiner Studien auf das Innere des Kontinents mir die Mittel zu gewähren. DEM KURATORIUM DER HUMBOLDT-STIFTUNG FÜR NATURFORSCHUNG UND REISEN, das diese Mittel bewilligte, übergebe ich heute mit ehrerbietigem Dank für das rückhaltlos mir erwiesene Vertrauen einen Bericht über die ersten Ergebnisse meiner Forschungen.

Der Gesichtspunkt, der mich auf meinen Wanderungen leitete, war, in der südlichsten Provinz des äthiopischen Faunengebiets der Erde die Verteilung der Tierwelt, innerhalb ihrer Grenzen und verglichen mit Nachbarfaunen, einem kausalen Verständnis näher zu bringen: sie zurückzuführen soweit als möglich auf die Wirkungen der Klimate und des Untergrundes nach Bodenart und Reliefbildung der Landschaft, sie zu begreifen im Zwang des Abhängigkeitsverhältnisses der einzelnen Glieder wie sie heute nebeneinander leben, endlich sie abzuleiten aus der Vorgeschichte, deren Daseinsbedingungen und -Kämpfe in ihren Wirkungen auf die Verteilung der überlebenden Arten versteckt, aber erschließbar bis in die Gegenwart reichen.

Die Aufgabe, die aus dieser Stellung des Ziels erwuchs, forderte zunächst, aus den weniger bekannten oder den undurchforschten Gebieten das nötige Tatsachenmaterial in systematischen Sammlungen und Beobachtungsreihen beizubringen. Die regenarmen Landschaften des westlichen und zentralen Südafrika wurden so mein Forschungsgebiet (siehe die Karte am Schluß). Je verwickelter sich hier im Laufe der Untersuchungen die Aufgabe erwies, die Daseinsbedingungen der Tier- und Pflanzenwelt in

ihren bestimmenden Kräften und Wechselwirkungen zu ergründen, desto lohnender erschien gleichzeitig ihre Lösung. Denn immer deutlicher trat hervor, wie die spezielle Fragestellung, wenn gründlich gefaßt, auf dem direkten Wege zum Verständnis der Gesamtnatur des Landes liegt; wie weiter dieselben Faktoren, die den Tierfamilien Verbreitungsgrenzen ziehen und Florenreiche abteilen, auch den Menschenrassen ihrer Gebiete wirtschaftlich und politisch den Stempel aufdrücken, die Individuen körperlich charakteristisch ausgestalten helfen und ihrer geistigen Entwicklung eine Richtung geben, die unmittelbar von den Vorgängen in der umgebenden Natur, als der vornehmsten Schule ihres Verstandes und der frischesten Quelle ihrer Phantasie, noch heute täglich von neuem bestimmt wird. In diesem Zusammenhange war ich bestrebt, die Lebensbedingungen und die Lebensart der aussterbenden Ureinwohner meines Hauptarbeitsgebiets, der Hottentotten, als einen integrierenden Bestandteil der Naturgeschichte des Landes kennen zu lernen; deshalb blieb ich in der Wahl meiner Begleiter auch außerhalb des Groß-Namalandes in ständiger Fühlung mit dem Volk.

Die praktische Durchführung der wissenschaftlichen und der eingangs genannten wirtschaftlichen Pläne ging im ersten Jahre, 1903, glatt von statten. Das ist in erster Linie dem unbegrenzten Entgegenkommen der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes zu verdanken, die mich mit weitgehenden Empfehlungen an alle Behörden des Schutzgebiets entließ; der Gouverneur, damals Herr Oberst Leutwein, und sein Stellvertreter, Herr Regierungsrat Tecklenburg, förderten ihrerseits mein Unternehmen nach Kräften. Den Behörden im Mutterland und in der Kolonie spreche ich hier noch einmal meinen wärmsten Dank aus! Angra Pequena, die Lüderitzbucht, wurde Anfang April mein erstes Standquartier. Von hier aus beteiligte ich mich an den Küsten-Rekognoszierungsfahrten S.M.S. „Wolf“, an Bord dessen ich die beste Kameradschaft fand, und wandte mich dann den Inseln und der Küste südlich und nördlich der Swakopmündung zu. Anfang September verließ ich Swakopmund zu einer zweimonatlichen Reise durch das südliche Hererogebiet über das Komashochland nach Windhuk, zu dem doppelten Zweck, einerseits über die Durchführbarkeit eines Fischhandels-Projekts an erster Stelle mich zu informieren, andererseits die Vorarbeiten für eine längere Expedition weiter ins Innere zu beenden. Der Rest des ersten Jahres war dem Abschluß der Küstenstudien, der Januar und Februar 1904 einem vergleichenden Studium der englischen Fischerei am Kap der guten Hoffnung gewidmet, durch das deutsche Generalkonsulat in Kapstadt, damals

mit Herrn von Lindequist, später mit Herrn von Jacobs an der Spitze, in dankenswertester Weise gefördert; über die Ergebnisse habe ich an anderer Stelle Bericht erstattet¹⁵⁾.

Inzwischen hatten die Unruhen im Bondelzwartlande, die auch in Angra Pequena zur Erklärung des Kriegszustandes geführt und uns wenige Weiße zur Verteidigung organisiert hatten, das Signal zum Aufstand der Herero gegeben. Der nun folgende Krieg vereitelte hart die bis in alle Einzelheiten vorbereitete Expedition durch das Hereroland und die mittlere Kalahari zum Ngamisee; die Etappenstationen, die ich im Hinblick auf diese und andere Marschpläne im Lande angelegt hatte, wurden verlorene Posten. Ich hoffte, wenigstens im südlichen Namalande meine Arbeiten fortsetzen zu können, kehrte im März 1904 nach Lüderitzbucht zurück und wandte mich nach Kubub, meinem zweiten Standquartier. Die Wahl bewährte sich; aber im Mai sah ich mich auch hier jeder Bewegungsfähigkeit beraubt: Von einem großen Teil meines Gepäcks abgeschnitten und der Hilfe des Gouvernements, die jetzt drängenderen Aufgaben sich zuwandte, notwendigerweise entblößt, mußte ich mir — wollte ich nicht viertelverrichteter Sache nach Europa zurückkehren — in der Richtung des vorgesetzten Ziels ein neues Arbeitsfeld suchen. Ich fand es jenseits des Oranje im Klein-Namalande und bearbeitete es bis Ende August des zweiten Reisejahres. Dann kehrte ich, die im Hererolande zurückgelassene Ausrüstung endgültig verloren gebend, nach Kapstadt zurück, um von dort, neu ausgerüstet und von Herrn F. Hirschhorn in Kimberley in liberalster Weise unterstützt, über Mafeking in die zentrale Kalahari, zu der mir der Weg von Westen verlegt war, von Osten her vorzugehen. Von Mitte Oktober bis Anfang Februar, also in der kleinen Regenzeit, durchwanderte ich in den Richtungen, die die Karte zeigt, die Kalahari, westwärts bis Lehututu vordringend.

Hatte ich auf diesen und den vorher genannten Wegen die westliche Randzone und die östliche Hälfte des zentralen Hochplateaus mit dem großen Sandfeld im Innern an charakteristischen Punkten kennen gelernt, so fehlte doch noch eine Verknüpfung der Beobachtungen vom Westen und Osten. Ich bewerkstelligte sie, nach abermaligem Aufenthalt an der Südwest-Küste (speziell im Umkreis der Walfischbai) mit einigen Schwierigkeiten im dritten Reisejahr, 1905. Daß ich überhaupt im aufrührerischen Groß-Namalande mich bewegen konnte, verdanke ich zunächst dem Etappenkommando in Lüderitzbucht, das mich kriegsmäßig bewaffnete, verproviantierte und vorzüglich beritten der Truppe mich anschließen ließ. In Keetmanshoop fand

ich in Sr. Exzellenz Herrn Generalleutnant von Trotha einen starken Helfer, der, selbst Naturforscher, mit der Angliederung des friedlicheren Fachgenossen als Kriegsberichterstatter an das Hauptquartier meine Studien ausgiebig förderte. Nach Abschluß der letzten größeren Umgebungsbewegung gegen Hendrik Witbooi, an der ich auf diese Weise teilnehmen durfte, ebnete mir der Anschluß an eine kleine nach dem Osten abgehende Truppenabteilung unter Herrn Major von Estorff den Weg nach Rietfontein (September-Oktober 1905) und setzte mich so in den Stand, die Kalahari doch noch von Westen her, wenn auch vier Breitengrade südlicher und andert-halb Jahre später als ursprünglich geplant war, zu erreichen. Von einer Schilderung persönlicher Erlebnisse sehe ich ab.

Die Resultate nur, die sich trotz aller Wechselfälle und zum kleinen Teil auch aus ihnen selbst gewinnen ließen, sind hier am Platz. Sie folgen in diesem Band mit Ausnahme derer, die auf speziell zoologischem Gebiete liegen. Den Fachgenossen, besonders denen am Kgl. zoologischen Museum in Berlin, bin ich für die Bestimmung vieler der Tiere, die in diesem Bericht genannt sind, Herrn Prof. Dr. G. Volkens in Berlin für die unermüdliche Hilfe, den mitgebrachten Pflanzen zu den besten Bearbeitern zu verhelfen, zu großem Dank verpflichtet. Die Resultate der detaillierten Sammlungsbearbeitung, in die sich ebenfalls zahlreiche Fachgenossen mit mir teilen, hat die Medizinisch-Naturwissenschaftliche Gesellschaft zu Jena beschlossen, in ihren Denkschriften zu veröffentlichen. Die Mitarbeiterschaft ist geregelt, die Bearbeitung im Gang.

L. S. Schultze.

Inhalt.

I. Teil. Die Küste und die Inseln.

I. Kapitel. Die Faktoren der Küstengliederung.

	Seite
A. Die Wirkung der Brandung	1
1. Im Bereich der Felsküste	1
2. Im Bereich des Sandstrandes	5
a) Vor Swakopmund	7
b) Walfischbai	9
c) Sandfischhafen	10
d) Sierrabai beim Kap Cross	15
e) Ogdenhafen	18
f) Angra de St. Ambrose	18
B. Säkulare Strandverschiebungen	19
C. Präformierende festländische Kräfte	22

II. Kapitel. Die Besiedelung der südwestafrikanischen Küste.

A. Die Portugiesen, Engländer, Holländer	22
B. Die Werte des Küstenstrichs	26
C. Erschließung des Hinterlandes	28

III. Kapitel. Die Tierwelt.

A. Die Uferbewohner	30
1. Über felsigem Grund	30
2. Auf dem Sandstrand	32
3. Im Schlickboden	33
4. In den Tangen	34
B. Das Plankton	35
C. Die Wale	36
D. Die Fische	38
E. Die Robben	41
F. Die Vögel der Küste	44
1. Die Malagasvögel	45
2. Die Pinguine	47
3. Die Kormorane	52
4.—6. Außenfischer, Flamingo und Pelikan	53
G. Massensterben	54

II. Teil. Die Namib.

IV. Kapitel. Die bestimmenden klimatischen Kräfte.

	Seite
A. Die antarktische Meeresströmung	56
B. Die herrschenden Winde	58
C. Nebel	60
D. Ostwinde	61
E. Der Nordwind, Regenbringer	62
F. Die Temperaturen	63

V. Kapitel. Die Namib-Landschaft.

Ansteigen des Landes	64
A. Die Region der Felshügel	65
1. Die Wirkung der Winde und Temperaturen auf das anstehende Gestein	67
2. Die Wirkung des Wassers	72
B. Flache Trümmerfelder	73
C. Die Dünenregion	75

VI. Kapitel. Das Wasser und die Lebewesen der Namib.

A. Im Gebiet ausschließlicher Oberflächenbenetzung durch Regen	78
B. Die Grundwasserstellen	90
C. Nebel- und Windfeuchtigkeit	95
D. Pflanzen der Schorre	97
E. Die Eingeborenen der Namib	98

III. Teil. Das kleine Namaland.

VII. Kapitel. Der Wechsel der Existenzbedingungen gegen die nördlichen Gebiete.

A. Veränderung im Klima	106
B. Reliefbildung des Landes	108
C. Die meteorologischen Verhältnisse	112

VIII. Kapitel. Die Bastards.

A. Vorgeschichte der Bastardniederlassung in Kamaggas	115
B. Die Organisation der Bastardgemeinde in Kamaggas	116
1. Bürgerliche Gemeindeleitung	117
2. Die Kirchengemeinde	117
3. Die Rechtsprechung	118
4. Eigentum	118
5. Steuern	119
6. Bürgerrechte	119
C. Der Ackerbau	120
D. Gartenwirtschaft	125
E. Die Viehhaltung	127
F. Wirtschaftliche Lage und Charakter der Bastards	129

IV. Teil. Das innere Groß-Namaland.

IX. Kapitel. Relief und Landschaft.

A. Drei Höhenstufen	135
B. Das Urgebirge	135
C. Das Tafelland	137
D. Die Riviergebiet und ihre Vegetation	139
E. Die Vegetation des offenen Feldes	148

X. Kapitel. Das Klima des Groß-Namalandes.

	Seite
A. Die Temperaturverhältnisse	151
B. Die Winde	152
C. Die Regen	154
D. Abfluß des Regenwassers	157

XI. Kapitel. Namaländische Ortsnamen.

A. Aus der Landschaft an der Küste und in der Namib bis Kubub	163
B. Aus der Landschaft nordöstlich von Kubub	165
C. Aus der Landschaft südlich und südöstlich von Kubub	165
D. Aus der Landschaft von Kubub ostwärts über Keetmanshoop nach Hasüß	166
E. Aus der Landschaft zwischen Keetmanshoop, Bersaba und Bethanien	167
F. Aus dem westlichen nördlichen Klein-Namaland	167

XII. Kapitel. Die Hottentotten.

Einleitung (Name, Wanderungen, Stämme)	170
--	-----

Capitulum I. Der Körper und seine Pflege.

A. Die äußere Erscheinung	173
B. Die Haltung des ruhenden Körpers	180
C. Ausdruck der Empfindungen	182
D. Nahrung	184
1. Animalische Nahrung	184
2. Vegetabilische Kost	192
3. Genußmittel	203
4. Salz	205
5. Das Einnehmen der Mahlzeit	206
E. Die Hautpflege	206
F. Medizin	211
1. Chirurgische Behandlung	211
2. Geburtshilfe	215
a) Die Schwangerschaft	215
b) Die Geburt	217
c) Der Säugling	221
d) Das Wochenbett	222
3. Die Behandlung mit Medikamenten	223
4. Zauberei	226

Capitulum II. Die Hütte und das Handwerk.

A. Die Hütte	227
1. Materialien und Bau	228
a) Das Gerüst	228
b) Die Matten	229
c) Die Befestigung der Matte am Gerüst	231
2. Die Einrichtung der Hütte	231
B. Lederverarbeitung	233
1. Das Gerben	233
a) Das Verfahren selbst	233
b) Die Gebrauchsgegenstände, die aus gegerbten Fellen hergestellt werden	234
2. Das Anfaulenlassen	235
3. Das Frischtrocknen	238
4. Gemischte Behandlung	239
C. Seilerei	241

	Seite
D. Holzschnitzerei und Korbflechtere	244
E. Ton-, Stein- und Metallarbeit	246

Capitulum III. Die Lebensführung.

A. Haustiere und Viehwirtschaft	254
1. Das Rind	254
a) Rasse	255
b) Fortpflanzung	256
c) Das Melken	257
d) Der Herdenbetrieb	258
e) Bändigung, Kastrieren	261
2. Das Schaf und die Ziege	262
3. Die Unterscheidung der Individuen in einer Viehherde	264
4. Das Pferd	267
5. Der Hund	268
B. Die Jagd	268
1. Das Wild	268
2. Die Jagdarten	288
a) Die Pürsch	289
b) Die Hetzjagd zu Pferd	290
c) Der Anstand	290
d) Die Treibjagd	291
e) Der Fallenfang	292

Capitulum IV. Zusammenleben.

A. Familie	295
1. Gründung einer Familie	295
a) Eintritt in die Mannbarkeit	295
b) Die Heirat	297
2. Das Verhältnis der Familienmitglieder untereinander	299
a) Verhältnis der Ehegatten	299
b) Verhältnis der Eltern zu den Kindern	299
c) Verkehr der Geschwister	301
d) Schwiegerverhältnisse	301
e) Neffen- und Vetternschaft	302
3. Namengebung	303
a) Elternnamen	303
b) Beinamen	306
4. Kinderspiele	308
a) Nachahmung der Tätigkeit Erwachsener	308
Lehmspielzeug	310
b) Wettspiele	313
c) Phantasiespiele	315
Jugendfreundschaft	315
5. Auflösung der Familie, Totenbräuche	316
B. Stammesgemeinschaft	317
1. Eigentum	318
2. Geschlechtsverkehr	319
3. Macht	321
C. Das Verhältnis der Hottentotten zu den fremden Menschenrassen in ihrer Heimat und Nachbarschaft	321

	Seite
1. Verhältnis zu den übrigen Eingeborenen Südafrikas	322
a) zum Buschmann	322
b) zum Bergdamara	323
c) zu den benachbarten Bantustämmen	324
2. Verhältnis der Hottentotten zur weißen Rasse	325
a) Die erste Berührung mit der weißen Rasse	325
b) Der Bur	328
c) Die Mission	330
d) Das Verhältnis der Hottentotten zu seinem deutschen Herrn	333

Capitulum V. Geistestätigkeit.

A. Zur Sprache der Hottentotten	339
1. Die Schnalzer	341
2. Die musikalischen Modifikationen der Namalaute	342
a) Der Ton-Einsatz	345
b) Der Ton-Ausklang	349
c) Der Wort-Tonfall	351
d) Der Stärkeakzent	353
e) Kombinationen der vier genannten musikalischen Elemente	353
3. Zur Orthographie	363
B. Naturkenntnisse	364
1. Tier- und Pflanzenkenntnis	365
2. Himmelskunde	365
a) Der gestirnte Himmel	365
b) Die Zeit-Einteilung	369
C. Kunst-Anfänge	373
1. Die Musik-Pantomime	374
2. Das Riedtanz-Lied	375
3. Das Lied allein	381
4. Der Tanz allein	383
D. Keime einer Literatur	383
1. Ausgang	383
a) Tierstimmen	384
b) Zurufe	385
2. Sagen der Hottentotten	387
Übersetzungen, Auffassungen, Sprachliches	387
a) Abenteuer in der Wildnis (mit Menschenfressern, Buschspringern, wilden Tieren, dem Riesenbaum und der Feuerkohle), (Sage I—XIV)	392
b) Von den Bergdamara (Sage XV—XXII)	420
c) Aus dem Familien- und Hirtenleben (Sage XXIII—XXIX)	431
d) Haitsiaibeb-Mythen (Sage XXX—XXXI)	447
e) Tiersagen (Sage XXXII—LXVIII)	450
3. Rätsel	539
E. Schlußwort: Das Verhältnis der Hottentotten zur eindringenden Kultur	545

V. Teil. Die südliche Kalahari.

Grenzen	550
-------------------	-----

XIII. Kapitel. Das Klima.

Stand der Kenntnisse	557
Wetterbeobachtungen im Gebiet der Kalahari zwischen Kanya und Lehututu, in der ersten Hälfte der Regenperiode 1904/05	558

XIV. Kapitel. Die Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt.

A. Die Savanne	573
1. Das Gehölz und seine Tierwelt	573
2. Die Grasflur und ihre Tierwelt	580
3. Die Kraut- und Zwergholzgewächse	589
4. Der Sand und seine Bewohner	592
Wassernot und Gewitter	599
B. Die Pfannen	604
1. Flora und Fauna des Pfannenbodens	604
2. Die Tierwelt des Pfannenwassers	608
3. Bau und Verteilung der Pfannen	609
4. Vergleich der Pfannen in der südlichen und nördlichen Kalahari	613

XV. Kapitel. Die Eingeborenen der Süd-Kalahari.

A. Die Betschuanen	620
Die Stämme des bereisten Gebiets	621
1. Die Konstruktion der Hütte und die Bodenbearbeitung	623
2. Die Wanderschaft	629
3. Viehzucht, Jagd, Handel	632
a) Viehhaltung	632
b) Jagd	635
c) Verwertung der Beute zur Kleidung, Schmuck-, Musik-, Zaubergegenstände	637
d) Europäische Bedarfsartikel und einheimische Handelsobjekte	645
B. Die Buschmänner	650
a) Nachrichten	650
b) Begegnung, Wohnstätten	651
c) Sprachliches	653
d) Verhältnis zum Betschuanen	654
e) Äußere Erscheinung	655
f) Das Jagd- und Wandergehänge (Bogenausrüstung)	659
g) Fallen, Fang- und Wurfstücke	667
h) Vegetabilische Kost	668
i) Wasserversorgung	670
k) Geräte und Zeichnungen	674
l) Schicksal des Buschmanns	677

Anhang (Beiträge von Mitarbeitern).

I. Untersuchung von Gesteinen aus dem Gebiet der Reiseroute	679
II. Über die Zusammensetzung einiger Bodenproben aus dem Gebiet der Reiseroute	684
III. Analysen einiger Nahrungsmittel und Medikamente der Hottentotten und Kalaharibewohner	688
IV. Liste der gesammelten Pflanzen, soweit sie bis jetzt bestimmt sind	692
V. Liste der Fossilien (Diatomeen und Mollusken) aus dem Kalktuff von Witkop an der Grenze des südlichen Groß-Namalandes und der Kalahari	706
Verzeichnis der Werke, auf die im Text verwiesen wurde	709
Verzeichnis der Abbildungen. Erläuterung der Karte	714
Register	726
Errata und Schlußbemerkung zu den hottentottischen Texten	751

I. TEIL.

Die Küste und die Inseln.

I. Kapitel.

Die Faktoren der Küstengliederung.

A. Die Wirkung der Brandung.

Der Aufbau Südafrikas gibt uns heute noch keine bestimmte Antwort auf die Frage, welche Bewegungen der Erdrinde einst den Ostrand des südatlantischen Ozeanbeckens im ganzen schufen. Nur die Kräfte, die ihn im einzelnen geformt haben und noch formen, liegen wie es scheint klar zutage, Ihre Wirkung ist lokal verschieden je nach dem Material, das ihnen die Küste als Angriffspunkt bietet.

Die Gesteine der „Primärformation“^{1) 2) 3)}, die den Grundsockel des südafrikanischen Kontinents bilden, treten überall im Westen an die atlantische Küste. Alte Eruptivgesteine ragen noch am Cape-point unter dem Tafelberg-Sandstein hervor, der das Vorgebirge der guten Hoffnung auftrümt. Weiter nach Norden schließen sich, mit kurzen Unterbrechungen durch granitische Intrusionen (Saldanhabai), bis über das rechte Ufer des Oranje hinaus die ältesten Sedimentärgesteine Südafrikas an, die Malmesbury- und die unerforschten Namaqua-Schichten. Nördlich der Oranjemündung bilden neben untergeordneten Graniten vorwiegend Gneise, unbekannt nach Ursprung und Alter, den Küstensaum.

1. Im Bereich der Felsküste,

wo sie unverhüllt und steil an die See herantreten, bestimmen diese Gneise am augenfälligsten das Küstenrelief.

Schultze, Namaland und Kalahari.

Es sind weniger die vorherrschenden südlichen als die Winde aus dem westlichen Quadranten der Windrose, die entweder schweren Seegang bringen oder in schwerer Dünung von fernher nachwirken. So ist die See von Oktober bis März, zur Zeit der anhaltendsten und stärksten Südwinde, ruhiger als im Juni, Juli und August, den Monaten schwächerer Luftbewegung über der Küste, aber starker Dünung aus SW., W. oder NW.

Man braucht sich nicht die Schrecken eines Sturmes auszumalen, um die Ohnmacht des Menschen zu begreifen, der um diese Zeit an die Küste Südwestafrikas verschlagen wird: bei leichtem Südwind, der das Spiel der Insekten im Sonnenschein nicht stört, überrascht den Wanderer der Anblick der tobenden See, wenn er auf einer der Inseln, die dem Festland



Westküste der Insel Possession bei Ebbe.

vorgelagert sind, zum erstenmal an den Steilabfall der Küste zum offenen Ozean herantritt.

Von der Höhe der Insel Possession sieht man an solchen Tagen einen klaren Horizont in ruhiger Linie die blaue unendliche Was-

serfläche abschließen; kein Schatten und kein Wellenkamm stört den tiefen Frieden, der über der Ferne zu liegen scheint. Nur von Zeit zu Zeit, aber dem Lande schon genähert, schimmert es an bestimmter Stelle hell auf und verschwindet schnell. So rollen über Untiefen, die sich nur an solchen Tagen verraten, die langen Dünungswellen leicht schäumend weg. Aber wo sie die letzten, noch außer Hörweite hinausgeschobenen Vorposten des Festlandes treffen, steigen in regelmäßigen Intervallen weiße Gischtsäulen scheinbar unvermittelt aus der glatten Flut, stehen sekundenlang hoch und sinken lautlos zusammen.

Mit steigender Flut rollen die Wellen aber auch über diese Riffe und erreichen die Spitze einer der landzungenartigen Felsmauern, die die Insel nach Westen vorschiebt. Je höher die Flut steigt, desto mehr füllen sich die tiefen Einschnitte zwischen den Mauern, Schluchten mit senkrechten oder überhängenden Wänden, die landwärts zuweilen so spitzwinkelig aneinanderstoßen, daß nur ein einzelner Mann vom Inselplateau durch eine enge Pforte bei Ebbe herunterklettern kann.

Draußen am breiten Eingang einer solchen Schlucht, an einer der massigen, runzelig zerfurchten Klippen oder an einem Block spitzer Gneisfeiler, bricht sich die Welle mit einem ersten dumpfen Stoß. Und nun wälzt sich unaufhaltsam, mit einer Steilfront von mehreren Manneshöhen, die brodelnde Masse heran, um so wilder und schneller je enger das Felsenbett wird, in das sie sich zwängen muß. In ihrem Rauschen geht für Momente das Donnern der Brandung unter, dann setzt es verstärkt wieder ein und mischt sich in das hohle Poltern und Anschlagen der schweren Gerölle, die das rücklaufende Wasser mit sich reißt. Noch ist die Welle nicht verlaufen, da verschwindet der hundert Meter lange Felsrücken, der zwei Schluchten trennt und bisher allem Ansturm getrotzt hatte, in einem ungeheuren Wasserschwall, der seitlich in breitem Strom über ihn hinwegschießt, an dem gegenüberliegenden Felsenzug anbrandet und in das übervolle Tal schäumend zurückgeworfen wird.

Jetzt steht das Wasser allenthalben so hoch, daß es die immer drohender heranschwankenden Wellen ungebrochen bis an den Kern der Insel trägt. Wer hier an exponierter Stelle den Anprall der Welle abwartet, glaubt im Moment des Hauptstoßes den Fels in seinen Grundvesten erschüttert. Das Aufzischen und Niederklatschen der gegen 20 m hoch geschleuderten Wassermassen, der feine Sprühregen, der alles rings in dichten regenbogenfarbenen Schleier hüllt, das Rauschen der Gießbäche, die von allen Seiten wie aus plötzlich erschlossenen Quellen hervorbrechen, und unten das chaotische Durcheinanderwühlen des Strudelwassers unter dickem gelbem Schaum verwirrt die Sinne, man glaubt den Boden unter sich wanken zu fühlen.

Aber ehe ein Fels absinkt, der jetzt noch ungelockert im anstehenden Gestein wurzelt, mögen Jahrzehnte vergehen; das Trümmerfeld, das bei Ebbe zutage tritt, reicht in seinen ältesten Teilen sicher Jahrhunderte zurück. Alle Stadien der Zerstörung liegen zutage: Unterwaschene, überhängende und abgestürzte Wände, Schollen im Begriff auf glatter schieferungsparalleler

Gleitfläche abzurutschen, scharfkantig wie mit einem Stemmeisen ausgebrochene Klötze, hier zu Rundblöcken abgewaschen, dort schon als schwerer Rollstein verschieblich, dort zu Geröll und Kies zerkleinert, da endlich zu Grus und Sand zerwaschen.

Die stärkste Schutzwehr der Küste sind große braune Tange, zu *Ecklonia buccinalis* (L.) Hornem. gehörig, die fast überall auf felsigen Untiefen gedeihen; in ihren dichten Beständen verzehrt sich die Energie der Welle. Aber wo sie auf flachem Vorstrand über der Niedrigwasserlinie fehlen, rollen die Wellen bei Flut noch stark genug zu tiefgreifender Zerstörung über die Gesteinstrümmer heran. Erklettert man die Felsen, die



Quellenbucht am Nordende der Prinzenbai, von Süden gesehen.

in der Prince of Wales-Bucht über der „Buschmannsquelle“ ca. 60 m hoch ansteigen, so sieht man in eine solche schutzlose Uferlandschaft: Zerrissene Steilwände, eine die Südwand unterminierende Grotte, bizarre Riffe und lose Trümmer aller Größen lassen kei-

nen Zweifel, daß hier das Meer sich eine Bucht höhlt. Ein Anteil der Brandung an der Isolierung jener Inseln, die wie Pomona und Halifax dem Festland bei Ebbe noch angehören, ist wohl anzunehmen, wenn auch nicht eindeutig festzustellen. Die genetische Zusammengehörigkeit auch der wenig weiter entfernt liegenden Inseln Possession und Itschabo mit dem Festland geht aus der Übereinstimmung ihres Gesteins mit dem der gegenüberliegenden Küste hervor. Aber dunkel bleibt, ob diese Inseln von vornherein isoliert als Schollen neben der Hauptbruchlinie der Küste stehen geblieben sind oder ob sie erst nachträglich unter Strandverschiebungen und Brandungswirkung vom Festland sich abgliederten.

Widerstandsfähiger gegen die Brandung als der Gneis ist der Granit der Südwestküste; jenen zertrümmert die Welle, diesen modelliert sie zu-

nächst. In den Granit von Kap Cross hat die Brandung bald breite, senkrecht aufgerichtete Hohlkehlen, bald horizontale, fußtiefe, wurmartig gewundene Rinnen gegraben. An der Bildung dieser letzteren, nur schwach seewärts abfallenden Vertiefungen ist auch das Wasser beteiligt, das bei steigender Flut stundenlang aus den höher gelegenen, dauernd sich überfüllenden Becken zum Meer zurückfließt. Zuweilen führen diese Rinnsale reichlich Sand, der wie Schmirgel die Wände schleift.

Auf horizontalen Flächen sind in den Granit kreisrunde oder elliptische Näpfe gegraben, mit steilen Wänden, bis zu $1\frac{1}{2}$ m im Durchmesser, halbfußtief. Sie sind offenbar dadurch entstanden, daß die Brandung mit Sand- oder Geröllmassen, die sich in Unebenheiten des Felsens gefangen haben und in ihnen mit jeder Welle rotiert werden, wie mit Scheuersteinen den Fels ausgehöhlt hat.



Partie aus dem Nordwesten der Insel Possession.

Der Granit ist von der Welle glatt poliert, aber in der Politur sind stecknadelkopf- bis erbsengroße Löcher zu sehen, aus denen die weniger fest haftenden Mineralbestandteile herausgebrochen worden sind.

Während die Brandung im Bereich der nackten Felsen auf zerstörendem Wege die Küstenlinie immer reicher zu gliedern bestrebt ist, baut sie auf und gleicht sie aus, wo

2. Im Bereich des Sandstrandes

das anstoßende Gestein von der See abgedrängt ist.

Die Bedingungen für die erste Entstehung flacher Sandstrände über abgesunkenen oder durch Brandung nivellierten Bezirken der südwestafrikanischen Felsküste sind im einzelnen wohl nicht mehr festzustellen. Die heutige

Verteilung von Fels- und Sandstrand läßt vermuten, daß hier das Zusammenreffen rein lokaler Verhältnisse, der jeweilige Verlauf der Küstenlinie, die Steigung des Strandes und die Seewindrichtung als Regulatoren der Brandung, das Relief der verwitternden Nanub-Oberfläche und die Bahnen der Landwinde als Regulatoren der Flugsandbewegungen entscheidend waren.

Aber können auch die Ursachen für die heutige Verteilung des Fels- und Sandstrandes längs der Küste wie der erste Ursprung des Sandes selbst aus der Zerstörung der ehemals anstehenden Gesteine nur erschlossen werden, so sind doch die Veränderungen, die der Verlauf der sandigen Küstenlinie heute vor unseren Augen erfährt, gut zu beobachten und ohne theoretische Spekulation verständlich.

Der große Anteil des Benguelastroms an diesen Vorgängen ist unverkennbar. Seine allgemeine Süd-Nord-Richtung wird in Küstennähe modifiziert: erstens durch Strömungen aus der Tiefe, die sich uns aus der Erniedrigung der Oberflächen-Temperaturen im Küstensaum zu erkennen geben (s. Kap. IV. A.), zweitens durch die Richtung der auflaufenden Strandwellen, die dem Strom eine westliche Komponente geben. Aber alle diese Einflüsse vermögen die starke Nord-Komponente der Strömung nicht aufzuheben.

Der Anteil des Seegangs und der Brandung ist zwifacher Art: die Wellen wirbeln je nach der Stärke des Seegangs in wechselndem Abstand von der Küste den sandigen Meeresboden auf. Der vertikale Stoß der Wasserteilchen starker Wellen gibt sich vor Swakopmund gelegentlich über 8 m Tiefe in lokalem Aufschäumen sonst glatt verlaufender Wellen kund. Je nach dem Grad der Wasserbeunruhigung in der Tiefe werden die aufgehobenen Sandkörnchen eine Zeit lang in der Schwebe gehalten. Ehe sie wieder zu Boden sinken, werden sie der Richtung der auflaufenden Wellen entsprechend dem Lande genähert und, gleichzeitig von der Strömung erfaßt, nordwärts verlagert.

Die Wirkung der Gezeiten tritt beim Sandtransport an der südwestafrikanischen Küste in den Hintergrund. Die mittlere Fluthöhe beträgt nur knapp 1 m, noch nicht $\frac{1}{2}$ m bei tauben, $1\frac{1}{2}$ —2 m bei Springfluten.

Der von Strömung, Brandung und Gezeitenwirkung ununterbrochen ausgeübte Sandtransport und Sandabsatz längs des Ufers wirkt in großem Maßstab auf eine Vereinfachung der gesamten südwestafrikanischen Küstenlinie hin. Jeder Vorsprung der Küste wirkt als Sandfang. Und ist erst das äußerste, ursprünglich frei ins Meer ragende Ende des Vorsprungs mit

der Küstenstrecke südlich davon durch eine neue Strandlinie geradlinig verbunden, dann erfolgt — wenn das vorragende Ende noch im Bereich der Brandung ist — ein Überspülen des Sandes in den nördlichen Winkel zwischen Sandfang und Küste und damit eine nachträgliche Ausfüllung der Räume, die das Meer jenseits des Hindernisses ausgekolkt hatte.

a) Diese Vorgänge ließen sich schrittweise in den Jahren 1903—1905 vor Swakopmund verfolgen. Dieser Ort ist für Studien*) in der genannten Richtung besonders geeignet. Denn die Mole von Swakopmund, als ein Wall am offenen Strand, im Bereich der Strömung und Brandung annähernd senkrecht zur Küste in die See gebaut, ermöglicht es, aus der Sandmenge, die sie in einer bestimmten Zeit anstaut, ein Maß für die Größe des Sandtransports zu gewinnen.

Der speziellen Berechnung legte ich ein Gebiet von rund 1,16 qkm zugrunde mit der Hochwasserlinie von 1899 als östlicher, mit dem Abstand eines Kilometers von der Standlinie seewärts als westlicher Grenze. Die Swakopmündung bildete im Süden, die ihr zugekehrte Seite des Molenarms im Norden den natürlichen Abschluß.

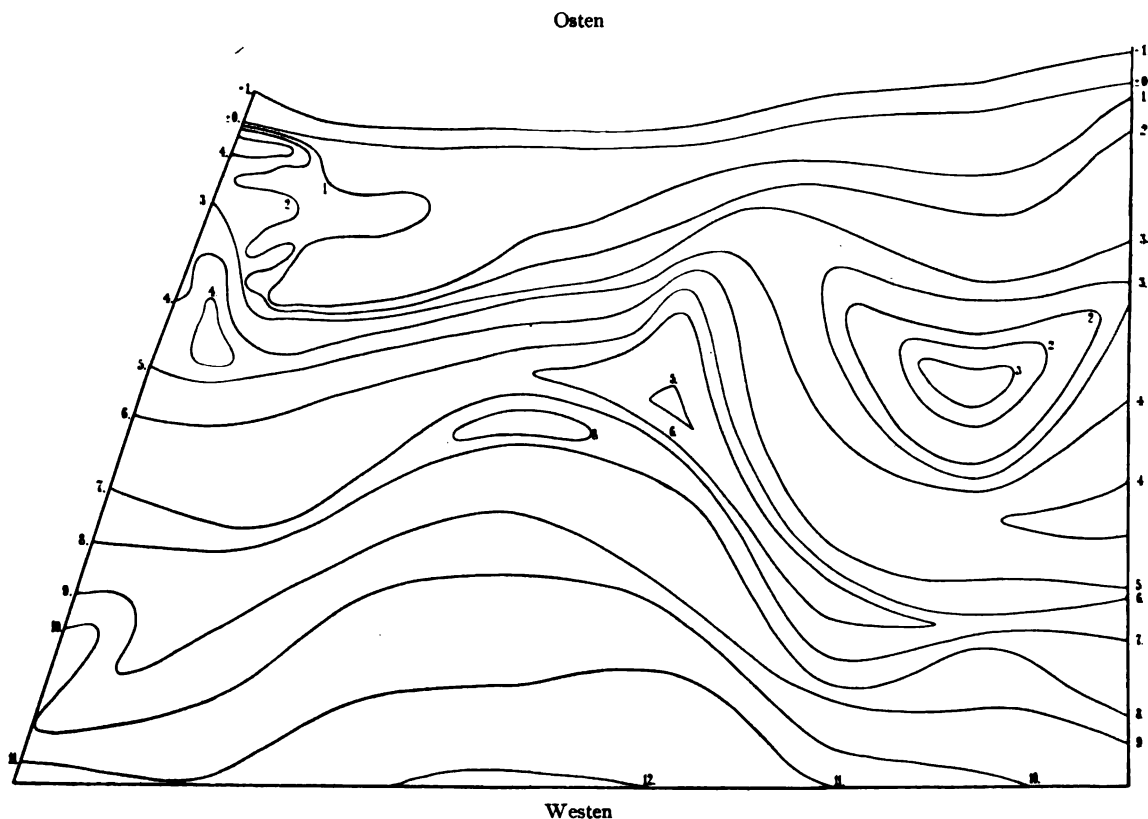
Über dieser Grundfläche wurden für 1899 und für 1905 die mittleren Meerestiefen durch Interpolation ermittelt¹⁾. Damit war das Material gewonnen, um den Kubikinhalte der abgegrenzten Landmasse von bekannter Grundfläche und jetzt bestimmbarer Höhe für das Jahr des Anfangs und das des Endes der Versandung zu berechnen. Die Differenz ergibt das folgende Resultat.

Vom Frühjahr 1899 bis zum Frühjahr 1905 sind vor Swakopmund auf der oben abgegrenzten Fläche 772000 cbm Sand vom Meere abgelagert worden. Ein Teil dieser Sandmassen stammt aus dem Swakopbett. Es ist berechnet worden²⁾, daß der Swakop bei seinem letzten großen Abkommen vom 6./7. bis 19. Februar 1905 rund 90000 cbm Sinkstoffe aus seinem Bett und gleichzeitig 20000 cbm Sand von der Barre, die seine Mündung ab-

*) Hierbei bin ich in liberalster Weise vom Kaiserlichen Hafenbauamt in Swakopmund mit Material versehen worden. Die Skizzen der Isobathenlinien sind den Peilplänen (1 : 2500) der Herren Baumeister Ortloff (1899) und Witte (1905) entnommen. Daß ich die Sandanlagerungen in demjenigen Strandbezirk südlich der Mole, der im Laufe der Jahre landfest geworden ist, mit in Rechnung ziehen konnte, verdanke ich Herrn Landmesser Hümann, der hier meinem Wunsche nach zahlenmäßigen Unterlagen in freundschaftlichster Weise entgegenkam, die nötigen Nivellements ausführte und in Profile auftrug, nach denen später die Isohypsen gezogen wurden. Bei der Berechnung des Kubikinhalts der angeschwemmten Sandmassen erfreute ich mich der Hilfe des Herrn Dr. Moritz von Rohr, dem ich auch die Kenntnis der Methode von Meinardus zur Berechnung mittlerer Meerestiefen verdanke.

schloß, also in Summa 110 000 cbm Sand in die See abgespült hat. Mit der Meeresströmung wanderten diese Massen mit einer Geschwindigkeit von ca. 200 m im Monat die Küste entlang nordwärts.

Die oben genannte Zahl der gesamten Sandzufuhr von 1899—1905 ist etwas zu niedrig. Denn schon Anfang des Jahres 1904 traten die ersten Anzeichen einer Versandung des Hafens von Swakopmund ein, d. h. wanderte der Sand über das freie Ende der Mole hinaus und ging somit für unsere Rechnung verloren.

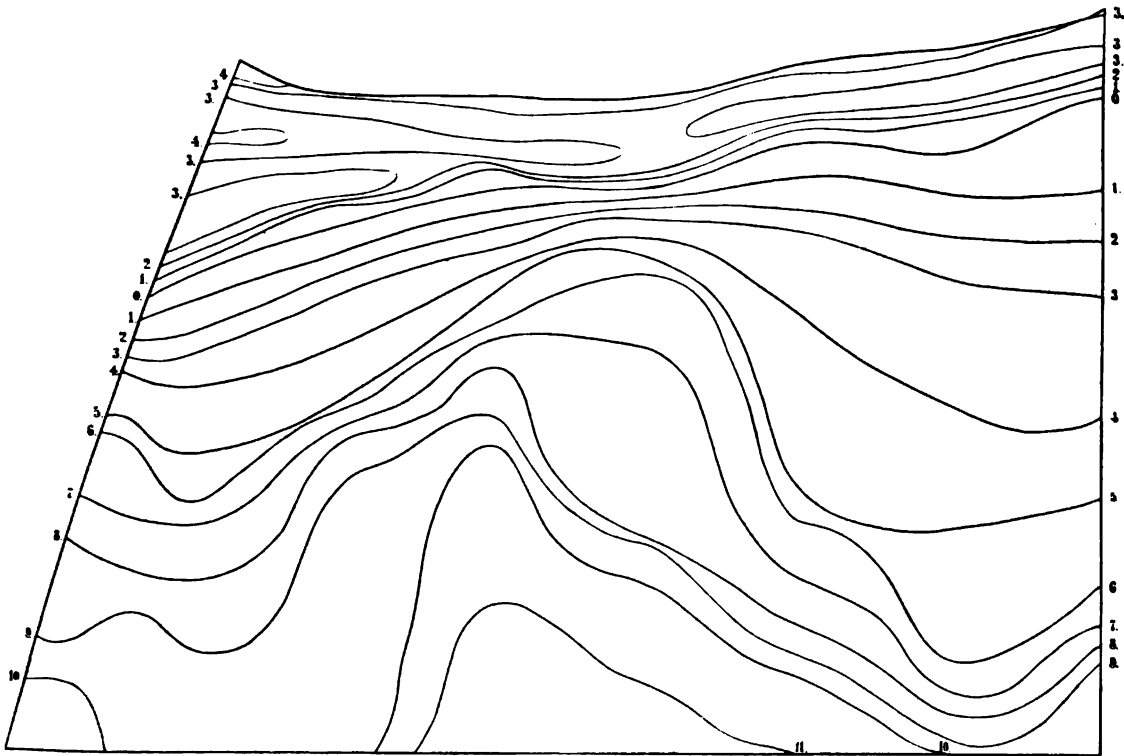


I. Meerestiefen zwischen der Swakopmündung (rechts) und der Mole (links) im Frühjahr 1899. Maßstab 1 : 10 000. Die Zahlen geben die Meerestiefen in Metern unter der mittleren Niedrigwasserlinie (0) an. +1 bezeichnet die Hochwasserlinie.

Daß die Ablagerung des Sandes nicht gleichmäßig erfolgte, sondern neben lokalen Abtragungen einherging, ergibt sich, wenn man die Differenzkurven der Isobathen von 1899 und 1905 konstruiert. Es zeigt sich dann, daß — abgesehen von der Hauptansammlung des Sandes längs der Molenaußenseite — in unmittelbarer Ufernähe einerseits, in der uferfernten Region des oben abgegrenzten Gebietes andererseits, je eine küstenparallele Auf-

tragungszone liegt. Zwischen diesen beiden Zonen ist in den 6 Beobachtungsjahren Sand abgetragen worden (ob gleichmäßig fortschreitend, bleibe unentschieden); die Größe dieser Abtragung beträgt im Maximum ca. 2,6 m.

b) Wie vor Swakopmund, so haben überall längs der südwestafrikanischen Küste die Sandbewegungen die Tendenz, durch Auflandung von Süden her Küstenvorsprünge auszugleichen. An bestimmten Stellen nun wird diese Tendenz — wenn auch vielleicht nicht dauernd, so doch vorübergehend mindestens für Jahrzehnte — in eine gegenteilige Wirkung, eine reichere Gliederung der Küstenlinie umgekehrt: Die freie Spitze des Sandfangs wächst seawärts



II. Meerestiefen derselben Strecke im Frühjahr 1905.

weiter, wenn sie nicht schroff in die Brandung abfällt, sondern in sanfter Böschung und in ruhigerem Wasser den antreibenden Sandkörnern Halt bietet. Oder eine Untiefe, ursprünglich dem Strande vorgelagert und ihm annähernd parallel verlaufend, mag sich jetzt nach Versandung des südlichen Sandfangwinkels dem neuen, in ihre Nähe vorgeschobenen Strande angliedern. Sie wirkt dann als Fortsetzung des Sandfangs und wächst zu immer höherer Barre an, bis sie als flacher Sandrücken über den Meeresspiegel steigt.

Auf diese Art (die hier nur als möglich angedeutet wurde) würde eine nach Norden offene, von der See im Westen durch eine niedrige Landzunge abgegrenzte Bucht vom Typus der Walfischbai entstehen.

c) Wächst das freie Ende der Landzunge soweit vor, daß es an einer Stelle wieder mit dem Festland zusammenstößt, so schließt sich die Bucht zur Lagune. Der Sandfischhafen (Sandwichharbour, Porto d'Ilheo) hat einmal im Laufe der letzten Jahrzehnte dieses Stadium durchlaufen.

Gelegentliche Beobachtungen über Sandanlagerungen sind bei Betrachtung des Sandtransports als eines küstengliedernden Faktors von geringem Wert und lassen deshalb in der oft aufgeworfenen Frage einer fortschreitenden „Versandung“ einer Bai unserer Küste keinen einwandfreien Schluß zu. Es muß immer bedacht werden, daß nur eine Anlagerung von Sand sich ohne weiteres zu erkennen gibt, daß aber Sand-Ausfuhren nur durch systematische Lotungen festzustellen sind. Mag ferner auch am Orte a Sandzufuhr die Bucht verkleinern, am Orte b kann sich die Bucht gleichzeitig durch Verlängerung der Landzunge weiter in tiefere Gewässer schieben. Das einzig zuverlässige Material zur Beurteilung aller dieser Vorgänge sind, außer positiven historischen Daten, planmäßige Vermessungen in bestimmten Zeitabständen. Ich war bemüht, alles erreichbare Material dieser Art, das den Sandfischhafen betrifft, zusammenzubringen.

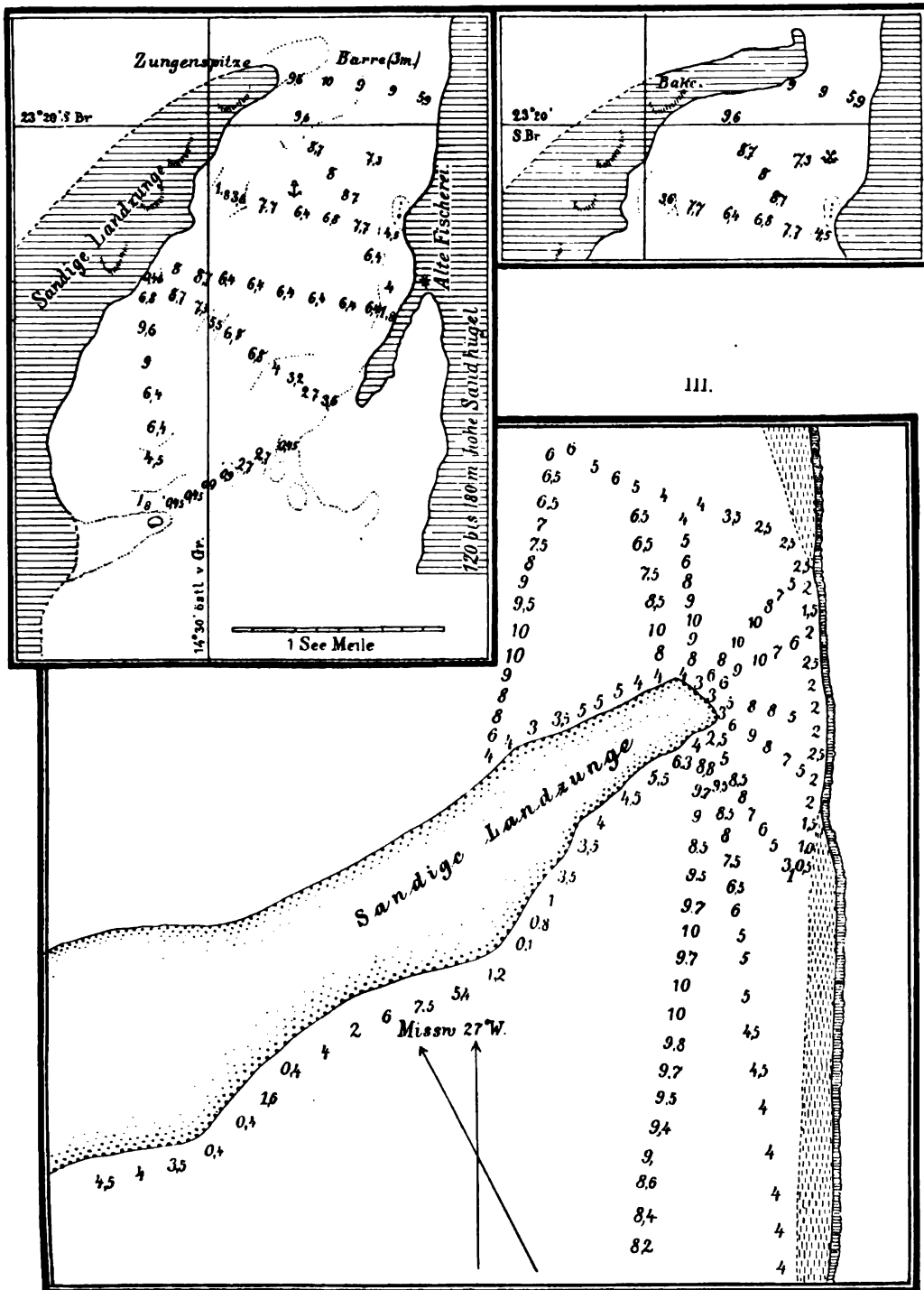
Das Wrack eines großen eisernen Schiffes, das am Ostrand der südlichen Buchthälfte liegt, beweist, daß die Bucht ehemals weit offen war. Ein Schiff dieser Größe, das heute bei Sandfischhafen scheitert, würde nie am Ort dieses Wracks, sondern weit außerhalb der engen Einfahrt aufgesetzt werden. Das Wrack ist wohl das älteste Dokument für eine starke Veränderung des Sandfischhafens in junghistorischer Zeit.

Die Längen- und Breitenbestimmung des Kapitän Morrell⁶⁾, der vom 18. bis 20. November 1828 bei Sandfischhafen vor Anker lag, haben sich als zu ungenau erwiesen, als daß man die Lage der Hafeneinfahrt aus dieser Zeit noch ermitteln könnte.

Die erste gute Darstellung des Sandfischhafens, nach den Vermessungen der „Sylvia“ im Jahre 1880 entworfen⁷⁾, findet sich auf der britischen Admiralitätskarte No. 032. Schon hier (s. Fig. I) ist vermerkt, daß die Spitze der Landzunge im Laufe der Jahre sich vorgeschoben haben soll. Immerhin ist die Einfahrt noch fast $1\frac{1}{2}$ km breit. Während der nächsten Jahre bildete sich dann (eine genaue Datierung ist aus der kurzen Berichtnotiz der Nachtragskorrektur des Vermessungsschiff-Kommandanten nicht zu entnehmen)

I.

II.



Der Sandfischhafen. (Tiefen in Metern.)

I. im Jahre 1880. Maßstab 1 : 60 000.

II. zwischen 1880 und 1889. Maßstab wie I.

III. im Jahre 1889. Skizze der Hafeneinfahrt, Maßstab 1 : 6000.

eine Barre, die, von der Spitze der Landzunge westwärts gegen das Festland vorspringend, die Hafeneinfahrt einzuengen beginnt. Später erhob sich diese Barre über den Meeresspiegel und reduzierte die Breite der Einfahrt auf 650 m.

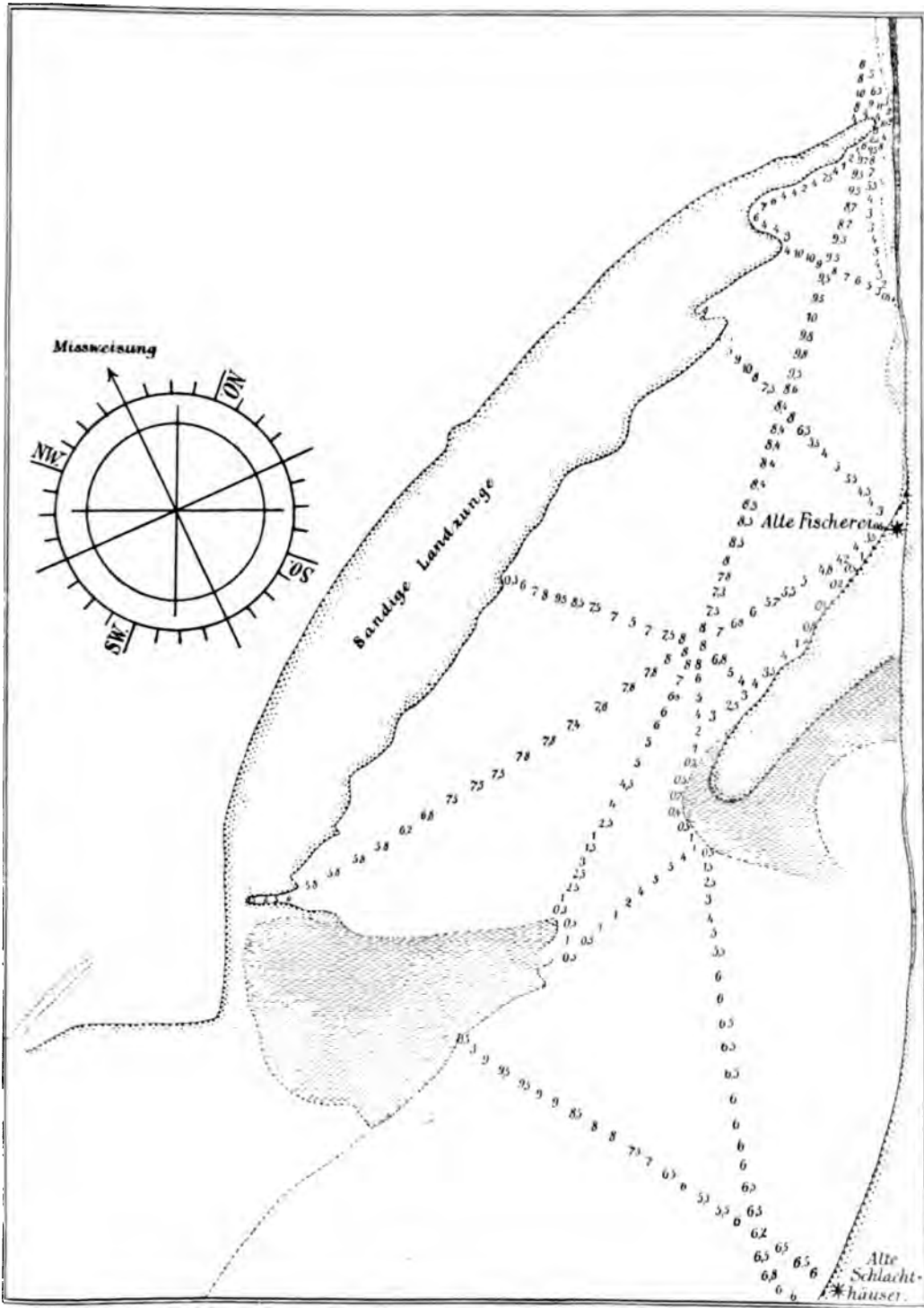
Der Bericht des Kreuzers „Habicht“*) aus den 80er Jahren ist selbst nicht mehr vorhanden, aber die ihm beigegebene Skizze (Fig. II) läßt ein Vorwachsen der Landzunge um 850 m erkennen. Noch konnte im Innern des Hafens Anker geworfen werden.

Das Kanonenboot „Hyäne“, das im Jahre 1889 den Sandfischhafen vermaß (Fig. III u. IV), fand die Einfahrt bereits bis auf eine 95 m breite Rinne zwischen Festland und Landzungenspitze verschlossen.

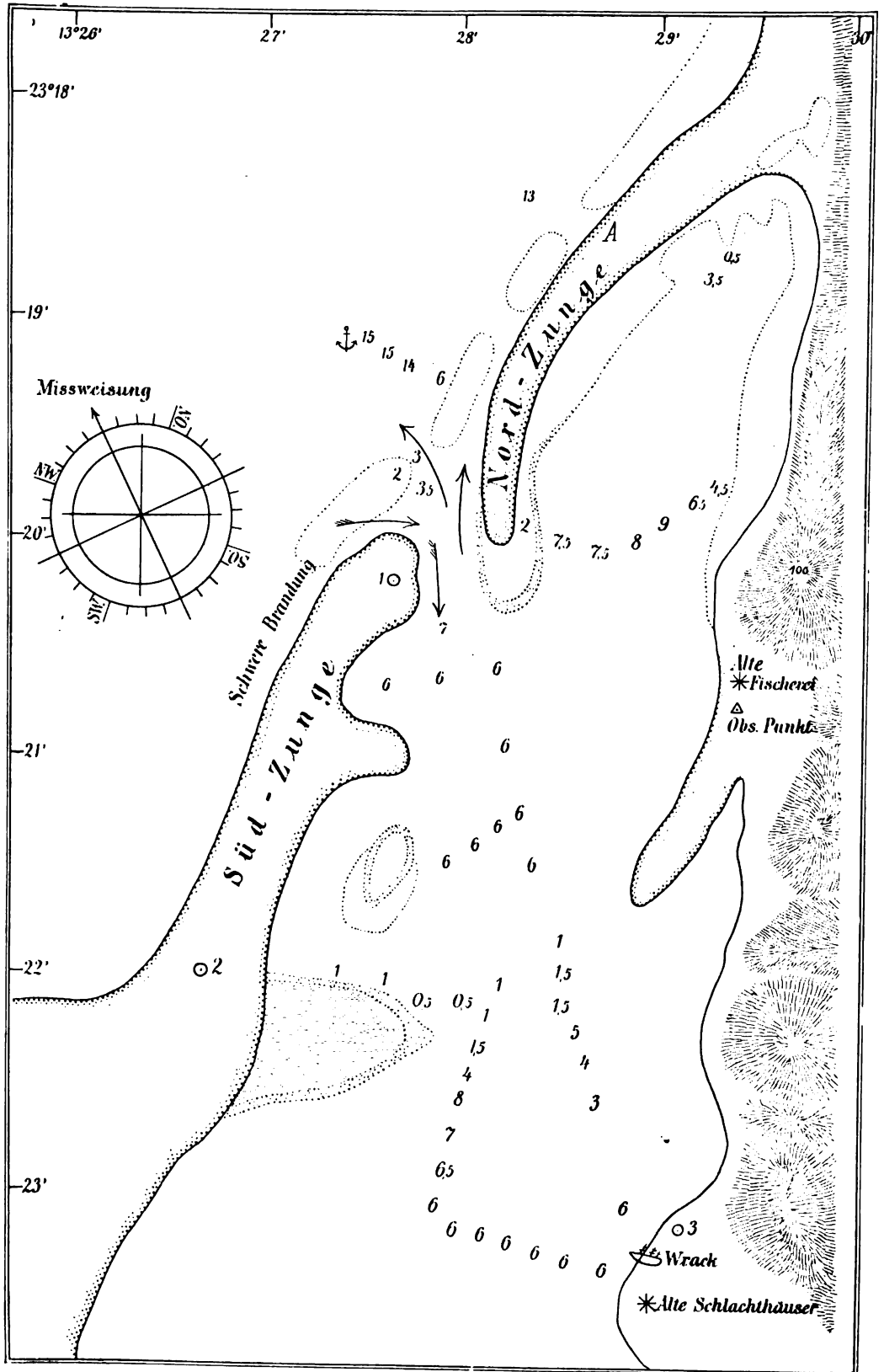
Als ich im Jahre 1903 den Sandfischhafen besuchte, um die Einfahrt zu studieren, fand ich zu meiner Befremdung nicht die geringste Übereinstimmung mit den Karten, nach denen ich mich orientieren wollte. Eine der hohen Dünen im Südwinkel der Lagune ließ die Bucht in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken. Sandzungen, an der weißen Brandungslinie ihres Außenrandes auf große Entfernung kenntlich, begegneten sich von Norden und Süden her, überschritten sich und ließen nur in ungefähr 4 km kürzester Entfernung vom Festland eine enge Wasserstraße zwischen Meer und Hafen frei. Die breit im Süden vom Festland abgehende Sandzunge reichte so weit nach Norden vor, daß sie 90 Grade des Gesichtskreises einnahm. Den Binnenraum der Bucht engten Sandmassen ein, die von Norden nach Süden vom Festland und in entgegengesetzter Richtung von der großen Landzunge einsprangen.

Inzwischen sind meine Beobachtungen durch die Vermessungsarbeiten des „Habicht“ bestätigt und an Genauigkeit überholt worden (Fig. V). Wo am Nordende der Bucht im Jahre 1889 eine bis 10 m tiefe Einfahrt sich öffnete, wurzelt jetzt eine 600 m breite Landzunge, die sich allmählich schwach verjüngend in südwestlicher Richtung mit südwärts umgebogener Spitze rund $4\frac{1}{2}$ km weit ins Meer erstreckt. Zwischen ihrem freien Ende und dem Ende der alten Landzunge, die ihr aus Süden entgegenkommt, ist eine Wasserinne von 300—400 m Breite frei, mit einer Minimaltiefe von 2 m bei Niedrigwasser. Diese Einfahrt liegt an der Stelle, wo vor sechs Jahren eine $\frac{3}{4}$ km breite Sandzunge trocken über dem Meeresspiegel lag.

*) Der Nautischen Abteilung des Kais. Reichsmarineamts bin ich für die Bereitwilligkeit, mit der mir die Einsicht in die Archivbestände und deren Verwertung gestattet wurde, zu großem Dank verpflichtet.



IV. Der Sandfischhafen im Jahre 1889. Maßstab 1:46 000. Tiefen in Metern.
(Will man die Skizzen IV. und V. annähernd zur Deckung bringen, müßte für die Skizze IV. ein Maßstab von 1:52 000 angenommen und V. auf diesen Maßstab vergrößert werden.)



V. Der Sandfischhafen im Jahre 1905. Maßstab 1:57 000.
 A an der nördlichen Landzunge: Landungsstelle für Boote. (1) bis 3: durch Kompasspeilungen festgelegte Punkte. Tiefen in Metern.

Die Einfahrt hat sich also neu gebildet, indem das Meer die Landzunge durchriß. Den neugebahnten Weg hält sich das Meer in starken Gezeitenströmungen offen, die in der Richtung der Pfeile mit einer mittleren Geschwindigkeit von 1,8 m in der Sekunde die Rinne durchspülen. Deren Tiefe ist zurzeit groß genug, die weiße Gischtlinie, die von beiden Seiten an sie herantritt, zu unterbrechen; keine Brandung hindert also die Hafeneinfahrt durch die Rinne. Außerhalb des Brandungsbereichs der Landzungen können Schiffe an der Stelle, die in der Abbildung bezeichnet ist, gegen Wind und Dünung geschützt vor Anker gehen. Die Einfahrt in den Hafen ist aber nur Booten möglich, allerdings bei jedem Wasserstand*).

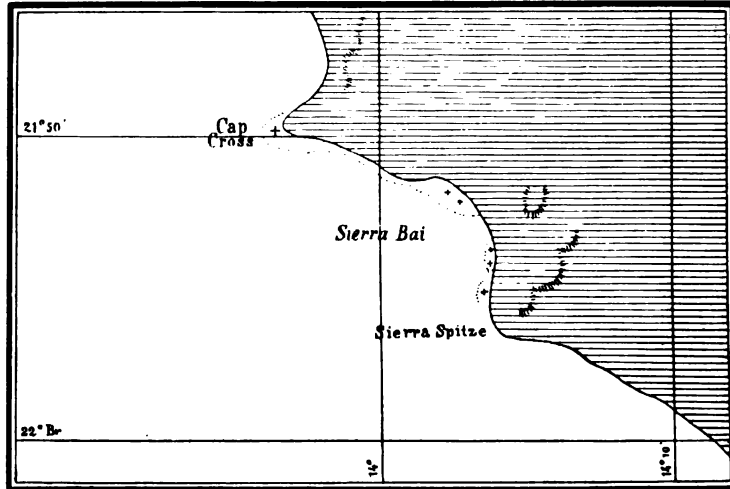
Blicken wir über die Sandbewegungen im Sandfischhafen im Ganzen zurück, so tritt die Tendenz, die Bai zur Lagune zu schließen und damit völlig vom Meere abzudrängen, klar zutage. Wie lange das Meer sich noch den Zugang offen hält, ist nicht vorauszusagen.

d) Das Schicksal, das dem Sandfischhafen droht, hat sich an einer Bucht weiter im Norden (in ca. 93 km Luftlinienentfernung von Swakopmund) vollendet. Zwischen dem Kap Cross und der südlich davon gelegenen Sierraspitze öffnete sich damals die Sierrabai. „Die Bai springt ungefähr drei Meilen tief ein, aber da sie westlichen und südwestlichen Winden ausgesetzt ist, ebenso wie der fast ununterbrochenen Dünung, bietet sie keinen guten Ankerplatz, wird aber trotzdem zuweilen von Walfischfängern besucht“, so berichtete Kapitän Morrell⁶⁾ im Jahre 1832. Die britische Admiralkarte⁷⁾, die sich auf Vermessungen zurück bis zum Jahre 1824 stützt, bestätigt im wesentlichen die Angaben des Amerikaners (s. Fig. I). Die Aufnahmen C. von François' aus dem Jahre 1893 ergeben ein total verändertes Bild (Fig. II). An Stelle einer geräumigen Bai sehen wir heute öde Sand- und Salzfelder sich dehnen; sie schienen mir einer näheren Untersuchung wert.

Von den Felsen des Kap Cross steigen wir nach Süden in ein seichtes Becken, daß nach Osten von einem weiten Bogen hoher ferner Felsen abgeschlossen ist. Die Grenze gegen die offene See bildet ein flacher Sandwall, 500–600 m breit, in geradlinigem 16 km langen Verlauf von NW. nach SO. Kap Cross mit der Sierraspitze verbindend. Zwar sieht man von der Mitte des Beckens bei hohem Seegang hie und da den Gischt der Brandung hinter dem Wall auftauchen, aber nur an besonders stürmischen Wintertagen spült die See herüber und setzt größere Strecken der Ebene

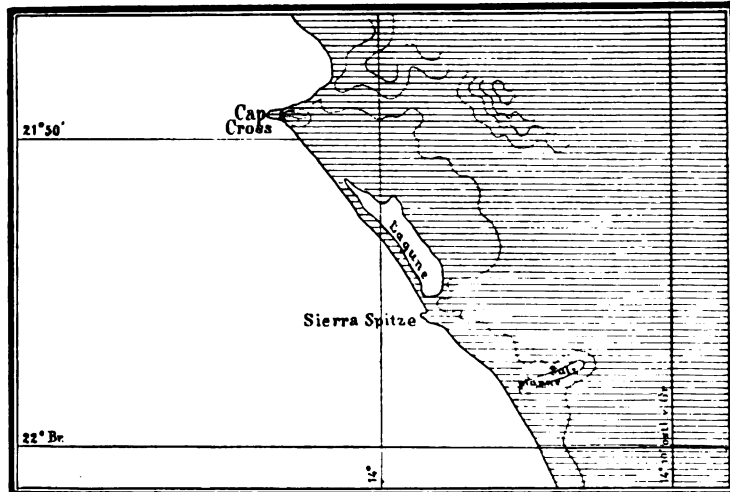
*) Korvettenkapitän Kühne, s. Z. Kommandant des „Habicht“, erklärte einen Leichter- und Schleppdampferverkehr durch die Rinnen für möglich.

unter Wasser. An dieser Überflutungsstelle im Süden sind die Gruppen der **Ikxiibes*-Büsche (*Zygophyllum clavatum* Schtr. et Diels, nov. spec.) gelichtet, sonst wachsen sie üppig auf der ganzen Landseite des Walles.



I. Die Sierrabai um 1830. Maßstab 1:420 000.

spiegeln auf ihnen wie Eisblumen. Unter den Krusten stößt man auf Salzbrei oder trübe Lake. Diese Felder, die vom reinsten Weiß durch Flamingorot bis zu trübem Violettbraun alle Übergänge zeigen, sind von sandgrauen



II. Die Sierrabai im Jahre 1893. Maßstab 1:420 000.

Flächen unterbrochen; hier ist Flugsand zwischen die Salzkristalle geweht, um so dichter, je rauher die Oberfläche der vielfach zerborstenen Kruste geworden ist. So erscheint dann die Fläche bald wie mit Hunderten kleiner Maulwurfshügel bedeckt, die unter den Füßen einbrechen, bald gleicht sie einem Sturzacker. Vielfach ist die Kruste auch regelmäßig in Schollentafeln zerfallen.

Der Boden des so begrenzten Beckens ist meilenweit faust- bis fußdick mit Salz inkrustiert. Die frischen Krusten in Meeresnähe glänzen schneelig oder leuchten rosa und die Kristallflächen

spiegeln auf ihnen wie Eisblumen. Unter den Krusten stößt man auf Salzbrei oder trübe Lake. Diese Felder, die vom reinsten Weiß durch Flamingorot bis zu trübem Violettbraun alle Übergänge zeigen, sind von sandgrauen Flächen unterbrochen; hier ist Flugsand zwischen die Salzkristalle geweht, um so dichter, je rauher die Oberfläche der vielfach zerborstenen Kruste geworden ist. So erscheint dann die Fläche bald

Der Salzgrund steht noch in 2 km Entfernung vom Strand mit dem Meer unterirdisch in Verbindung. Zu Zeiten quillt hier Wasser hoch; nur auf diesem Wege scheint es möglich, daß noch weiter landeinwärts aus den Fugen zwischen alten Schollen neue reine Salzkristalle ausblühen. Die bilden dann ein weißes, großmaschiges Netz, das eigenartig aus dem düstergrauen Grund leuchtet, wenn man in später Dämmerung über die Fläche wandert.

Bei steigender Flut ist deutlich zu sehen, wie sich auf unsichtbarem Wege ein Teil der Tümpel auf der Salzebene mit neuem Seewasser füllt. In dem Maße als es die Sonne dann eindunstet, wächst die Kristallkruste.

In dem schlammigen Salzbrei, der streckenweise knietief die Tümpel umgibt, findet eine *Salicornia*-Art einen ihr zusagenden Boden. Der Teil des Salzbeckens im Süden, der dauernd unter Wasser steht, bildet eine seichte Lagune, ebenfalls vom frischen Grün der eben genannten Chenopodiacee umgeben. Unzählige Kormorane und Flamingos finden hier ihre Nahrung. Aber in früheren Zeiten war das Vogelleben hier noch reger. Die alten Guanolager, die das beweisen, werfen zugleich Licht auf die Vorgeschichte der Bucht.

Wie aus der Lagune so ragen auch aus der Salzfläche kahle Hügel auf, deren felsiger Untergrund bis 10 $\frac{1}{2}$ m hoch von altem Guano überlagert ist. Der Guano hat kaffeobraune Farbe und locker-erdige Konsistenz. Muscheln, Knochen, auch die hinfälligen Schalenreste von Eiern der Vögel, die hier brüteten, sind in den Guano eingebettet. Eine starke und harte, sandhaltige Salzschrift deckt diese subfossilen Massen zu.

Da längs der ganzen südwestafrikanischen Küste die geselligen Seevögel nur auf isolierten Riffen und Inseln oder exponierten Vorsprüngen brüten, die das Meer unmittelbar bespült, so weisen die Guanolager bei Kap Cross fast mit der Klarheit eines Augenzeugenberichtes auf eine ehemalige Überflutung des Untergrundes, auf dem sie sich jetzt fern vom Meer erheben. Die Guanolager lassen zugleich den Hauptfaktor erkennen, der ihre Umgebung trocken gelegt hat: Auf einigen der inselartigen Erhebungen reicht der Guano in ungestörter Lagerung 4 $\frac{1}{2}$ m tief in den Sand hinein. Versandung hat also die Bucht verflacht, das Aufwerfen des äußersten Sandwalls durch die Brandung hat sie dann vollends vom Meer abgeschnitten.

Daß die Austrocknung der Bucht nicht gleichmäßig, sondern periodischschwankend vor sich gegangen ist, zeigt der Aufbau eines ihrer ergiebigsten

Guanohügel, der sogen. Tobaccoinsel. Das Guanolager, auf stark gipshaltigem, steinigem Sandboden ruhend, wird zwischen dem ersten und zweiten Drittel seiner Höhe von einer Salzschrift durchsetzt, deren Dicke von etwas über $1-12\frac{1}{2}$ cm schwankt. Die Insel, die einst so hoch aus dem Meer ragte, daß Guanovögel auf ihr brüteten, wurde also eine Zeitlang wieder periodisch vom Meer bedeckt. Dann tauchte sie abermals auf und wurde wieder zum Nistplatz. Die starke Salzkruste, die auch auf der Tobaccoinsel den obersten Guano deckt, beweist, daß das Meer später noch einmal von der Insel Besitz ergriffen hat, bis es dauernd und so weit zurückwich, daß die Insel landfest und nie wieder von brütenden Vögeln besiedelt wurde.

Mögen auch somit in der Vergangenheit der Sierrabai säkulare Strandverschiebungen eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie bei der Erhebung und Wiederversenkung der Dünenkalke in der Saldanhabai²⁾, so tritt doch der Anteil der Sandbewegung unter Brandungswirkung stark in den Vordergrund.

e) Welchem rapiden Wechsel die Konfiguration der südwestafrikanischen Küste unterworfen ist, zeigt endlich die Geschichte des Ogdenhafens. Im Mai 1829 entdeckte Kapitän Morrell⁶⁾ nördlich von Kap Cross in $20^{\circ} 57'$ südl. Br., $13^{\circ} 34'$ östl. L. ein großes Riff, das drei Meilen (à 1,852 km) westwärts in See vorsprang, dann umbog, um der Küste parallel fünf Meilen nordwärts zu verlaufen. Er nannte diese schöne, ruhige, 7—13 m tiefe, fischreiche Bucht nach einem jungen Matrosen seiner Mannschaft, William Ogden (der im Jahre vorher beim Robbensschlag ertrunken war), den Ogdenhafen und gibt genaue Segelanweisungen zur Einfahrt. Morrell hat die Küste so sorgsam untersucht, Meile für Meile vom Boot aus rekognosziert, daß niemand an der Richtigkeit seiner Angaben zweifelt. Der Kommandant des englischen Kriegsschiffs „Swallow“, der 50 Jahre später, 1879, den Hafen suchte, fand keine Spur mehr von ihm.

f) Auf portugiesischen Karten ist in ungefähr 21° südl. Br. ein Hafen als Angra de St. Ambrose verzeichnet⁹⁾. Auch er ist trotz eifrigen Suchens nicht wiedergefunden worden.

Wäre das Kap Cross als alte Segelmarke aus der Zeit der großen Entdeckungen, als Sammelplatz der Pelzrobben und der nahen Guanolager wegen nicht von jeher ein Punkt der Aufmerksamkeit für die Seefahrer gewesen, so wäre wohl auch die versandete Sierrabai wie der Ogdenhafen verschollen.

B. Säkulare Strandverschiebungen.

Höhlen- und Grottenbildungen sind überall in der Küstenwüste häufig, wo Fels aus der Schuttfläche ansteht. Solche Höhen, z. B. die der „blauen Drei“, eines gewundenen Hohlwegs hinter Angra Pequena, werden von Landesansässigen mit Vorliebe als Spuren einer ehemaligen Überflutung der Wüste durch das Meer angesehen. Hätte der Meeresspiegel wirklich einmal im Niveau der blauen Drei gestanden, so hätten die vermeintlichen Brandungsmarken an einer dem Ozean abgekehrten Front, in einer kaum zwei Landstraßen breiten gewundenen Küstenausbuchtung, die keine Brandung sich entfalten ließe, entstehen müssen. So läßt sich in vielen Fällen schon rein topographisch der Anteil des Meeres an der Ausgestaltung der Felsformen ausschließen.

Walfischknochen, die oberhalb der heutigen Strandlinie liegen, sind mehrfach¹⁰⁾¹¹⁾ als Anzeichen von Strandverschiebungen gedeutet worden. Die Wahrscheinlichkeit aber, daß diese Knochen von Menschen verschleppt wurden, ist größer. Walfischrippen sah ich mehrfach von Küstenhottentotten beim Hüttenbau verwandt werden. Auf Kap Cross bezeichnen in regelmäßigen Abständen aufgeschichtete weiße Haufen gebleichter Walwirbel und -Rippen den Weg zu den Robbenplätzen. Die Walfänger früherer Zeiten werden die Knochen der erlegten Tiere sicher zu ähnlichen Wahrzeichen oder als Anseglungsmarken aufgerichtet haben.

Man betrachte andererseits die Felsen unmittelbar über der heutigen Flutlinie, d. h. in der Zone, die bei einem Zurückweichen des Strandes zuletzt aufgetaucht, also seither am wenigsten verändert worden wäre: Wo Wind und Wetter den Fels so tief zerfressen haben, wie sollten sich Knochenreste so frisch wie sie heute vor uns liegen, erhalten haben?

Dasselbe gilt von den Muschelschalen und den Gehäusen der Schüsselschnecken, die hie und da in den Klippen in Menge angetroffen werden, in der natürlichen Stellung des lebenden Tiers, — verführerische, oft angeführte Zeugen eines ehemals höheren Meeresniveaus. Abgesehen vom Transport dieser Gehäuse durch Hottentotten und Buschleute (die sie zur Mahlzeit sammeln) ist in allen Fällen von losen Schalenfunden der Wind als Transportmittel in Betracht zu ziehen. In einer Landschaft, die wie die Namib von Winden das ganze Jahr über gefegt wird, hat die Annahme, daß die oberflächlichen Schalenreste sowohl wie der Dünensand am Fundort selbst primär lagerten, wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Beweiskräftig für Strandverschiebungen sind nur solche Funde, bei denen die Möglichkeit einer Verschleppung ausgeschlossen ist. Dahin scheinen Muschelbänke im Walfischbaigebiet (aus Schlicklagern in den Dünen zwischen Fredriksdam und Riet) zu gehören¹⁰⁾.

Erst in der südlichen Kapkolonie²⁾¹²⁾, auf dem Tafelbergsandstein, der südlich der Olifantsriviermündung die Küste berührt, sind wieder Molluskenüberreste, in Konglomeraten eingeschlossen, als Zeugen eines ehemals tiefer gelegenen Strandes aufgefunden worden. Weiter sind an der Westseite des Süd winkels der Saldanhabai, 3—6 m über Hochwasser, Kalksteine mit reichen Resten mariner Mollusken zu finden. Zweifelhaft dagegen sind die Funde auf der Kaphalbinsel. Aber südlicher, bei Hermanus (ca. 15 m über der See), Dangerpoint, Zout Anysberg und Potberg, an der Ostküste bei Cape Infanta ca. 30 m, in der Algoabai ca. 120 m und (kontrollbedürftig) bei der Mündung des Buffaloriver ca. 60 m über dem Meeresspiegel sind alte Strandmarken festgestellt.

Für eine Strandverschiebung in gleichem Sinn wie sie die genannten älteren Beobachtungen erweisen, fand ich auf der Insel Possession Belege. Sie füllen wenigstens an einem Punkt die fast 9 Breitengrade umfassende Lücke zwischen den Beobachtungen im Süden und im Norden der Südwestküste aus. Weit außerhalb des Bereichs der heutigen Brandung dehnt sich auf Possession ein fußhohes Gerölllager aus, dessen einzelne Stücke streckenweise mit einem natürlichen Mörtel aus verkittetem Sand verbunden sind. Die Steine sind mit Flechten überzogen, altes Buschwerk wuchert zwischen ihnen und bezeugt, daß die Stelle dem Meere jetzt entrückt ist. Dieses Rollsteinfeld geht südwärts unmerklich in den Strand von heute über und verliert sich in entgegengesetzter Richtung langsam ansteigend ca. 100 Schritte oberhalb der Hochflutlinie in den Felssplittern der Inselfläche.

Auch auf dem Plateau der Insel liegen, locker von jüngerem Grus bedeckt, schwere Gerölle, die nur eine höher als heute hinaufreichende Brandung bewegt haben kann.

Das anstehende Gestein drängt zu derselben Annahme eines ehemals tiefer gelegenen Strandes. Selbst die höchsten, ca. 19 m über den Meeresspiegel ragenden Felsen zeigen typische Brandungsmarken: Klumpige Rundung der Blöcke mit allseitig stumpf gewaschenen Kanten, ferner Unterwaschungen und glatt polierte Kämme. Eine Verwechslung mit Sandgebläsewirkungen ist schon deshalb ausgeschlossen, weil die Insel weit außerhalb des normalen Treibsandgebietes der Küste liegt.

An der Westküste von Possession wachsen perennierende vieljährige Landpflanzen auf dem schmalen Vorstrand, der sich streckenweise zwischen den zerrissenen, alte Brandungsmarken aufweisenden Felsenabsturz und die heutige Hochflutlinie schiebt.

Der nördlichste Küstenpunkt, an dem ich Beobachtungen über Strandverschiebungen anstellen konnte, ist die Umgebung von Kap Cross. Ungefähr 4 km vom Strand entfernt, am Nordende des Sandstreifens, der sich zwischen die Salzlager und die hohe östliche Felsbegrenzung der Sierrabai einschiebt, erheben sich eigenartig bearbeitete Granitgruppen. In der allseitigen Rundung ihrer Vorsprünge, in ihren senkrecht aufgerichteten, durch schmale Leisten getrennten Hohlkehlen und in den Mühlnapfen ihrer Horizontalflächen gleichen sie bis in alle Einzelheiten dem granitischen Gestein, das auf dem Kap selbst heute noch in der Brandung steht. Die Felsen liegen — soweit es sich ohne Nivellement sagen läßt — zu hoch über der Ebene als daß lediglich die Versandung der Bucht sie vom Meer abgedrängt haben könnte: Bei oder vor der Trockenlegung der Sierrabai muß eine „negative Strandverschiebung“ stattgefunden haben.

Ob dabei das Land gehoben wurde oder der Meeresspiegel von sich aus sank, ist ebensowenig zu entscheiden wie die Frage, ob wir uns (wie ich glaube) gegenwärtig noch in dieser Periode der negativen Strandverschiebung oder wieder in einer rückläufigen Bewegungsphase befinden.

Einen Scheinbeweis für die Annahme einer positiven Strandverschiebung bietet der Nordeingang in den Sandfischhafen. Hier werden, aus dem Sandstrand aufragend, in zähen, glitschigen, braunen, erhärtenden Schlamm eingeschlossen, die verwesenden Reste eines Schilfgebüsches, also einer unzweifelhaften Festlandvegetation bei Flut vom Meer überspült.

Die Erklärung des scheinbaren Widerspruchs dieses Befundes mit den vorher angeführten Zeichen einer Verlagerung der Strandlinie seawärts ist meiner Auffassung nach folgende: Wo nördlich der Landzunge von Sandfischhafen der Schutz gegen die Brandung aufhört, hat das Meer den Strand ausgekolkt und ist in die Mündung der Süßwasserader, auf die jene Riedgebüsche mit Sicherheit hinweisen, bis in Fluthöhe eingedrungen.

Neben der Brandungswirkung von heute und neben den säkularen Strandverschiebungen, die uns wenigstens unzweifelhafte Spuren ihres jüngsten Auftretens hinterlassen haben, kommen endlich als Faktoren der Küstengliederung Kräfte in Betracht, deren Wirksamkeit zu weit zurückliegt,

als daß sie sich im einzelnen nachweisen ließen. Ein Vergleich der verschiedenen Buchten unserer Küste drängt zu der Annahme, daß

C. Präformierende festländische Kräfte

einen nicht gering anzuschlagenden Anteil an der Küstengliederung hatten.

So ist die tief einschneidende Binnenbucht von Angra Pequena gegen Seegang so vollkommen geschützt, daß sie unmöglich als ein Werk der Brandung gelten kann. Noch weniger enthält die Bezeichnung der innersten Buchtpartie als „Lagune“ einen genetischen Vergleichspunkt mit den gleichnamigen Bildungen von Walfischbai und Sandfischhafen. Denn statt der Sandzungen, die dort das Meer aufgeworfen hat, bildet eine mehrere Kilometer breite Felshalbinsel den Abschluß der inneren Lüderitzbucht gegen die See.

So können wir nicht anders als annehmen, daß das heutige Angra Pequena eine uralte Talsenke ist. Ihre westliche Begrenzung bildet der breite Felswall, der in der Angraspitze endet und im Angrariff noch einmal auftaucht. Die Grenze nach Osten war ein zerrissener Felsenzug, dessen obere Teile als Haifisch-, Pinguin- und Seehundsinsel jetzt aus dem Wasser ragen. Das Meer brauchte nur um 5—6 m zu sinken, so schlossen sich diese Inseln landfest an den Diamantenberg, der mit ihnen in einer Flucht liegt.

Ob diese Grundlinien der Lüderitzbucht durch ein Erosionstal auf der Namib oder schon früher durch den Verlauf der großen Küstenbruchlinie des Kontinents vorgezeichnet waren, ist wohl nicht zu ermitteln: Wo immer wir auf den Urgesteinssockel Südafrikas stoßen, treffen wir ihn in seiner Lagerung tiefgreifend gestört.

II. Kapitel.

Die Besiedelung der südwestafrikanischen Küste

ist durch die vorher besprochenen Faktoren der Küstengliederung, die einer Landung von jeher große Schwierigkeiten entgegensezten, und durch die Unzugänglichkeit des Hinterlandes, die später zu erörtern ist, lange hintenan gehalten worden.

Im Westen der Sturmvogelbucht ragt auf einem Sockel glatt gewaschenen Gesteins, von Tangen umlagert, ein Gneisfels weithin sichtbar auf und fällt steil in die See. Hier stellte Bartholomäus Diaz als Wahr-

zeichen seiner Landung im Jahre 1487 einen steinernen Pfeiler mit einem Kreuz aus Eisen auf und nannte die Bucht, die sich mit drei Inseln im Südosten zeigte, Angra dos Ilhéus. Unter diesem Namen ist auf alten portugiesischen Karten der Punkt in $26^{\circ} 38'$ s. B. an der Westküste Afrikas verzeichnet. Später wurde die Bai Angra Pequena¹³⁾, heute wird sie die Lüderitzbucht genannt. Weiter südlich landete Diaz noch einmal in der Nähe der Oranje-Mündung, dann trieb ihn ein Sturm vom Lande weg und erst jenseits der Südspitze Afrikas berührte er wieder die Küste. Er kam nicht weit über die Algoa-Bai hinaus, seine Mannschaft zwang ihn



Die Diazspitze bei Angra Pequena.

umzukehren. Auf diesem Rückweg längs der Küste entdeckte er eine weit nach Süden vorspringende Halbinsel; eine ihrer Spitzen nannte er das Cabo Tormentoso, bis sein König, Johann II. von Portugal, aus dem „Kap der Stürme“ das „Kap der guten Hoffnung“ machte.

Bildet Angra Pequena den ersten Markstein der Entdeckungsfahrt, die Diaz im August 1486 mit drei Schiffen von Lissabon aus antrat, so bezeichnet weiter nördlich davon das Cabo da Serra, das heutige Kap Cross, den südlichsten Endpunkt der Reise Diogo Cãos (1485), die für unser Gebiet weniger Bedeutung als die des Diaz hat.

Mit der Landung Vasco da Gama's in der St. Helena-Bai im Jahre 1497¹⁴⁾, mit Saldanha's erster Besteigung des Tafelberges beim Kap der guten Hoffnung im Jahre 1503 und mit der Bezeichnung der äußersten Südspitze (an der die Magnetnadel den wahren Nord zeigen sollte) als „Nadelkap“, sind aus der Zeit der Portugiesen die letzten nennenswerten Punkte der Westküste auf die Weltkarte gesetzt. Das Land selbst blieb ganz unerforscht: keine der portugiesischen Expeditionen, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgingen (Cabral, da Nova, V. da Gama — zweite Reise —, d'Albuquerque und Saldanha, Francisco d'Almeida, Lopo Soares, Tristano da Cunha), hatten ein Interesse, über die neue entdeckte Küste hinaus landeinwärts vorzudringen; ihr Ziel war immer nur Ostindien oder das arabische Handelsgebiet der nördlichen Ostküste Afrikas.

Den Portugiesen folgen die Engländer. An Bord des ersten englischen Schiffes, das die Welt umsegelte (1577—1580), passierte Francis Drake das Kap der guten Hoffnung und pries es als das schönste Vorgebirge, das er je gesehen. Etwa 10 Jahre später wurde die Aufmerksamkeit der Engländer auch praktisch auf das Kap gelenkt durch die ausgezeichneten Erfahrungen, die die Flotte des Admirals Raymond (es waren die ersten englischen Schiffe, die einen südafrikanischen Hafen anliefen) auf ihrer Ausreise nach Ostindien Ende Juli 1591 in der Tafelbai machte. Der Handel mit den Eingeborenen, die ihr Vieh gegen Messer austauschten, half hervorragend den starken Skorbut der Mannschaft bekämpfen. Dieselbe Erfahrung machte die erste Flotte der englischen Ostindien-Kompagnie, die im September und Oktober 1601 in der Tafelbai vor Anker lag, desgleichen der „Tiger“ unter Sir Edward Michelburne (und an zweiter Stelle dem bekannten Erforscher der Arctis, John Davis), der vom 8. April bis 3. Mai 1605 auf dem Wege nach Indien in der Tafelbai Station machte.

Diese und die Erfahrungen des nächsten Jahrzehnts führten zu dem Entschluß der englischen Indiengesellschaft, als Stützpunkt für die Proviantierung der Indienfahrer ein Fort am Kap der guten Hoffnung zu errichten. Nach vergeblichen Verhandlungen mit der holländischen Kaufmannschaft, die den Plan eines gemeinsamen Vorgehens mit den englischen Interessenten verwarf, hißten 1620 Fitzherbert und Shillinge die englische Flagge auf dem „Löwenrumpf“ der Tafelbai. Aber weder real noch ideell trat England diesen Besitz an. Vielmehr wurde die Insel St. Helena die Durchgangsstation, die das Kap hätte sein sollen, und am Kap faßten die Holländer festen Fuß.

Die Indienwaren, die Portugal einfuhrte, wurden zum großen Teil von den Holländern auf dem europäischen Markte vertrieben. Aus dieser Zwischenhändlerstellung durch Philipp II. vertrieben, suchten sich Amsterdamer Kaufleute im Jahre 1595 mit einer eigenen kleinen Flotte unter Cornelis Houtman den direkten Weg nach Indien zu öffnen, unterstützt durch die Erfahrungen derjenigen ihrer Landsleute, die ehemals in portugiesischen Diensten standen. Dem Beispiel Amsterdams folgten die Kaufleute anderer niederländischer Städte und wenige Jahre später war eine stattliche Anzahl kleiner Handelsgesellschaften ins Leben getreten. Wie in unseren Tagen Cecil Rhodes die kleinen Minengesellschaften auf den Diamantfeldern Kimberleys aus ihrem Konkurrenzkrieg riß und zu einer Weltmacht auf dem Völkermarkte zusammenschloß, so schuf die Regierung der Niederlande im Jahre 1602 in der Vereinigung aller kleiner Indienkompagnien zu einer großen niederländisch-indischen Handelsgesellschaft eine Macht von tief einschneidender kultureller Bedeutung. Der Beschluß der Direktion vom 7. August 1616, die Tafelbai solle von jetzt ab die Durchgangsstation ihrer Indienflotte sein, bezeichnet den ersten entscheidenden Schritt in der Erschließung Südafrikas.

Unsere geographischen Kenntnisse der Westküste kamen zunächst kaum über die Entdeckungen der Portugiesen hinaus. Joris van Spilbergen gab 1601 der heutigen Saldanhabai und der Tafelbai die Namen, die sie heute führen; im übrigen blieb die Afrikakarte Jan Huyghen van Linschotens aus dem Jahre 1595 oder 1596 die Grundlage der damaligen Landeskenntnis Südafrikas. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts bahnt sich ein Fortschritt an in der Erkenntnis, daß die Südspitze den Indienfahrern von höchstem Wert sein könnte. Die Schiffe der holländischen Indienkompagnie legten den Weg von Amsterdam bis Batavia günstigstenfalls in 6 Monaten zurück. St. Helena bildete die einzige Station, auf der frische Nahrungsmittel an Bord genommen werden konnten. Aber die Mißwirtschaft der dort ansässigen Beamten und der Egoismus der Schiffsmannschaften, die auf der Heimreise mit dem Vorsatz, nie zurückzukehren, in den Vorräten wüdeten, entwerteten die Insel. Die Sterblichkeit der Schiffsbesatzung an Skorbut war infolgedessen groß, die Lazarette in Batavia immer gefüllt. Um Abhilfe zu schaffen, wurde der Kompagnie im Jahre 1649 der Vorschlag⁶⁹⁾ gemacht (unterzeichnet von Leendert Janz und N. Proot), die Station auf St. Helena durch eine Ansiedlung an der Südspitze Afrikas zu ersetzen. Man solle unter dem Schutze einer Garnison von 60—70 Soldaten und Matrosen mit Chinesenhilfe von erfahrenen Gärtnern Gemüse und Obst pflanzen lassen,

gleichzeitig von den Eingeborenen Vieh einhandeln, Butter herstellen und Schweine mästen. Die Schiffe der Kompagnie, die von nun an Befehl erhalten sollten, regelmäßig in der Tafelbai vor Anker zu gehen, könnten sich so mit frischem Proviant jeder Art für die Weiterreise versorgen und ihre Kranken zu längerer Erholung an Land setzen. Am 16. Dezember 1651 ging Johann van Riebeeck als Bevollmächtigter der Gesellschaft auf der „Dromedaris“ in See. Mit seiner Landung in der Tafelbai am 6. April 1652 beginnt Südafrika ein Besitz der weißen Rasse zu werden.

Aber so kräftig auch der Handel am Kap aufblühte und die Kolonisierung nach dem Innern fortschritt, so dauerte es doch lange, ehe sich die Besitzergreifung auch auf die Küste nördlich der Oranjemündung ausdehnte. Wir wollen im folgenden nur kurz die Werte namhaft machen, die für die Besiedelung dieses Küstenstrichs entscheidend waren und zum Teil noch sind¹⁵⁾.

Noch unter der Herrschaft der holländischen Indiengesellschaft hatte sich an der Westküste ein ergiebiger Walfang und Robbenschlag entwickelt. Englische und amerikanische Walfängerschiffe lagen Ende des 18. Jahrhunderts gelegentlich zu 20 und mehr in der St. Helenabai (ca. 150 km nördlich von Kapstadt) vor Anker. Die Absicht, vielleicht noch weiter nördlich gelegene Stationen den Interessen der Gesellschaft zu sichern, und gleichzeitig die Hoffnung auf Gold im Namalande führte im Jahre 1793 zur Ausrüstung einer Küstenexpedition. Am 12. Januar 1793 wurde die Insel Possession, damals Thomsonsinsel genannt und von englischen und amerikanischen Robbenschlägern besucht, unter Errichtung eines Steinpfeilers für Holland und die Indiengesellschaft formal in Besitz genommen, am 20. Januar wurde auf die gleiche Weise die Umgegend von Angra Pequena (damals „Beschermerhaven“) und die Insel Halifax (damals „Mermininsel“) für holländisch erklärt. Dann ging die Expedition in der Bucht vor Anker, die ihres Walreichtums wegen von den Portugiesen einst Bahia das Balêas*) genannt worden war.

Die Walfischbai wurde am 26. Februar 1793 für Holland in Besitz genommen. Aber schon zwei Jahre darauf erklärte Kapitän Alexander alle die genannten Orte, ferner die Spencerbai und einige weiter nördlich gelegene Buchten für Eigentum der britischen Krone.

*) Die nachfolgenden Holländer übersetzten das richtig mit Walvischbaai; aber die Engländer, die zur Zeit der Gefangenschaft Napoleons zuweilen die Bai anliefen, um Vieh aus dem Hereroland nach St. Helena zu verschiffen, verstümmelten das ihnen unverständliche Wort in Walwichbay, das dann zu weiteren Irrtümern Anlaß gegeben hat.

Inzwischen ging unbekümmert um alles Flaggenhissen und Salut-schießen der rivalisierenden Nationen der Walfang der Amerikaner vorwärts: er läßt sich bis in das 4. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verfolgen. Das starke Fallen der Tranpreise scheint dann den Walfang an der südwestafrikanischen Küste entwertet zu haben. Die Wale selbst sind außerdem in dem Maße, als ihre alten Kalbestätten zu Rheeden und Häfen wurden, zurückgewichen, die Robben aber auf den meisten Fangplätzen ausgerottet worden.

Engländer wurden die Erben der Amerikaner an der südwestafrikanischen Küste. Die Entdeckung reicher Lager alten Guanos auf den Küsteninseln durch den amerikanischen Kapitän Morrell⁶⁾ machte ein Liverpooler Unternehmer, Andrew Livingston, nutzbar, indem er nach vielen vergeblichen Bemühungen eine Firma zur Entsendung von Schiffen nach der Insel Itschabo bewog¹⁶⁾.

Die Brig „Anne“ von Bristol, unter Kapitän Faer, erreichte die Insel im März 1843 und kehrte wohlbehalten mit guter Ladung heim. Trotz aller Vorsicht verbreitete sich bald das Gerücht von den neu aufgefundenen Schätzen und noch im selben Jahre fanden sich 19 Schiffe bei der Guano-Insel ein. In der Tat lagen hier Reichtümer: die ganze Insel war mit einer Guanoschicht bedeckt, die am Nordende 12 m, am Südende 3 m Mächtigkeit besaß und eine Ausbeute von insgesamt 200 000 t (à 20 Ztr.) ergab. Die Tonne verkaufte der Importeur für 6,10—7,10 £ in London. Zieht man davon die Frachtkosten (4 £ pro Tonne) ab, so blieben ihm noch ein Gewinn von 2,10—3,10 £ übrig. Legt man als mittleren Gewinn 3 £ (à 20 M.) der Rechnung zugrunde, so repräsentierten in deutschem Maß ausgedrückt die 4 Mill. Ztr. Guano auf der Insel für die Importeure einen Gewinn von 12 Mill. Mark. Kein Wunder, daß solche Aussichten immer mehr Schiffe anlockten. Im Juli und August 1844 lagen gleichzeitig 300 Schiffe bei Itschabo vor Anker mit insgesamt 6000 Mann Besatzung und Arbeitern. Dieses Zusammengepferchtsein aller Konkurrenten führte bald zu Mißhelligkeiten; erst unter Vermittelung britischer Kriegsschiffe wurde die Ordnung hergestellt. Das Gesuch der Guano-Interessenten, die Insel als britische Besetzung zu erklären, wurde in London, um keine Verwickelungen mit fremden Nationen zu schaffen, ignoriert, bis mit der Besitzergreifung des gegenüberliegenden Festlandes durch Deutschland im Jahre 1884 die Insel Itschabo mit anderen ebenfalls seit Jahrzehnten in englischen Händen befindlichen Inseln als zur Kapkolonie gehörig erklärt wurde. Im Februar

1845 war aller Guano verschifft, bald darauf auch der von den übrigen inzwischen noch ausgebeuteten Inseln der südafrikanischen Westküste (weitere 180 000 t).

Wenn damals auch die Hauptmasse der Händler für immer verschwand, so hat der Guanohandel der vierziger Jahre doch die erste Grundlage einer dauernden Besiedelung der Südwestküste geschaffen. Die Guanoinseln sind heute noch von einigen Weißen bewohnt; sie sammeln den Guano, der von den Vögeln im Laufe des Jahres produziert wird. Die Cape Government Guano-Company verbindet damit den Robbenschlag. Über diese Verhältnisse von heute habe ich an anderem Ort¹⁵⁾ ausführlich berichtet.

Eine Besiedelung der Festlandküste selbst, die als Wüste dem Ansiedler nichts bietet, wurde erst mit der Erschließung des Hinterlandes angebahnt. Ursprünglich, von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, drang die Kultur auf dem Landwege, von Süden her, aus der Kapkolonie über den Oranje vor; später hat sie den direkten Weg von der See aus, ostwärts, eingeschlagen. Das natürliche Eingangstor bildete auf der fast 1500 km langen Küstenstrecke zwischen Oranje und Kunene die Walfischbai, als bestgeschützter, größter Hafen und als Anfangsstation des Etappenweges, den die Wasserstellen des Kuiseb- und Swakoptals durch die Küstenwüste zum Inneren öffnen. So wurde die Walfischbai in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der westliche Zugang zum ganzen Nama-, Herero- und Ovamboland, die ihrerseits wieder in das Handelsfeld der Kalahari führten. Mit dem Tage seiner Hoheitserklärung über die Walfischbai (12. März 1878) zog also England ganz Südwestafrika in sein Machtbereich.

Aber im Innern des Herero- und Namalandes gewann unter entscheidender Führung der Mission der deutsche Einfluß politisch und wirtschaftlich die Oberhand. Als dann seit dem 24. April 1884 die Besitzungen des Bremer Kaufherrn Lüderitz unter deutschen Schutz gestellt waren, wurde die englische Enklave des Walfischbaigebiets zu einem Pfahl in unserem Fleisch. Unsere Kämpfe mit den Eingeborenen machten bald immer gebieterischer einen direkten Verkehr der neuen Kolonie mit dem Mutterlande zur Notwendigkeit und so suchten wir von 1892 ab an der Swakopmündung (im Jahre 1824 von H. M. S. „Espègle“ entdeckt und Somerset-River benannt) eine Landungstelle zu schaffen. Sie wurde nach vielen Schlappen dem Meere abgetrotzt und wird noch manche Opfer kosten, um sie zu behaupten; aber das Ziel, unabhängig von der Walfischbai zu sein, ist erreicht. Die Walfischbai ist unter englischer Flagge jetzt ein toter Punkt.

Inzwischen hat ein zweiter Hafen, die tiefe, geschützte Felsenbucht von Angra Pequena seit der Faktoreigründung von Lüderitz im Jahre 1882 immer mehr an Bedeutung gewonnen. Sobald die Schwierigkeiten des Weges durch die Wüste mit einer Bahn beseitigt sind, wird der Robertshafen in der Lüderitzbucht der beste in deutschen Händen befindliche Seeeingang des Schutzgebiets werden; mit der Fortführung der Bahn nach Keetmanshop wird er den ganzen Süden, der heute noch vielfach vom Norden her versorgt werden muß, direkt zugänglich machen. In welchem Umfange Lüderitzbucht schon jetzt Swakopmund entlastet, mag die folgende Tabelle lehren. Vor Swakopmund sowohl als in der Lüderitzbucht lagen befrachtete Schiffe, an beiden Plätzen wurde der hohen Liegegelder wegen so schnell als möglich gelöscht*).

1905 in der Woche, die abschloß am	In Swakopmund wurden gelandet (Kubikmeter)				In Lüderitz- bucht
	an der Mole	am Landungssteg	am Strand	in Summa	
25. Juni	517	1428	1352	3297	2450
2. Juli	58	1419	1555	3032	3500
9.	300	1851	1913	4064	2400
16.	60	1385	843	2288	2400?
23.	—	2279	1233	3512	2400
30.	—	1343	1468	2811	2550
6. August	—	1335	745	2080	2224
13.	—	2757	1869	4626	2815
20.	—	1825	890	2715	2910
27.	—	2160	1083	3243	4964
3. September	—	2032	301	2333	4768

*) Wer aus Schaden klug werden will, möge einen Einblick in die Transportverhältnisse tun, wie ich sie im Jahre 1905 auf der Strecke Lüderitzbucht—Keetmanshoop traf und auf Grund amtlich beglaubigten Zahlenmaterials, in der Hoffnung, nützen zu können, hier kurz darstellen will. Auf der genannten Strecke kursierten und kursieren z. T. jetzt noch Millionenwerte lediglich im Dienst des Transports zur Proviantierung der kämpfenden Truppen. Um den Verkehr zu bewältigen, mußten 4000 Maultiere eingestellt werden, zu 20 vor den Wagen, zu 8—10 vor die beweglichere Karre gespannt. Von den Kanarischen Inseln wurden gegen 500 Dromedare, speziell für die Strecke bis Kubub, eingeführt. Das Haupttransportmittel von Kubub nach Keetmanshop bildet noch heute der Ochsenwagen. Die Zahl der eingestellten Ochsen betrug auf dem Baiweg 11—12 000. Das gesamte Anlagekapital des Baiweg-Transports ist auf über 20 (zwanzig) Millionen Mark zu veranschlagen. Obgleich die Zugtiere in Buren und in Eingeborenen aus der Kapkolonie sachkundige Treiber erhalten haben, obgleich für Fütterung und Tränkung (z. T. mit destilliertem Seewasser) monatlich Hunderttausende ausgegeben wurden, waren die Verluste an Tieren, die vor Erschöpfung zugrunde gingen, erschreckend hoch: durchschnittlich 10 Ochsen und 4 Maultiere wurden täglich auf die Verlustliste gesetzt und mußten ersetzt werden. So ist es nur mit einem monatlichen Aufwand von nahezu 2 (zwei) Millionen Mark (in der guten Jahreszeit!), allen Schwierigkeiten zum Trotz, gelungen, den kämpfenden Truppen den nötigen Proviant zuzuführen. Eine Berechnung ergibt, daß allein die laufenden Unkosten eines knappen halben Jahres ausgereicht hätten, schon damals eine Bahn mit Kap-Spurweite bis Kubub zu legen. Die Kosten ihrer Fortführung bis Keet-

Wie Swakopmund im Norden, so stellt Lüderitzbuch im Süden die einzige dauernde Ansiedelung an der südwestafrikanischen Küste nördlich des Oranje dar. Nur noch an zwei Stellen des Festlandes haben sich Weiße wenigstens vorübergehend angesiedelt: in Kap Cross zum Abbau alter Guanolager (bis 1903 in Händen der Damaraland-Guanokompagnie) und zum Zweck des Robbenschlags (in Händen der Deutschen Kolonialgesellschaft) und in Sandfischhafen, um eine großangelegte Exportschlächterei zu betreiben (jetzt bankerott). Eine Fischereianlage in Sandfischhafen gab reichen Ertrag und könnte ihn noch heute geben, wenn sich ein Unternehmungslustiger fände.

III. Kapitel.

Die Tierwelt.

A. Uferbewohner.

1. Längs der ganzen Küste ist die niedere Tierwelt des Meeres, soweit sie dem Uferbezirk angehört, über felsigem Grund*) reich entwickelt, am reichsten im Seichtwasser und im benachbarten Teil der Schorre, d. h. des schmalen Strandstreifens zwischen der Hoch- und Niedrigwasserlinie.

Der vollen Brandungswirkung sind die großen Napschnecken, *Patella argenvillei* Krauss, ausgesetzt; ihre vielfach von Vermetiden zerfressene und

manshoop würde der Esel- und Ochsenbetrieb, den die Nichtbewilligung der Bahn dem Lande aufgezungen hat, in 1½ Jahren (von August 1905 ab gerechnet) verschlungen haben.

Der endlich erfolgte Bau der Bahn bis Kubub hat diesen Termin nur hinausgeschoben: die Finanzeurückung läuft auch für die Strecke Kubub—Keetmanshoop auf das Resultat hinaus, daß es nicht Sparsamkeit, sondern Vergeudung ist, in den enorm hohen laufenden Ausgaben eines forcierten altväterlichen Ochsenwagenbetriebes die Summen zu verzetteln, statt sie zinsfähig in einer Bahn anzulegen, die lange vor Ausbruch des Krieges von allen Landesansässigen als einzig mögliche Grundlage für das wirtschaftliche Gedeihen des Namalandes erkannt worden ist. Bei einem Frachtsatz von 30 M. pro Zentner für den Transport nach Keetmanshoop sind die notwendigsten Lebensmittel, die Geräte und Baumaterialien derart verteuert, daß es dem Farmer aufs äußerste erschwert ist, sich finanziell selbstständig zu machen. Wenn auf der anderen Seite die englischen Eisenbahnen von Steinkopf bis an die Südgrenze des Schutzgebiets (Ramansdrift), von de Aar bis an die Ostgrenze (Rietfontein-Süd) ihre Arme ausstrecken, wie es die Verwaltung der Cape Government Railways plant, dann wird — wenn wir die Hände in den Schoß legen — das Namaland wirtschaftlich ein Anhängsel der Kapkolonie. Uns bleibt dann nur das erhebende Bewußtsein, mit unseren Millionen und unserem Blut eine deutsche Kolonie dem englischen Handel präpariert und ihm mit unserer „Sparsamkeit“ eröffnet zu haben.

*) Wo im folgenden der Fundort nicht besonders genannt ist, ist Angra Pequena und Umgebung als solcher anzunehmen.

bis zur Unkenntlichkeit verwitterte Schale (h: *χυ·riro-s*) sitzt dem Fels wie festgewachsen auf. Die kleineren Napfschnecken, so die *Patellona granatina* L. (h: **nūi/ikχams*) und die *Patella (Scutellastra) granularis* L. (h: **tgr̄-es*), dienen, wie die Buccinide *Cominella limbosa* Lam., dem Hottentotten*) zur Nahrung. Sie bedecken die Felsen in solchen Mengen, daß es nicht schwer fällt, sich ein Gericht zusammen zu suchen. Verschmäht wird dagegen der ebenfalls häufige *Helcion pectunculus* (Gm.) (h: **!gaūχāb*). Auch den Schlitzschnecken, unter ihnen der *Fissurella mutabilis* Sow (h: **hēb*), und Käferschnecken erlaubt die Saugkraft ihrer Kriechsohlen, an exponierten Uferpartien sich anzusiedeln.

Für die Besiedelung der Schorre im Bereich offener Brandung ist die ungleiche Widerstandsfähigkeit der Gesteinsmineralien von hohem Wert, wo der Fels zu kompakt ist, als daß ihn die Wellen rissig schlügen. Auf den glatt polierten granitischen Felsen von Kap Cross würden die pelagischen Larven der Muscheln und Rankenfüßlern kaum festen Fuß fassen, wenn nicht die weniger widerstandsfähigen Mineralbestandteile oberflächlich herausgespült wären. Im Grunde der kleinen Gruben, die zurückbleiben, sitzen häufig winzige Balaniden, zu *Chtamalus dentatus* Krauss gehörig, die hier das kritische Festheftungsstadium glücklich überwunden haben. Oft ist diese Grube auch im Zentrum der Anheftungsfläche bei erwachsenen Tieren zu finden.

Je weiter landeinwärts die Brandung sich abschwächt, desto günstiger gestalten sich im Bereich der Schorre die Existenzbedingungen für die Echinodermen und Actinien. Die Stachelhäuter sind an Zahl der Individuen sowohl als der Arten am reichsten durch Schlangensterne vertreten, aber Seesterne, Seeigel und Seewalzen sind nirgends selten.

Von den Manteltieren des Felsufers ist *Cynthiopsis valdiviae* Michlsn. die stattlichste Form. Synascidien sind häufig im seichtesten Wasser an den Kanten und der Unterseite untergetauchter Felsvorsprünge zu finden.

Hier siedeln sich auch mit Vorliebe Schwämme aus der Gruppe der Halichondrinen an, so eine leuchtend orangegelbe Art der Gattung *Hymeniacidon* (Axinellide) und eine hellbraungelbe Haploscleride aus der Gattung *Halichondria*. Überhaupt bilden Monaxoniden die Mehrzahl der von mir in Angra Pequena erbeuteten Schwämme (*Suberites*, *Esperiopsis*, *Jophon*,

*) Die hottentottischen Bezeichnungen für die hier und im folgenden zu nennenden Tiere und Pflanzen werden, wo sie zu ermitteln waren, in Klammern beigefügt, durch ein h: von anderen Bemerkungen in Parenthese unterschieden. Ein * bedeutet, daß das betreffende Wort in Kroenleins Wortschatz nicht enthalten ist. Über die Orthographie s. Kapitel Sprache.

Chalina und *Reniera*). Eine *Polymastia*-Art hatte das Meer in großen Mengen an den Strand der Bootbai geworfen. Hornschwämme erbeutete ich nicht. Von Kalkschwämmen ist *Ascandra* zu nennen.

Bei weitem die augenfälligsten Bewohner der Felsküste, speziell im Bereich der Ebbe-Flutlinien, sind die Actinien, Seerosen (h: **au-ros*). Sie bilden, gewöhnlich zu großen Gesellschaften vereinigt, in den stillen Teichen, die das Meer zurückläßt, farbenfrische Beete. Hellgrüne Tange, rotbraune Kalkalgen, zuweilen auch Hydroiden und orangengelbe, steinkorallenartig verzweigte Moostierkolonien bilden gleichsam die Büsche und Bäume dieser Gärten, Caprelliden klettern in ihnen wie Spannerraupe im Laub, und Schnecken weiden im Grund. Pycnogoniden (*Hannonia typica* Hock.) sind seltenere Besucher.

Von Decapodenkrebsen sind kleinere *Jasi*, ferner *Upogebia capensis* (Krauss) und *Hymenosoma orbiculare* Desm. nicht selten.

Temperaturerhöhungen gegenüber, denen das zurückgelassene stagnierende Wasser in kleinen, seichten Becken unter der prallen Sonne ausgesetzt ist, sind kleine, immer geschäftige Asseln, die nirgends fehlen, sehr widerstandsfähig.

In den unzähligen Verstecken der Uferfelsen leben achtarmige Tintenfische (h: **dī-gagu*) und halten sich räuberische Anneliden auf. Zeitweiliges Trockenliegen in feuchter Brandungsatmosphäre erträgt auch ein Röhrenwurm, der gesellig lebt und seine Sandröhre so dicht an die des Nachbarn baut, daß eine steinkorallenähnliche Kolonie entsteht. Die Kolonien füllen zuweilen meterbreite Klüfte zwischen Felsblöcken aus oder lagern sich ihnen als Schutzwehren gegen die Brandung an.

Es ist ein überraschender Anblick, wenn an der Mündung einer verlassenen Tubikolen-Röhre, über die eben das anflutende Meer gespült hat, plötzlich eine Spinne auftaucht, trocken inmitten ihrer triefenden Umgebung, als ob sie aus der Luft gefallen wäre. Aber die Untersuchung zeigt, daß sie die Röhre mit einem Gespinst ausgekleidet hat, dort findet man auch hie und da ihre abgehäuteten Körperhüllen. Hier ist also ein typisches Landtier zur ständigen Bewohnerin des äußersten Meeresgrenzgebiets geworden.

Überall an der Südwestküste über felsigem Grund ist in tieferem Wasser ein Brachiopode, *Kraussina rubra* (Pallas) zu finden.

2. Wo die Brandung zwischen den Felsen Sand in größeren Mengen eingeschwemmt hat, finden Sipunculiden (*Phascolosoma capense* Teuscher) und grabende Anneliden ihren Unterschlupf.

Tierarm ist der flache Sandstrand. Nur an geschützten Stellen treten hie und da Schnecken herdenweise bis an die äußerste Grenze ihres Elements. In tieferen Sandmulden leben Garneelen und freie Anneliden (letztere bilden, wie ich mich durch häufige Sektionen überzeugte, eine Hauptnahrung des Steinbrassen, *Pagellus lithognathus* Cuv. et Val.). Im Bereich der Brandung aber bleibt den Bewohnern des Ufersandes nur die Wahl, entweder an der äußersten Flutlinie, also schon halb im Trockenen sich zu halten, — und hier geben angeschwemmte Tierkadaver, vor allem auch verwesende Tangbüschel und Holzstümpfe hüpfenden Amphipoden Unterkunft —, oder noch im Bereich der Welle unterirdisch sich anzusiedeln. So bohrt sich eine eßbare Muschel, *Donax serra* Chemn. (h: **tna-immis*) in den Sand und hält sich mit der Oberfläche durch einen Atemkanal in Verbindung.

Asseln, die sich normalerweise fußtief im Flutbereich des Sandstrandes einbuddeln, können sich unter Umständen vom Meer schadlos lossagen: Wo bei Anichab hinter der Sturmflutlinie reines Süßwasser einige Fuß tief im Sande sickert, fand ich mehrere Exemplare von *Tylos granulatus* Krauss (der Zeichnung am Kopfe wegen von den Hottentotten **tsao-χ(a)mt(a)ra-s*, d. h. „die Frau mit der Asche um den Mund“ genannt), dieselbe Art, die ich sonst (in Lüderitzbucht und in der Prinzenbai) nur im Bereich des Meeres grub.

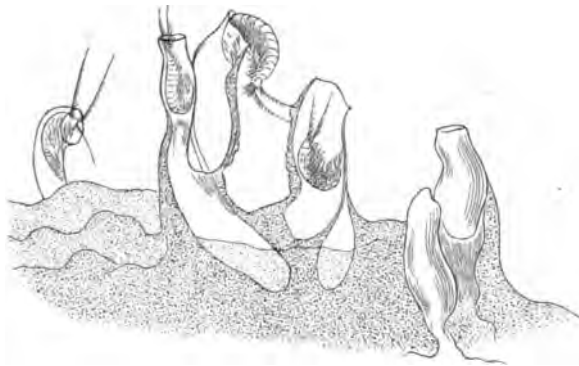
Hinter dem Sandwall, der südlich von Kap Cross die trocken gelegte Sierrabai vom Meer absperrt, steht über flachen salzinkrustierten Mulden ein rötlichgelbes Wasser, belebt von gleichgefärbten, bis 1 cm großen Krebschen aus der Familie der Branchipodiden (der *Artemia milhauseni* Fischer nahestehend, wenn nicht identisch mit ihr). Wo das Wasser kaum 1 cm hoch über dem Boden steht, die Salzlösung gesättigt (wie die überall ausgeschossenen Kristalle beweisen) und so lauwarm ist, daß die eingetauchte Hand keinen Temperaturunterschied wahrnimmt, selbst hier hat die Lake den Tieren, die in zahlreichen Begattungspärchen durcheinanderschwimmen, die Daseinsfreude nicht versalzen.

3. In dem weichen Schlickboden, der sich in unregelmäßigen Inseln und Streifen in Tiefen, die dem Seegang entrückt sind, oder oberflächlich in geschützten Buchten zwischen Sand- und Felsgrund ausbreitet, leben in der Lüderitzbucht Muscheln und Röhrenwürmer und hie und da (wo der Boden reichlich mit Sand durchsetzt ist) Oligochäten und rötlich gefärbte phosphoreszierende Polychäten mit lebhafter Flimmerung an den Parapodien.

Die einzigen Octo-Korallen, die ich an der Südwestküste erbeutete, leben nach Pennatulidenart auf biegsamem, schwach umgebogenem Stiel lose im feinen, grünlichgrauen Schlick der Lüderitzbucht.

Über dem Schlick, zuweilen in seinen oberen Schichten, tummeln sich zahlreiche Isopoden; auch einen wühlenden Copepoden habe ich oft beobachtet.

Heimischer noch als diese Krebse zeigt sich ein Amphipode, eine ca. 2 mm lange *Podoceros*-Art mit braunen Querbändern auf dem Rücken. Die Tierchen schwimmen bei weitem nicht mit der Geschicklichkeit ihrer pelagischen Verwandten. Um so sicherer wühlen sie sich bald oberflächlich, bald unterirdisch ihren Weg durch den Schlick; ihrer Leichtigkeit wegen können sie hier auch springen, in der üblichen Weise den bauchwärts umgeklappten Hinterleib gegen die Unterlage stemmend und den Körper mit kräftigem Ruck streckend. Wollen sie sich seßhaft machen, so graben sie sich mit



Podoceros spec. in Schlammgehäusen nach dem Leben.

dem Hinterende voran ein, bis nur noch die Fühler aus der Grube sehen. Über diesen Kellerraum bauen sie sich dann aus weichen Schlammartikelchen und kleinen Steinen, vermischt mit Schwammnadeln und Diatomeenpanzern, eine ca. 4 mm hohe Röhre, die sie an

irgend einen festen Gegenstand des Untergrundes ankitten. In diesem Gehäuse sitzen sie wie in einem nachgiebigen aber resistenten Sack, und Raum ist genug, daß sie sich leicht in ihm umwenden können. Bald sitzen sie im Grunde des Sackes, gekrümmt wie in einem Lehnstuhl, bald revidieren sie aus der Mündung sehend das Gelände, die ersten Antennen nach oben, die zweiten seitwärts nach unten gerichtet; die vorderen, klauenartig endenden Brustfüße gebrauchen sie als Arme zum Ergreifen der Nahrung, mit den hinteren Brustfüßen halten sie sich die Sackwand vom Leib, um den Wasserstrom eintreten zu lassen, den die ununterbrochen hin- und herschlagenden gabelspaltigen hinteren Füße hervorbringen. Die Gehäuse stehen bald einzeln, bald in Gruppen zusammen. Faustrecht herrscht: ein Großer vertreibt, wenn er selbst obdachlos ist, einen Kleinen und nistet sich in dessen Röhre ein.

4. Braune Tangwälder, von den 5—8 m langen Thallen der *Ecklonia buccinalis* (L.) Hornem. gebildet, folgen der ganzen Westküste Südafrikas. Die Flut deckt sie, aber bei Ebbe sieht man oft weithin ihre glitzernden

Bänder oder obersten Spitzen in den Wellen auf- und niedertauchen. Sie umwachsen gleich dicht das Sandsteingebirge am Kap der guten Hoffnung wie das Urgestein, das weiter nördlich die Küste säumt. In diesen Tangwäldern haust neben zahlreichen Gastropoden und neben Mysisarten der größte der südafrikanischen Krebse, der *Jasus lalandii* (Lmk.), die „Languste“ (h: *aose-b).

Auf den Tangen siedeln sich alle kleineren Uferbewohner an, mit Vorliebe diejenigen, die der starken Wasserbewegung nicht trotzen können und doch in ihrer Ernährung auf sie angewiesen sind, wie die festsitzenden Bryozoen, Spongien, Hydroiden und Ascidien. In den ständig bewegten, aber die Gewalt der Wellen brechenden Dickichten finden sie Nahrung und Schutz zugleich. So fördert der Tangwuchs auch das Aufkommen eines lokalen

B. Plankton,

das in Gestalt unzähliger Larven aus den eben genannten Gruppen und in Schwärmen von Schleierquallen periodisch erscheint. Diatomeen, meist überwiegend kreisrunde Formen mit polygonaler Felderung, die in ungeheuren Mengen im Wasser schweben, bilden die Grundnahrung. Ohne Jahre lang fortgesetzte systematische Beobachtungen ist es unmöglich, Gesetzmäßigkeiten oder auch nur Regeln für das Auftauchen und Verschwinden und die wechselnde Zusammensetzung des Plankton der südwestafrikanischen Küste zu geben.

Schwärme acraspeder Medusen setzen den Reisenden oft in Verwunderung. Zwischen Swakopmund und der Hottentottenbai belebte sich die See am 4. April 1903 zusehends mit handgroßen fahnenmündigen Quallen. So weit der Blick reichte: ein roter Schirm neben dem anderen, nicht weiter von einander entfernt als ihre dunkelroten Fangfäden herunterhingen, zuweilen von der Dünung so dicht aneinander gedrängt, daß sie als kompakte rote Gallertstreifen neben dem Schiff vorbeitrieben. 20 Seemeilen weit fuhren wir durch diesen Schwarm, dann brach die Dunkelheit herein; ich weiß nicht, wie lange uns die Medusen noch begleiteten.

Schleierquallen aus den verschiedensten Familien setzten im Dezember fast ausschließlich das Plankton in der Lüderitzbucht zusammen.

Haselnußgroße Cydippiden waren im Mai häufig. Sie trieben zuweilen so dicht an, daß der Sandstrand des Roberthafens mit einem fortlaufenden Gallertband umzogen war; ein Hottentott, der mich bei der Untersuchung antraf, belehrte mich, das sei „die Nachgeburt des Meeres“, *huri-#hōts.

Von Siphonophoren sind Diphyiden nicht selten, große blaue Physalien werden zuweilen ausgeworfen.

Von Krebsen sind Mysiden und Copepoden bei Tag und bei Nacht häufig, oft überwiegend im Plankton vertreten. Einige Meilen vom Land entfernt bildeten meist Amphipoden den überwiegenden Teil der Fänge, vermischt mit Zoeen und Stomatopodenlarven. Die letzteren gehören wohl zu *Squilla armata* M. E., einer weitverbreiteten aber nicht häufigen Art, die in Südafrika nur einmal in 45 Faden Tiefe an der Spitze der Kap-halbinsel, in einem zweiten Exemplar aus geringerer Tiefe von mir am Eingang der Lüderitzbucht gefangen wurde.

Sagitten und Salpen traten im Plankton im allgemeinen zurück. Zwischen der Pomona- und Possessioninsel trieben im Mai die soziale und die Einzel-form der *Salpa magalhanica* Apst.; sie verdankt wohl dem kalten Benguelastrom ihre Verbreitung so weit nach Norden.

Erst eine eingehende Bearbeitung der Fänge kann über die Beziehungen der südwestafrikanischen Planktonfauna zu anderen Faunengebieten Aufschluß geben. Bei einem Vergleich des südwestafrikanischen Küsten- und Ozeanplanktons wird zu berücksichtigen sein, daß in Landnähe auf Meilen Ausdehnung zwar keine perennierenden Flußläufe den Salzgehalt des Wassers verändern, daß aber die Oberflächentemperatur der See nach dem Land hin stark abnimmt. Am einflußreichsten wird aber für die Planktonverteilung die WNW. gerichtete Oberflächenströmung und das dadurch bedingte Aufquellen von Tiefenwasser längs der Küste sein.

An das Plankton schließen sich als dessen Hauptverzehrter

C. Die Wale

an. Es fehlen Beobachtungen, wie hier im einzelnen die Planktonverteilung zu den verschiedenen Jahreszeiten Aufenthalt und Zugrichtung der großen Meeressäuger bestimmt.

Die kleineren Formen, den Delphiniden (h: **gurubes*) angehörig, begegnen dem Seefahrer überall und allezeit: auf hoher See in großen Scharen im Wettlauf mit dem Schiff, bald mit der bekannten Radbewegung ihres gekrümmten Rückens nur flüchtig auftauchend, bald in gestrecktem Luftsprung sekundenlang über das Wasser gehoben, — oder am Strand, zuweilen in nächster Ufernähe, einen Fischschwarm jagend, der in die Bucht eintrat. Von größeren Delphiniden glaubte ich (gelegentliche Beobachtungen von Bord sind nicht einwandfrei) eine Orcinusart vor Swakopmund gesehen

zu haben; wahrscheinlich handelte es sich um *Orcinus orca* (L.), den „Killer“, das Raubtier unter den Walen, der an den südafrikanischen Küsten mehrfach beobachtet wurde. Ein großer *Globicephalus* mit kräftigem Gebiß war in der Hottentottenbai gestrandet.

Der größte der Zahnwale, der Pottfisch, Cachalot, Spermwale, *Physeter macrocephalus* (L.), der von ca. 50° nördl. Br. bis ca. 6 Breitengrade südlich von Kap Horn überall im atlantischen Ozean angetroffen wird¹⁷⁾, hat im Südwest-Meer einen Lieblingsgrund westlich von St. Helena, in einem Bezirk, der zwischen dem 15. und 20. Breitengrad liegt und sich ost-westlich etwa 15 Längengrade weit zwischen der Insel und dem Kap Negro ausdehnt. Ein zweiter, schmaler Pottwalgrund streckt sich zwischen St. Helena und Ascension in nord-südlicher Richtung. Endlich liegt nordwestlich von Tristan da Cunha, zwischen dem 0-Meridian (Greenw.) und dem 10. westl., in 32. bis 34.° südl. Br. das letzte Hochseegebiet des Pottwals, das für die südwestafrikanischen Gewässer in Betracht kommt. An der Küste selbst soll der Pottwal, wie mir Erkundigungen bei den Alten unter den weißen Küstenbewohnern ergaben, früher nicht selten gesehen und gejagt worden sein; ich sah ihn nicht.

Dagegen sind Bartenwale keine seltene Erscheinung an der südwestafrikanischen Küste. Jeder Hottentott, der einmal an der Westgrenze seiner Heimat nomadisiert hat, kennt den großen Wal, *#kya-rab*, den **iholë-b* der Namib-Buschmänner (über die Arten siehe weiter unten).

Älteren Nachrichten zufolge kamen Bartenwale häufiger als jetzt an unsere Küste. Die Insel Itschabo galt als ein schöner Ort zum Fang des „großen Leviathan“ des Ozeans⁶⁾, der ungefähr um die Mitte des Juni erschien. Ob die Tiere, die dann in großer Zahl um die Riffe der Insel spielten, echte „right Wales“, d. h. *Eubalaena* waren, oder ob sie zu *Megaptera* gehörten, ist nicht festzustellen.

Die Walfischbai und ihre Umgebung wurde im August und September von Scharen desselben großen Wales zum Zweck des Kalbens besucht.

Eine Klippenreihe, die sich in süd-südwestlicher Richtung in mehreren Meilen Ausdehnung an Bird Island anschließt, war zu Morrells Zeiten im Juli und August regelmäßig der Tummelplatz von Walherden. Um dieselbe Zeit tauchten sie in der Spencerbai, Mercury Island gegenüber, auf.

Der Grund des Rückzugs der Bartenwale ist im Vordringen des Menschen zu suchen, — nicht daß er sie dezimiert hätte, er hat sie verschucht. Die einsamen Buchten, in denen sie einst ihre Kälber absetzten,

sind jetzt bewohnt. Kein Buckelwal wird mehr in die Lüderitzbucht eintreten, um sich an ihren Felsvorsprüngen (wie ein alter Fischer vor Jahrzehnten beobachtete) die Seepocken vom Leib zu scheuern; die geschützten Stellen in der Nähe der Inseln sind von Guanosammlern und Robbenjägern besetzt; die Dampfer des gesteigerten Verkehrs von heute werden die Tiere mehr beunruhigen als die Segler ehemals.

Zwei Bartenwalarten zeigen sich an der Südwestküste: *Eubalaena australis* (Desmoulins), der „südliche Walfisch“, Right-Whale, in der Breite von Kapstadt häufiger als nördlich der Oranje-Mündung gesehen. Er soll nur vereinzelt den 25. südl. Breitengrad nach Norden überschreiten, wird aber fast jedes Jahr in einer der Baien an der Südspitze Afrikas, in der atlantischen Tafel- und Falsebai oder der indischen Plettenberg- und Algoabai gefangen. Er setzt seine Kälber im Juni und Juli ab.

Gleich heimisch im atlantischen Ozean der nördlichen wie der südlichen Halbkugel (bis ca. 49°) ist der auch im indischen Ozean nicht seltene Buckel- oder Hump-back-Wal, *Megaptera longimana* (Rudolphi). Ich sah ihn mehrfach vor der Swakopmunder Rheede und hörte noch von weither die explosiven Atemstöße des langsam sich entfernenden Kolosses.

D. Die Fische.

Während die süßen Gewässer Südafrikas mit Fischen der Tropenzone besetzt sind, gehören die Meeresfische der Küste faunistisch jener südlichen gemäßigten Zone¹⁸⁾ an, die längs der Südränder Australiens, Afrikas und Südamerikas hinzieht, nördlich vom 30. Breitengrad begrenzt sein soll, südlich in 50° Breite an der Küste Patagoniens und Chiles bis zur Grenze der antarktischen Zone reicht.

Wenn die Fischfauna der südlichen gemäßigten Küstenzone dadurch charakterisiert ist, daß ohne Übergangsfunde in den Tropen typische Vertreter der Nordgebiete unvermittelt in entsprechenden Breiten der südlichen Halbkugel auftreten, dann muß unsere Zone über den 30. Breitengrad hinaus mindestens zum Wendekreis ausgedehnt werden. Denn *Acanthias* und *Cantharus*, beides nordische Formen, die in den Tropen fehlen, fand ich noch vor der Rheede von Swakopmund. Blainvilles Dornhai, *Acanthias blainvillei* Risso, ist dort einer der gemeinsten Fische; die überwiegende Mehrzahl der im April geangelten Tiere waren Weibchen, mit wenigen Ausnahmen trächtig, meist mit je einem Embryo beiderseits; Tiere mit drei

... nur einem Embryo sind Ausnahmen. Der „Hottentotte“, *Cantharus*
buch: C. et V. ist ein beliebter Speisefisch.

Ferner übersehener *Callorhynchus antarcticus Lacep.* die für die südlich-
gemäßigte Zone charakteristische Climare mit dem langen Schnauzenvorhang,
der „Joseph“ ist bis zu 30 Grad, er gerät häufig in die
Netze der Fischer in der Gegend

Erst im ... der Zonengrenze nach Norden durch
das häufig ... *Cuv. et Val.* geboten, des
Gaillards. ... der guten Hoffnung
unserer ... Kap ... häufige Spariden
reicher ... bis Angra Pequena,
wahrscheinlich ... *Chrysophrys globiceps*
Cuv. et Val. ... die Nasenpartie
bestimmte ... lassen und dem Tier
den Namen ... *Ichthyognathus Cuv.*
et Val. ... (s. *Chantre*)
der ...
Ozean ...
gelten ...
die in ...

...
Rohr ...
...
...
Ebenfalls ...
als die ...
Lagune ...
(...)
Stachel in ...
den Fäden ...
fließen geben dem ...
vorderem Winkel ...
faßt ihn am besten ...
löcher hinter den ...
es am sichersten ...
zerrissenen Fingern ...
sichtbar, ein starker ...

nach vorn gerichteten Widerhaken besetzt sind; die Waffe wirkt auf den von hinten zufassenden Verfolger wie eine Säge; hinter dem Stachel geht der Schwanz in einen dünnen, drehrunden Faden über.

Einer Süßwasserfamilie, die hie und da in das Meer eingedrungen ist, gehört der typisch-südafrikanische Catfisch an, *Galeichthys feliceps Cuv. et Val.* (h: **χa-ēdab* oder **iē-deb*), der in Angra und vor Swakopmund nicht selten ist und von den Eingeborenen gegessen wird.

Von südwestafrikanischen Fischen, die auf entfernte Verbindungen mit anderen Faunengebieten hinweisen, sei hier die Pleuronectidengattung *Synaptura*²⁰⁾ genannt, deren Arten vorwiegend im indischen Ozean leben; mit *S. marginata Blgr.* erreicht die Gattung die Algoabai, mit *S. pectoralis Kaup* das Kap der guten Hoffnung, und mit *S. microlepis Blkr.* greift sie auf die Westküste, sicher bis Angra Pequena, hinüber.

Überall zwischen den Felsen, selbst im Bereich starker Brandung, leben kleine, bunt gezeichnete, lebendig gebärende „Klippfische“ (h: **inō-rab*), *Clinus*-Arten, die hie und da gegessen, meist aber nur als Köder für den Langustenfang verwandt werden. Ihre nächsten Verwandten leben an den tropisch-atlantischen Küsten Amerikas.

Einen großen Teil der Fischfauna des südafrikanischen Westmeeres setzen endlich mehr oder minder kosmopolitische Arten zusammen: die kleinen gefleckten Katzen- und die großen grauen Hundshaie, *Scyllium*- und *Galeus*-Arten, bewohnen die seichten Gründe längs der ganzen Küste; die Hundshaie (h: *χa-mi* = Löwe) werden häufig von der Brandung ausgeworfen; sie füllen zuweilen mit den oben genannten Rochen die Fischer-netze zum Zerreißen, mit einem Zuge wurden in Angra einst 30 Zentner dieser Grundhaie und -Rochen an Land gebracht.

Die Umerfische sind durch die Skiaina des Aristoteles, den Adlerfisch des Mittelmeeres, *Sciaena aquila Risso*, vertreten, als „Kabljou“ in Südafrika ebenso beliebt wie auf der Tafel der Alten.

Eine Temnodonart, wahrscheinlich *Temnodon saltator L.*, der Alf oder Elft, wird auch in größerem Abstand von der Küste getroffen. *Thyrsites atun Euphr.*, der Snoek, meidet die nächste Nähe des Landes, er scheint hier den Robben aus dem Wege zu gehen, oder die Euphausiden-Schwärme, seine Lieblingsnahrung, locken ihn hinaus.

An Individuenzahl werden alle Küstenfische Südwestafrikas von den Meeräschen übertroffen, von den *Mugil*-Arten, die seltener als „Springer“ (*M. multilineatus Smith, aff.*), meist als „Harder“ (*M. richardsoni Smith, aff.*)

und in seiner Jugendform das „Bokkom“ in Schwärmen oder in Schulen aller Altersstadien an der Oberfläche hinwandern.

Die Fische aller vorher genannten Arten, die in der Benguelaströmung so zusagende Ernährungs- und Fortpflanzungsbedingungen finden, haben eine Wassersäugetier- und Vogelwelt nach sich gezogen, die ihnen an Massenproduktion von Individuen nicht nachsteht und nicht weniger als sie für das Faunenbild der Küstenregion charakteristisch ist.

Nicht weit vom Kreuz des Diogo Cão liegen am Kap Cross die Ruheplätze der

E. Robben.

Einige hundert sieht man hier immer, zu Zeiten finden sie sich zu Tausenden zusammen.

Wer sich den Tieren nähern will, muß vor allem den Wind im Gesicht haben, denn die Witterung der Tiere ist fein; schon der Rauch eines Dampfers aus drei Seemeilen Entfernung soll sie von den Klippen treiben. Ihr Gesichtssinn ist stumpf, sobald sie das Wasser verlassen haben; langsam kann man sich bis auf wenige Meter anschleichen, nur schnelle Bewegungen verscheuchen sie.

Noch ehe man von weitem die dunklen Gebilde, die ungefähr hundert Meter vom Ufer ab wie Tange über Untiefen aus dem Wasser sehen, als hälsereckende Robben erkannt hat, hört man das eigenartige Gebell der Tiere. Besser ist es ein Blöken zu nennen. Hell, zuweilen meckernd blöken die Jungen (h: **χū·i·naori·b.*), tief und heiser schnarrend die erwachsenen Robben (h: */hu·tmi*). Die Geschicklichkeit, mit der sich die Tiere in der schwersten Brandung bewegen, ist bewundernswert: die Welle, die im nächsten Augenblick die Felsen in weißen Gischt hüllt, hebt das Tier in gefährvolle Höhe, — man glaubt, es müsse an den Klippen zerschellen, aber — ein nachlässiger Luftsprung seitwärts, und die Welle rollt glatt unter ihm weg. Auch durch schnelles Untertauchen entziehen sie sich der Gefahr gegen die Klippen geschleudert zu werden, nur Junge sah ich ab und zu geschunden.

Doch beispiellos unbeholfen sind ihre Bewegungen auf dem Land. Bergab lassen sie sich häufig passiv abgleiten, bergauf rutschen sie mühsam auf allen vier Flossen und benutzen den Kopf als fünfte Gliedmaße, wenn die Blöcke schwer zu erklettern sind. Die Hinterextremitäten strecken sie dabei nicht wie unsere Seehunde hinten ab, sondern beugen sie nach vorn um. Haben sie es eilig, so hüpfen sie, stützen sich dabei auf die Hinter-

flossen, richten den Rumpf in energischer Streckung auf und fallen dann, wie ein Krüppel zusammenbricht, vornüber.

In ihrer braunen Färbung unterscheiden sich die Robben wenig von den Felsen, auf denen sie lagern, um so weniger, wenn sie in dicken Klumpen neben- und halb übereinander gedrängt sind (siehe Tafel I oben). Zuweilen liegen sie, den Kopf tief herunterhängend, formlos wie Säcke über den Blöcken. Da reckt sich aus der Schar der schwächtigen Weibchen auf einmal ein $2\frac{1}{2}$ m langes Koloß in die Höhe; das alte mähnige Männchen, das da aufsteht, dreht seinen spitzschnauzigen, bärenähnlich geformten Kopf mit den kurzen spitzen Ohrstummeln witternd nach rechts und nach links, dann sinkt die Zentnerlast wieder wie leblos zusammen.

Die Gebärden der Robben sind hundeartig, wenn sie, auf die seitlich abgespreizten Vorderflossen gestützt, mit einer Hinterflosse sich am Ohr kratzen oder vornübergebeugt mit den Zähnen die Bauchhaut bearbeiten. Wenn sie eben auf die Felsen gestiegen sind und sich das Wasser von Kopf und Hals geschüttelt haben, steht das trockene, braungelbe Fell dieser Körperteile wie eine Mähne von der dunklen, glatt anliegenden Behaarung des nassen Rumpfes ab. Dies und der Mähnenschmuck alter Männchen hat zu der Bezeichnung „Seelöwen“ geführt.

Die Robben der südwestafrikanischen Küste sind Otariiden, die mit Ausnahme ihres südamerikanischen Vertreters, der patagonischen Ohrenrobbe, Otaria, der Gattung *Arctocephalus*¹⁹⁾ mit acht Arten zugerechnet werden. Unsere Art, *Arctocephalus antarcticus* (Thbg.) wird hauptsächlich der feinen Unterwolle seines Pelzes wegen (wie der nordische *A. ursinus*) eifrig gejagt.

Wenn die Felsen dicht mit Robben belagert sind, bewaffnen sich die „Jäger“ mit schweren Holzkeulen, umzingeln den Lagerplatz und treiben die aufgescheuchten Tiere, die dem Wasser zueilen, landeinwärts, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts alles niederschlagend. Da sich vom warmen Tier das Fell besser abziehen und der Tran leichter gewinnen läßt, werden die Tiere (wie Augenzeugen übereinstimmend berichten, ich habe den widerlichen Anblick nicht selbst gehabt) möglichst nur halb tot geschlagen, damit auch die letzten der vielhundertköpfigen zappelnden Beute noch warm sind, wenn die Reihe an ihnen ist.

Bei Kap Cross sind an einem Tag schon über 600 Robben geschlagen worden. Die Spuren der Massenmetzeleien müssen sorgfältig entfernt werden,



ARCTOCEPHALUS ANTARCTICUS (THBG.), VOM KAP CROSS.



PHALACROCORAX CAPENSIS (SPARRM.), VON DER INSEL POSSESSION.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY
A. C. McLEOD
1924

im Flutbereich wäscht sie das Meer weg. So ziehen die Tiere jahraus jahrein arglos an ihren Richtplatz.

Zweimal im Jahr sammeln sich die Robben in großen Scharen auf bestimmten Inseln, Riffen und Landzungen an. Die Versammlungen im November bis Januar sind der Fortpflanzung gewidmet; bei weitem der größte Prozentsatz der landenden Tiere sind dann Weibchen, die ihre Jungen (2 Stück) werfen. Unmittelbar nach beendeter Geburt ist die Mutter wieder empfängnisbereit; die Trächtigkeit dauert 12 Monate. Das Junge wird ca. ein halbes Jahr gesäugt und soll, mindestens im männlichen Geschlecht, nach drei Jahren zeugungsfähig sein.

Die zweite Periode des Landens fällt in die Monate Mai-Juni bis Ende August: es ist die Härzeit der Robben und vorwiegend Männchen wandern aufs Trockne.

Zur Zeit der ersten holländischen Ansiedelungen am Kap (Mitte des 17. Jahrhunderts) war die Zahl der Robben längs der süd- und südwestafrikanischen Küste unbegrenzt. Seitdem ist so unvernünftig in dem reichen Bestand gewütet worden, daß — wenn nach wie vor die Satz- und Brunstzeit auch die Hauptjagdsaison bleibt — die Austilgung der Robben nur eine Frage der Zeit ist.

Die letzten Asyle der Robben sind, von der Südspitze Afrikas nach Norden fortschreitend, heute noch die folgenden: Dyers Island südöstlich von Dangerpoint, der Robbensteen in der Tafelbai, der Jakobsfels in der Saldanhabai und der Elefantenfels. Nördlich der Oranjemündung besuchen Robben noch die Sinclair- und Roastbeefinseln und das benachbarte South-Island, das bei Ebbe mit dem Festland verbunden ist. An den Black-rocks landen die Robbenschläger gleichzeitig an der felsigen Steilseite im Osten wie am südlichen Sandstrand, um die überraschten Tiere nicht entkommen zu lassen. Long Island, südlich der Halifaxinsel, ist ein gut besuchter Robbenplatz. Der Dumfudgeonfels, den die Flut überspült, ist wenig besucht, reicher der Eighty-four-rock und vor allem Steaple-rock mit dem bei Ebbe trocken laufenden gleichnamigen Riff. Die Marshallfelsen, Hollams Vogelinsel und Kap Cross sind die nördlichsten bekannten Rastplätze der Robben.

Aber auch hier sind die Tiere stark dezimiert. Nie wird ein Schiff mehr auf Hollams Vogelinsel solche Beute machen wie Kapitän Morrell⁶⁾, der an einem Tage trotz aller Schwierigkeiten der Landung 1400 Robben auf einmal schlug. Die Insel Itschabo und Mercury Island, auf denen der

Robbenschlag einst glänzende Erträge gab, sind heute nur noch von Seevögeln bewohnt.

Außer dem Menschen wüßte ich keinen Feind, mit dem die südafrikanischen Ohrenrobben ernstlich zu rechnen hätten. Ihre ausgesprochene Vorliebe für weit hinausgeschobene oder vom Land aus unzugängliche Orte mag aus der Zeit stammen, in der die großen Raubtiere, Löwe, Leopard und Hyäne, noch bis zur Küste drangen. Heute kommen als Feinde nur Wasserbewohner in Betracht; man könnte hier an den Raubwal denken, Beobachtungen liegen jedoch nicht vor. Aber auch wenn die Natur ihnen hier keine Feinde geschaffen hätte, sie hat doch für harte Konkurrenz im Daseinskampf gesorgt. Konkurrenten der Robben, gleich ihnen in Nahrungs- und Fortpflanzungssorgen auf den Fischbestand sowohl als auf den engen Raum der Inseln und Riffe als ihrer Brut- und Sammelstätten angewiesen, sind

F. Die Vögel der Küste.

Als flache Felder dehnen sich die gemeinsamen Nistplätze der Malagassen und Pinguine in ruhigen Buchten oder auf den höheren, gegen die Brandung geschützten Ebenen der Inseln aus. Die kleineren Nistplätze von Tauchern und Möven steigen in der Sonne wie Kreidefelsen aus der blauen See. Einen scharfen Guanogeruch führt der Wind von den Nistplätzen weg; er gab uns oft, wenn wir im Dunklen oder im dichten Nebel den Ankerplatz hinter Possession suchten, die angenehme Gewißheit, daß wir im Schutze der Insel lagen.

Der Mensch, der an entlegener Stelle ein solches Inselreich der Vögel betritt, wird als unberufener Eindringling empfangen. In dichtem Schwarm fliegen die Möven auf; in ihr beängstigendes hundertstimmiges Geschrei mischt sich der Alarmruf der Austernfischer, schnell aufeinanderfolgende Töne mit kurzem Vorschlag, in der Klangfarbe dem Schreckruf einer aufgestörten Amsel ähnlich. Während die Austernfischer scheu im Kreis umherfliegen, sammeln sich die Möven, unaufhörlich lärmend, in geschlossener Phalanx über dem Ruhestörer, segeln dicht hinter und über ihm gegen den Wind an, machen jede Schwenkung, jedes Halt mit; einige mutige senken sich tiefer herunter, um das gegriffene Junge zu befreien. Wären sie sich ihrer Übermacht bewußt, sie würden gemeinsam herunterstoßend mit Leichtigkeit ihr Recht durchsetzen.

Von ihrem Geschrei beunruhigt sind Gruppen alter „Seegänse“, die fern ab standen, mit ihren Jungen abgeflogen. Auch die schwarzen Taucher sind längst meerwärts geflohen. Auf ihre im Stich gelassenen Nester eilen jetzt, als ob sie nur auf einen günstigen Moment gewartet hätten, unbekümmert um die Gefahr, die auch ihnen droht, die nächstbenachbarten kecken Pinguine heran und stehlen sich Tang zum eigenen Nest. Sobald sie aber ihre Jungen bedroht sehen, ducken sie sich über die Brut, und kein Schlag, kein Fußtritt treibt sie in die Flucht; man muß sie mit dem Stock wie einen schweren Stein bei Seite schieben, um zu den Jungen zu gelangen.

Solche Stellen, an denen die verschiedenen Gattungen der Seevögel auf engem Raum zusammengedrängt sind, sind nicht selten. Auf größerem Raum aber scharen sich die Artgenossen meist zu Kolonien zusammen, die dann die betreffende Insel beherrschen, andere Arten nur dulden.

1. Die Insel Itschabo gehört den Malagasvögeln (*Sula capensis* (Licht.), Tölpel, Seegans, goose, h: **!ha-ndas* oder **χa-ma-nis*, d. h. der Haifischvogel). Sie reichen längs der südafrikanischen Westküste bis Loango, an der Ostküste bis Sansibar²²). Die Tiere haben die Größe und das weiße Gefieder einer kleinen Gans, schwarze Beine und breiten schwarzen Flügel-saum; Hals und Kopf sind gelblich angehaucht mit scharfer, dunkler Linien-zeichnung in Gesicht und Kehle. Sie fassen steil herunterstoßend den Fisch mit langem, spitzem, silbergrauem Schnabel.

Als ich die Insel im Dezember 1903 besuchte, war das Brutgeschäft in vollem Gange (siehe Tafel II oben). Die Vögel saßen so dicht beisammen, daß man den Erdboden zwischen ihnen erst beim Herantreten in nächster Nähe sah. So weit der Blick reicht: eine weiße, blendende Fläche, fahl gesprenkelt von den Tausenden schlanker Hälse und Köpfe, die sich beweglich aus ihr erheben, belebt vom Flügelschlag der Tiere, die ihre vom Stoßtauchen feuchten Schwingen im Winde fächeln und überallher zu winken scheinen. In der Luft ein nie endendes Durcheinanderkreisen der an- und abfliegenden Vögel und ein Lärmen ringsumher, ein ununterbrochenes „gárra, gárra“ in allen Tonlagen, daß man sein eigenes Wort nicht hört. Nur von Zeit zu Zeit dringt, als ob er aus weiter Ferne käme, der dumpfe Donner der nahen Brandung herüber.

Der Empfang, den die aus der Luft herunterkommenden Vögel von ihren ruhenden Kameraden erfahren, ist sehr verschieden. Die Rückkehr des Gatten (die Geschlechter sind äußerlich nicht zu unterscheiden) wird offenbar

meist mit Sehnsucht erwartet; denn kaum haben sich die Tiere wiedergefunden, so beginnen leidenschaftliche Liebesbezeugungen. Mit erhobenen Hälsen schlagen sie kopfschüttelnd ihre senkrecht in die Höhe gerichteten Schnäbel gegeneinander, senken beide dann gleichzeitig, die Hälse kreuzend, den Kopf tief zu Boden, richten sich schnell wieder auf, und das Schnäbelwetzen beginnt von neuem. Die Oberarme der Flügel bleiben dabei dem Körper anliegen, nur die Unterarme werden in Balzstellung seitlich und abwärts gespreizt und überschneiden sich hinten stumpfwinkelig mit den Schwungfedern; mit einem gegenseitigen Kraulen im Halsgefieder schließt meist die Begrüßung.

Der Gatte, der bisher das Junge gewärmt hatte, tritt jetzt beiseite und ist bald in dem Gewimmel der Flieger verschwunden. Der Ankömmling kauert sich über das unflügge Junge, nachdem er es allseitig mit der Schnabelspitze revidiert und seinen Bitten um Atzung (das Junge betastet unablässig den Schnabel der Alten) nachgegeben hat.

Wehe dem Zuzügler, der dieses Familienidyll oder die Beschaulichkeit der Umsitzenden stört, indem er versucht, zwischen den dicht Gedrängten Platz zu nehmen. Von allen Seiten wird er in den Hals gekniffen und gewürgt, bald auf den Schnäbeln seiner Peiniger hochgehoben, bald niedergeworfen und fortgestoßen, bis er platt am Boden mit gespreizten und geknickten Flügeln wie in letzten Zuckungen um sich schlagend glücklich an den freien Rand der Schar sich gerettet hat. Dort richtet er sich schnell auf und hat nach wenigen Sekunden ruhig Platz genommen, als ob nichts geschehen wäre.

Während ein Teil der Tiere schon atzt, brüten andere noch. Der brütende Vogel deckt das Ei jederseits mit den Schwimmhäuten der inneren Zehen zu.

Sechs Wochen nach der Eiablage kriecht ein häßliches schwarzes Küken aus; nie sah ich zwei Junge, wohl aber nicht selten zwei Eier in einem Nest.

Die Paarung fand stets auf dem Nest statt: das Weibchen bleibt ruhig sitzen, während das Männchen geräuschvoll patschelnd den Rücken tritt.

Mit der Paarung und Eiablage, mit dem Ausbrüten und Aufziehen der Jungen vergehen die Monate September-Oktober bis April-Mai. Im Mai haben die Jungen fast schon die Größe der Alten, unterscheiden sich aber auffallend von ihnen durch die Färbung: sie sind schwarz und fein weiß gesprenkelt auf dem Rücken und der Flügeloberseite, die Bauchseite ist weiß und grau meliert.

In diesem Endstadium der Brutpflege fand ich die letzten Malagassen auf Possession äußerst scheu. Um ihr Gebahren beobachten zu können, war es nötig, sich platt auf den Boden zu legen und mit Knien und Ellbogen im Schutz einer kleinen Terrainwelle an eine Gruppe heranzukriechen. Gleichgültig und unbeholfen stehen da 6–7 grauschwarze Junge auf dem fast verlassenen Brutfeld; aber sobald sie über sich das „gárra, gárra“ eines Muttertiers hören, werden sie lebendig. Kaum hat die Alte sich niedergelassen, so wackeln sie piepend mit dem zurückgelegten Kopf hin und her, die Flügel gehoben und seitlich abgespreizt. Oder sie suchen dadurch, daß sie mit dem Schnabel in schneller Folge abwechselnd nach dem Kopf und nach dem Bauch der Alten weisen, die Aufmerksamkeit der scheinbar teilnahmslos Dastehenden zu erwecken. Endlich öffnet sich deren Schnabel und sofort verschwindet der Kopf des Jungen im Rachen, um sich den mühsam erbettelten Bissen herauszuholen.



Sula capensis (Licht). Die Alte (weiß) atzt die Jungen (dunkel); der Kopf des einen verschwindet gerade im Hals der Mutter.

Im Mai machen sich auch die letzten Nachzügler davon und zerstreuen sich über das Meer. Im Juni, Juli und August, dem südlichen Winter, sind die Malagas-Inseln verödet. Ende September sammeln sich auf ihnen von neuem die brutlustigen Scharen.

2. Wie die *Sula capensis* auf Itschabo und Hollams Vogelinsel, im Süden auf Malagas- und Bird Island (Algoabai), so dominieren auf der Possessioninsel, Pomona, Halifax und Mercury Island die Pinguine (*Spheniscus demersus* (L.), Brillenpinguin, Jackass-penguin, siehe Tafel II unten). Der Brillenpinguin hält sich vorwiegend an die kalten Gewässer, ist dementsprechend an der Ostküste Südafrikas²²⁾ nur gelegentlich über die Algoabai hinaus zu treffen, an der Westküste aber noch in der Großen Fischbucht²³⁾ gefunden worden.

Auch die Pinguine häufen sich zur Brutzeit in große Kolonien zusammen, wenn auch Einsiedlerpaare sich absondern und weiter vom Strand, in Spalten unter überhängenden Klippen oder unter Büschen nisten.

In den steinigen Boden, der das flache Unterland von Possession bildet, scharren sich die Pinguine, wo sie dicht nebeneinander hausen, meist nur ein seichtes Loch. Abseits von der großen Masse, die sie schützt, verschanzen sie sich stark, graben sich eine Höhle, die schräg eingehend den Boden unterminiert und nur eine niedrige Zugangsrinne erhält. So sind die Tiere am besten gegen den Wind geschützt und nur angreifbar im Bereich des spaltförmigen Eingangs, den sie mit ihrem Schnabel beherrschen. Wohl dieser unterirdischen Nestbauart wegen nennen die Hottentotten den Pinguin **χo-ros*, von *χo-ro* graben.

Die Polsterung der Nesthöhle ist primitiv. Alles erdenkliche Material schleppen sie an: Tange, Eihülsen von Rochen, Federn, Kadaver, Steine, angeschwemmtes Tauwerk usw., zuweilen tragen sie sinnlos Baumaterial ins Meer, kurzum der Nestbautrieb ist etwas entartet.

Zweimal im Jahr brüten die Pinguine; aber nur in der Hauptbrutzeit, im Oktober, November und Dezember, der Periode der Trockenheit und des größten Fischreichtums der Küste, kommt es zu einer ausgiebigen Aufzucht, während in der zweiten Brütezeit, die in den Mai und Juni fällt, Winterregen besonders in den südlicheren Küstenstrichen das Brutgeschäft oft stark beeinträchtigen.

Durchwandert man (das ist immer nur an wenigen lichtereren Stellen möglich) eine Nestkolonie, so kann man alle Stadien des Liebeslebens der Pinguine beobachten. Ohne harte Kämpfe geht es auch hier nicht ab; zwischen den Paaren wandelt da mit blutüberströmtem Kopf ein unverehelichtes Weibchen den Dornenweg der Liebe, den energischen Werbungen ihrer abgewiesenen Freier einstweilen entronnen. Eifersüchtige Männchen sieht man oft, fest im Nacken miteinander verbissen, laut mit den Flossen schlagend, beständig vornüberpurzelnd durch die Nestreihen hasten. Hat sich der Verfolgte endlich befreit, so läuft er noch eine Strecke im Zickzack Spießbruten zwischen den Nachbarpaaren, die von rechts und links mit Schnabelhieben ihren Unwillen über die unliebsame Störung ausdrücken.

Der Gezänkten, den die Tiere ausstoßen, ähnelt dem drohenden Knurren eines kleinen Hundes, der argwöhnt, daß man ihm das Futter nimmt.

Um so friedlicher ist das Bild der Ehepaare, die mit geschlossenen Augen, die Köpfe aneinander geschmiegt, sich sonnen. Mit der ganzen

L. SCHULTZE

TAF. I



SULA CAPENSIS (LICHT.), VON DER INSEL ITSCHABO.



SPHENISCUS DEMERSUS (L.), VON DER INSEL POMONA.

12345

Bauchseite und mit der Brust bis fast zum schwarzen Querstreifen des Halses, zuweilen mit bauchwärts umgeknickten Flügeln drücken sie sich dem warmen Boden an. Andere sitzen steif aufrecht, auf dem Schwanz und den Unterschenkeln bis zum Intertarsalgelenk ruhend, die Füße vorgestreckt, die Flügel gerade herunterhängend, den Rumpf vorgebeugt, die Brust stark vorgewölbt, den Hals eingezogen, den Kopf mit blinzelnden Augen hochnäsiger zurückgelegt.

Ein weithin hörbares lebhaftes Gegeneinanderklappern der Schnäbel ist immer ein Zeichen guten Einverständnisses. Die weiteren Werbungen des Männchens bestehen in patschelndem Zusammenschlagen der Flossen um den Körperteil der Angebeteten, der gerade erreichbar ist. Dann werden die Bewegungen zielbewußter, er sucht aufzusteigen. Der Kopf gerät dabei in ständig zitternde Bewegung und wird so weit vorn übergebeugt, daß Schnabel an Schnabel liegt; der Steiß schwänzelt lebhaft zur Seite und die tief herunterhängenden Flossen schlagen die Flanken des Weibchens. Aber auf dessen glattem Rücken rutschen die Füße des Männchens haltlos auf und ab, der Freier hält ermüdet inne und verharrt nun in seiner linkischen Liebhaberstellung regungslos mit geschlossenen Augen, um erst nach einigen Minuten (wenn er sich seiner Aufgabe überhaupt noch erinnert) die Versuche fortzusetzen. Das Weibchen verhält sich stets gleichgültig, es bleibt regungslos im Nest sitzen, hebt nur den Schwanz und stülpt, der jeweiligen Geschäftigkeit des Männchens entsprechend, die rosafarbene Pforte rosettenförmig immer weiter vor; die Introduktion hält kaum 3 Sekunden an.

Der Pinguin legt 2—4 Eier, mit weißer Schale, mattgelbem Dotter und einem Eiweiß, das beim Kochen zu einer durchscheinenden, bläulichen Gallerte gerinnt.

Das ausgeschlüpfte Junge ist mit stichelhaarigem, weichem Flaum bedeckt, oben mausgrau, unten hellgrau gefärbt. Der hochgewölbte Kopf, das Fehlen des Schwanzes und die Schnabelspitze, die im Profil um so stumpfer erscheint als der Eizahn noch vorragt, gibt ihm ein fremdartiges Aussehen.

Ihr einförmig graues Gefieder behalten die jungen Pinguine noch, wenn sie die Größe etwa einer Krähe erreicht haben. So vorgeschrittene Brut trifft man bei den einzeln oder in kleinen Gruppen zwischen Felsen ansässigen Tieren, wenn die in großen Gesellschaften nistenden noch beim Eierlegen sind.

Während die Eier, besonders an entlegenen Orten, zuweilen auch ohne Widerstand preisgegeben werden, beugen sich die Alten der Kolonie über

ihre Jungen mit ebenso energischen als spionierenden Verteidigungsbewegungen: Sie drehen den Kopf dicht über dem Boden um die Längsachse des Halses um 90 Grad abwechselnd nach der einen und der anderen Seite, mustern den Gegner also ununterbrochen jetzt mit dem rechten Auge von der linken Seite, dann mit dem linken von rechts, um plötzlich bei weiterer Annäherung mit geöffnetem Schnabel zuzustoßen. Dabei fauchen sie oder stoßen einen kurzen heiseren Husten aus, um sofort wieder in die alte Drohstellung zurückzufahren.

Unerklärlich ist mir eine auffallende, mit charakteristischem lautem Gestöhn verbundene Gebärde ruhender Pinguine. Der Vogel richtet, meist stehend, den Kopf senkrecht in die Höhe, öffnet den Schnabel weit und spreizt die Flügel. In dieser Haltung keucht er schnell hintereinander einige kurze Atemstöße hervor, bei denen die Kehle krampfartig aus- und eingepreßt wird. In seltenen Fällen ersterben diese Atembewegungen, meist folgt auf sie ein langgezogener, expiratorischer Klage-ton, bei dem der bisher gestreckte Hals einsinkt, und daran schließt sich eine Inspiration mit hochüberschnappender, quietschender Stimme. Für unser Auge und Ohr bietet der Vogel jetzt mit seinem wie flehend immer gen Himmel gerichteten Blick ein Bild herzerreißenden Jammers dar. Einige kurz abfallende Stöhnlaute beschließen die merkwürdige Gebärde. Bis tief in die Nacht hinein ist dieses laute Klagen auf den Pinguinfeldern zu hören.

Vier Monate nach dem Ausschlüpfen sollen die Jungen soweit sein, daß sie sich ihre Nahrung im Meer selbst suchen. Diese Angabe der Guanosammler leuchtet ein, da ja im Mai bereits die zweite, kleine Brutzeit einsetzt. Um diese Zeit sollen die Jungen auch allmählich das Federkleid der Erwachsenen bekommen. Das ausfallende Kleid, das ihnen noch in dicken braunen Fetzen anhaftet, gibt ihnen dann ein eulenartig aufgeplustertes Aussehen. Es ist wohl denkbar, daß der Heißhunger, der sie nach beendetem Mauserungsfasten befällt, ihren Jagdinstinkt weckt und sie zur Selbständigkeit führt.

So zänkisch die Pinguine im Bereich ihrer Nester sind, so einmütig sind sie, wenn sie sich in ihrem Element tummeln. In kleinen Trupps gehen sie zum Baden, langsam waten sie den sandigen Strand hinunter. Der ersten Welle, die ihnen den Boden unter den Füßen nimmt, bieten sie vornüberfallend die Brust und schwimmen ab. Jetzt kommt Bewegung in den sonst so ungelinken Körper: der Badende wirft sich von einer Seite auf die andere und peitscht das Wasser abwechselnd mit der rechten und

linken Flosse. Wie Enten tauchend und schwänzelnd, bald mit dem Fuß den Kopf, bald mit dem Schnabel den Rücken kämmend, entledigen sie sich des Staubes und Ungeziefers, vor allem einer Zecke (*Ornithodoros talaje*, var. *capensis* Nm.), die in großen Mengen ihre Brutplätze befällt.

Der Brandung geben sich die badenden Pinguine sorglos hin, man sieht sie in den grün durchleuchteten Sturzwellen bunt um- und durcheinander geworfen werden. Aber das Wasser ist noch nicht verschäumt, so haben alle den Kopf wieder oben; sie vermeiden nur, daß die Brecher direkt auf sie einstürzen. Dann, wie auf Kommando, verläßt die ganze Schaar das Wasser, schüttelt die Tropfen ab, glättet das Gefieder, trocknet die Flossen und tritt nun in geordnetem Zug den Rückmarsch zu den Nestern an.

Der Anblick eines solchen feierlichen Pinguinzuges wirkt auf Jedermann erheiternd, denn der aufrechte Gang der Tiere führt bewußt oder unbewußt zu einem Vergleich mit Menschen, und Menschen dieses Schlags sind lächerlich: Der starke, schwarzgekleidete Oberkörper mit der atlasglänzenden weißen Weste wird selbst bei eiligem Gehen (solange es nichts zu stolpern gibt) würdevoll aufgerichtet. Im Gegensatz zu den Vögeln, die sich ihre Nahrung plebejisch vom Erdboden auflesen, tragen sie den Kopf mit frei vorwärtsgerichtetem Blicke hoch. Der Hals nickt auch nicht wie bei jenen nachlässig hin und her, sondern bewahrt vornehm ruhige Haltung. Jedoch der untere Teil des Körpers mit den kurzen plumpen Beinen und oft mauschelnd einwärts gestellten Plattfüßen läßt Zweifel an ihrer aristokratischen Herkunft aufkommen. Jeder Schritt ihres Watschelganges setzt das Hängesäß in anmutige Seitwärtsbewegung, der spitz zulaufende Schwanz (ein Paar Frackschöße mit überfüllten Taschen) berührt den Boden und die Flossen hängen schlaff und tief herunter wie Ärmel, die auf Zuwachs berechnet sind.

Wer diese unbeholfenen Figuren auf dem Land gesehen hat, kennt die Tiere im Wasser nicht wieder, so überraschend ist ihre Meisterschaft im Schwimmen beim Fischfang. Indem sie Hals und Kopf mit vorge-strecktem Schnabel in geradlinige Fortsetzung des Rumpfes bringen und die Beine dem spitz auslaufenden Schwanzende anlegen, geben sie dem Körper die Gestalt eines Torpedos. So schießen sie geradlinig, pfeilschnell durch das Wasser, können aber selbst bei voller Fahrt sicher wenden, jeder blitzartigen Schwenkung des gejagten Fisches folgen. Dabei schlagen die Flossen lebhaft auf und nieder wie die Flügel eines Vogels in

der Luft. Wenn sie, selbst auf der Flucht, ohne innezuhalten kurz auftauchen, führen sie Bewegungen aus, die an die Radbewegungen eines spielenden Delphins erinnern, nur daß sie schneller verlaufen.

In einem Fischschwarm haust der Pinguin wie das gefräßigste Raubtier. Er stößt von unten in die Fische, daß sie nach allen Richtungen auseinanderstieben, taucht gelassen mit seiner Beute auf, jagt, sobald er sie heruntergeschlungen hat, dem Schwarm nach, der sich inzwischen wieder gesammelt hat, und beginnt von neuem.

Die Hauptfeinde der Pinguine sind die Robben und die Möven. Wenn es auch nur ein kleiner Bruchteil der Robben ist, der die bequemere Jagd auf Pinguine dem Fischfang vorzieht, so ist der Schaden, den ein regelmäßig auf Pinguinraub ausgehendes Tier im Umkreis einer Nistinsel anrichtet, doch beträchtlich. Die Robbe überläßt, während sie den ersten Bissen ihrer Beute über Wasser zerkleinert, den totwunden Vogel sich selbst. Entkommt er, so findet er am Strand ein klägliches Ende und die Robbe räubert weiter. Im anderen Fall schält sie sich ihren Raub stückweise aus dem zähen Gefieder.

Der Hauptfeind der jungen Guanovogel ist eine große, weiße Möve, *Larus dominicanus* Licht. (h: *ai-gao-is). Sie soll, wie mir ein Augenzeuge erzählte, dem Pinguin die Eier auf die Weise stehlen, daß die eine Möve über dem Nest fliegend, den brütenden Vogel in Schach hält, die andere ihm unterdessen unter dem Leib die Eier oder die Jungen raubt.

3. Mehr als die wehrhaften Pinguine haben die Kormorane (Duiker) unter den Möven zu leiden. Sobald das brütende Tier auch nur einige Schritte vom Nest sich entfernt, nimmt ihm eine der Möven, die nur auf diesen Moment gelauert haben, mit kaltblütiger Dreistigkeit ein Ei aus dem Nest und zerschlägt es sich auf dem nächsten Felsblock.

Die Kormorane der südwestafrikanischen Küste (h: *nūlanigu, d. h. Schwarzvögel) gehören vorwiegend zu *Phalacrocorax capensis* (Sparrm.), einem schwarzen entengroßen Vogel mit nackter, gelber Kehlhaut und Augenumrandung. Die Art reicht im Westen vom Kap bis zum Kongo, an der Ostküste geht sie wohl nicht über Durban hinaus. Der Kaptacher brütet zu gleicher Zeit wie die Tölpel, mit Vorliebe auf dem flachen Boden der Inseln (s. Tafel I unten). Sein Nest ist vorwiegend aus Landpflanzenmaterial zusammengesetzt. Weniger häufig als *Ph. capensis* scheint *Ph. neglectus* (Wahlbg.) zu sein, eine einförmig-schwarze Art, die ihr Nest ausschließlich aus Tangen, Moostierchen und Hydroïdpolypen auf erhöhten Felsen baut.

Den größten Vogelschwarm, der mir je begegnete, beobachtete ich im August 1903 im Strandgebiet südlich von Kap Cross. Die Zahl der Kormorane, die unser Kommen hier aufscheuchte, spottete jeder Schätzung. Ein immer lauter anschwellendes Rauschen erfüllte die Luft, das Flimmern der wirr am Himmel sich überschneidenden endlosen Kolonnen ist nur mit dem Chaos eines Schneegestöbers zu vergleichen, das ein Wirbelwind jagt. Man muß solche Vogelmassen gesehen haben, um zu verstehen, wie sich in früherer Zeit, als die Sierrabai noch mit dem Meer in offener Verbindung stand, auf ihren Inseln so mächtige Guanolager wie die von Kap Cross bilden konnten.



Phalacrocorax neglectus (Wahlberg) von der Insel Possession, brütend.

4. Überall am Strand des Festlandes wie der Inseln sieht und hört man einen schwarzen taubengroßen Vogel mit leuchtend orangerotem Schnabel und ebensolcher Augenumrandung und mit dicken, kirschroten Beinen. Es ist der schwarze Austernfischer (*Haematopus moquini* (Bp.) (h:*dobi-s), der an der afrikanischen Küste vor allem im Westen, von Gaboon ab, im Osten vom roten Meere bis zum Nadelkap verbreitet ist. Bald sieht man ihn hoch auf einer Klippe Umschau halten, von Zeit zu Zeit einförmig tütend, bald wadet er im Wasser, steht bis an den Bauch in der anströmenden Welle und hebt nur die Flügel über den Schaum. Auf der schlüpfrigen braunen Tangdecke der Felsen, die bei Ebbe trocken liegen, sucht er sich Nahrung und wartet geduldig, bis eine der festgesaugten Tellerschnecken die Schale lüftet; dann schiebt er schnell seinen langen Schnabel in den Spalt zwischen Fels und Schneckenhaus, hebelt das Tier ab und pickt den fetten Bissen aus der Schale.

5. In ungezählten Tausenden bewohnt die größere der afrikanischen Flamingo-Arten, *Phoenicopterus roseus Pall.*, die Lagune der Walfischbai. Zuweilen bilden die Flamingos Fronten von mehreren Kilometern Länge; das Ende der Heerschar verschwimmt als rosaroter Streif im Dunst der Ferne oder schwebt als Teil der Fata morgana über den Seen, die die zitternde Luft in die Namib zaubert. Vereinzelt lassen sich Flamingos auch im äußersten Ende der Lagune von Angra Pequena sehen. Die Angaben, die mir Buren aus der Nähe der Oranjemündung machten, daß der Flamingo zum Brüten an die Seen ins Innere des Landes wandert, bestätigen sich. Seltener an der Westküste, aber an der Ostküste häufig ist der weniger bekannte *Phoenicopterus minor Geoff.*

6. Der Pelikan, *Pelecanus roseus Gmel.*, ist in der Walfischbai und im Sandfischhafen anzutreffen. Im Innern Südafrikas bewohnt er die fischreichen Schilfufer des Ngami-Sees und des Botletle.

G. Massensterben

lichten von Zeit zu Zeit die Tierscharen der Küste. Auf seiner dritten Reise fand Kapitan Morrell im September 1828 die Insel Possession mit etwa fünf Jahre alten Robbenkadavern buchstäblich bedeckt. Die Zahl der hier gleichzeitig verendeten Tiere schätzte er auf etwa $\frac{1}{2}$ Million. Selbst wenn er zehnfach zu hoch geschätzt hätte, wäre die Zahl noch erstaunlich. Auch die Pinguin- und die Seehundsinsel bei Angra Pequena, die damals noch dicht mit Komoranen und Pinguinen bevölkert waren, fand Morrell mit Robbenleichen bedeckt. Im Laufe der Jahrzehnte sind die verendeten Tiere verwest und zu Staub zerfallen. Jetzt ist die ganze Insel bis zu den höchsten Punkten mit Ausnahme der freien Klippenflächen, die der Wind fegt und der Regen wäscht, bedeckt mit einer kaffeebraunen erdigen Masse. Eine dünne Schicht Sand und Gesteinssplitter deckt sie zu, aber ein leichtes Scharren mit dem Fuß fördert sie zutage, zusammen mit Knochen und mit Fetzen eines lockeren Haarfilzes als den letzten noch unzersetzten Resten der Tiere. (Im übrigen siehe die Analyse im Anhang.)

Über die Ursache des Robbensterbens wissen wir nichts. Die Vermutung Morrell's, daß ein heißer Sandsturm die Tiere erstickt habe, ist unwahrscheinlich. Es bleibt nur die Vermutung übrig, daß eine Seuche unter ihnen ausgebrochen war.

Ebenso unaufgeklärt ist das periodische Massensterben der Fische in der Walfischbai, das zuerst Anfang Dezember 1851, dann Ende Dezember

1880, Ende Dezember 1883 und im Dezember 1884 beobachtet worden ist ²⁴⁾ ¹⁰⁾. Ein Zeuge dieser merkwürdigen Erscheinung berichtete mir, daß im letztgenannten Jahre die toten und sterbenden Fische, die von der Innenseite der Pelikanhalbinsel her angeschwemmt wurden, einen ununterbrochenen Wall von der Lagune bis mehrere Stunden weit längs des Strandes in der Richtung auf Swakopmund bildeten. Der Pestgeruch soll noch 50 km landeinwärts wahrgenommen worden sein.

Man hat dieses Fischsterben, das auf die Walfischbai beschränkt zu sein scheint (jedenfalls im nahen Sandfischhafen nicht beobachtet wurde), mit den Schwefelwasserstoff-Aushauchungen in Zusammenhang gebracht, die in der Umgebung der Bai häufig sind. Daß auf dem Boden der Walfischbai gelegentlich große Umwälzungen unbekannter Art, verbunden mit starker Schwefelgasbildung, vor sich gehen, beweist ein Vorkommnis, das im Juni 1900 die Selbstbeschaulichkeit der Einwohner unterbrach ²⁵⁾. Am 1. Juni wurde am Eingang der Bucht, ungefähr 90 m östlich der Landzungenspitze, eine 45 m lange und 9 m breite Schlamminsel entdeckt, die aus 12 bis 15 m Tiefe 4,5 m hoch über den Meeresspiegel sich erhob. Das Wasser war im Umkreis schmutzig und mit Blasen bedeckt. Ein starker Schwefelwasserstoff-Geruch lag über der neu entstandenen Insel, tote Fische waren an die Spitze der Halbinsel geschwemmt. Am 7. Juni war die Insel spurlos und ebenso rätselhaft verschwunden als sie aufgetaucht war.

Daß die großen Fischsterben, wie die bisherigen Angaben übereinstimmend lauten, in den Dezember fallen, erklärt sich mir daraus, daß um diese Zeit Fische in großen Scharen zum Laichen in die Buchten kommen. Dieselben unterseeischen Schädlichkeiten, die das ganze Jahr über wirksam sein mögen, aber trotz gelegentlicher Heftigkeit der Spärlichkeit ihrer Opfer wegen meist nicht beachtet werden, haben eine um so augenfälligere Wirkung, je präziser sie mit aller Kraft gerade in die Laichzeit fallen. Daß eine rote Alge, die gelegentlich in großer Menge in der Walfischbai auftritt, die Ursache des Fischsterbens sein könnte ¹⁰⁾, scheint mir nicht wahrscheinlich.

Ein unerklärliches Massensterben suchte im Jahre 1899 die Pinguine auf der Südwestküste heim und griff auch nach Südosten über ²⁶⁾. Die Tiere pflögten, wie die Guanosammler berichten, scheinbar gesund aus dem Wasser zu steigen und fielen dann tot zu Boden, „als ob sie vergiftet worden wären“.

II. TEIL.

Die Namib.

Wer an der Küste Liberias die Ausläufer der Guineawälder gesehen hat, das frische Grün der Bananen- und Palmhaine kennt, die dicht über der weißen Brandungslinie sich erheben, überragt von Baumriesen, deren volle, pinienartige Kronen dem Schiffer weithin Segelmarken sind, den befremdet der erste Anblick des Landes, das südlich von Kap Frio in Sicht kommt. Dies Land gleicht dem Rande der Sahara etwa da, wo sie bei Kap Blanco an den Atlantischen Ozean tritt: so trostlos reihen sich auch hier Sandhügel und nackte Klippen aneinander, so fahlgelb ist auch hier der Widerschein der Wüste am Himmel. Der Streifen Landes, der sich zwischen die Küste und das Gebirgsland des Innern Südwestafrikas schiebt, ist in der Tat eine Wüste, die *namib* oder **igainis* der Hottentotten.

IV. Kapitel.

Die bestimmenden klimatischen Kräfte.

A. Die antarktische Meeresströmung,

die sich in etwa 40° südl. Br. zwischen dem 1. und 15. östlichen Längengrad (Greenw.) von der Westwindtrift des Kaphornstroms abzweigt, ist entscheidend für das Klima des Wüstensaumes der Küste. Sie zieht, mit schwachen Ausläufern der südostafrikanischen Agulhaströmung vermischt, als Benguelastrom vor dem Südostpassat, mit einer mittleren Geschwindigkeit von 0,7—1 Seemeile (= 1 Breitenminute) in der Stunde^{27) 28) 29)}, längs der südwestafrikanischen Küste vom Kap der guten Hoffnung bis über die

Kongomündung hinaus. Dann biegt sie ihrer Hauptmasse nach, etwa in der Breite von Kap Lopez, westwärts in den Südäquatorialstrom um.

Die Temperatur dieser Benguelaströmung ist unter Land beträchtlich niedriger als auf offener See. Diesbezügliche Beobachtungen habe ich in Küstennähe, von Bord aus, mit einem $\frac{1}{10}$ gradigen Celsiusthermometer ausgeführt. Die Oberflächentemperaturen wurden stets im Schatten des Schiffes gemessen. Die Temperaturen der tieferen Schichten wurden an Wasserproben gemessen, die mit der Müllerschen Flasche geschöpft waren und wurden an einem trägen Kautschukthermometer kontrolliert, das durch Lot beschwert am Meeresgrunde eine Stunde liegen blieb. Der Salzgehalt wurde aus Aräometerablesungen berechnet. Zum Vergleich dieser Beobachtungen unter Land mit solchen auf hoher See sind für die entsprechenden Breiten und Jahreszeiten die Temperaturen der Meeresoberfläche in ca. 18 Seemeilen Küstenabstand nach den Ergebnissen der deutschen Tiefsee-Expedition in der letzten Kolonne rechts angegeben.

Ort	Südliche Breite	Östliche Länge (Greenw.)	Datum 1903	Tageszeit	Wind	Salzgehalt $\frac{0,00}{100}$ auf die Oberfläche bezogen	Temperatur in C.		Gebotete Tiefe in Metern	Oberflächentemperatur des Benguelastroms in ca. 18 Seemeilen Küstenabstand
							a. d. Oberfläche	i. d. Tiefe		
1. bei Possession	27° 0,5'	15° 12,3'	6. 5.	6 p. m.	schw. W.	34,94	12,3	12,1	13	18° C (Mai)
2. in der Prince of Walesbay	27° 6'	15° 15,5'	7. 5.	9 p. m.	windstill	34,88	11,5	11,0	20	
3. do.	27° 6'	15° 15,5'	16. 5.	12 Mitt.	schw. S.-W.	34,85	11,9	10,4	20	
4. bei Pomona	27° 11'	15° 16'	16. 5.	3 p. m.	fr. S.-W.	34,85	11,3	11	21	15,5° C (August)
5. vor Walfischbai	22° 58'	14° 23'	7. 8.	11 a. m.	—	35,07	11,9	11,5	24	
6. vor Kap Cross	21° 50'	13° 56'	11. 8.	10 a. m.	schw. S.	35,1	11,9	11,8	15	
7. do.	21° 50'	13° 56'	12. 8.	9 a. m.	schw. S.	34,97	12	11,8	16	über 17° C (Nov.)
8. bei Itschabo	26° 18'	14° 58'	6. 12.	7 p. m.	—	—	10,5	10,3	13	
9. vor Port Nolloth	29° 16'	16° 15'	22. 12.	3 p. m.	schw. S.	34,73	12,5	11	27	

Die Ursache dieser auffallenden Temperaturdifferenzen des Benguelastroms in Küstennähe einerseits auf See andererseits, ist der Passatwind, der in einigen Meilen Abstand von der Küste seine Südost-Nordwestrichtung beibehält und damit den Strom vom Lande abtreibt. Der Ersatz für die abgetriebenen Oberflächenschichten erfolgt durch Aufquellen kälterer Tiefenwasser²⁶⁾.

So ist die Küste Südwestafrikas von einem kalten Wassergürtel umgeben; vom Kap der guten Hoffnung ab reicht er im Frühling der Südhemisphäre (November) bis ungefähr zur Walfischbai, im Winter (August) bis Loanda hinauf. Die Erniedrigung der Lufttemperatur über diesem Ge-

biet des aufquellenden Tiefenwassers beeinflusst, wie sich zeigen wird, entscheidend den Feuchtigkeitsgehalt der Winde.

B. Die herrschenden Winde

prägen aber nicht minder ihrer Richtung und Stärke nach der Namib die charakteristischen Wüstenzüge ein.

Die Breiten zwischen der Oranje- und Kunenemündung liegen zwar das ganze Jahr hindurch im Bereich des Südostpassats, aber starke Temperaturunterschiede von Wasser und Land geben den Winden in Festlandsnähe einen eigenen lokalen Charakter: Die Luft über dem Festland wird im Gegensatz zu der über den Küstengewässern stark erwärmt. Aufsteigend zieht sie den Passat nach; mag sie ihn dabei direkt ansaugen oder, nach Analogie der Entstehung einer Seebrise, unter Steigerung des Luftdrucks von oben her in das entstehende Minimum hineindrücken, — in jedem Fall lenkt die heiße Festlandsatmosphäre den Passat aus seiner annähernd küstenparallelen Richtung landeinwärts ab, gibt ihm also eine Komponente nach Osten hin.

Die so entstehenden Südwinde*) lassen Sommer und Winter eine tägliche Periode erkennen: Nachts und frühmorgens sind in den Wintermonaten völlige Windstillen häufig zu beobachten. Nur der Rauch, der hier und da aus den Hütten der Eingeborenen dringt und langsam nordwärts zieht, zeigt dann in frühesten Morgenstunden eine schwache Luftbewegung an. Erst wenn die höhersteigende Sonne den großen Wärmeverlust gedeckt hat, den das kahle Land durch nächtliche Ausstrahlung erleidet, kann im Innern ein warmer aufsteigender Strom den Passat heranziehen. Der im Laufe des Vormittags stetig anwachsende Wind erreicht nachmittags seinen Höhepunkt und die Bucht bedeckt sich mit kurzen Schaumwellen. Die Maximalstärke dieses Nachmittagswindes schätze ich in

*) Die Winde in Angra Pequena wehen, wenn man die astronomische Himmelsrichtung zugrunde legt, vorwiegend und fast rein (etwa $6-10^{\circ}$ W.) aus Süden, nicht aus SW. Die (westliche) Deklination der Magnetnadel betrug für Angra Pequena im Jahre 1903: $27^{\circ} 28'$. In der Seekarte der Rhede von Swakopmund ist die Deklination (westlich) für 1902 zu $25^{\circ} 54'$ und die jährliche Abnahme zu $3'$ angegeben.

Um diesen Betrag der Deklination sind sämtliche Windrichtungsaufzeichnungen des Hafengebäudeamts in Swakopmund aus den letzten Jahren zu korrigieren: Die Inkongruenz meiner Beobachtungen mit dem amtlichen Material veranlaßte Herrn Geh. Rat Fhrn. von Danckelman zu einer Kontrolle der Swakopmunder Beobachtungsanordnungen. Es ergab sich, daß man dort nicht die astronomische, sondern die magnetische Richtung zugrunde gelegt hatte.

den Wintermonaten auf 5 und 6, in den Sommermonaten auf 8 und 9 der Beaufortschen Skala. Abends flaut der Wind ab.

Addiert man, um dies numerisch zu veranschaulichen, die Zahlen der Windstärken, die an den 16 reinen und vollständig registrierten Südwindtagen des Juli 1903 zur Beobachtung kamen (s. Tabelle S. 63), so erhält man für 7 Uhr früh: 49, für 2 Uhr nachmittags 74, für 9 Uhr abends 56 Windstärke-Einheiten.

Die Regelmäßigkeit dieser Tagesperiode wird besonders im Sommer zeitweise durch starke, Tag und Nacht ununterbrochen aus Süden wehende Winde gestört. In den Monaten November bis Januar-Februar sind diese Winde am heftigsten.

Eine Sturmperiode gegen Ende des Jahres lockt trotz aller Beschwerden die sie bringt, den Wanderer unwiderstehlich in die Einsamkeit der Namib. Im Schutz einer Felswand, wenn das betäubende Rumoren in den Ohrmuscheln schweigt, hört man den Sturm selbst. Es ist kein Rauschen, mit dem er über die Hügel streicht, er singt auch nicht wie um Häuser oder in Schiffsraaen, es ist ein seltsames Fauchen, dessen Wut unser Ohr um so eigenartiger berührt, als das Auge ringsum totenähnlichen Frieden sieht: keine Wolke flieht vorbei, kein Vogel kämpft gegen den Wind an, keine Pflanze beugt sich, nichts bricht die starre Ruhe der sonnenbeschieneen Felsöde. Nur einmal habe ich ein ähnliches Geräusch wie das des Südwindes in der Namib gehört, vor Jahren auf dem Ätna. Bei Sonnenaufgang erhob sich ein Wind und trieb dicke Rauchwolken über den Kraterand, aber gleichzeitig schien er wie der Hauch eines Riesenbalggebläses aus allen Spalten des Kraterinnern zu dringen. In der Wüste sind es wohl die zahllosen Höhlen und Wabengruben der verwitternden Gneise, die im Winde ähnlich wie jene Kraterwände ansprechen.

Maßgebend für die Stärke der Sommerwinde ist die Verteilung des Luftdrucks über Südafrika im Ganzen und über dem südatlantischen Ozean. Aus einem Gebiete hohen Luftdrucks über dem Ozean fließt die Luft in ein weites Feld niederen Druckes ab, das über dem Festland liegt, soweit es der direkten Wirkung der kalten Küstengewässer entzogen ist.

Trotz der zuweilen sturmartigen Verstärkung des Südwindes, den die genannte generelle Luftdruckverteilung hervorruft, ist doch auch im Sommer die kleine tägliche Periode unverkennbar. (Siehe Tabelle S. 64.)

In der Walfischbai und in Swakopmund habe ich keine zusammenhängenden meteorologischen Beobachtungen angestellt. Doch fand ich auch hier südliche Winde vorherrschen.

Die Südwinde der Küste gehen westwärts in den S.O.-Passat der offenen See über.

Welchen Einfluß haben nun die vorherrschenden südlichen Winde auf das Klima des Küstenstreifs?

C. Nebel.

In dem Maße als sich die Luft auf ihrem Wege über die kalte Zone der Küstengewässer abkühlt, schlägt sich die Feuchtigkeit aus ihr nieder. So entsteht jene Nebelbank, die, bald weit in See hinausgerückt, bald über der Küste selbst lagernd, fast das ganze Jahr hindurch den westlichen Horizont der küstennahen Namib abschließt.

Häufiger als auf dem Lande sind die Nebel auf See. Sie verhüllen hier dem Schiffer oft tagelang das Land; zuweilen lag die Lüderitzbucht in hellem Sonnenschein, der Dampfer aber gab ein Signal nach dem andern, weil er im Nebel die Einfahrt nicht fand.

Während Angra Pequena tagsüber fast das ganze Jahr hindurch nebelfrei ist, ist die Walfischbai und Swakopmund fast immer in den Morgenstunden, bis 10 Uhr, zuweilen noch länger, in grauen Nebelschleier gehüllt.

Am dichtesten und anhaltendsten sind die Nachtnebel der Wintermonate: die Schiffe auf der Rheede triefen wie nach einem Regen. Immer wenn ich an kalten Maimorgen nach der Possessioninsel übersetzte, hatte die Mannschaft Mühe, mit dem Boot vom Schiff, das nach wenigen Ruderschlägen im Nebel verschwunden war, zur Landungsstelle zu finden. Die Nebelstäubchen sind so groß, daß sie wie feiner Sprühregen auf der Haut prickeln und einzeln zu sehen sind, wie sie in trübem Regenbogenglanz vor dem Südwind treiben. Ihrer Größe entsprechend fallen sie bald zu Boden und sind damit der Luft dauernd entzogen. Auf der Insel hängen an solchen Morgen dicke Tropfen an den Pflanzen, alle Spinnewebe sind überperlt, die Felswände glänzen.

Auch auf dem Festland ist der Niederschlag reichlich. Schon gegen Mitternacht hört man im Winter die ersten Tropfen des Nebelniederschlags vom Dach fallen, unter der Traufe ist der Boden früh wie vom Regen aufgewühlt und durchnäßt.

Hat so die Luft die kalte, wasserentziehende Strecke über dem Küstenmeer passiert, tritt sie in ein Festlandsgebiet, das seiner geographischen Breite entsprechend stark erhitzt ist. Je weiter landeinwärts er dringt, desto wärmer und relativ trockener wird der Wind. Davon überzeugt man

sich auch ohne Apparate, wenn man vom Innern zur Küste reitet. Wie wohltuend ist der erste kühle Hauch vom Meer! Jenseits der schmalen Nebelzone der Küste ist der relative Feuchtigkeitsgehalt der Luft so gering, daß die nächtliche Temperaturerniedrigung zu Nebelbildung im Sommer meist nicht ausreicht. Die Feuchtigkeit, die der Wind auf seinem Wege landeinwärts noch abgibt, reicht nur noch hin, auf der Leeseite erhöhter Felspartien Flechten am Leben zu erhalten. Die glühenden Sandflächen, die tiefer liegen, und die niedrigen Felskuppen, auf die noch jene Bodenwärme von allen Hängen einstrahlt, geben die minimale überschüssige Feuchtigkeit, die sie der Nachtluft etwa entzogen haben, mit dem ersten Sonnenstrahl der Atmosphäre zurück.

Der Umstand endlich, daß die vorherrschenden Winde von höheren in niedere Breiten wehen, ist ein weiterer Grund der Herabsetzung ihres Feuchtigkeitsgehalts.

So bedingt die Richtung der herrschenden Winde, die kondensierende Wirkung der Kaltwasserzone, über die sie streichen, und die Erhitzung der Landschaft ihres Bereichs die Wüstentrockenheit der Luft über der Namib.

Eine maximale Steigerung dieser Trockenheit bringen periodisch

D. Ostwinde.

Sie stürzen als Föhn³⁰⁾ von den Hochebenen des Innern herunter. Die Hottentotten nennen den Ostwind **ai-to-ab*, weil er vom Gesicht, *ais*, oder der Vorderseite der Welt (das ist ihnen der Osten) kommt.

Der Ostwind setzte in Lüderitzbucht häufig nach einem windstillen Abend, dem ein frischer Südwindtag voranging, plötzlich gegen Mitternacht ein, flaute gegen Morgen ab, um in der folgenden Nacht mit erneuter Gewalt loszubrechen, bis ihn Mittags der Südwind wieder ablöste. In anderen Fällen kündigt sich der Ostwind schon am Tage vorher in zeitweise aufkommenden zögernden Landwinden an; in der folgenden Nacht kann bis Mittag des anderen Tags starker Süd wehen und dann erst setzt der Ostwind ein.

Die Temperatur übersteigt bei Ostwind oft schon vor Sonnenaufgang die Mittagshöhe eines unmittelbar oder kurz vorhergehenden Südwindtags (29. Juni 1903, 7 Uhr früh 22,5° C, Ostwind; am 1. Juli 1903, 2 Uhr Mittags 19° C, Südwind). Im Ostwind-Mittag selbst steigt dann die Temperatur innerhalb kürzester Zeit zuweilen um 15° und mehr (s. Dezember-Tabelle). Dann öffnen sich unter der ungewohnten Wärme alle Blüten weit. Für

Menschen und Tiere ist der Ost seiner Trockenheit und der Sandwolken wegen, die er durch alle Fugen jagt, eine unerträgliche Qual.

Nicht selten fallen die Ostwinde mitten in eine Nordwindperiode; dann liegen die Extreme der Feuchtigkeits- und Temperaturschwankungen unmittelbar nebeneinander: kalter, nasser Nordwind mit Nebel und bedecktem Himmel geht einem heißen, trockenen, klaren Ostwindtag voraus oder folgt ihm. Die Ostwinde fallen vorwiegend in die Monate April-Mai bis September-Oktober; ihre Hauptzeit ist der Juni und Juli. In den dann folgenden Monaten ist es

E. Der Nordwind, der Regenbringer,

der häufiger als sonst im Jahre den Südwinden tagelang das Feld streitig macht.

Es ist oft behauptet worden, im Wüstenstreif der Küste seien Regenfälle eine so seltene Erscheinung, daß ihnen jede Bedeutung für die Tier- und Pflanzenwelt wie für das Wirtschaftsleben abginge. Für die Namib in der Breite von Angra Pequena trifft das sicher nicht zu³¹⁾.

Es kommen Jahre, in denen nur wenige Monate ganz ohne Regen bleiben. Nur im Dezember und Januar läßt der Südwind, der um diese Zeit seinen Höhepunkt erreicht, kein Regengewölk aufkommen; der Nordwind, der ihn zeitweilig ablöst, bringt dann nur starken Tau in der Nacht oder dichten Frühnebel. Leichten Regen aber brachte der Nord schon am Abend des 3. und am Morgen des 4. Februar 1903. Im März desselben Jahres fielen in der Nacht vom 11. zum 12. 0,4 mm Regen. Am Abend des 5. April ging ein Gewitter mit 0,5 mm Niederschlag herunter, nachdem tagsüber und am Tage vorher schwacher Nord mit Windstillen abgewechselt hatte. In der Nacht vom 13. zum 14. Mai fielen nach zweitägigem mäßigen Nordwind 4 mm, in der Nacht vom 3. zum 4. Juni 0,9 mm, nach einem schwachen 24stündigen Nordwind, dem frische Südwindtage vorausgingen und folgten. Der Juli des Jahres 1903 ging ohne Regen vorüber, aber im Jahre vorher hatte er zwei Gewittertage (21. und 28. abends).

Im August, September und Oktober weht der Nordwind am häufigsten, stärksten und anhaltendsten. In diese Monate fällt dementsprechend die Hauptregenzeit der Namib. Im Jahre 1902 fielen in dieses Vierteljahr 12 Regentage oder -Nächte in Lüderitzbucht. Im August fiel in einer dreitägigen frischen Nordwindperiode in der Nacht vom 23. zum 24. ein einständiger, in der Nacht vom 24. zum 25. ein vierständiger starker Regen. Der September wies 13 Nordwindtage auf. Davon brachten die Nächte

vom 11. zum 12. und vom 13. zum 14. mehrere in kurzen Pausen sich folgende Regenschauer. Am 10. folgten sich den ganzen Tag über Gewitter aus allen Himmelsrichtungen mit reichlichen Niederschlägen. Schwach regnete es am 23. und in den Nächten vom 28. zum 29., sowie in der folgenden Nacht. Am 30. früh regnete es wolkenbruchartig zehn Minuten lang. Der Oktober brachte am 15. und am 27. abendliche Regenschauer, am 16. mehrere Gewitter und einen viertelstündigen starken Regen. Dann schloß die Regenzeit mit 0,9 mm Niederschlag am 13. November ab.

Zur Zeit der Trockenheit im Binnenland erhält also die Namib ihre Niederschläge. Über die Ausdehnung dieser Winterregen nach Süden und Osten wird bei der Schilderung des Namalandes gehandelt werden.

In welcher Weise die im vorhergehenden genannten Süd-, Ost- und Nordwinde

F. Die Temperaturen

der Namib in Küstennähe beeinflussen, mögen meine Beobachtungen in Angra Pequena zeigen.

Lufttemperaturen (C^o) und Winde in Angra Pequena, im Juli 1903.

Datum	Temp.	Winde	Temp.	Winde	Temp.	Winde
	7 Uhr früh		2 Uhr nachmittags		9 Uhr abends	
1.	17	†	—	—	16	S. 1
2.	15,5	S. 1	19	S. 1	12	S. 1
3.	10,5	S. 3	17,5	N. 2	11,5	†
4.	8	S. 3	15,5	S. 5	10,5	S. 3
5.	6,7	S. 5	—	—	10,7	S. 5
6.	8,5	S. 4	17	S. 5	11,5	S. 3
7.	8,9	S. 4	13,5	N. 3	13,5	†
8.	19,5	E. 5	18	N. 2	15	†
9.	9,5	N. 5	—	—	10	S. 3
10.	10,5	N. 3	—	—	—	—
11.	8,5	S. 3	16	S. 5	11,3	S. 4
12.	5,8	S. 3	16	S. 5	11,5	S. 5
13.	5	S. 3	16,8	S. 4	9,5	S. 4
14.	8	N. 3	13	N. 3	10	S. 1
15.	7	S. 1	14,5	S. 5	10,9	S. 5
16.	8	S. 5	14,5	S. 7	11	S. 7
17.	8,5	S. 5	15,8	S. 5	10,2	S. 5
18.	7,5	S. 3	19,5	S. 4	13	S. 2
19.	7	S. 3	20	S. 4	16	S. 2
20.	17,5	E. 4	—	—	15,5	†
21.	11	S. 3	19,8	S. 4	11	S. 4
22.	7	S. 4	17	S. 4	9,1	S. 1
23.	6	S. 4	15	S. 4	10	S. 3
24.	9,7	S. 3	14,8	NW.	12,2	S. 1
25.	8	S. 1	16,2	S. 5	10,6	S. 3
26.	6,4	†	—	—	11	S. 5
27.	8	S. 5	17	S. 7	11	S. 4
28.	10	S. 4	—	—	17,5	E.
29.	12,8	N. 2	12	N. 4	10,2	N. 4
30.	10,6	N.	—	—	11,2	NW. 3
31.	10,7	N. 3	13,5	N. 3	11,3	†

Lufttemperaturen (C⁰) und Winde in Angra Pequena, im Dezember 1903.

Datum	Temp.	Winde	Temp.	Winde	Temp.	Winde
	7 Uhr früh		2 Uhr nachmittags		9 Uhr abends	
1.	14,5	S. 3	20,5	S. 7	14,4	S. 4
2.	16	S. 4	19,9	S. 7	14,6	S. 5
3.	15	S. 4	19	S. 7	15	S. 4
4.	13,2	N. 1	20,3	S. 5	14,5	S. 5
5.	13,2	N. 1	—	—	—	—
6.—10.	—	—	—	—	—	—
11.	14,5	N. 1	22,2	S. 7	16,5	S. 4
12.	19,5	S. 5	23,5	S. 7	14,5	S. 7
13.	13,5	N. 1	—	—	16,2	S. 3
14.	13,7	N. 3	15,8	N. 3	13	N. 1
15.	15	S. 3	23,2	S. 7	18	S. 5
16.	17	S. 3	23,4	S. 5	16	S. 3
17.	13	N. 1	25,5	S. 3	16	S. 3
18.	18	S. 3	34,2	E. 5	16	N. 3
19.	16	†	19,5	W. 4	—	—
20.	16,3	†	23	S. 4	17,5	S. 4

Die Temperaturen wurden mit Schleuderthermometern (Gradeinteilung in $\frac{1}{2}$ C⁰) im Schatten gemessen. Die Windrichtung wurde stets auf erhöhtem Standort mit dem Kompaß bestimmt unter Abrechnung von 27° 28' westlicher Deklination, die Angaben sind also rechtweisend: S. = Süd, W. = West, N. = Nord, E. = Ost, † = Windstille. Die Windstärke wurde nach Beauforts 12teiliger Skala geschätzt.

V. Kapitel.

Die Namib-Landschaft.

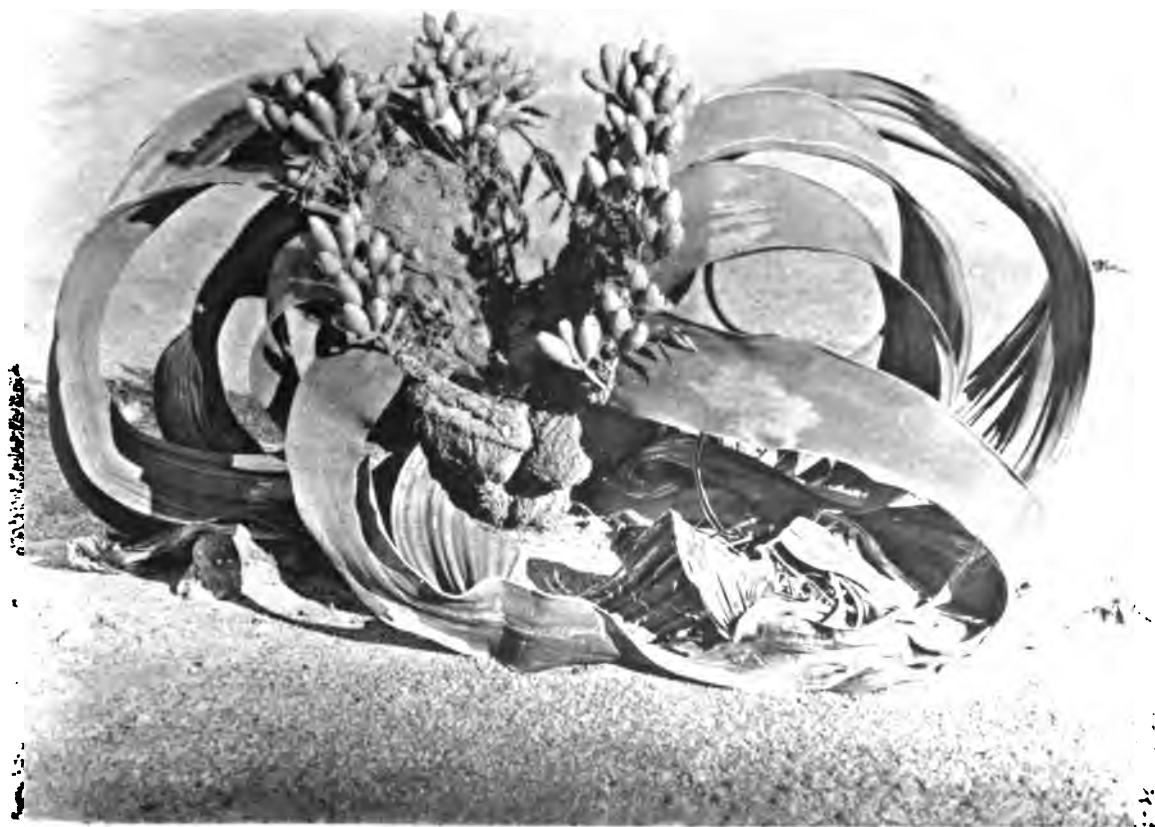
Die Namib zieht als durchschnittlich 60 km breiter Streifen von der Mündung des Oranjestroms nordwärts die Küste entlang und setzt sich jenseits der Omarurumündung in das Kaokoveld fort. Wir wissen zu wenig über diesen ganzen Landstrich, wie er heute ist, als daß wir uns ein Bild seiner Vorgeschichten machen könnten: Ob das Meer ihn einst überflutete¹⁰⁾ oder ob atmosphärische Kräfte die Sedimentschichten abtrugen, die über dem Urgestein gelegen haben werden, ist dunkel.

Das Land steigt nach Osten an. Die Steigung, deren Winkel für die Ausdehnung der Wüste landeinwärts mitbestimmend ist (da mit zunehmender Höhe die klimatischen Bedingungen der Wüste denen der Steppe sich nähern), verhält sich in der Breite von Swakopmund³²⁾ folgendermaßen:

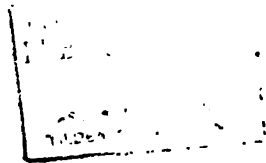
♀
KISCHOLTZE



WELWITSCHIA MIRABILIS HOOKER, ♂, AUS DER NAMIB.



WELWITSCHIA MIRABILIS HOOKER, ♀, AUS DER NAMIB.



Ort	Küstenabstand in Kilometern	Meereshöhe in Metern
Swakopmund	0	0
Richthofen	18	150
Ostufer in Khan	53	554
Vor Pforte	67	710
Jakalswater	81	877

Das Ansteigen der Namib in der Breite von Angra Pequena verdeutlicht folgende Tabelle ²⁸⁾:

Ort	Küstenabstand in Kilometern, gemessen von der geograph. Länge des Lagunensüdpunktes in Angra Pequena (Näherungswerte)	Meereshöhe in Metern
Angra Pequena	0	0
Eingang in die Dünen	11	170
Grasabladepplatz	14	218
—	40	430
Westrand der Tasaukaibberge	54	776
—	65	824
—	71	885
Letterkop	81	1152 (1121)
Vor dem Aufstieg zur Graspforte	100	1370
Klein Kubub	111	1582
Kubub	115	1621

Das Ansteigen des Landes erfolgt so allmählich und ist zudem meist durch einen häufigen Wechsel von Hügeln und Senkungen derart maskiert, daß bei einem Fernblick nach Osten schon mittlere Erhebungen zu Bergen erhöht erscheinen. Enttäuscht, wie niedrig sie sind, langt der Reisende an ihrem Fuß an, weil er den unmerklichen Anstieg des gesamten Niveaus ihrer Eigenerhebung aus der Fläche zugerechnet hat.

Je nach dem Stadium der Verwitterung und je nach der verschiedenen Wirkung der Kräfte, denen die Verwitterungsprodukte überliefert werden, wechselt im einzelnen das Landschaftsbild der Namib.

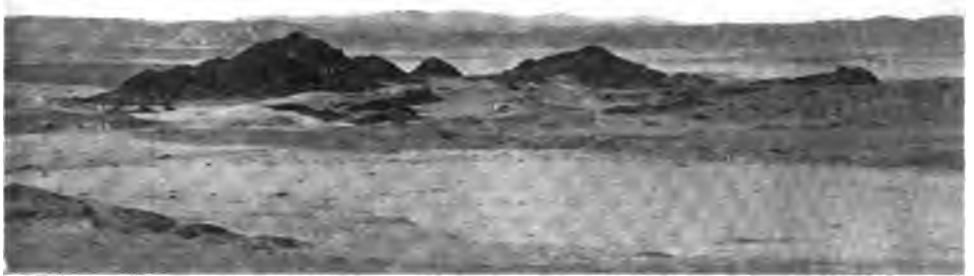
A. Die Region der Felsbänke

zeigt alle Stadien fortschreitender Nivellierung. In der Umgebung der Prince of Walesbai im Süden der Elisabetbucht ragen Steilhügel in nächster Nähe des Strandes 50—70 m auf, 1 km landeinwärts erheben sie sich zu 90 bis annähernd 100 m, noch 1 km weiter nach Osten bis zu 135 m über den Meeresspiegel. Bald sind es bis zur Spitze mit Gesteinstrümmern bedeckte Kegel, bald langgestreckte Rücken mit steiler Böschung und scharfem

²⁸⁾ Schultz, Namaland und Kalahari.

Grat. Auf dem Kamm dieser Rücken sieht das anstehende Gestein oft aus dem Schutt noch hervor, aber schon in Schollen zerklüftet, die unter den Füßen bröckeln.

Als Landmarke, die von fern her sichtbar ist, ragt gegenüber der Insel Pomona, etwa 200 Schritt vom Strande entfernt, ein Tafelberg mit kleiner, rechteckiger (50×100 m), ebener Gipffläche und steilem Hang 100 m hoch auf. Von seiner Höhe sieht man weiter landeinwärts zwei ähnlich gestaltete Tafelberge liegen, wie die Reste eines ehemals höheren Landes. Sonst aber schweift der Blick in der ganzen Osthälfte des Gesichtskreises über endlos sich an- und übereinander reihende Rundhügelgruppen und kahle niedrige Terrainwellen. Nichts unterbricht die Monotonie dieser sonnigen Fernsicht; nur einmal, im Laufe einer Nordwindperiode, sah ich



Die Schwarzen Berge bei Angra Pequena, von Westen gesehen.

Wolkenschatten über die Hügel wandern. Jenseits dieses Hügellandes schimmern scharfgezackte blaue Höhenzüge, Erhebungen derselben Art, wie sie von höher gelegenen Warten bei Angra Pequena im Osten sichtbar sind.

Im engeren Gesichtskreis bringen Farbengegensätze benachbarter Hügelgruppen Abwechslung in das Bild. So wird auf der breiten Halbinsel, die die innere Lüderitzbucht nach Westen hin abschließt, die Einformigkeit des Gneises durch dunkle Amphibolit-Hügel unterbrochen, durch die „schwarzen Berge“, deren düstere Farbe nur durch das Grau ihres Flechtenbelags gemildert wird. Flach gerundete, glatte Kuppen von Diorit heben sich am Nordende der Bootbucht scharf von den benachbarten helleren, rauhkantigen Gneisblöcken ab.

In der Umgebung der Prince of Walesbai (Prinzenbai) unterbrechen zuweilen hell-grünliche Felsen von Epidot-Amphibolit dunklere Züge desselben Gesteins. Ebenda schimmern in der Ferne, wie blauer Rauch, der über der Landschaft liegt, Epidiorite herüber, in denen Hornblende und Chlorit in feinkörniger Feldspatgrundmasse liegen (siehe Analysen im Anhang). Wo der Feldspat zurücktritt und die Hornblende überwiegt, nimmt dieses Gestein grüne Töne an. Zersetztes granitisches Gestein steht streckenweise im Nordteil der Prinzenbucht grell braungelb (Feldspate) aus dem Flugsand, der in den Windfängen der felsigen Steilküste sich anhäuft.

Bestimmend für den gesamten Landschaftscharakter der Felshügelregionen in der Namib ist

1. Die Wirkung der Winde und Temperaturen auf das anstehende Gestein.

Nicht aus zwingenden einzelnen Daten, sondern aus dem Gesamteindruck der Landschaft hat man auf Transgressionen des Meeres im Namibgebiet geschlossen. Ob solche Schlüsse gerechtfertigt sind, läßt sich — solange nicht unzweideutige Anzeichen ehemaliger Überflutung gegeben sind — erst ausmachen, wenn wir die heute wirksamen Faktoren in ihrem Effekt jenen hypothetischen Abrasionswirkungen gegenüber abgewogen haben. Von diesem Gesichtspunkt aus war ich bestrebt, die Verwitterungserscheinungen nicht summarisch abzutun.

Die Wirkung schroffer Temperaturwechsel vom Tag zur Nacht tritt in reiner Form an Felsblöcken zu Tage, die in großen, glatten Sprungflächen senkrecht zur Oberfläche bis ins Innere zerklüftet sind: Kernsprünge (s. Klein-Namaland). Komplizierter liegen die Verhältnisse bei den zahllosen Sprüngen, die der Oberfläche des Blocks parallel laufen: Schalensprünge. Sie sind stark an der Zerstörung der Gneisfelsen beteiligt, die den größten Teil der südlichen Namib einnehmen. Bald lösen sich hier Kalotten los, die ein Mann mit Mühe hebt, bald schürfen papierdünne Blätter ab. Im letzteren Fall sind neben Temperaturwechseln andere Faktoren, wie chemische Einflüsse der Wind- und Nebelfeuchtigkeit, nicht sicher auszuschließen.

Hinter der Prinzenbai treten uns an kristallinen Schiefen, die hier und da mit aufgerichteten Schichten aus dem Sand ragen, Schichtlockerungen als Anfangsstadien der Zerstörung charakteristisch entgegen. Wie die Blätter eines Buchs, das auf dem Rücken steht, liegen dünne Platten aufrecht, lose und parallel neben einander. Die Lücken zwischen ihnen

füllt ein feines Mehl, das auch in die engsten Fugen eingeweht wird. In anderen Fällen waren die kristallinen Schiefer (Phyllite) ohne auffallende Lockerung des groben Gefüges zu weicher Masse zersetzt.

Mit den leichteren Splintern im Verwitterungsschutt der Gesteine verbündet sich nun der Südwind zu einem Sandgebläse, dem kein Fels widersteht. Da das Gebläse um so wirksamer ist, je härter und zahlreicher bei genügender Windstärke die Projektile sind, so ist das beste Material immer der Quarzsand der Dünen, den das Meer schon nach der Härte, der Wind nach der Flugfähigkeit ausgelesen hat.

Sandwehen oder kleine Dünen, die noch keinen eigenen Leeschutz haben, trägt der Wind zusehends ab. Wächst er zum Sturm und hat er freies Feld vor sich, dann sind es nicht mehr Sandwolken die vorbei fliegen, sondern dicke Strahlen schießen über die Kiesfläche mit einer Geschwindigkeit, die sich nicht mehr schätzen läßt, da alle Einzelheiten in ihnen verschwinden. Die Landschaft ist im Sandsturm trotz des grellen Sonnenscheins wie in Nebel gehüllt, die nächste Nachbarschaft verschwimmt, jeder Ausblick ist genommen. Das Gesicht schmerzt wie von hundert feinen Nadelstichen, wenn man dem Wind entgegen aus dem Schutz der Felsen tritt; und mag man sich nachts noch so gut mit Sattel und Woilach verbarrikadieren und doppelte Decken über den Kopf ziehen, der feine Sand knirscht einem schon nach einer Viertelstunde zwischen den Zähnen.

Seine Hauptwirkung übt das Sandgebläse beim ersten Anprall aus, wenn auch die zurück und zur Seite geworfenen Körner noch kräftig wirken mögen. Zuweilen sieht man eine Sandwehe in schnellem Rippelmarkengang die Luvseite einer Kuppe heraufkriechen; oben angelangt fällt sie als Kaskade nieder; aber noch ehe der Sandregen den Bogen erreicht, faßt ihn ein seitlicher Windstoß und zerstäubt ihn in ein benachbartes Gebläse. An solchen stürmischen Tagen ist die Luft in den geschütztesten Winkeln in Wirbelbewegung. Samen tanzen wie Mückenschwärme auf und nieder.

Im ganzen Namibgebiet weist die Südseite exponierter Felsen Defekte auf in Gestalt meist fingerlanger, 1—2 cm breiter und ebenso tiefer Rinnen. Die Rinnen halten mit so geringer Abweichung die Süd-Nord-Richtung ein, haben so konstant einen flacheren breiten Südzugang und ein spitzes, tiefes Nordende, daß nur eine konstant einseitig wirkende Kraft sie ausgebohrt haben kann, und das ist der Südwind und sein Sand. Diese Spitzrinnen, wie sie kurz genannt sein mögen, zeigen alle Übergänge von den kleinsten Furchen bis zu solchen mit 4 cm Breite und über 20 dm Länge.

Gleichen Ursprungs, aber vorwiegend auf steilere Wände beschränkt, sind annähernd kreisrunde Bohrlöcher mit einem Durchmesser von 1—2 cm und nicht ganz der doppelten Tiefe, im Vergleich mit den später zu nennenden Bröckellöchern tief und eng. Sie gehen trichterförmig und glattwandig ein; das engere blinde Ende ist stets nach Norden gekehrt. Der Flugsand bohrt häufig schneller als die Temperaturen spalten: die Bohrlöcher gehen dann tiefer ein als die Dicke der abspringenden Kalotte beträgt, treten also siebartig auf deren Rückseite durch.



Trockene Verwitterung des Gneises bei Angra Pequena (Bröckellöcher).
Auf dem Fels ein junger *Raphicerus campestris* (Thbg) Steenbock.

An grobem Granit ist die Gebläsewirkung besonders auffallend. Einige Kilometer landeinwärts von der Prinzenbai erheben sich mehrere Granitblöcke, auf deren Luvseite die Quarz- und Glimmerbestandteile von dicht gedrängten, bald trichterförmig bald kanalartig eindringenden Löchern zentimetertief angebohrt sind, die roten Feldspate sind nur glatt und rund geschliffen und wie Horste stehen geblieben.

Die im Vorhergehenden genannten, durch die bohrende Tätigkeit des Flugsandes in das feste Gestein eingegrabenen Marken mögen zur Unterscheidung von anderen für das Landschaftsbild nicht minder charakteristischen Verwitterungserscheinungen als Sandwindstiche zusammengefaßt werden.

Wo das Korn oder die Härte des Gesteins oder der kleine Neigungswinkel der Felswand ein Einbohren nicht zuläßt, schleift der Sandwind die Oberfläche glatt, meist nicht im Sinne einer einheitlichen Politur — die Oberfläche im Ganzen kann der Sand rauh angefressen haben — aber dennoch glänzt die Kuppe, weil alle kleinen Schleifflächen das Licht reflektieren.

In den Gneisgebieten ist für die Physiognomie der Namib nichts so charakteristisch wie die unzähligen Gruben und Höhlen der Felsen. Um eine kurze Bezeichnung zu haben, seien alle hier in Frage stehenden Bildungen Bröckellöcher genannt.



Gneis mit Schalensprüngen der durchlöcherten Oberfläche.

Von den Sandwindstichen unterscheiden sich die Bröckellöcher dadurch, daß sie nicht nur auf der Luvseite (wie jene ausschließlich) sondern auch in Lee sich finden. Darin spricht sich schon aus, daß bei ihrer Entstehung nicht ausschließlich das Sandgebläse die entscheidende Rolle spielt. Bei starkem Wind mag immerhin der Sand auch gegen weniger exponierte Flächen noch wirksam abgelenkt werden; wo aber Bröckellöcher an senkrechten Wänden in Felswinkeln auftreten, in die selbst bei Sturm nur schwache Luftstöße sich verirren, kann unmöglich der Wind verantwortlich gemacht werden,

Zu demselben Schluß wie die Lagerung der Bröckellöcher führt die Untersuchung ihrer Form. Es ist klar, daß Sandwindstriche in der Richtung mit dem bohrenden Wind weiterwachsen müssen. Wo aber das blinde, vorrückende Ende im Süden, die Öffnung im Norden liegt, wie es häufig zu beobachten ist, ist das vorherrschende Südwindgebläse sicher nicht entscheidend.



Wirkung des Sandgebläses auf exponierte Felspartien des Diamantenberges bei Angra Pequena.
Im Hintergrund der Robertshalen und (als schwarze Punkte) die Hütten der Hottentotten.

Wo dagegen Höhlen oder Grotten ausschließlich oder vorwiegend in Luv sich gebildet haben, hat das Sandgebläse deren Entstehung und Vertiefung zum mindesten beschleunigt. So kann es neben wohl unterschiedenen Typen viele Grenzfälle geben, bei denen der Anteil des Gebläses und der Abwitterung aus anderen Ursachen nicht gut auseinandergehalten werden kann.

Oberflächlichste Schalensprünge und dünne Abschürfungen sind die Hauptformen der Auswitterung typischer Bröckellöcher, der Boden der Grotten ist mit feinstem Grus bedeckt. Als treibende Kraft sind neben der Wirkung schneller Abkühlung bei Eintritt der Nacht Zersetzungen durch

Wind- und Nebelfeuchtigkeit in Anspruch zu nehmen. Sprengungen zeigten eine nur wenige Zentimeter tief reichende Verfärbung der Gneisblockrinden.

Während allenthalben in den Felshügeln die Wirkung der trockenen Verwitterung ohne weiteres sichtbar ist, tritt uns

2. Die Wirkung des Wassers

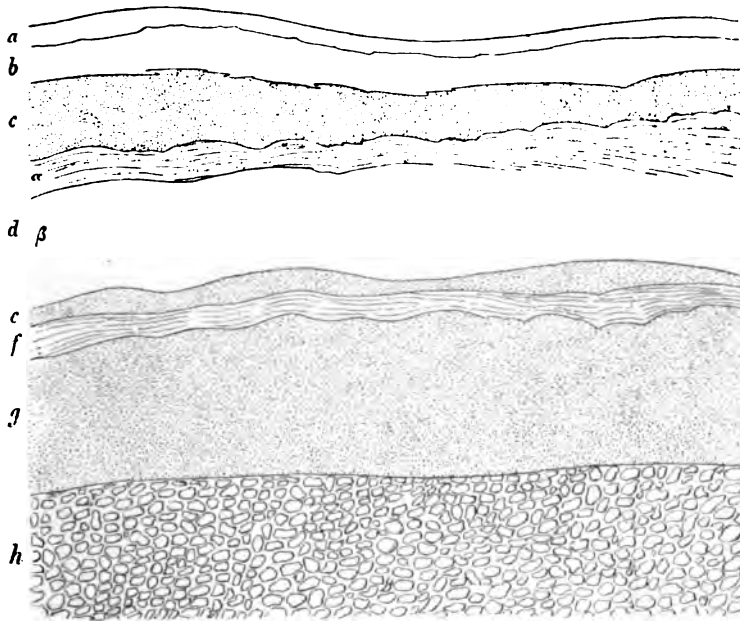
nur versteckt entgegen. Um sie zu sehen, muß man in die Schluchten steiler Hänge steigen. Abfließendes Regenwasser hat sich hier zuweilen mehrere Fuß tiefe Rinnen eingeschnitten. Wasserkräfte, die auf wenigen hundert Quadratmetern Angriffsfläche den Fels so wirksam erodieren, werden in früheren Perioden, ehe die Nivellierung des Landes vorwiegend durch trockene Verwitterung so weit wie heute fortgeschritten war, wohl tiefere Erosionstäler geschaffen haben. Talartige Einschnitte, zuweilen Schluchten und tiefe Kessel, die südöstlich der Elisabetbucht oft dem Reisenden den Weg verlegen, führen zu dem Schluß, daß einst die Gefälle der Regenbäche stärker und länger waren, sich zu größeren Gesamtleistungen steigern konnten, ehe sie, wie heute, schon nach kurzem Lauf im Schutt versiegen.

Es fehlt nicht an klaren Anzeichen ehemaliger Wasserwirkungen in der Namib: Beim Grasablageplatz der Frachtfahrer hinter Lüderitzbucht ist der Boden jener Mulde, in der die Ochsenwagen zu halten pflegen, streckenweise mit einem ein- bis zwei Finger dicken, steinharten Konglomerat bedeckt (siehe Gesteinsbestimmung No. 30).

Ein ähnliches Konglomerat (No. 36) tritt jenseits des Kuikops (auf dem Wege Lüderitzbucht-Kubub) zutage.

In einer mehrere Kilometer breiten Mulde am Fuß des Südabhanges der Koviesberge war zum Zweck einer Brunnenanlage ein Schacht gegraben, der damals 18 m tief in Ton- und Geröllmassen reichte. Da die oberflächlichen Schichten im nächsten Umkreis der Öffnung nicht erhalten waren, legte ich 10 Schritte abseits einen Durchschnitt durch den unversehrten Grund: den obersten Abschluß bildet eine ca. 5 cm dicke, innen bröckelige, steinharte, klingende, außen poröse Kalktuffschicht (*a*), die Sinterbildungen erkennen läßt (Bestimmung No. 34). Sie geht kontinuierlich in eine ca. 10 cm starke, graue, bröckelige Mergellage (*b*) über. Darauf folgt, 10—20 cm tiefer reichend, brauner, loser, feiner Sand (*c*). Dieser Sand durchsetzt auch die oberen Lagen (*a*) eines rein weißen, zerreiblichen Kalkes (*d*), der nach unten hin (*β*) kompakter wird. Der Kalk ist geschichtet, 30—40 cm stark.

Er grenzt nach unten scharf gegen eine ca. 5 cm dicke Lage losen braunen Sandes (*e*) ab. Eine Lage kalkhaltigen sandigen Tons (*f*, 7–10 cm stark) trennt ihn von einer 35 cm starken untersten Sandlage (*g*), die vorwiegend aus schwach bräunlich gefärbten feinen Quarzkörnern mit Kaolinpunkten besteht. Dann folgt die mindestens 18 m tief reichende Schicht (*h*), die aus bröckeligen, kalkhaltigen Ton mit Quarzgeröllen besteht. Die oberste Partie ist von Lagen feiner, nadelförmiger Fasergipskristalle durchsetzt.



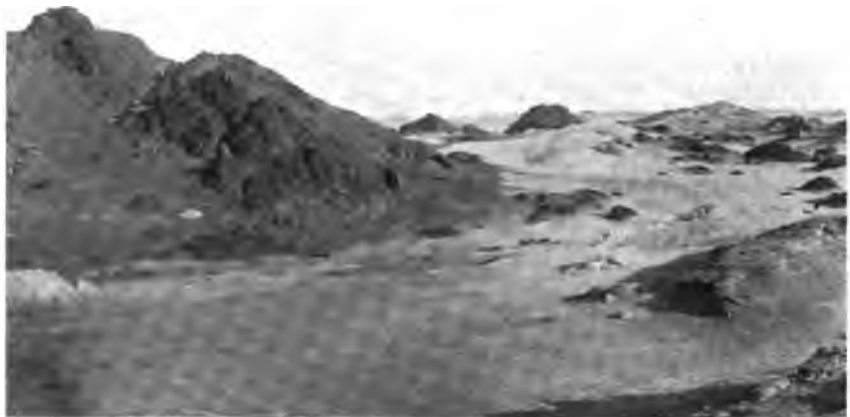
Oberflächliche Schichten der Namib bei den Koviesbergen (Erklärung im Text).

Die Regen finden, wenn sie nach langer Pause fallen, an allen Hängen reiches Material für den Transport zu Tale vor. Die abgewitterten, z. T. halb abgerollten und -gewehten Bruchstücke liegen der Unterlage so lose auf, daß es nur eines kleinen Anstoßes zum Abgleiten bedarf. Dadurch werden oben der Verwitterung neue Angriffsflächen bloßgelegt, unten Vertiefungen ausgefüllt. Schließlich ragen aus den Schutthalden nur hie und da noch flache Kuppen inselartig auf; sind auch sie verschwunden, dann ist die Felshügelregion in

B. Flache Trümmerfelder

übergegangen. Der Boden dieser Felder ist regional sehr verschieden.

An vielen Stellen deckt feiner, fast erdiger, mit Kieseln durchsetzter Sand die Fläche. Da der Wind alles oberflächliche feinkörnige Material fortführt, sind diese Sandflächen meist mit dem allein übrig bleibenden gröberen Material, mit Splintern von mannigfacher Farbe und Form gepflastert. So wirksam ist dieser Schutz der lockeren Kieselpflasterung für den unterliegenden Sand, daß Wagenspuren jahrelang erhalten bleiben. Die Stelle der ersten Ansiedelung in Angra Pequena ist seit ca. 15 Jahren verlassen, aber Wagenspuren verbinden sie noch heute mit der Pad nach Kubub. In der Prinzenbai sah ich ebensolche Spuren auf einer allen Winden offenen Fläche; seit 20 Jahren ist hier kein Wagen mehr nach Bethanien gefahren.



Abtragung der Felsbügel zu Schuttfeldern. Links unten, am Fuße des dunklen Amphibolithügels ist eine mannshohe Quarzader ausgewittert. (Aus den Schwarzen Bergen bei Angra Pequena).

Quarzadern ragen zuweilen wie Planken eines versandeten Wracks aus dem Boden auf oder kreuzen sich in polygonaler Felderung.

Die Trümmerfelder schimmern in den verschiedensten Farbentönen: Hier leuchtet ein weißes Quarzkieselfeld, dort ein rosafarbenes Lager von Feldspatstücken. Talergröße Stücke eines feinen porösen Sandsteins färben je nach ihrem Eisengehalt diese Terrainwelle gelb, jene weinrot. Harte Kiesel, die der Verwitterung standhalten, schleift der Wind kantig. Auf den Namib-Flächen bei Rooibank liegen, neben zahlreichen weiß-undurchsichtigen, milchig-trüb angeblasene, im Innern glashelle Quarze und schwarze Kieselschiefer mit irisierenden Flächen umher. Der Wind muß zeitweise

stark genug sein, sie zu verschieben, denn viele Stücke sind von allen Seiten angeschliffen.

C. Die Dünenregion

der Namib ist nur an zwei Stellen einigermaßen bekannt: in einem ca. 100 km langen Küstenstrich südlich der Swakopmündung und in der Umgebung von Angra Pequena in einer nördlichen und südlichen Ausdehnung von ca. je 50—60 km. Wir wissen nicht, wie weit die Dünen südlich von Angra sich zum Oranje fortsetzen oder ob und wo sie nach Unterbrechungen auf dieser Strecke wieder auftreten.

An der ganzen Südwestküste Afrikas mit der starken Süd-Komponente der herrschenden Winde kommt bei der Bildung einer Düne außer dem Sand, den die Brandung auswirft, besonders der Sand in Betracht, der auf dem Landweg von weither herangetrieben wird. Das einzige tief einschneidende Hindernis dieses Sandtreibens auf der über 11 Breitengrade durchmessenden Küste zwischen Oranje und Kunene bildet das Swakoptal (denn über die letzten 8 km des Kuiseb-Unterlaufs ziehen die Dünen noch hinweg; der Fluß kann sich sein Bett nicht mehr frei halten). Nördlich des Swakop sammelt sich der Treibsand nicht zu Dünen an, da ihnen, abgesehen vielleicht von geeigneten Lehnen, das Flußbett eine Sandzufuhr von Süden her abschneidet. Weiter nordwärts aber werden die Sandmassen in dem Maße anwachsen, als die Strecke wächst, die sie als Zufuhrgebiet hinter sich gelassen haben. Wo nördlich der Swakopmündung die ersten Dünen auftreten, ist unbekannt.

Um Angra Pequena beschreiben die Dünen einen weiten Bogen. Wo sie im Süden wieder das Meeresufer berühren, ist ungewiß; von der Ansiedelung sind sie in westöstlicher Richtung ca. 11 km entfernt; am Nordende der Bucht treten sie wieder fast an die See und setzen sich, niemals weit vom Strand zurücktretend, nach Norden fort. Am Süden der Bootbucht treten die Dünen mit steiler Böschung unmittelbar an die Flutlinie. Diese Strecke zwischen Angra Pequena und Anichab ist nur bei Ebbe zu passieren, mit ruhigen Pferden, die nicht scheuen, wenn ihnen bei schwerer Brandung der Schaum über die Hufe spült.

Gewisse Landmarken behalten trotz aller Sandablagerung ihre charakteristische Form bei, so der „Kegelberg“ am Nordende der Bootbucht, ein steiler Quarzhügel, die Ostseite im Sand begraben, von See aus aber ca. 30 km weit bei klarem Wetter mit bloßem Auge kenntlich. Eine halbe

Reitstunde nördlich vom Kegelberg treten die Dünen allmählich zurück, über die Breite von Itschabo hinaus habe ich sie nicht verfolgt.

Südlich der Elisabethbucht treten die Dünen als typische Halbmonde mit nordwärts gerichteten Spitzen auf; weiter südlich, bei der Prinzenbai, sind sie streckenweise über und zwischen die Felsen in wirrem Wechsel von Berg und Tal mit Steilhängen und Kesseln zu unförmigen Massen bis 100 m hoch aufgeschüttet.



Der Kegelberg, von Norden gesehen. Im Hintergrund die Bootbucht, von Robben besucht, deren Gebell herüberdringt.

Vom Südufer der Swakopmündung zieht ein mehrere Kilometer breiter Dünengürtel zur Walfischbai. Während sich die Dünen hier unmittelbar hinter der Bai in ca. 7 km Entfernung vom Strand nur zu etwa 40 m erheben, steigen die Dünen bei Sandfischhafen¹⁰⁾ unmittelbar am Strand 100 m hoch, 1 km landeinwärts sogar bis 160 m über den Namibboden. Bis zu einer Entfernung von 20 km von der Küste in westlicher Richtung stehen die Dünen 130—150 m hoch über dem ansteigenden Niveau des Wüstengrundes und fallen dann gegen das Kuisebett ab.

In dem Winkel, den der Unterlauf des Kuiseb (im ganzen nach NW. gerichtet) mit dem Strand zwischen der Walfisch- und Empfängnisbai bildet, fängt sich offenbar der Flugsand der gesamten Küste nördlich des Oranje.

Die Breite von $23^{\circ} 43'$ ist die einzige Region, in der die Namib ihrer ganzen Breite nach in ca. 80 km westöstlicher Ausdehnung von Dünen zugedeckt ist.

Die Dünen der Namib sind als Sandbänke des Meeresbodens aufgefaßt worden, durch Hebung des Landes trocken gelegt, nicht durch äolische Kräfte aufgetürmt. Der Wind soll „auf der Stoßseite den Sand längst in stabiles Gleichgewicht gebracht“ haben ¹⁰⁾.

Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen. In den Dünenregionen ist alles in Fluß: Als breite, vom Wind zu Boden gedrückte graue Rauchwolken jagt der Sand über die sanft ansteigenden Luvseiten der Düne und wirft Rippelmarken auf, die der Kammlinie des Gipfels zu eilen. Sobald der Sand hier anlangt, stäubt er zu Boden. Ein Teil rieselt sogleich den steilen Abhang der Leeseite herunter, ein anderer treibt noch einige Sekunden planlos in verirrtten Windstößen und fällt dann ebenfalls nieder. Wer die Gewalt der Sommer-Südstürme und der winterlichen Ost-Föhne kennt, wer seine Wagenspur nach wenigen Monaten schon unter einer Düne verschwinden, neue Passagen offen sieht, wo vorher unübersteigliche Hindernisse lagen, weiß, daß diese Sandtreiben „Berge versetzen“ können.

Gewisse Dünenbildungen mögen jahrelang den Schein der Beharrlichkeit wahren: Bestimmte „Sandreffeln“ der Dünen von Sandfischhafen sind Schiffern Segelmarken. Im Dünengürtel hinter Angra Pequena ist den Frachtfahrern eine bestimmte Düne seit Jahren bekannt. Aber solche Dünen sind in sich ebensowenig stabil wie etwa ein Flußarm, den jeder an seiner Uferlandschaft wiedererkennt und der doch selbst in keiner Minute derselbe bleibt: Wie hier das Wasser, so strömt dort der Sand in Bahnen, die durch das Zusammenwirken lokaler und periodisch sich immer ähnlich wiederholender meteorologischer Verhältnisse seit langem vorgeschrieben sind. Immer wieder häuft sich der Sand an diesen Stellen an, kommt vorübergehend zur Ruhe, wird früher oder später wieder in den Bereich des Windes geschoben und wandert weiter. Neue Sandmassen nehmen so übereinstimmend und unmerklich die Stelle der alten ein, daß man der flüchtigen Erscheinung wie einem Individuum Namen gibt und Eigenart zuspricht. So jener Düne bei Angra Pequena. Bei Sturm fällt hier der Sand in solchen Mengen auf der Leeseite herunter, daß hier das Gleichgewicht der eben zur Ruhe gekommenen Sandmassen fortwährend gestört wird. Sand rutscht ab und seine Reibung an den tieferen Schichten erzeugt einen reinen, klangvollen,

weit reichenden Ton. Die Tonhöhe hängt, wie ich mich überzeugte, von der Geschwindigkeit des Abrutschens ab, und da das immer langsam geschieht, entsteht ein tiefer Ton, langgezogen, wie auf einer Baßsaite gestrichen, mit starker Resonanz, als ob die ganze heiße Düne mittöne.

Dem Afrikaner liegt der Vergleich mit Löwengebrüll näher. Ein Hottentott, der diesen Ton zum erstenmal hörte, fürchtete sich, die Ochsen in die Dünen zu treiben. Die Frachtfahrer nennen diese tönenden Sandmassen die „Brülldüne“, die Hottentotten **//na-!eta|goba-b*, d. h. „Singsand“.

VI. Kapitel.

Das Wasser und die Lebewesen der Namib.

A. Im Gebiet ausschließlicher Oberflächenbenetzung durch Regen

kann sich nur eine kümmerliche Vegetation am Leben erhalten. Im Gebiet der Trümmerfelder liegen Strecken, auf denen alles Leben erstorben ist. Dem Nordländer, der in Licht und Wärme die Triebkraft alles Lebens seiner Heimat sieht, ist es ein fremdartiges Bild, dieses Bild des Todes, der in einer Überfülle von Licht einhergeht, über glühenden Boden, zur Mittagsstunde, wenn der Horizont im Flimmern der aufsteigenden Luftwellen verschwimmt. An solchen Strecken mögen die Regen jahrelang vorbeigezogen sein.

Von diesen toten Feldern abgesehen sind überall in der Namib, wo das Gelände noch nicht zu ebenen Flächen verwittert und verweht ist, im Gebiet welliger Kies- und Sandflächen sowohl wie im Bereich der Felskuppen die Abflußwege des Regens die bevorzugten, oft die ausschließlichen Standorte der Pflanzen. Das zeigt sich im Kleinen, in unbedeutenden Felseinschnitten, wie in großen Mulden oder in talartig gestreckten Senken. Die Vegetation ist hier nicht so zwerghaft wie auf den benachbarten Höhen, auch wenn der Wind freien Zutritt hat und den Sand wie dort oben vor sich hertreibt. Der Graswuchs dieser bevorzugten Standorte lockt Wild an: Hasen, Steenböcke, selbst Springböcke sah ich hier in nächster Küstennähe in entlegeneren Gebieten der Prinzenbai. In Felsengen überraschen zuweilen, von Schmetterlingen, Bienen, Wespen, Käfern und Dipteren um-

schwärmt, über mannshohe gelbe Schmetterlingsblütler aus der Gattung *Lebeckia* in ungewohnter Üppigkeit.

Im Übrigen überragt nur noch eine Asclepiadacee da und dort die zwerghaften Namibbewohner, *Ectadium virgatum* E. Mey., ein milchsaftgebender Busch mit oleanderähnlichen Blättern und heliotrop-duftenden Blüten.

Auf den offenen ebenen Flächen der Namib ist für den Pflanzenwuchs die Wasserundurchlässigkeit des Gneis- und Granituntergrundes von hoher Bedeutung. Wo die lockere, ihrerseits durchlässige Deckschicht, in der die Pflanze wurzelt, nicht allzu stark und das darunter liegende Gestein nicht zerklüftet ist, ist für Schutz gegen Austrocknung nach der Tiefe hin genügend gesorgt. Nach oben hin schützt die zusammenhängende Lage der groben Kiesel und Splitter gleichzeitig gegen eine Zerstäubung der feinerdigen Bodenbestandteile wie gegen schnelle Verdunstung der aufgesogenen Feuchtigkeit.

Wo der Regen auf seinem Wege durch die trocken verwitterten, zuweilen pulverisierten Gesteine sich mit Salzen belädt, kommt in seinen Rinnalen keine Vegetation auf (s. Tafel IX. unten). Weiße Salzkrusten bezeichnen dann seinen Lauf und die beim Eintrocknen ausschließenden Kristalle heben den Boden in dicht gedrängten, kraterähnlichen Bildungen.

Es ist im einzelnen Fall schwer zu entscheiden, welche Faktoren auf der Fläche den floristischen Charakter der verschiedenen Regionen bestimmen. Ein Gegensatz zwischen Norden und Süden, zwischen der Namib in der Breite des Swakop einerseits und der von Lüderitzbucht andererseits, ist nahe der Ostgrenze der Wüste unverkennbar. So vermißte ich eine niedrige Aloëart, eine große Wolfsmilch und Kürbisgewächse, die bei Husab häufig waren, stets in der südlichen Namib.

Unaufgeklärt ist das sporadische Auftreten der *Welwitschia mirabilis* Hooker²⁴ im südlichen Benguela einerseits und im Grenzgebiet des Nama-Hererolandes andererseits (s. Tafel III). In einer Wüste, die rings auf sonnenverbrannter Fläche entweder vollkommen vegetationslos ist oder nichts als vereinzelte kleinblättrige, graue Kümmerlinge trägt, wirkt die Welwitschia auf den Reisenden, der sie zum erstenmal sieht, mit den breiten, grünen, glänzenden Flächen ihrer 2 m langen Blätter und den auffallenden koniferenartigen weiblichen Blütenständen in der Tat wie ein Wunder. Der oberirdische Teil des Holzkörpers, der sich nach unten in eine lange Pfahlwurzel fortsetzt, läßt sich mit einem seitlich zusammengedrückten, flachen, dickwandigen

Becher vergleichen, von dessen rissigen Längsrändern die Blattstreifen entspringen. Das freie absterbende Ende der Blätter wird vielfach vom Flugsand



Zygophyllum Stapfii Schinz.

verschüttet, dauernd fest an den Boden gedrückt, und da das Blatt jahrzehntelang von der Ansatzstelle aus nachwächst, so bauschen sich die Blätter bogenförmig wie Kronenspangen. Das eine Bild zeigt ein solches (unberührtes) Exemplar,

weiblichen Geschlechtes, in voller Blüte; bei der männlichen Pflanze sind vor der Aufnahme die Blattenden vom Flugsand befreit worden.

Einförmig wiederholen sich bis zum Horizont auf der Namib nördlich der Kuisebunterlaufs in der Nähe von Rooibank die kniehohen dunklen Büsche



Blühende *Salsola aphylla* L. f. nat. Gr.

einer Amarantacee, der *Arthraena Leubnitziae* (O. Ktze) Schinz, **hai-sari-s* der Hottentotten (s. Tafel IV, oben). Nur vereinzelte verkümmerte Exemplare des *Zygophyllum Stapfii* Schinz (h: **sa-ris*) wagen sich aus dem Sand der Kuisebnähe auf die harte trockene Fläche (hierher gehört der Strauch im Vordergrund links der Abbildung). Die Spuren des letzten Oststurms sind hinter jeder einzelnen Pflanze in Gestalt eines Sandhaufens, der nach Westen sich auskeilt, zu erkennen.

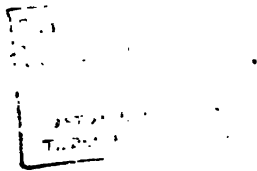
Mitten im Bereich der Sandtreiben des Südwindes hebt sich von der hohen Dünenwand, die den Nordwinkel der Lüderitzbucht abschließt, ein langer dunkler Streif scharf ab: eine Kolonie von „Seifenbüschen“, Chenopodiaceen



ARTHRAERNA LEUBNITZIAE (O. KTZE) SCHINZ, IN DER NAMIB



SALSOLA APHYLLA L. F. UND *S. ZEYHERI* (MOQ.) SCHLTR. VON ANGRA PEQUENA.



aus der Gattung *Salsola* (h: *#kxo-es*). Die auf Taf. IV unten abgebildeten Arten sind *Salsola aphylla* L. f. und *S. Zeyheri* (Moq.) Schltr. Jeder Busch erhebt sich auf einem Treibsandhügel, der Sockel erreicht zuweilen mehrere Mannshöhen; die Grenze, bis zu der der Busch des andringenden Sandes durch Höherhinauswachsen sich erfolgreich erwehrt, scheint bei 3 m zu liegen.

Wieder ein anderes Vegetationsbild bietet sich uns auf einer Wüstenstrecke südlich des Kuikopberges, die von den Hottentotten *//nō-iraxa-ai#gā-s genannt wird, d. h. „die Fläche, deren Antlitz reich ist an Nora-Pflanzen“. Diese Geraniaceen (rot und gelb blühende *Sarcocaulon*-Arten, (h: *//nō/ra-b) gedeihen in

den sterilsten Gebieten der Namib, auf dem genannten Standort in solcher Menge, daß ihre harten Wachsskelette (s. Pflanzenliste im Anhang) in großen Mengen gesammelt werden, um statt des fehlenden Holzes das Lagerfeuer zu unterhalten. Dieser Brennbarkeit ihres Wachses wegen werden die Pflanzen auch „Busch-

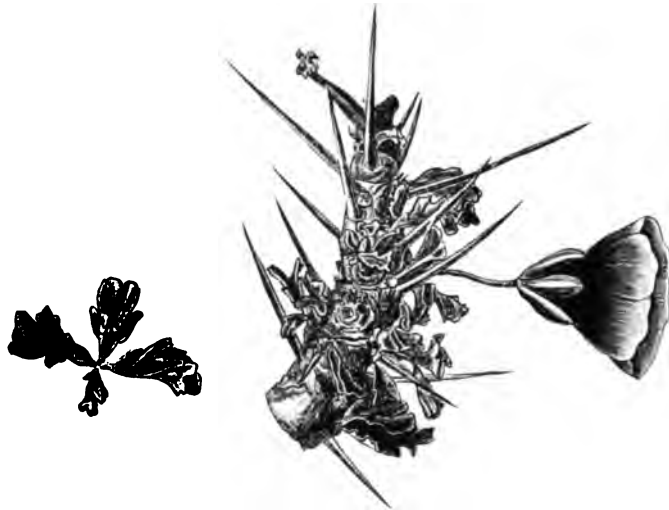


Sarcocaulon spec., blühend und Frucht tragend.

mannskerzen“ genannt. Unter der Rinde frischgrünender Exemplare findet sich ein braunes Mus, das wie Fruchtmarmelade duftet. Die Blattstiele, die frühzeitig die Blattspreiten verlieren, bilden spitze Stacheln (s. Fig. auf S. 82), die die Pflanze für Wild schwer nahbar macht. Ameisen tragen die Samen ein. Der Wachspanzer steift die Pflanze derart, daß sie regungslos im stärksten Winde steht.

Dem Feinde, dem die Buschmannskerze trotz, legt sich eine Umbellifere ohne Widerstand dauernd zu Füßen: *Pithuranthus aphyllus* (Cham. et Schld) Bth. et Hk. unterscheidet sich von anderen Pflanzen mit kriechendem Wuchs dadurch, daß die gerade gestreckten Stengel ausschließlich in der Richtung des vorherrschenden Windes, also nach Norden wachsen. Da auch ihre langgestielten Blütenstände, statt nach Umbelliferenart aufrechte Schirme zu bilden, seitlich umgebogen dem Boden fest angedrückt sind, erscheint das Gewächs, auch wo es gut gedeiht, wie niedergetreten und zur Seite gefegt.

Aber mögen Wind und Sandtreiben die Vegetation auch hart bedrängen, der Kardinalpunkt ihres Haushalts bleibt doch immer die Wasserfrage.



Sarcocaulon spec.

Blatt (links oben noch auf weichem Stiel sitzend) und Blüte. $\frac{9}{10}$ nat. Gr. Messen und Wägen des Saftes überzeugte), 1,4 ccm, das sind 81 Gewichtsprozente, tropfbarer Flüssigkeit. Aber das so gewonnene kühle Naß ist so brakig, daß man nicht zum zweiten Mal seinen Durst mit diesem „Säuerling“ *ü-ibes* (so



Augea capensis Thunbg.

lautet der hottentottische Name der Pflanze), zu löschen versucht. Die weitläufige Verteilung der Vegetation in der Namib hat den Daseinskampf der Pflanzen untereinander stark eingeschränkt, wenn wir von den Insektenblütlern absehen, die für ihre Nachkommenschaft um so stärker in Konkurrenz treten, je spärlicher die Fauna ist. Um ihre eigene Existenz aber

In der Fähigkeit Wasser zu speichern steht allen anderen voran eine Zygothylacee, die *Augea capensis Thbg.* mit keulenförmigen sukkulenten Blättern.

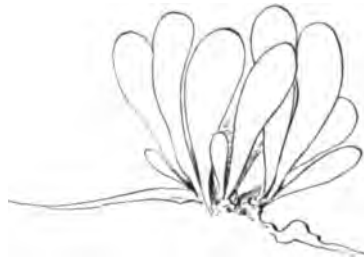
Jede Blattkeule einer mittelmäßig auf trockenstem Standort gedeihenden Pflanze gibt (wie ich mich durch Auspressen,

lautet der hottentottische Name der Pflanze), zu löschen versucht.

Die weitläufige Verteilung der Vegetation in der Namib hat den Daseinskampf der Pflanzen untereinander stark eingeschränkt, wenn wir von den Insekten-

haben die Namibpflanzen, da ihre tierischen Feinde stark zurücktreten, fast ausschließlich gegen die Unbilden des Klimas zu kämpfen. Gegen die hohen Temperaturen der strahlenden Wärme und gegen die unermeßliche Lichtfülle scheinen sie, wenn auch wohl nicht unempfindlich, so doch im Anschluß an die Anpassungsvorrichtungen gegen zu starke Verdunstung, hinreichend gewappnet zu sein.

Es ist anziehend zu beobachten, mit welchen verschiedenen Mitteln die einzelnen Arten der sektionenreichen Gattung *Mesembrianthemum* ihren Wasserhaushalt regeln. Ohne auf anatomische Einzelheiten eingehen zu können, will ich hier nur, unter gelegentlichem Hinweis auf binnenländische Formen, mitteilen, was ich in dieser Richtung in der Namib bei Angra Pequena auf engem Raum nebeneinander gesehen habe. *Mesembrianthemum ebracteatum* Pax (h: *in̄-ira-iharu-s*) speichert in fleischigen, unten verwachsenen Blättern seinen Wasservorrat. Extrem ist diese Speicherung bei verwandten, im Klein-Namalande häufigen Arten ausgebildet. Wo sie hier einheitliche Bestände bilden, erscheinen diese Sukkulente in greller Mittagsbeleuchtung als hellblaue Rasen. Das Vieh frißt die saftigen Blätter gern; nach reichlicher Mahlzeit klebt den Tieren der Saft um die Schnauze wie Kindern, die sich beim Süßschlecken beschmiert haben (*†haūl*, verb.), ein „Musbart“ um den Mund (*ams*). Daher werden diese saftigen *Mesembrianthemum*-Arten von den Hottentotten des Klein-Namalandes **†haū-itsia-ma* genannt.



Mesembrianthemum ebracteatum Pax. *Mesembr. rhopalophyllum* Schltr. et Diels. nov. spec.
nat. Gr. nat. Gr.

Während bei *M. ebracteatum* die Stengelteile sich noch zu Zweigen aneinanderschließen, sind sie bei einer neuen Art, die ich bei der Prinzenbai

fand, bei *M. rhopalophyllum* Schltr. et Diels so stark rückgebildet, daß unmittelbar aus der Wurzel die keulenförmig aufgetriebenen Blätter zu sprossen scheinen.

In einer anderen Artenreihe ist die gesamte Oberhaut der Stengel, Blätter und Blüten (mit Ausnahme der Kronenblätter) das Hauptwasserreservoir: *M. nodiflorum* L. (h: *ikchanis*), auf der Insel Possession in weichen Büscheln (je nach der Feuchtigkeit des Standorts bald mit kurzen, bald mit langen Internodien) gut gedeihend, ist wie mit glashellen Perlen überzogen. Im Binnenland bezeichnet *M. Gürichianum* Pax das Endglied dieser Entwicklungsrichtung. In dicht gedrängten, rosafarbenen, saftstrotzenden, kristallklaren Behältern läßt dieses kleine Kraut in der heißen Kalkniederung des Koankip-Riviers bei Chamis die Sonne glitzern, die rings umher den Boden staubtrocken ausgesaugt hat. Kein Bild kann diesen seltsamen Kontrast, diese Keckheit, mit seinem Todfeind zu spielen, wiedergeben. Eine Farbvarietät, wie es scheint, derselben Species läßt statt der weißen, gelbe Blüten aus leuchtend kirschroten Saftzellen blicken.



Mesembrianthemum Gürichianum Pax. ca. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Während die bisher genannten Arten Wasser speichern, also gleichsam auf rechtzeitigen Ersatz des ausgedunsteten Wassers bedacht sind, tritt bei einer anderen Reihe die Tendenz in den Vordergrund, teils mit teils ohne Verzicht auf einen Reservevorrat die Verdunstung von vornherein auf ein Mindestmaß herabzusetzen.

So lagern sich die Blätter des *M. Marlothii* Pax (h: *ihans) unter starker Verkürzung der Internodien wie Schuppen halb über-, halb nebeneinander. Der oberste Teil des Blattes verkümmert zu einem hinfalligen Stachel; den dahinter liegenden Teil des Blattes schützt ein Pelz weißer Haare vor allzustarker Bestrahlung. Die gedrängte Zweigegliederung macht diesen Halbstrauch geeignet als Material zum Dichten des Hüttendachs. Er



Zweig. $\frac{9}{10}$ nat. Gr.



Zweigende. $\frac{1}{8}$ nat. Gr.

Mesembrianthemum Marlothii Pax.

dient den Hottentotten im Feld auch als Eßgeschirr. Zweige als Teller oder Schlachtschüssel ausbreiten, bezeichnet der Eingeborene mit demselben Wortstamm (*ihann*, verb.) wie die Pflanze selbst.

In eine dritte Entwicklungsrichtung im Kampf mit der Trockenheit der Wüste sind Mesembrianthemen gedrängt, denen die Verkleinerung der dunstenden Oberfläche den Verlust der Blätter kostet. Zunächst findet eine Verkürzung der Blattspreiten statt: **kχa-ri-gaëb* und **gai-gaëb*, d. h. „Kleinblatt“ und „Groß-Blatt“ nennen die Hottentotten zwei *M.*-Arten (Bestimmung nicht möglich), die auf holzigen Stengeln in kleinen Bündeln ihre kreuzständigen Fleischblättchen zusammendrängen.



Andere Arten lassen statt der Blätter die Stengel fleischig werden und die Blätter verkümmern. *M. junceum* Haw. hat als Blattreste noch deutlich erkennbare, 10—12 mm lange Fadenanhänge. Bei einer letzten Art endlich, die ich bei Angra Pequena entdeckte, bei *M. gymnocladum* Schltr. et Diels, sind die Blätter zu fast unsichtbaren, 1—1,5 mm langen, dünnhäutigen, dreieckigen Schüppchen reduziert. Die

Das „Kleinblatt“ genannte *Mesembrianthemum*. $\frac{9}{10}$ nat. Gr.

Blüten sind zu kleinen elliptischen Knötchen rückgebildet; nach den Zweigenden hin verkürzen sich die Stielglieder derart, daß sich die Blütenköpfe dicht aneinanderdrängen, als suchten sie im Schatten der anderen Schutz.



Mesembrianthemum junceum Haw. $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

Augaea capensis Thbg. (Zygophyllaceae), *M. gymnocladum* Schltr. et Diels., einer Chenopodiacee aus der Gattung *Salicornia* (*S. herbacea* L.).

Dieselben Schutzvorrichtungen gegen Austrocknung, die die eben besprochenen Aizoaceen zeigen, kehren innerhalb des Namibgebiets in den verschiedensten Familien wieder⁵⁰⁾, wenn auch nirgends innerhalb eines engeren Verwandtenkreises und auf so engem Raum in der Mannigfaltigkeit wie bei *Mesembrianthemum*.

Die Zusammensetzung der Fauna des Namibgebiets läßt sich erst nach endgültiger Bearbeitung der mitgebrachten Sammlungen übersehen.

Wie die Macht der klimatischen Faktoren hier innerhalb der Gattung weitgehende Unterschiede im Aussehen naher Verwandter geschaffen hat, so hat sie andererseits Glieder entfernter Familien im äußeren Anblick des Vegetationskörpers auffallend einander angeglichen. *M. rhopalophyllum* Schltr. et Diels gleicht im Habitus ganz einer jungen



Mesembrianthemum gymnocladum Schltr. et Diels. nov. spec. $\frac{1}{10}$ nat. Gr.

Säugetiere und Vögel treten weit hinter den Reptilien, besonders den Eidechsen, zurück. Amphibien fehlen. Von Wirbellosen herrschen die Insekten vor, besonders Geradflügler, Hautflügler und unter den Käfern die Tenebrioniden. Trotz ihrer größeren Regen- und Vegetationsarmut bietet die Wüste, im Vergleich zum Hinterland, der Tierwelt den einen Vorteil dar, daß ihr Pflanzenleben niemals wie dort zur Trockenheit vollständig sistiert. Die gleichmäßigere Verteilung der Wärme und der Niederschläge läßt in der Namib zu allen Jahreszeiten die Pflanzen grünen, blühen und reifen. Die Tiere finden einen zwar armseligen, aber immer gedeckten Tisch.

Auffallend ist der Wechsel des floristischen Charakters, wenn man aus der Fläche auf eine der höheren Felskuppen steigt. Mit scharfen Konturen und klarer Schattenzeichnung ihrer Hänge erheben sich wenige Reitstunden hinter Angra Pequena die Koviesberge ca. 350 m hoch aus dem endlosen Einerlei der Schuttfelder und Sandwehen. Ein frischer Wind



Adesmia spec. (doppelt vergr.) Tenebrionide aus der Namib in der Stellung, die er einnimmt, wenn er sich einem Feinde unentrinnbar gegenüber sieht: Er stellt sich fast senkrecht auf den Kopf und bohrt den Kopf in den Sand ein.

weht hier oben und verjagt die strahlende Wärme, die unten über der erhitzten Ebene brütet. Aus den Felsspalten sieht da und dort das frische Grün einer *Brunswigia* (h: *!kχa-rub*); diese Amaryllidacee mit dem flach am Boden liegenden saftigen Blattspreitenpaar ist nie unten in der Namibfläche zu sehen.

Dort ist auch nie auf engem Raum eine so reiche Pflanzengesellschaft vereinigt. Als ich im November die Koviesberge erklomm, überraschten mich besonders üppige, gelbblühende, mit silberigem Haarpelz überzogene Leguminosen: verschiedene *Lebeckia*-Arten, eine *Lotonis* und eine neue *Crotalaria*-Art. Auch die Kompositen blühten, so *Dicoma tomentosa* Less. und *Berkheya corymbosa* D.C. Eine kleinblättrige Scrophulariacee, *Selago albida* Choisy, bildet niedrige Büsche. Als auffallender Fremdling in der küstennahen Namib erscheint eine baumartig hochstrebende Anacardiacee, *Rhus Steingröveni* Engl., mit kleeblattgroßem, dreigeteiltem Laub.

Was auf solchen exponierten Höhen inmitten einer kahlen Wüste eine so reichhaltige Flora aufsprießen läßt, kann nur das Wasser sein. Quellen fehlen; in den Felsklüften aber fängt sich der Regen und wird in dem Maße immer reichlicher festgehalten, als die Verwandlung des Verwitterungsgruses in Humus durch die Pflanzen selbst fortschreitet. Das Regenwasser, das



Euphorbia Marlothii Pax.

Der Autor dieser merkwürdigen, nur unvollkommen bekannten Spezies⁶³⁾, Herr Prof. F. Pax in Breslau, war so freundlich, den eingesandten Zeichnungen die folgenden Erläuterungen hinzuzufügen:

a Habitusbild. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

b Stammanschnitt mit Zweigen: *1* Junge Frucht; *2* vegetativer junger Trieb, dicht mit Podarien besetzt; *3* Cyathium; *4* Podarium; *5* Stück des älteren Stammes. Nat. Gr.

c Zweigspitze mit jungen Blättern und einem Cyathium. ca. 1,4 nat. Gr.

d Cyathium von der Seite gesehen. 2,7 nat. Gr.

e Cyathium von oben gesehen: *6* Drüse (zerschlitztes Anhängsel an der Cyathienhülle); *7* Hochblatt; *8* männliche Blüte, auf ein Staubblatt reduziert; *9* weibliche Blüte, nackt, nur aus einem dreifächerigen Fruchtknoten bestehend. 2,7 nat. Gr.

an den Hängen abfließt, weckt noch tief unten im Sand am Fuß des Berges Leben; die Pferde finden reichlich Gras und stattliche Milchbüsche gedeihen hier.

Diese Euphorbiaceen sind die ersten stattlicheren Büsche, die der Reisende auf seinem Wege landeinwärts sieht. Die Eingeborenen, denen diese frischen grünen Flecke nicht minder als den Weißen auffielen, haben die Erhebung, die ost-süd-östlich der Koviesberge in ca. 15 km Küstenentfernung aufsteigt, nach ihrer Euphorbienv egetation den *gu-igū-ib* (s. Ortsnamen No. 10) genannt. Buschförmige Wolfsmilchgewächse fehlen in der Namib selbst in unmittelbarer Küstennähe nicht; sie gedeihen hier aber nur in kümmerlichen Exemplaren in geschützten Felswinkeln.

Auf offener Fläche sieht vereinzelt die *Euphorbia Marlothii Pax* (h: **dai-χallnoira-s*) mit dem faustgroßen, kuppelförmigen Ende ihres gedrungenen, runkelrübenartigen Stammes aus dem Sand. Der milchstrotzende Stamm mit den kurzen, warzenbesetzten Trieben soll im Binnenlande eine Lieblingsnahrung der Stachelschweine sein.

Ein Florawechsel, wie ihn auf den Koviesbergen noch in Küstennähe eine lokale Erhebung auf beschränktem Raum, und mehr versteckt, geschaffen hat, tritt uns nun in anderer Art und das Landschaftsbild weithin bestimmend entgegen, wenn wir aus dem westlichen Küstensaum ostwärts in das Grenzgebiet der Namib und des Inlandes wandern. In dem Maße als das Land ansteigt und die Luft dem Sättigungspunkt ihres Feuchtigkeitsgehalts sich nähert, mehren sich die Niederschläge und neue Typen treten auf: Da tritt uns auf dem Baiweg nach Kubub in den 35 km von der Küste entfernten Tsaukaibbergen der erste Baum entgegen, eine Liliacee, die steife *Aloë dichotoma L.*, *||gara-s* der Hottentotten, der Kokerboom der Buren, da aus den jungen Stämmen die Hottentotten ehemals ihre Köcher schnitten (s. Abbildung im nächsten Teil).

In den Felsen und den Tälern zwischen ihnen bildet eine der *Euphorbia cervicornis Boiss.* nahe stehende oder mit ihr identische Art kleine Bestände, wie sie auch östlich von Kaukaussib in Riesenexemplaren auf der Fläche gedeiht (s. Taf. VI links unten).

Im Umkreis der Tsi rub-Berge, in 50—60 km Küstenabstand, vollzieht sich der Übergang der Wüste in die Savanne. Je nach der Jahreszeit und der Regenhöhe des Jahres ist diese Ostgrenze der Namib verwischt oder markiert, vor- oder zurückverschoben. Der Eintritt in diese Landschaft ist immer eine Erlösung für den, der die Wüste zu durchwandern hatte; die Flur ist um so lieblicher, wenn das erste Grün der Gräser wie Frühlings-

hauch auf den Hängen liegt oder wenn der Wind über ihre silberigen Blütenähren streicht. Zwischen den Gräsern sprießen in guten Jahren Blumen so reich, daß sie schon von fernher als bunte Felder herüberschimmern.

Bei Tsirub treten mit einzelnen Akazien die ersten Vertreter der dikotylen Bäume auf; sie stehen in Senken, im Gegensatz zu den Kokerbäumen, die an den Hängen klettern.

Eine neue Tierwelt erscheint an der Ostgrenze der Namib: Paviane bellen aus ihren hohen Felsverstecken, kleine Trappen lassen sich in der Grasflur blicken, Vögel und Schmetterlinge im üppigeren Buschwerk der Hänge. Von einem hohen Gipfel der Tsirubberge sah ich Mitte März auf einer Flur gleichzeitig 24 Oryxantilopen, einige hundert Springböcke und 19 Strauße beisammen stehen. Als ich Ende des folgenden Monats wieder zur Bai zog, war das Wild weit in die Namib vorgedrungen: neben mehreren Springbockrudeln sah ich eine Herde von 21 Straußen in den Flächen am Osthang der Tsaukaibberge weiden.

Die Tsirub- und Tsaukaibberge sind in der Regenzeit auch für den Menschen Oasen, in denen er aus tiefen Becken Regenwasser schöpfen kann. Mögen in der Fläche nach einem guten Regen unter Umständen tagelang Wasserpfützen in seichten Felsvertiefungen stehen, sie sind doch nur gelegentliche Zutaten zum Leben, aufs freudigste begrüßt, aber zu flüchtig vorübergehend, als daß sie dem nomadisierenden Eingeborenen Lebensgarantie in der Wüste geben könnten. Das bieten ihm nur

B. Die Grundwasserstellen.

Alle Niederschläge der beiden westlichen Entwässerungsgebiete des Nama-Hererolandes (siehe Großnamand, Relief) fließen, soweit sie nicht sogleich in die Atmosphäre zurückdunsten oder vom ausgetrockneten Boden und der dürstenden Vegetation festgehalten werden, in steilen Gefällen dem atlantischen Ozean zu. Im Gebiet der Namib treten nur an drei Stellen diese Wasserwege offen zutage: in den Rivieren des Kuiseb, des Swakop und des Omaruru. Das sind Streifen in der Wüste, in denen die Pflanzenwelt des Hinterlandes in Küstennähe herabreicht, in Vegetationsform und floristischer Zusammensetzung von der Pflanzenwelt der offenen Namib grundverschieden und daher an anderem Ort zu betrachten.

In den Einöden, die sich zwischen den genannten drei Wasseradern (von der nördlichsten, dem Omaruru, bis zum Oranjestrom) ausdehnen, sucht sich das Wasser auf unbekanntem unterirdischen Bahnen seinen Weg zum Meer.

Die Stellen, wo es schon in geringer Tiefe als Grundwasser zutage tritt, kennen in dem unzugänglichen Wüstensaum allein Hottentotten und Buschmänner; nur hier und da hat der Weiße abseits von den Hauptverkehrswegen eine versteckte Wasserstelle kennen gelernt. Aber abgesehen davon, daß in vielen Fällen ihre Lage nur ungenau angegeben ist, vermißt der Reisende im gegebenen Fall schmerzlich die Angabe, ob es sich um eine Grundwasser- oder um eine oberflächliche Regenwasserstelle handelt. Die erstere bietet, wenn auch nie absolute, so doch genügende Garantie wenigstens für den Versuch eines Vorstoßes, während man im anderen Falle, ohne unmittelbar vorher von Augenzeugen eingeholte Erkundung, auf größeren Strecken zum mindesten seine Tiere zu verlieren rechnen muß. Auf dem Baiweg Lüderitzbucht-Kubub sind seit dem Hotten-



Die Bucht am Nordende der Prinzenbai (von Norden gesehen), in der die Buschmannsquellen liegen. tottenaufstand durch den Nachrichtendienst der Truppe solche Ungewißheiten endgültig beseitigt. Die Zustände, wie ich sie hier vorher, im Jahre 1903 traf, waren immerhin zur Hauptverkehrszeit erträglich, da man sich von Frachtfahrern aus dem Inneren eine leidlich zuverlässige Grundlage für seine Reisedispositionen verschaffen konnte. Abseits vom Weg aber wird die Namib solange unbekanntes Land bleiben, bis die Grundwasserstellen, die in ihrem Gebiet zweifellos verstreut sind, auf der Karte festliegen.

Von einer Eingeborenen waren am felsigen Nordende der Prinzenbai einem intelligenten französischen Abenteurer zwei Quellen mit dauernd fließendem, klarem Wasser verraten worden. Da ich das Vertrauen des ungleichen Paares besaß, sollte ich diese Stelle bei erster Gelegenheit zu sehen bekommen. Die Gelegenheit bot sich, als S. M. S. „Wolf“ erschien, um die

Küste abzuloten; die Aussicht für die Mannschaft, die Baken zu errichten hatte, frisches Wasser an Land zu finden, verband unsere Interessen.

Die Quellen liegen (wie ich mit Hilfe der an Bord befindlichen Peilungen feststellte) in $15^{\circ} 15' 59''$ östl. L. und $27^{\circ} 5' 25''$ südl. Br. Sie liegen im Flutbereich und sind nur bei Ebbe zugänglich. Das Wasser der einen fließt aus zwei engen horizontalen Spalten des anstehenden Gesteins in ein flaches, nur wenige Liter fassendes natürliches Becken, das durch schwach überhängenden Fels gegen den abrutschenden Sand einer unmittelbar dahinter sich erhebenden steilen Düne geschützt ist. Das gefüllte Becken unterscheidet sich von den Tümpeln, die das Meer bei Ebbe zurückläßt, nur bei genauem Zusehen durch einen feinen Strom, der über den Stein rieselt; er fördert meiner Messung nach ungefähr 15 Liter in der Stunde.

Um zu der unmittelbar daneben gelegenen zweiten Quelle zu gelangen, muß man durch einen niedrigen Zugang in eine von Ringelwurmröhren besetzte Felshöhle steigen. Die Höhle ist mit Seewasser gefüllt, ihre Decke gerade so hoch, daß ein Mann Kopf und Hals bei Ebbe über Wasser halten kann; die Flut füllt den ganzen Raum bis zur Decke aus. An der Seite der Höhle, die dem Land zugekehrt ist, findet sich ein ca. 1,5 m tiefes, 1 m breites und 2—3 m langes Becken, das mit Süßwasser gefüllt ist und sich von jedem bequem ausschöpfen läßt, der das kalte Höhlenbad nicht scheut. Ein langer Spalt, der die Längsseite des Beckens einnimmt und der Küste parallel läuft, speist das Becken ununterbrochen mit etwa 20 l in der Stunde. Ich habe das Wasser wiederholt und mit Genuß getrunken, trotz eines schwachen brakigen Nachgeschmacks. Reichlicher genossen hat es bei anderen in den ersten Tagen Diarrhöen, später keinerlei Störungen mehr hervorgerufen.

Die Quellen sind vor Angra Pequena der nördlichste Stützpunkt für die Eingeborenen, die südlich der Bai im Küstengebiet nomadisieren und noch zu denen gehören, die die Wohnsitze der Weißen in weitem Umkreis umgehen. Ich nenne die Quellen, die in ihrer Verstecktheit zwischen Sand, Fels und Meer nur ein Buschmann entdecken konnte, die Buschmannsquellen.

Einige Marschstunden nördlich von den Buschmannsquellen treten die Felsen vom Ufer zurück und machen sichelförmigen Wanderdünen Platz. Hier mündet ein breites, von kahlen Felshängen flankiertes Tal. Auf seinem Sandboden stehen die überall wiederkehrenden Küstenpflanzen in kräftigen Exemplaren, auch ein Bäumchen mit oleanderartigen Blättern und mit Kapsel Früchten (*Ectadium virgatum* E. Mey.) fand sich hier. Auf einer niederen Terrainwelle im Grunde dieser Talsenke stieß ich schon in 1,5 m

Tiefe auf Süßwasser. Das Wasser sickerte beim Graben nicht langsam nach, sondern quoll in der genannten Tiefe plötzlich seitlich hervor; das Niveau, auf das es sich dann einstellte, habe ich nicht feststellen können, da ich mit den Händen graben mußte und der nachrutschende Sand alle Arbeit sogleich zunichte machte. Der naß herausgehobene Sand war z. T. tiefschwarz. Wenn sich die erste Trübung gesetzt hat, ist das nur schwach brakig schmeckende Wasser auch ungekocht trinkbar. Diese Grundwasserstelle möge zum Andenken an meinen Pfadfinder dahin, der als Freiwilliger gegen die Herero focht und ehrenvoll fiel, der Hyet-Grund heißen; das Grabwasser liegt in $15^{\circ} 16' 12''$ östl. L. und $27^{\circ} 4' 1''$ südl. Br.

Bohrungen auf Trinkwasser sind in der Umgebung von Angra Pequena bis jetzt erfolglos geblieben. Die nächsten Grundwasserstellen liegen



Anichab, von Norden gesehen.

Die Wasserstelle ist durch die dunklen Gegenstände am Rande der Grube (Mittelgrund links) markiert. Im Hintergrund Dünen. Im Vordergrund das umstehend genannte Gras.

weit landeinwärts: der Felsbrunnen von Ukama (h: *ūllgams*, d. h. „Brakwasser“), und das ebenfalls brakige Grabwasser von Kaukaussib (h: *lgao-llkχao-seb*, d. h. „Gesäßkerbe“).

Auf einer Küstenwanderung nördlich von Angra Pequena kommt man an eine Wasserstelle, die auf den Karten als Gr. Anichab verzeichnet ist. Hier treten die Dünen zurück und geben eine flache gewellte sandige Fläche frei, die mit sandfangenden Büscheln eines stacheligen Grases (*Eragrostis cyperoides* [Thbg.] P. B.) bestanden ist. An einer Stelle, wo Walfischknochen bleichen, dicht hinter dem trockenen Tangwall, der den Hochflutstand markiert, war ein ca. 1,5 m tiefes, schräg eingehendes Loch zu sehen,

von Schakalen gescharrt, wie die frischen Spuren ihrer Krallen im nassen Sand und die zahlreich hier zusammenlaufenden Fährten bewiesen. Ein Schakal sah, als wir nahten, mit hochgestellten Lauschern zu uns herüber und schnürte dann in weitem Bogen in die Dünen. Wir gruben den Wasserspiegel, der im Grunde der Grube sichtbar war, weiter aus und hatten in



Eragrostis cyparoides (Thbg.)
P. B. ²/₃ nat. Gr.

wenigen Minuten für Menschen und Pferde reichlich kühles, klares Wasser ohne den geringsten salzigen Beigeschmack. Das Wasser sickerte in dem Maße nach als es ausgeschöpft wurde und versiegt, wie ich mich dreimal (im April, Juli und Dezember 1903) überzeugt habe, zu keiner Jahreszeit. Ein Versuch, weiter nach den Dünen zu an tiefer gelegenen Stellen auf Wasser zu stoßen, wurde als erfolglos aufgegeben. Es wird nicht leicht sein, auf dieser einförmigen Sandfläche den unterirdischen Wasserlauf zu finden. Ob er sich bis zu dem Tal verfolgen läßt, das weiter nördlich als Weg in das Innere von Eingeborenen benutzt werden soll, ist ungewiß.

Zwischen Gr. Anichab und der nördlich gelegenen Douglasbai liegt etwas landeinwärts in der Nähe von Dünen ein welliges Gebiet schwach brakiger, oberflächlicher Grundwasserstellen. Die Eingeborenen in der Douglasbai graben dort ihr Wasser. Es handelt sich hier meiner Vermutung nach um einen nahe gelegenen, wenn nicht denselben Ort, den einst der Kapitän Morrell⁶⁾ entdeckte. Der Vergleich von einst und jetzt ist wenig erfreulich: die „vielen, schönen Quellen mit ausgezeichnetem Wasser, ausreichend, ein Dutzend Schiffe gleichzeitig zu versorgen“ wird man heute vergeblich suchen.

Das Grabwasser in Anichab würde vielleicht heute noch eine Ansiedelung an Ort und Stelle ausreichend mit Wasser versorgen. Aber die Schwierigkeiten der Landung an dieser allen Winden preisgegebenen Brandungsküste lassen keine Verschiffung zu. Wenn auch ein Reiter den Weg nach Angra in 4 Stunden zurücklegen kann (9—10 Stunden mit Packpferd), so würde sich doch ein Ochsenwagen nur mit äußerster Mühe durch den tiefen Sand vorwärts arbeiten und die glücklich verfrachteten Wasserfässer die Mühe nicht lohnen. Man sollte versuchen,

das Wasser gründlich zu erschließen und, wenn es sich als reich genug erweist, eine Leitung zur Lüderitzbucht legen.

C. Nebel und Windfeuchtigkeit

fördert im äußersten Westsaum den Pflanzenwuchs. In Küstennähe, so auf der Fläche zwischen Nonidas und Haigamkab, erscheint der Boden, aus der Ferne betrachtet, wie mit einem grünlich-gelben Hauch überzogen. Bei näherer Betrachtung erweist sich jeder der unzähligen Gesteinssplitter mit Flechten bewachsen. Noch in 15 km Entfernung von der Küste fand ich die Wüste im ganzen Gesichtskreis von ihnen bedeckt.

Auch in der südlichen Namib bewohnen Flechten die ödste Kieswüste: *Lecidea angolensis* Müll. Arg., *Amphiloma elegans* Kbr. und eine orangefarbene *Gasparrinia*-Art, die meist weiße Quarzkiesel umklammert, sind in der Umgebung von Angra Pequena häufig.

Flechten in Gestalt dünner, runder Pflaster von grünlicher oder weißer Farbe, *Parmelia*- und *Theloschistes*-Arten, mit einem Durchmesser bis zu mehreren dm., bedecken in großer Zahl die Luvseiten der Felsblöcke am Kap Cross. Dem granitischen Grus, der hier die weiten Flächen zwischen den nackten Felsen bedeckt, geben die Flechten bald spangrüne, bald rostrote Farbe. Etwas weiter landeinwärts bedeckt eine rostfarbene, noch nicht bestimmte Flechte den Boden so dicht und in so stattlichen Büscheln, daß man verucht ist von Tundrenfeldern zu reden.

Seltsam ist der nicht gerade häufige Anblick eines Hutpilzes von der Gestalt einer Pappel aus einem Kinderspielzeugkasten. Mit dem kolbig angeschwollenen unterirdischen Ende ist der Sand fest verkittet. Ich sah derartige Pilze zwischen Nonidas und Haikamkab und in der Nähe der Brülldüne hinter Angra Pequena fingerhoch aus dem sonnigsten Sand ragen.

Neben dem Nebel ist für die Flechten der feine Sprühregen und Dunst der Brandung von Bedeutung. Wo die Brandung am stärksten ist (so auf der Landzungenspitze beim Diazfelsen oder auf der Westseite der Steilwände von Possession), gedeiht eine reiche Flechtenflora, am üppigsten immer an der Südseite der Felsen und Büsche: ein unzweideutiger Beweis, daß es der herrschende Südwind ist, der ihnen hier, noch im Bereich der starken Kondensationen über dem aufquellenden Kaltwasser des Küstenmeeres, die belebende Feuchtigkeit zuführt. Leuchtend rostrote feinzottige Flechtenpolster schmücken oft, alle toten Pflanzenbüschel überziehend, die Luvseite der steilen Felsen von Possession, farbenprächtig wie Blumengehänge. Von den

Büschen, die auf dieser Insel gedeihen, ist eine Solanacee mit kleinen, fleischigen, keulenförmigen, dicht gedrängten Blättern, mit weiß oder violett angehauchten, dunkelvioletten geäderten Blüten und orangeroten, johannisbeer- großen Früchten (*Lycium tetrandrum* Thbg., h: *ari-s*) der beliebteste An- siedelungsort der Flechten. *Physcia flannula* (L.) Nyl. bedeckt diese Büsche in dichtgedrängten, bis faustgroßen Ballen von grüngelber Farbe, *Physcia villosa* (Ach.) Duby mit moosartigem, graugrünem, später grauweißem, haarig ausgefranztem Thallus; *Combea mollusca* (Ach.) Nyl. sah ich als silberweiße, hellrosa angehauchte Bäusche.



Combea mollusca (Ach.) Nyl.
 $\frac{2}{3}$ nat. Gr.



Physcia flannula (L.) Nyl.
 $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Will man den Wert des Nebels für das Gedeihen der Blütenpflanzen in der Namib würdigen, darf man nicht einseitig vom kahlen, flachen Sand- feld ausgehen, das der Nachtnebel in der Tat nur oberflächlich netzt und die Morgensonne schnell trocknet. Nur das Aufkeimen des jungen Pflänz- chens, das erst wenige Zentimeter tief in den Boden reicht, kann der Nebel fördern: Die *Augea* und die *Mesembrianthem* mit den saftstrotzenden Oberhautzellen werden in jungen Tagen gewiß auch Nebelfeuchtigkeit

speichern. Bei den älteren Gewächsen aber ist zu bedenken, daß Zweige und Laub dem Nebel eine große Niederschlagsfläche darbieten. Nach ergiebigem Winternachnebel tropfen zuweilen die Pflanzen in Küstennähe als wären sie begossen; das Wasser rieselt den Zweigen entlang zu Boden und hält die Humusschicht im engsten Bereich der Pflanze nicht selten den ganzen Tag über feucht.

Dieser Art der Bewässerung erfreut sich aber im flachen, kiesig-sandigen Gelände nur die Vegetation im äußersten Westbereich der Namib (mit wechselnder Ausdehnung je nach der jahreszeitlichen und lokalen Ausdehnung der Nebel). Weiter landeinwärts bieten nur hier und da erhöhte Partien der Felsenregion ähnliche Vorteile wie die küstennahen Striche: Nebelniederschläge laufen an den Felswänden ab und ermöglichen in tiefer gelegenen Partien ein Ankeimen der Samen auch in den Regenspauzen.

Frei von allen Durstnöten der Wüste sind drei Gewächse, die sich im Flutbereich des Meeres angesiedelt haben, also

D. Pflanzen der Schorre,
aber floristisch echte Landpflanzen und daher der Namib zuzuzählen, wenn sie auch von allen klimatischen Eigenheiten der Wüste unberührt bleiben: Zwei Chenopodiaceen, *Chenolea diffusa* L. f. und *Salicornia herbacea* L., bilden im Grunde der

Schultze. Namaland und Kalahari.



Physcia villosa (Ach.) Duby. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.



Chenolea diffusa L. f. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

ruhigen Lagune von Angra Pequena dichte Beete, die das Meer alltäglich bespült. Ebenda bildet ein Gras, der Kosmopolit tropischer und subtropischer Küsten, *Sporobolus pungens* (L.) Kunth., hohe Rasen.

E. Die Eingeborenen der Namib

waren ehemals wohl echte Buschleute und werden noch heute von den Hottentotten *sān* genannt. Aber diese Bezeichnung, ursprünglich nur die



Namib-Nomade, zum Stamm der *!Gainin* sich rechnend.

Rasse meinent, wird jetzt im Sprachgebrauch der Eingeborenen zur Charakteristik von verarmten oder verkommenen, auch aus Hottentotten sich rekrutierenden, braunhäutigen Menschen verwandt, die der Not folgend den Buschleuten der *!gainis*-Fläche, den *!gainin* sich angeschlossen, mit ihnen sich verbastardet haben und nun als verachtetes, zuweilen gefürchtetes Gesindel in der Namib umherschweifen (s. Tafel V).

In Physiognomie und Wuchs nähern sie sich bald mehr dem Buschmanntypus, bald mehr dem der Hottentotten. (Von den Hottentotten selbst wird, obwohl auch sie zu den Eingeborenen der Namib gehören, später im

Zusammenhang mit ihren Stammesbrüdern im Innern die Rede sein.) Ein näherer Vergleich soll auf Grund von Messungen und physiognomischen Studien, die uns hier zu weit führen würden, an anderem Ort gegeben werden.

Die Namib-Nomaden leben von der Jagd und von dem, was ihnen ein glücklicher Zufall in den Weg führt. Um einen gestrandeten Wal tanzten sie einst, der Erzählung eines eingeborenen Augenzeugen nach, wie toll und schlugen sich mit Stöcken in ausgelassener Freude über diesen reichen Fund, der sie für Monate versorgte. Es scheint, daß sie das Fleisch in feuchtem Meeressand lange Zeit sich zu konservieren wissen.

Ein willkommener Fund war auch von Zeit zu Zeit, als der Baiweg noch weniger befahren war, ein Frachtwagen, der im Sande stecken und unbewacht blieb, weil die Bemannung die Ochsen stundenweit zum Wasser treiben und Hilfe von weither holen mußte.

Von der Ausdauer des zähen Namibbewohners kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man weiß, wie er zu Zeiten den Springbock jagt. Hatte *iga-burob*, ein alter Namibjäger, keine Waffe, so füllte er sich zwei Gemsbockmägen mit Wasser, sah streng darauf, daß keine Frau in ihre Nähe kam (es brauchte nur der Schatten einer Frau auf die gefüllten Wassersäcke zu fallen, um ihm die Jagd von vornherein zu verderben), entledigt sich abseits seiner schmierigen Lederbekleidung und geht ab. An den ersten Springbock, den er sieht, pirscht er sich nackt am Boden kriechend an, nur der Riemen mit den beiden Wassersäcken hängt im über der einen Schulter. Sobald die Antilope vor ihm flüchtig wird, springt er auf und verfolgt sie im Dauerlauf eine Stunde und länger, hetzt sie wie der Hund den Hasen. Hat er die Verfolgung einmal aufgenommen darf er keine Minute pausieren, sein Unrat beschmutzt ihm die Schenkel. Hat er endlich das erschöpft zusammengebrochene Tier gegriffen, zerschlägt er ihm mit einem Stein den Hinterkopf.

An den Strauß pirschte er sich kriechend an. Er setzte dabei eine Pelzmütze aus Erdwolfsfell auf; die aufrecht stehenden Rückenkamphaare, die die Mitte der Mütze einnehmen, sollen dem Strauß die Bewegung des Kopfes, den der Jäger zur Orientierung ab und zu erhebt, unter dem Schein vom Wind bewegter Grasbüschel verbergen.

Die Straußenfedern und Felle, gelegentlich auch Wildpret, bringen die Namib-Buschmänner dem Hottentotten, ihrem Herren, dem Besitzer des anvertrauten Gewehrs. Für die eingelieferte Beute erhalten sie dann meist,

was ihnen von europäischen Kulturprodukten begehrenswert ist, vor allem Tabak und alte Kleidungsstücke.

Begegnet man diesen Hörigen in einer Hottentotten-Ansiedelung, so zeigen sie meist auch dem Weißen gegenüber keine Furcht und sind gegen ein kleines Geschenk für Untersuchung und Photographie zu haben. Aber es ist schwer, diese scheuen Menschen in der Namib selbst zu Gesicht zu bekommen. Eine Stunde weit landeinwärts von der Buschmannsquelle (s. S. 92) zeigte mir ein eingeborener Führer Fußspuren; wir folgten ihnen und fanden eine Hecke, im Halbkreis aus losem Gestrüpp halbmannshoch aufgeschichtet, nach Norden offen. Die angeschwärzten Herdsteine und die Asche waren noch nicht zugeweht und die Rillen noch deutlich zu sehen, die das angeschleifte Gestrüpp im Sande gezogen hatte. Gehäuse der großen Tellerschnecke und Scherben von Straußeneiern waren die Reste der Küche. Die Nomaden mußten hier kurz vorher gehaust haben, der ungewohnte Anblick des Kriegsschiffes aber, das uns an ihrem sonst nicht von Weißen berührten Strand ausgesetzt hatte, mochte sie vertrieben haben.

Ein alter Hottentott aus der Umgebung von Kubub hat in der Namib einen Hörigen, der um Kaukaussib lebt. Der Mann stellt sich seinem Herrn nur, wenn er ihn auf einem scheckigen Pferd kommen sieht. An diesem Schecken erkennt er ihn noch ehe er den Reiter selbst erkennen kann. Sieht er einen Reiter auf einem anderen Pferd nahen, verschwindet er spurlos, lange ehe jener ihn entdeckt hat.

Nur einem glücklichen Zufall war es zu verdanken, daß ich einmal in den Dünen zwischen Anichab und der Douglasbai einer Nomadenfamilie begegnete. Schon ehe in einiger Entfernung Gestalten, auftauchend und schnell wieder verschwindend, über den Hügeln zu bemerken waren, war der Ankömmling selbst gemustert; den Scharfsichtigen bietet er kaum etwas Neues, wenn er dann vor ihrem Buschkraal hält. Die Männer würdigen ihn kaum eines Blickes, nur die Augen der Kinder fragen: Was willst du Weißer hier? Der Gruß wird zwar erwidert, aber am Mißtrauen scheitert zunächst jeder Annäherungsversuch. Auf dem Kraalgestrüpp liegen Pfeilschäfte, doch alle Pantomimen, wo die zugehörigen Spitzen seien, bleiben unbeantwortet; ein halblauter kurzer Wort austausch der Männer läßt aber schließen, daß sie sich einig sind, sie nicht zu zeigen. Ein Stück Tabak macht sie nicht zutraulicher, nur eines der Weiber ist aus ihrer Zurückhaltung zu bringen durch einen beifälligen Hinweis auf ihre Gesichtsbemalung und auf ihren Harzperlenschmuck. Die unerwarteten Brocken ihrer Sprache, mit der unge-

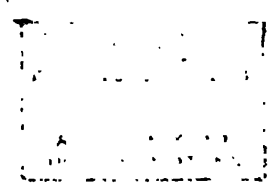


L. S. phot



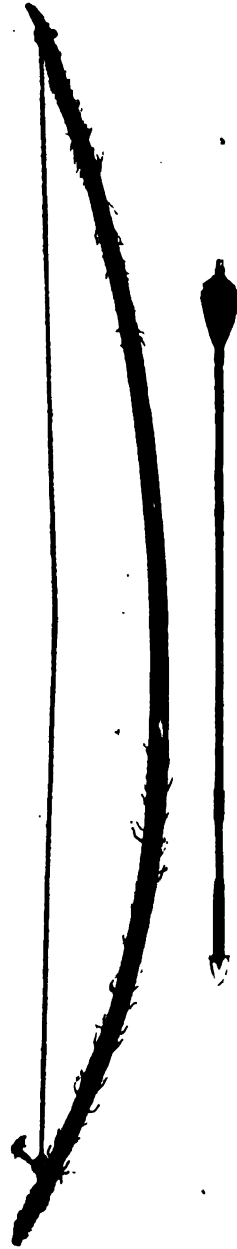
Verlag Gustav Fischer, Jena.

NAMIB-WEIB



lenken Zunge des Fremden vorgebracht, werden jetzt von allen drei Weibern des Kraals mit wieherndem Lachen aufgenommen. Jetzt ist das Spiel schon halb gewonnen. Ohne Unwillen zu erregen oder das Mißtrauen zu verstärken, darf man nun ganz in ihren Kreis treten, um dreister sich umzusehen und aufzuheben, was umherliegt. Schon reichen sie ein wassergefülltes Straußenei, *abu-s* (die Risse mit geschwärztem Harz verklebt), lösen den Graspfropfen der Öffnung und bieten zu trinken an. Liegt da nicht unter Fellen versteckt eine Holzbüchse, ist das der Köcher mit den gesuchten Pfeilen? Ohne Scheu zugreifen, — das Wild nennen, das damit zu erlegen ist, — mit Gebärden fragen, ob die Hunde gut zufassen, — kurzum die Aufmerksamkeit der nun gespannt Umsitzenden von seiner immerhin noch verdächtigen Person auf den Gegenstand selbst ablenken, führt schließlich (nach anderthalb Stunden) zum Ziel, den seltenen Fund eintauschen zu können. Ein Mann folgt dann meilenweit den Spuren des Pferdes, um am Tagesziel des Reiters den versprochenen Reis, Tabak, Kaffee und eine wollene Decke in Empfang zu nehmen.

Die Bogenausrüstung, die ich hier einhandelte, zeigt, wie mir scheint, noch einmal unerwarteterweise den längst ausgestorben geglaubten Typus der alten Hottentottenbewaffnung. Die Gegenstände sind zwar ausgezeichnet gebrauchsfähig erhalten, zeigen aber in allen Einzelheiten untrügliche Beweise ihres hohen Alters. Der Holzbogen, *kχārs*, hat (in seiner äußeren Krümmung gemessen) eine Länge von 1,32 m. Er ist (wie der Eigentümer angibt) aus einem (durchschnittlich 1,8 cm starken) Ast der *taūs*-Pflanze (*Grewia flava* D.C.) geschnitten und verjüngt sich an den Enden zu einem Durchmesser von 1 cm. Die der Sehne zugekehrte Seite des Holzes weist wie die Schnittfläche des oberen Endes Brandspuren auf. Nur an den äußersten Spitzen des Bogens und im mittleren Drittel ist das Holz sichtbar, im übrigen ist es, um es vor



Bogen und Pfeil eines
Namib-Nomaden.
(Maße im Texte.)

dem Splintern zu schützen, fest und dick mit zerschlissenen Sehnenfasern (Sehnenbast) umwickelt.

Die ca. 3 mm starke Sehne, //abab, ist aus den Rückensehnen einer Oryx-Antilope gedreht. An dem oberen (glatt abschneidenden) Bogenende wird die Sehnenschlinge mit ihren vielfachen Umschnürungen durch einen Lederzipfel, der mit Sehnenbast dem Holz außen angeschnürt ist, in ihrer Lage erhalten; am entgegengesetzten (abgeschürften) Ende schützt eine schnelle Dickenzunahme des Bogens die einfach geknotete Sehnenschlinge vor dem Abgleiten am Holz.

Jeder Pfeil, #āb im weiteren Sinn, setzt sich aus einem Schaft und einer viergliederigen Spitze zusammen. Der Pfeilschaft, #āb im engeren Sinn, d. h. das Ried, ist aus 7—9 mm starkem Schilfrohr geschnitten und hat eine Länge von ca. 55 cm. Beide Enden, besonders das vordere, sind mit Sehnenbast umwickelt. Bis dicht an die Kerbe, *igēri-s reicht die Befiederung des Pfeils; sie besteht aus einem ca. 9 cm langen Ausschnitt aus einer

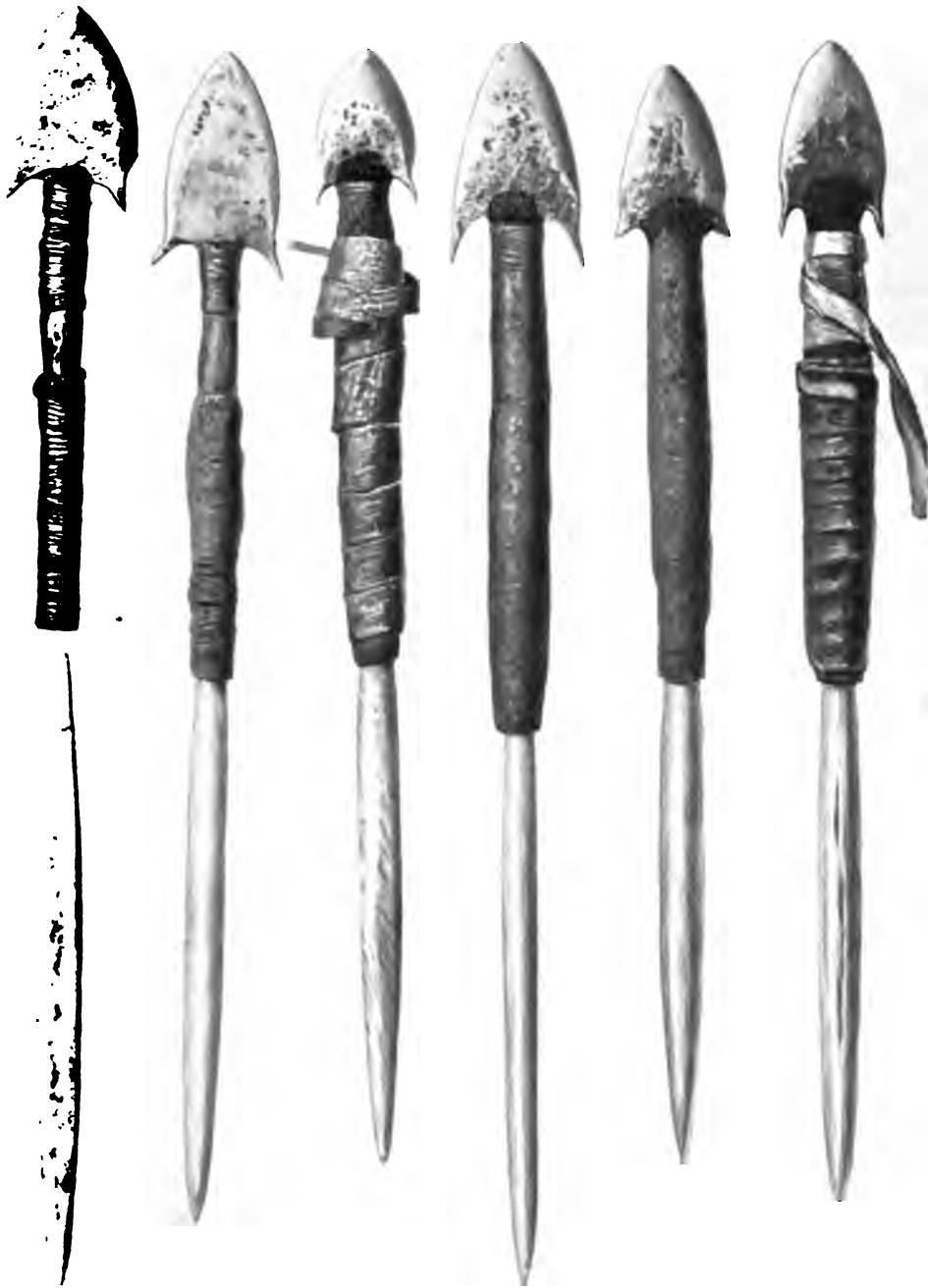


Befiedertes Schaftende eines Pfeils. $\frac{3}{4}$ nat. Gr.

schwarzen Rabenfeder mit rautenförmig zugeschnittener Fahne. Der Kielteil des Federausschnitts ist in ganzer Länge mit einem schwarzen Kitt an das Schilf geklebt und ihm außerdem an beiden Enden mit Sehnenbast angeschnürt.

Als Beleg dafür, daß die Befiederung des Pfeils dem Hottentotten noch heute in der Erinnerung geläufig ist, sei bemerkt, daß Kinder heute noch ihre Pfeile befiedern und daß ein Vogel, *Tetraenura regia* (L.), der im männlichen Geschlecht durch 4 lange, kahlschäftige, nur am Ende befahnte Schwanzfedern ausgezeichnet ist, nach dieser Eigentümlichkeit von den Hottentotten denselben Namen erhalten hat, mit dem sie das befiederte Pfeilende bezeichnen: *igērkyab.

Die Pfeilspitze besteht aus folgenden Teilen: das äußerste Ende nimmt eine messerartig flache, ca. 3 cm vorragende, zweischneidige Eisenspitze, *//gāb, mit zwei rückwärts ausgezogenen Fortsätzen ein. Diese Eisenspitze ist in einen 4 cm langen Holzbolzen eingelassen, der ihr mit Kitt und



a.

b.

c.

d.

e.

f.

Pfeilspitzen eines Namib-Nomaden. ³/₄ nat. Gr.

a. ohne Gift, wie b. Zusammensetzung aus 4 Teilen zeigend.
c. und f. die frisch vergiftete Spitze mit der Lederwicklung.
d. und e. Gebrauchsfertige Spitzen mit dicker Giftlage.

Sehnenwicklung rings fest angepreßt ist. Der Holzbolzen wiederum steckt mit seinem hinteren Ende in einem etwas längeren, sehnenumwickelten Schilf-Schaltstück. Bolzen und Schaltstück bilden den Giftteil, *//naois*, des Pfeils. Eine dunkle Masse, aus dem giftigen Saft der sogen. Kandelaber-Wolfsmilch (s. Abbildung im Kapitel: Namaland) hergestellt, wird in einer 1—3 mm dicken Schicht über die genannten Teile aufgeschmiert und, bis sie zu einem festen Kitt erstarrt ist, mit einem Lederstreif umwickelt. Die Verbindung zwischen dem Giftteil und dem Schilfschaft wird durch ein 12 cm langes Knochenstück, **ikχa-nab* oder *//gaba-s* genannt, hergestellt; dessen vorderes stumpfes Ende greift in das Schilf-Schaltstück, das hintere spitze Ende in den Pfeilschaft ein.



Köcherbüchse für die Pfeilspitzen.
ca. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.



Köcherbeutel für die Pfeilschäfte.
 $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Die Pfeilschäfte wurden in einem futteralartigen, offenen, henkellosen Ledersack (allgemein *//hōts*) aufbewahrt. Die Pfeilspitzen dagegen stecken (die Eisenteile nach oben) in einer mit Riemen gehenkten, 24 cm langen Köcherbüchse, **ikχori-b*, deren Wandteil aus dem Stamm einer jungen *Aloë dichotoma* („Kokerboom“), dessen Boden, Wandhülse und Deckel aus dem Fell der Oryxantilope geschnitten ist. Nur in der Weltabgeschiedenheit der Namib konnte sich die primitive Waffe halten, die bald nach der Berührung der Hottentotten mit dem Weißen dem Schießgewehr wich.

Die einzigen Stützpunkte der Namib-Nomaden sind die Grundwasserstellen, gleichzeitig ihre Tränken und Ansitze auf Wild. Dem Weißen noch unbekannte Wasserstellen zu verheimlichen, gebietet der Selbsterhaltungstrieb. Sie wissen zu gut, daß sie im besten Fall geduldet sind, meist für immer weichen müssen, wo der Weiße festen Fuß faßt. In den 80er Jahren ist ein Bastard (Münzenfeld¹⁰⁾ oder Münzenberg³⁵⁾ den Weg von Angra Pequena nach Sandfischhafen

längs des Strandes gewandert. Von ihm selbst ist nichts darüber bekannt geworden, wie er sich durchgeholfen hat. Daß er auf seinem Weg, der in der Luftlinie ca. 370 km lang ist, Wasser erhalten hat, steht außer Zweifel. Er wird es von Eingeborenen, über deren Stützpunkte wir nichts wissen, erhalten haben. Sonst hätte er wohl das Schicksal der Verirrten geteilt, deren Chronik jeder im Lande kennt. Wer sich die Form der Hügel nicht ins Gedächtnis geprägt hat, wird eine Wasserstelle wie die von Ukama schwer wiederfinden, auch wenn er ihr nahe ist: die Brunnenlöcher liegen in einer Mulde mitten im Sand. Hinter einem der umgebenden Hügel fand man die Leiche eines Mannes, der zu früh verzweifelt hatte (er hatte sich eine Pulsader geöffnet). Glücklicher in der letzten Minute war ein Buschmann, man fand ihn an einer flachen Wasserstelle liegend, wie einen der trinkt; beim Trinken muß er das Bewußtsein verloren haben, denn mit dem Gesicht im Wasser war er verendet.

III. TEIL.

Das kleine Namaland.

Jenseits des Oranje geht die Namib in ein Land über, das nach den letzten Resten eingesessener Hottentottenbevölkerung südlich des Großflusses das kleine Namaland genannt wird; es bildet die äußerste Nordwestecke der Kapkolonie. Die Nordgrenze des Klein-Namalandes wird vom Unterlauf des Oranje, von der Küste bis zur Einmündung des Coboop-Riviers in zirka 243 km Küstenabstand gezogen; die Ostgrenze gegen Kenhart und Calvinia ist durch eine Linie bestimmt, die von der Coboopmündung zu den Langebergen zieht; die Südgrenze gegen Van Rhynsdorp läuft im Zickzack an den atlantischen Ozean, den sie in ca. 290 km Luftlinienentfernung von der Oranjemündung trifft.

Verglichen in gleichem Küstenabstand mit dem nur $2\frac{1}{2}$ Breitengrade nördlicher gelegenen Hinterland von Angra Pequena, zeigt das Klein-Namaland schon in der Umgebung von Steinkopf einen auffallenden Unterschied im Landschaftsbild, in der Tierwelt, Vegetation und Bevölkerung.

VII. Kapitel.

Der Wechsel der Existenzbedingungen gegen die nördlichen Gebiete

wird durch zweierlei bestimmt: durch Veränderungen im Klima und Veränderungen in der Natur des Bodens.

A. Das westliche Klein-Namaland ist dem Optimum der Winterregenzone, das auf der Kap-Halbinsel liegt, bereits etwas näher gerückt; mit der Namib aber hat es noch, schon in geringer Entfernung von der Küste, die schroffen Wechsel der Tages- und Nachttemperaturen gemein. Es müssen

gewaltige Kontraktionen der Rinde gewesen sein, die einen Felsblock (so den hier abgebildeten) wie in einen Schraubstock preßten, daß er von oben bis unten barst.

Port Nolloth, der Hauptküstenort des Landes, in unmittelbarer Meeresnähe und niedrig im Sand gelegen, von dicken Seenebeln eingehüllt, ist in seinem Tages- und Jahrestemperaturenverlauf noch direkt vom Meer abhängig. Immerhin macht sich doch auch die allgemeine, in der südlicheren Lage begründete Verbesserung des Klimas den nördlich gelegenen



Kernsprung durch einen Urgesteinsblock (vermutlich Granit) zwischen Spectakel und Nigramoep.

Küstenorten gegenüber geltend: Die jährliche Niederschlagsmenge von 62 mm³⁶⁾ läßt den Küstenstrich zuweilen bis unmittelbar an den Strand mit einer Vegetation sich überziehen, die trotz der zerstreuten Verteilung ihrer niedrigen Büsche, im ganzen betrachtet, das Land grün deckt. Nur fehlt hier in Küstennähe die Grasnarbe, die nördlich des Oranje dem Buschfeld jenseits des Wüstengürtels Savannencharakter gibt.

Bei dem schnellen Anstieg des Landes nach Osten kommt die reichere Niederschlagsmenge des Binnenlandes dem Küstenstrich sicherlich auch zu gute. Im einzelnen könnten darüber erst Beobachtungen des Grundwasser-

spiegels oder der unterirdischen Wasserniveaux in den Abflußrinnen, die unter dem Sand begraben sind, Aufschluß geben.

Ich habe mich im Strandgebiet des Klein-Namalandes zu flüchtig aufgehalten, als daß ich die Pflanzendecke und die Tierwelt näher schildern könnte. Aber schon eine kurze Wanderung läßt erkennen, wie hier die Daseinsbedingungen sich der Namib gegenüber verbessern. Im Juni blühen halbmannshohe Sträucher einer Komposite, *Othonna floribunda* Schtr. (h: *tho-ras*), so üppig, daß ihre gelben Blütenstände weithin leuchtende Flecken in die Landschaft zeichneten. Ein reiches Insektenleben entfaltet sich an den pollenreichen Blüten, deren Kronenblätter tagsüber sternig auseinanderstrahlen, sich aber eng nach außen zusammenrollen, sobald die Abendkühle vom Meer herüberweht.

Neben ungezählten *Thripsiden*, roten Wanzen und mehreren Fliegenarten (unter denen dick mit Pollen beschmierte Besucher auffallen), ist jeder Othonnenbusch von Hunderten einer dunkelgrünen, metallisch glänzenden Melyride, *Zygia viridis* F., besiedelt. Bald sieht man sie den Pollen fressen, bald zwängen sie neben den Staubgefäßbündeln die Köpfe tief in die Kelche, um zu der Flüssigkeit im Grunde zu gelangen.

Ebenso beredt wie diese blühenden, umsummten Büsche zeigen die Schalen großer Landschnecken, die in der Namib gänzlich fehlen, hier aber (im Mai) zu Hunderten überall verstreut umherlagen, größere Feuchtigkeit an.

In der Breite von Port Nolloth schwindet in etwa 12 km Entfernung vom Meeresufer der weiße Sand der Strandregion und macht den erdigeren, rötlich-gelbbraunen Verwitterungsprodukten der Felsen Platz, die weitere 9 km östlich mit dem weichen Grund hervorstehen.

B. Das Land steigt nun steil nach dem Inneren an und erreicht schon in 70—80 km Küstenabstand beträchtliche Höhen ³⁶⁾:

Klipfontein,	in ca. 71 km westöstl. Küstenabstand,	946 m Meereshöhe,
Steinkopf,	„ „ 82 „ „ „	822 „ „
Ookiep,	„ „ 79 „ „ „	917 „ „
Springbokfontein,	„ „ 80 „ „ „	975 „ „
Lilyfontein,	„ „ 76 „ „ „	1524 „ „

In den Kamies-Bergen, denen der letztgenannte Ort angehört, erhebt sich das Klein-Namaland zu seiner höchsten Höhe.

Die Landschaft zwischen Springbokfontein, Kamaggas, Steinkopf und Anenous ist so reich und tief von Tälern durchschnitten, daß der Plateaufbau des Landes vielfach ganz verwischt wird. Die Aufstiege, so der von

Anenous nach Klipfontein, lassen in wild zerrissene Berglandschaften sehen. Die Hänge fallen dann, bald abrupt, bald geböscht, 100 bis 200 m tief gegen enge Talrillen ein, und Nebentäler zerklüften das Gelände weiter in Bergzüge, deren Gipfelinien sich vielfach überschneiden. Auf der Höhe des Plateaus wandert man in ebener oder gewellter Fläche, nur vereinzelte Hügel sind ihr aufgesetzt, die geschlossenen Bergketten sind in die Ferne gerückt.

Wo von hoch gelegenen Punkten des Plateaus, so bei *M/S* östlich von Steinkopf, die Aussicht nach Norden frei ist, sieht man in ein endloses Gewirr von Berg und Tal, über spitze Kegel, langgestreckte Rücken und scharfzackige Grate; aber nach der Ferne hin werden die Linien ruhiger, die Steilwände duftiger; nur höhere Züge ragen endlich noch inselartig aus dem unbestimmten Grund der Tiefen, bis auch sie in einem blauen Streifen am Horizont wie in einem Meer verschwimmen. So fällt das Klein-Namaland tief gegen den Oranje ein. Ebendahin senkt sich das kleine Buschmannland ab.



Blick nach Westen von der Höhe zwischen Klipfontein und Anenous.

So ergießen von Südwesten, Süden und Südosten her die Riviere in steilem Gefälle ihre Regenwässer in das Oranjetal. Zur Trockenzeit, wenn sie oberflächlich versiegen, ist ihr Wasser an bestimmten Stellen dicht unter der Oberfläche zu graben, starke Quellen fließen hier außerdem das ganze Jahr. Eine solche gesegnete Sammelstelle von weither zuströmender Grundgewässer ist Henkries. Zwischen

sonnenversengten Höhen und kahlen Schutthalden blüht das Tal und steigt, feierlich fast, in breiten kalkübersinterten Terrassenstufen zum Großfluß herunter. Der wälzt hier in trüber Flut zum Meer, was er von rund einer Million Quadratkilometer Landes gesammelt hat; in den Baumkronen des Ufersaums hängen die Marken seiner Hochflut.

Sedimentärgesteine, die im nördlichen Großnamalande erst weit landeinwärts auftreten, haben sich im kleinen Namalande in Küstennähe er-



Quarzitfelsen im Grunde der Körboschkluft bei Kamaggas.

halten. Bei Kamaggas (ca. 22 km von der See entfernt) wandert man zwischen langgestreckten, parallelschichtigen, quarziti-schen Bergrücken, deren sedimentärer Ursprung noch nicht unzweifelhaft erwiesen erscheint. Die Sedimentär-gesteine des Kleinnamalandes sind fast völlig unerforscht, sie gelten einstweilen als die älteste Schichtengruppe Südafrikas, die sich noch vor der Tafelbergformation auf den Primärgesteinen abgesetzt hat. Die Täler, die das ursprünglich wohl geschlossene Tafelland dieser Namaquaschichten jetzt zerstückten, sind meist

kurz, steil und eng. Zuweilen beginnen sie mit einer Schlucht, deren innerstes Ende fast senkrecht wie ein Schacht von der Hochfläche in die Taltiefe stürzt (s. Abbildung auf der folgenden Seite). Die abströmenden Regenwässer haben die Wand dann so glatt poliert, daß es unmöglich ist, diese Klamm hinaufzusteigen.

Die Hänge, an denen überall aus dem abgebröckelten Schutt das anstehende Gestein mit vorwiegend gelbbrauner Verwitterungsfläche in horizontal verlaufenden Absätzen hervortritt, sind mit niedriger Vegetation über-

zogen. Unter diesen Gehängepflanzen fiel mir bei Kamaggas das Riesensexemplar einer *Testudinaria elephantipes* (L'Hérit.) Burch.⁶⁴⁾ mit einem Umfang des oberirdischen Knollens von 4 m auf. Etwa einen Fuß hoch über dem Boden geht dieser Knollen, der als Rhizom aufgefaßt wird, in drei Stümpfe über, deren Umfang zwischen 1,5 und 2 m schwankt. Jeder dieser Stümpfe, zeigt wieder die gleiche Neigung zur Aufteilung in Höcker: der eine hat zwei, der andere drei, der letzte vier Höcker getrieben. Das stärkehaltige Parenchymgewebe der Knollenteile wird von den Hottentotten gegessen.

Auf der gewölbten, von korkigen Peridermkrusten schildkrötenpanzerartig gefelderten Oberfläche des Rhizoms entspringen einzeln, wie Haare auf dem Kopf, kaum bleistiftstarke wirre Ranken.

Auf den Hängen und oft auch auf den Gipfelinien der Berge steht die *Aloë dichotoma* L., bald einzeln, bald in lichten Hainen. Die Blockhalden und die sandigen oder erdigen Flächen, die sich zwischen den Bergen ausbreiten, deckt ein niedriges Buschwerk, das überall den Boden durchblicken läßt. Aber nach guten Regen schießen zwischen den Büschen



Kamin am innersten Ende der Körboschschlucht.

Kräuter (und Gräser) in solcher Menge auf, daß man das Land nicht wieder erkennt. In den Bergen von Klipfontein wandert man im September wie in Blumengärten. Die floristische Zusammensetzung³⁷⁾ der Pflanzenwelt des Klein-Namalandes ist wohl mit Ausnahme des Nordwestwinkels besser bekannt als die der Namib.

Zwischen den sargdeckelartigen Bergrücken der geschichteten Formationen erheben sich wie Domkuppeln die gerundeten Massen des Urgesteins. Auf ihrer vom Regen gerillten Oberfläche siedeln sich rost- und blutrote Flechten an, die den Bergen um Mesklip in der Früh- und Abendsonne eine wunderbar tiefe Glut geben. Am Fuße solcher Kuppen ist grüne Vegetation besonders üppig entwickelt, sie bildet hier dichte Kränze, die das allseitig von den glatten Flächen abfließende Regenwasser reichlich tränkt. Schroffe Temperaturwechsel zersprengen in Schalen- und Kernsprüngen das Urgestein in den höher gelegenen Partien des Landes.

Die Gneise und Granite des Klein-Namalandes werden vielfach von Klüften durchsetzt, in die sich jüngere dioritische Eruptivgesteine ergossen haben³⁸⁾. In diesen dunklen Dioritgängen liegen die Kupferkies- und Buntkupfererz-Nester von Ookiep, Konkordia, Spectakel, Narap und Nababeep.



Aloë dichotoma L., von Gemsbock bei Steinkopf.

C. Die Kupferlager, seit ca. 50 Jahren von der Cape Copper Mining Company ausgebeutet, würden das Klein-Namaland noch nicht der Kultur eröffnet haben, wenn nicht gleichzeitig die meteorologi-

sehen Verhältnisse hier, im Gegensatz zu den gleich küstennahen Landstrichen des Oranje, dauernde Ansiedelung des Weißen mit Aussichten für Boden- und Viehwirtschaft geschaffen hätten.

Mit Ausnahme der Gärten, die von Quellen bewässert oder aus nicht versiegenden Grundwasserstellen gespeist werden, ist das westliche Klein-

Namaland 80—90 km landeinwärts auf die Regen des südlichen Winters angewiesen. Genau genommen sind es Herbst-Winterregen, denn der niederschlagsreichste Monat im Jahr ist der Mai, dann folgen Juni und August; der Juli ist im allgemeinen niederschlagsärmer als der herbstliche April und als der September und Oktober.

Die kurzweg als Winterregen bezeichneten Niederschläge kommen aus Westen und Nordwesten und werden „Seeregen“ oder auch „mist-rain“ genannt, wenn sie vom Ozean her aufziehen, nebelgleich in verschwommenen grauen Schleiern, die tagelang über dem Lande schweben, ohne daß es sich in den regenfreien Pausen aufklärte. Es rieselt dann langsam in feinen Tropfen herunter. Die Sommerregen fallen i. A. in kurzen, starken Güssen aus nordöstlich aufkommenden Gewitterwolken. Zuweilen regnet es aber auch im Herbst-Winter nach Sommergewitter-Art. So gingen in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1904 schwere Gewitter über Steinkopf nieder. In den beiden vorhergehenden Nächten und am 18. hatte starker Ostwind geweht, der noch am 19. vormittags anhielt, dann nach Norden drehte und die inzwischen aufkommenden Cumuli zu dunklen, den ganzen Himmel überziehenden Gewittern zusammenballte.

Umgekehrt ist mir von zuverlässigster Seite auch über Seeregen berichtet worden, die mitten im Spätfrühling und Frühsommer aus tagelang die Landschaft zudeckenden Nebelwolkenmassen auf Kamaggas fielen. Im Dezember und Januar sind sie schon so ergiebig gewesen, daß der Ackerboden völlig durchweicht war und die Schnitter nur mit Mühe von einer Garbe zur anderen wateten.

In einem anderen Jahre ließ ein ergiebiger Sommerregen um Kamaggas die Saat handhoch aus den Garben im Erntefeld keimen.

Die „Sommerregen“ des östlichen Klein-Namalandes kommen als Gewitter in Zusammenhang mit Winden aus dem nördlichen Quadranten auf. Sie zeigen im Buschmannland, in Pella (216 km westöstlicher Küstenabstand, 550 m Meereshöhe), eine ähnliche Verteilung auf zwei Perioden, wie wir sie im Norden wiederfinden: Der regenreichste Monat um Pella ist der Oktober, der Frühlingsregenbringer; in den Februar und März fällt die zweite Regenperiode. Man müßte also, genau genommen, von Frühlings- und Sommerregen sprechen.

Im allgemeinen zwar greifen die Sommerregen nicht über Ookiep und Steinkopf westwärts hinaus, und wenn auch zuweilen an dieser Grenze Gewitterwolken und Wetterleuchten am Nordhimmel im Sommer sichtbar sind,

so kommt es hier doch nur ausnahmsweise zu kräftigen Entladungen. So ging im Dezember 1903 ein heftiges Gewitter über Kamaggas nieder.

Mit diesen vereinzeltten Sommerregen kann das Wirtschaftsleben der ackerbautreibenden Klein-Namaländer nicht rechnen, da sie der Saat nicht über die heiße Trockenzeit hinweghelfen können. Wenn auch das Aufsprießen der wilden Pflanzen, die als Viehfutter in Betracht kommen, im ganzen westlichen Klein-Namaland gleichfalls an die Winterregen gebunden ist, so bietet doch das östlich sich anschließende Weidefeld der Sommerregenregion einem Teil der Viehbesitzer die Möglichkeit, schlechte Winter zu überstehen. Wenn aber die Winterregen zwei Jahre lang oder länger aussetzen oder, besser gesagt, so spärlich fallen, daß sie bedeutungslos sind, dann wird die Not allgemein. In solchen Jahren der Armut und Hungersnot wird Getreide aus Kapstadt herbeigeschafft und in Tagesrationen an die darbende Bevölkerung ausgegeben.

Über die Größe der mittleren jährlichen Niederschlagsmengen im Klein-Namalande gibt die folgende Tabelle ³⁶⁾ Auskunft. Es fallen im Winterregengebiet:

	mm
in Port Nolloth	62
„ Klipfontein	240
„ Steinkopf	217
„ Ookiep	206
„ Springbokfontein	247
„ Lilyfontein	146
„ Garies	145.

Im Sommerregengebiet (Pella) fallen durchschnittlich nur 96 mm im Jahr.

Mit Ausnahme des Juli im Sommerregengebiet (in Pella blieb der Juli während 10 Beobachtungsjahren ohne Regen) ist die Zeit zwischen zwei Regenperioden im Klein-Namaland nicht gänzlich regenlos. Im Laufe weniger Jahre hat es wohl in jedem Monat der Hauptregenspauzen ein- oder mehrere Mal geregnet. Diese kleinen Zwischenregen mögen für den Haushalt des Menschen bedeutungslos sein, für die niedere Tier- und für die Pflanzenwelt sind sie es sicher nicht. Eine Bearbeitung der mitgebrachten Sammlungen wird, außer faunistischen Unterschieden des Sommer- und Winterregengebietes, lehren, welchem Faunengebiet die Landschnecken und Regenwürmer angehören, deren Auftreten im Klein-Namaland den Klimawechsel gegen die angrenzende Namib am sinnfälligsten demonstriert.

VIII. Kapitel.

Die Bastards,

die Hauptmasse der farbigen Bevölkerung des Klein-Namalandes, sind überwiegend aus der Vermischung von Buren und Hottentotten hervorgegangen. Dazu kommen aus den letzten 50 Jahren noch die illegitimen Nachkommen von Engländern und Hottentottenmädchen. Nur vereinzelt sind unter den Klein-Namaländern Mischlinge mit Zügen zu finden, die weder der gelben noch der weißen Rasse angehören, vielmehr auf jenes im Einzelnen unkontrollierbare Rassengemenge hinweisen, das heute in Kapstadt und Umgebung als „Eingeborenenvolk“ rangiert.

Im äußeren zeigen die Bastards des Klein-Namalandes alle Übergänge vom Hottentotten zum Weißen; über die Mischung der Rassenmerkmale wird später berichtet werden. Hier soll uns jetzt am Beispiel einer bestimmten Bastardgemeinde die Frage beschäftigen, wie sich dieses Mischvolk geistig und sozial zu den Rassen seiner Abstammung stellt. Über die

A. Vorgeschichte der Bastardniederlassung in Kamaggas

erfuhr ich aus dem Munde von Dorfältesten folgende Überlieferung*): Ein Bur, namens Gert Kloete, heiratete nach dem Tode seiner weißen Frau eine Eingeborene und kam in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf einem Trekk vom Kap nach den Kamiesbergen. Seinem jüngsten Sohn Jasper wurde als dem Sohn einer Farbigen von seinen Brüdern das väterliche Erbteil vorenthalten. Er zog daher fort, dem Oranje zu, hörte hier von Kamaggas und wandte sich dahin. Bald nach seiner Niederlassung machte ihm ein Hottentottenkapitän, *ikxurib* (d. h. „der sich duckt“), der aus der Gegend der Büffels- und Eselsrivier-Vereinigung heranzog, das Land streitig. Die Sage geht, daß Jaspers zweite Frau, eine Hottentottin aus Groß-Namaland, mit ihren 7 kleinen Söhnen dem Kapitän ins Kriegslager entgegengog um ihn zu beschwichtigen. Verwandtschaftliche Be-

*) An dieser Stelle danke ich Herrn Missionar G. Meyer-Kamaggas und seiner Gattin noch einmal herzlich für die Gastfreundschaft, die ich in ihrem Hause erfuhr! Sie beide haben mir in gleich freundschaftlicher Weise wie in Steinkopf Herr Missionar Meisenholl die Wege im Verkehr mit den Bastards geebnet, an deren Mißtrauen Fremden gegenüber meine Studien sonst vielleicht vorzeitig hätten enden müssen. Mögen die Resultate, die ich im folgenden mitzuteilen habe, in den Bastardgemeinden des Klein-Namalandes Nutzen stiften.

ziehungen, auf die sie sich stützen konnte, leiteten den Frieden ein. Kamaggas wurde Jasper zugesprochen, aber sein Großvieh trieb ihm der Hottentott fort.

Als nach Jaspers Tode eine Dürre das Land heimsuchte, zogen seine Söhne, mit Ausnahme eines, zum Oranje. Auf dem Rückweg, in Uchorabis (wahrscheinlich *iū-1xorabe-s*), trafen sie mit dem Missionar Schmelen zusammen, der im Jahre 1808 von der Londoner Missionsgesellschaft nach Südafrika geschickt wurde und lange in Groß-Namaland tätig war (Gründung von Bethanien). Der Missionar siedelte nach Kamaggas über. Nachdem dann der Streit geschlichtet war, der daraus entstand, daß der in Kamaggas zurückgebliebene Bastard Jan Kloete in Abwesenheit seiner Brüder Ländereien an Buren verkauft hatte, schlossen sich die Brüder mit ihren Familien als Stamm der ältesten Bastardgemeinde um Schmelen zusammen.

Der Missionsgrund wurde im Jahre 1831 vermessen. Im Jahre 1843 ist Kamaggas von der London missionary society der Rheinischen Mission übergeben und die Übergabe vom Gouverneur der Kapkolonie, Sir George Napier, besiegelt worden. Seit im Jahre 1847 die Grenze der Kapkolonie bis zum Oranje vorgeschoben wurde, sind alle deutschen Bastard-Missionsstationen (Steinkopf mit Richtersfeld, Konkordia und Kamaggas) unter britische Oberhoheit gefallen, mit fest begründeten, von der Kapregierung mehrfach anerkannten Landansprüchen⁸⁹).

Der letzte Hottentottenkapitän im Klein-Namaland, ein Großvater Hendrik Witboois, hatte vor seiner Übersiedelung nach Gibeon die Herrschaft an einen Bastard, Jacobus Engelbrecht, abgegeben. Die Kapregierung hat diesen Überrest der alten Hottentottenkapitänswürde anerkannt und zur erblichen Feldkornetschaft mit Polizeibefugniß und offizieller Verantwortung umgewandelt.

B. Die Organisation der Bastardgemeinde in Kamaggas

hat sich als altväterlicher Typus einer christlich-kommunistischen Selbstverwaltung inmitten des modernen Staatswesens der Kapkolonie bis heute lebensfähig erhalten*). Das religiöse Leben der Gemeinde, auf das wir hier

*) Die Gemeindeordnung, wie sie offiziell im „Report on the lands in Namaqualand set apart for the occupation of natives and others“ (Capetown, Ministerial Department of Crown Lands and public works, 1890) enthalten ist, entspricht in mehreren Punkten nicht dem, was sich aus langjähriger Gewohnheit allmählich als Rechtsanschauung bei den Bastards von Kamaggas befestigt hat. Die Leute wollen daher diese Berichterstattung nicht anerkennen. Ich mußte auf die handschriftliche Fassung der „Gemeente Ordening van het Institut Kammaggas“ (12. August 1857), die bei den Akten des Missionshauses liegt, zurückgreifen. Das Schriftstück ist mit 83 Unterschriften, darunter 70 Kreuzchen von Analphabeten, versehen.

nicht eingehen, wird durch die „Gemeente-ordening voor de Rijsche Zendinggemeenten in Kaapland“ (vorgeschrieben von der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen) geregelt.

Die Leitung der bürgerlichen Gemeinde liegt in den Händen eines Gemeindevorstandes, der sich aus folgenden Mitgliedern zusammensetzt: a) dem Missionar (*leeraar*) als Vorsitzenden. Ohne seine Zustimmung ist kein Beschluß rechtskräftig. Der Missionar führt zugleich die Geldgeschäfte und erstattet darüber alljährlich einmal in der Volksversammlung Bericht.

b) Aus einer je nach Bedarf wechselnden Zahl von Ratsmännern (*corperaals*), die die Aufsicht über alle bürgerlichen Angelegenheiten („*uiterlyke zaken*“) haben. Der Rat muß alle zwei Jahre von der Gemeinde gewählt werden; Wiederwahl ist erlaubt.

c) Aus zwei bis drei Ältesten (*ouderlingen*), mit der Aufsicht über die religiöse und sittliche Lebensführung der Gemeinde.

Die Amtspflichten und Vollmachten des Gemeindevorstandes sind:

a) Die Überwachung der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung. *β*) Die Schlichtung von Streitigkeiten. *γ*) Die Bestrafung von Übertretungen. *δ*) Die Verteilung von Garten- und Ackergrund und die Anweisung von Bauplätzen für feste Häuser (im Gegensatz zu den Wanderhütten im Außenfeld).

Endgültige Veränderungen der Gemeindeordnung kann der Vorstand nur vornehmen, wenn zwei Drittel der Mitglieder gegenwärtig sind. Die Korporale haben den Beschluß der Gemeinde mitzuteilen. Das ursprüngliche Recht des Appells an eine Volksversammlung für den Fall, daß sich der Vorstand nicht einigen kann, wurde schon im Jahre 1858 (22. Februar) wieder annulliert.

2. Dem religiösen Charakter der ganzen Institution entsprechend nimmt die Kirchenzucht (auf die Schule ausgedehnt) einen wichtigen Platz ein: Christen und Heiden sind verpflichtet, die Kirche zu besuchen und die Kinder vom 7. Jahre ab zur Schule zu schicken.

Ist auch nur einer der Eltern getauft, so sind alle Kinder, die ihnen geboren werden, in den ersten Wochen nach der Geburt zur Taufe zu bringen.

Christen und Heiden sind verpflichtet, Geburten und Todesfälle dem Missionar (der zugleich von der Kapregierung bevollmächtigter Standesbeamter ist) anzuzeigen.

„Wilde Ehen“ (dauernde Geschlechtsgemeinschaft ohne standesamtliche Trauung) werden in der Gemeinde nicht geduldet.

3. Die Rechtsprechung liegt in den Händen des Gemeindevorstandes. Als Gewohnheit hat sich herausgebildet, daß die Korporale (die ohne Gehalt sind) von denen, die sich mit einer Streitsache an sie wenden, 5 Schillinge erhalten.

Zur Entscheidung der Straf- und Zivilsachen versammelt sich der Gemeindevorstand einmal im Monat und notwendigenfalls auch außerterminlich. Verweis, Geldbußen, endlich Verlust des Feldnutz- und Wohnungsrechts sind die Strafen, die der Vorstand verhängt.

Mit welchem Recht geschieht das? Die Gemeindeordnung ist offiziell nicht rechtskräftig, solange der Gouverneur der Kapkolonie seine Unterschrift noch nicht gegeben hat. Dem Bastard erscheint, trotz aller Unkenntnis in staatsrechtlichen Dingen, der englische Verwaltungsbeamte (in diesem Fall der Resident Magistrate in Springbokfontein) mit Recht als die der Mission und dem Gemeindevorstand übergeordnete Stelle. Der Beamte, dem hier ein Streitfall vorgetragen wird, kann zurzeit ganz nach eigenem Ermessen entscheiden. Daß dem Bastard der Magistrat als letzte Instanz gilt und daß die wenigen weißen Gemeindeglieder trotz allen Ärgers über ihre braunen Mitbürger, aus persönlichen Rücksichten gegen den Missionar, Streitigkeiten nicht mit allen ihnen zu Gebote stehenden Rechtsmitteln durchfechten, diesen beiden Umständen ist es zu danken, daß eine Gemeindeordnung, wie die hier vorliegende, ohne staatsrechtlich feststehende Grundlage sich bis auf den heutigen Tag halten können.

4. Privates Eigentum an Grund und Boden gibt es nicht. Das Land ist Eigentum der Gemeinde und wird dem Einzelnen nur zur Nutznießung überlassen. Niemand darf ohne Zustimmung des Vorstandes einen Garten oder einen Acker anlegen, geschweige denn Garten- oder Ackerland sich aneignen. Im August jeden Jahres findet durch den Vorstand die Verteilung neuen Gartengrundes, im Februar die Verteilung neuen Ackergrundes statt.

Die Nutznießungsrechte auf den bereits verteilten Grund bleiben bedingungsweise zeitlebens bestehen.

Kein Bürger hat das Recht, den ihm zugeteilten Grund oder sein Haus ganz oder teilweise an Nicht-Gemeindeglieder zu verkaufen, zu vermieten oder sonstwie zu vergeben, wenn nicht der Rat seine Zustimmung gegeben hat.

Auch in der Viehwirtschaft sind die Bastards, trotzdem das Vieh selbst Privatbesitz ist, in kommunistischer Abhängigkeit voneinander, denn alle Wasserstellen im Gemeindegrund müssen gemeinschaftlich aufgemacht und sauber gehalten werden.

5. Steuern. Die Gegenleistung des Einzelnen für die Wohltaten, die er von der Gemeindeinstitution bezieht, sind zunächst in der Verpflichtung jedes Einzelnen gegeben, zu den Arbeiten und Unkosten für das Allgemeinwohl (für Bauten, Kirchhofspflege, Wasser- und Wegeanlagen) beizusteuern. Zu öffentlichen Arbeiten kann der Vorstand auch jedem Bürger eine Abgabe auferlegen, die zur bestimmten Zeit zu zahlen ist.

Die ursprüngliche Satzung, daß für jeden Garten- und Ackergrund von dem betreffenden Nutznießer eine feste Summe in die Gemeindekasse zu zahlen ist, wird nicht mehr gehandhabt. An ihre Stelle ist die schriftlich nicht niedergelegte Gewohnheit getreten, daß jeder die Summe zahlt, die er seinen Mitteln entsprechend als angemessen erachtet. Die Selbsteinschätzung kontrolliert der Rat. Alten Leuten kann die Summe erlassen werden.

6. Bürgerrechte. Die vorstehende Gemeindeordnung verdankt einem Machtspruch der Mehrheit ihre Rechtsgültigkeit innerhalb der Gemeinde. Wer sich zur Zeit der Festsetzung der Statuten geweigert hätte, durch Unterschrift sich einverstanden zu erklären, hätte laut ausdrücklicher Bestimmung sein bisheriges Gewohnheitsrecht auf Acker- und Gartengrund verloren. Beharrung auf der Weigerung hätte den Verlust des Weiderechtes, eventuell gewaltsame Entfernung seines Viehs vom Gemeindegrund zur Folge gehabt. Diese Bestimmung war auch auf diejenigen gewohnheitsberechtigten Einwohner gemünzt, die vor Feststellung der Gemeindeordnung ausgezogen waren und nach längerer Abwesenheit wieder in das Gebiet von Kammaggas zurückkehrten.

Wer dauernd im Außenfeld sich aufhält und deshalb seine Kinder nicht zur Schule schickt, verliert nach 2 Jahren alle bürgerlichen Rechte. Das ist ein wirksames Vorbeugungsmittel gegen einen Rückfall in die alten Nomadengewohnheiten der Hottentottenvorfahren,

Bürgerlich sind Christen und Heiden in der Gemeinde rechtlich gleichgestellt.

Über die Aufnahme eines neuen Bürgers entscheidet allein die Volksversammlung. Neu aufgenommene Bürger müssen eine Aufnahmegebühr zahlen, deren Höhe im einzelnen Fall vom Rat festgesetzt wird. Dasselbe gilt von denjenigen Bürgern, die nach längerer Abwesenheit zur Gemeinde zurückkehren.

Mädchen aus der Gemeinde, die sich verheiraten, müssen dem Mann, wenn er nicht zur Gemeinde gehört, nach außerhalb folgen. Denn der Mann hat durch die Heirat noch nicht das Recht auf Wohnung und Weide erworben.

C. Der Ackerbau

ist die wichtigste Quelle des Lebensunterhaltes der ganzen daueransässigen Bevölkerung des Klein-Namalandes. Die Tradition der Buren, nur wenig modifiziert durch Anregungen von Seiten der Mission und einiger weniger zugewanderter weißer Ansiedler, bestimmen den Ackerbaubetrieb des Bastards.

Die westlichste Partie des Landes ist flach, nur von vereinzelt Erhebungen unterbrochen; sie grenzt als „zandveld“ oder „Karu“ an die See, östlich geht sie in die gebirgige, für Ackerbau geeignete Partie des Landes über.

Hier gibt üppiger Wuchs der wilden Pflanzen den ersten Wink zu einem Versuch, den Boden urbar zu machen. Ergibt die nähere Prüfung, daß der Boden von Felsblöcken sich reinigen läßt, so werden die Büsche ausgerodet (mit der boschpiek), in Reihen zusammengehäuft und verbrannt. Vor und im Beginn der Pflügezeit sieht man diese Feuer auf den Berghängen aufflammen, erfreuliche Zeichen fortschreitender Erschließung des Landes.

Die Tiefe der Ackerkrume schwankt innerhalb weiter Grenzen: sie kann knapp 1 Fuß betragen, an anderen Stellen bis 2 m tief in weichen Boden gegangen ohne auf Fels zu stoßen. Die Ackerkrume liegt auf durchwittertem Gestein, das soweit aufgelockert ist, daß es sich mit Hacke und Schaufel bearbeiten läßt.

Auch die Zusammensetzung des Ackerbodens wechselt häufig: Lehm-boden („Klei“) ist auch hier im Land ergiebiger und in seiner Fruchtbarkeit ausdauernder als der Sandgrund. Aber zwischen den Regenfällen eines Winters liegen trockene Wochen, und ist der Lehm-boden einmal gründlich aufgeweicht, so wird er in dieser Zwischenzeit so fest, daß er das Aufkeimen der Saat erschwert. Deshalb bringen in Jahren starken Frühregens die lehmigen Äcker um Klipfontein weniger Frucht als die sandigeren Äcker um Steinkopf. Das Umgekehrte tritt bei schwächeren Regenfällen ein, da der Lehm-boden auch kleine Wassermengen (die aus dem Sand schnell weg-dunsten) festhält und der Pflanze übergibt.

Weizen und Hafer gedeihen im Kleigrund am besten, Roggen liefert hier mehr Stroh als Körner, er wird deshalb nur in Sandboden gesät. Gerste gedeiht besonders gut auf tonigem Boden („vaal und rooi potklei“).

Je höher gelegen der Ackergrund ist, desto reichlicheren Regen erhält er. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man nach einem Regen in die Berge wandert. Die höheren Partien des Landes zeigen vielfach auch am anstehenden Fels stärkere direkte Verwitterungswirkungen des Regens als sie im Tal zu beobachten sind. Vom klaren Tal aus sieht man zuweilen Wolken aus NW. über die Bergrücken sich fortwälzen und schnell dem Taupunkt sich nähern. Die Kamiesberge sind zuweilen mit Schnee bedeckt.

Von den Feldfrüchten bildet Weizen („koorn“) die Hauptmasse, als die Hauptnahrung der Bastards. Roggen ist fast nur zum Verkauf als Pferdefutter bestimmt. Gerste wird sehr wenig angebaut, Hafer viel, wo das Absatzgebiet nahe ist.

Neu urbar gemachter Grund wird immer mit Weizen besät. Ist der Boden nach 5—6 Jahren erschöpft, wird Hafer gepflanzt; will auch der nicht mehr gedeihen, zieht Roggen die letzte Kraft aus dem Boden.

Der Acker bleibt dann (da bei dem Fehlen von Ställen im südafrikanischen Herdenbetrieb Mist nicht

gesammelt und da künstliche Düngung nicht vorgenommen wird) Jahre lang brach liegen, um sich zu „erholen“. Die wilden Pflanzen der Nachbarschaft, voran der Kraalbosch, erobern das Land langsam zurück, so daß es später von neuem ausgerodet werden muß. Die Zeit, die ein Land braucht, um wieder säereif zu werden, habe ich nicht feststellen können; es scheint hierin ohne System vorgegangen zu werden.



Verwitterter Quarzit auf der Höhe von Blaukranz bei Kamaggas.

Das Säen beginnt, sobald der erste ergiebige Winterregen gefallen ist. Vor April wird meist nicht begonnen, Mitte August ist die Saezeit zu Ende.

Die Saat wird weit, abwechselnd nach links und geradeaus, auf das ungepflügte Land geworfen, so dünn, daß man zwischen den alten Stoppeln und dem Unkraut der besäten Fläche die einzelnen Körner mühsam suchen muß. Die Saat wird dicht ausgeworfen, wenn die Regen spät fallen, weil sich die Pflanzen dann weniger stark bestocken. Die dichteste Aussaat, die ich aus den Angaben der Bastards ermitteln konnte und hier mit Vorbehalt wiedergebe, betrug 1 engl. Pfund Saatgut auf 200 Quadratyards (1 engl. Pfd. = 453,6 g, 1 Yard = 0,914 m); 1 Pfund auf 280—300 Quadratyards scheint eine mitteldichte Aussaat zu sein.

Die Saat wird sogleich eingepflügt und sich selbst überlassen, nur hier und da wird „wilder Hafer“ ausgezogen, das am meisten gefürchtete Unkraut, weil es so leicht sich selbst aussäend aus den Ähren fällt.

Die gefürchtetste Getreidekrankheit ist der „Brand“. Zur Bekämpfung des Brandes wird das Saatkorn einen Tag in ein Kalkbad gelegt, um die Keime abzutöten, die sich in den Härchen des einen Kornendes gefangen haben. Den Kalk liefern in Küstennähe die Muschel- und Schnecken-schalen, die mit Holz vermennt gebrannt werden. In anderen Fällen wird statt des Conchylienkalkes die Asche eines Busches verwandt. Andere wieder waschen die Saat in Kupfervitriollösung.

Von tierischen Pflanzenschädlingen ist die sogenannte *skülpadje* zu nennen; der Beschreibung nach (ich sah das Tier nicht selbst) ist es ein etwa millimeterlanges Insekt, wohl ein Käfer, der in den Ähren lebt, zur Zeit wenn sich die Körner anlegen. Die sogenannte Stinklaus bringt der jungen Saat Schaden. Das blühende Getreide wird zuweilen von Ameisen heim-gesucht. Die Wanderheuschrecken, als Fußgänger und geflügelte Tiere, sind in Plagejahren dem grünen Getreide äußerst gefährlich. Vor nicht langer Zeit haben noch wandernde Springbockherden großen Flurschaden im Klein-Namalande angerichtet.

Es war mir trotz aller Nachfragen nicht möglich, einen der alten, selbstgefertigten Pflüge aufzutreiben. Sie sind jetzt alle von modernen Fabri-katen verdrängt, von England, Amerika, Holland und Deutschland einge-führt, bald einfach, bald doppelt und dreifach, je nach den verfügbaren Mitteln und der Kaufgelegenheit.

Bald ziehen Pferde den Pflug, bald Maultiere oder Rinder, bald zu zweit, bald zu sechst vorgespannt und vorn geführt.

Die Ärmeren nehmen alle Arbeit auf sich selbst und ihre Familie. Besser Gestellte leiten sie nur und überlassen niedere Arbeiten den Hottentotten, die sie als Knechte halten. Um pflügen und ernten zu können, hilft wer keinen Pflug und kein Zugvieh hat, zunächst einem Wohlhabenderen bei der Feldarbeit und erhält dann alles nötige geliehen, um sein eigenes Feld zu bestellen.

Nach beendetem Pflügen werden bevollmächtigte Landwächter auf die Pfluggründe geschickt, um die aufkeimende Saat vor Vihschaden zu schützen. Die Landwächter werden von den Ackerbauern gemietet und müssen vom Gemeindevorstand genehmigt werden. Sind keine Landwächter zu bekommen, haben die Korporale die Ackerbauern selbst abwechselnd zur Landwacht zu kommandieren.

Die Zeit der Ernte reicht i. A. in die Zeit von Mitte November bis Mitte Januar. Die Halme werden mit der Hand gefaßt und mit der Sichel $\frac{1}{2}$ —1 Fuß hoch über dem Boden abgeschnitten. Wenn sie die Garben binden, stecken sie die Sichel in einen Holzhalter, der ihnen im Steiß mit einem Leibriemen festgehalten wird. Die Garben werden in lange Reihen gelegt und nach etwa acht Tagen in die „floer“ gefahren. Die „Flur“ ist ein kreisrunder Dreschplatz in freiem Feld von 10 bis 20 Schritt Durchmesser, mit aufrecht in den Grund gepflanzten platten Steinen abgesteckt. Der Dreschplatz wird meist nicht gepflastert, weil sonst die unbeschlagenen Hufe der dreschenden Pferde leiden und das Getreide leicht gequetscht würde. Es wird deshalb meist Lehm angefahren, durchnäßt und von Vieh, das hier bewegt wird, durcheinandergeknetet. Der aufgeweichte Boden wird dann eben gestrichen (die Sprünge nach dem Dreschen mit Lehmbrei ausgefüllt) und vor dem Dreschen mit einer dünnen Schicht Kuhmist, der in Wasser angerührt wird, beschmiert.

Auf den so präparierten Dreschplatz wird das Getreide eingefahren und ca. 1 m hoch lose aufgehäuft. Die Pferde, die es auszudreschen haben („uittrappen“), werden nebeneinander an einem langen Riemen, den ein Mann im Mittelpunkt des Dreschplatzes führt, im Kreis herumgetrieben. Zuweilen werden zwei solcher Dreschgespanne gleichzeitig in Gang gesetzt. Die Pferde werden so lange im Kreis herumgeführt und das Getreide so oft gewendet, bis die Körner aus den Ähren gefallen und das Stroh zu Spreu („Kaf“) zerstampft ist. Der Rest des groben Strohes wird mit der Gaffel, einer zwei- oder dreizinkigen Holzgabel, oder auch mit der Hacke aus der gedroschenen Masse genommen. Von der Spreu werden die Körner mit

Hilfe des Windes gesondert: die Masse wird mit einer hölzernen Wurf-schaufel schräg gegen den Wind geworfen, der die Spreu wegführt. Mit den Körnern fallen auch andere schwerere Körper zu Boden, Ähren, Dung, Erdbrocken u. dgl. Das alles wird, sobald es am Körnerhaufen abgerollt ist, mit einem zarten, aus Roggenstroh angefertigen Besen, „jagbezem“, der ständig am Haufen hin- und hergleitet, beiseite gefegt. Wieviel Körner bei dieser luftigen Drescherei und Ausleseart verloren gehen, kann man nach den ersten Regen im nächsten Jahre sehen, wenn das Getreide auf dem und rings um den Dreschplatz auskeimt.

Das Dreschen soll bis Mitte Februar beendet sein, der Termin wird von den Korporalen je nach dem Stand der Erntearbeiten festgesetzt. Nach diesem Termin kann niemand Schadenersatz beanspruchen, wenn das Vieh die Diemen (Schober) beschädigt.

Der Ernteertrag ist direkt abhängig von der Regenmenge und ihrer zeitlichen Verteilung. Es gibt Jahre, in denen alle Bedingungen so befriedigend erfüllt sind, daß ein Sack Saatgut 80 Säcke Körner gibt. In anderen Jahren hat man zur Erntezeit die wenigen Halme, die ausgehalten hatten, einzeln abschneiden müssen; die ganze Ernte ist dann unter Umständen nicht größer als in einem guten Jahre die Nachlese, die einem armen Schlucker überlassen wird. In ausgeprägten Trockenjahren wird nicht gesät.

Der mittlere Jahresertrag des gesamten Klein-Namalandes mit 45 418 Quadratkilometern Fläche, die Ernten sämtlicher Farmer, Weißer und Brauner, zusammengerechnet, wird angegeben⁴⁰⁾ auf

25 600,83 hl Weizen,
7 848,0 „ Hafer,
3 956,7 „ Roggen,
3 400,8 „ Gerste,

(1 muid = 3 bushels à 36,349 l.)

Die Preise, die im Klein-Namaland die Händler den Bastards zahlen, betragen zur Zeit meiner Anwesenheit (1904)

für Weizen, pro 200 engl. Pfd.:	20—22	Schillinge
in guten Jahren auch nur . . .	14	„
in schlechten Jahren . . .	30	„
für Hafer, pro 150 engl. Pfd.:	12—14	„
für Roggen, pro 200 engl. Pfd.:	18—20	„
für Gerste, pro 150 engl. Pfd.:	13—14	„

Der Weizen, den die Bastards zur eigenen Nahrung zurückbehalten, wird auf viererlei Weise zu Speisen verarbeitet. Im einfachsten Falle rösten sie die Körner schwach in der Pfanne und essen sie roh oder in Milch gekocht: Roostkorn, *//*naru/horob* der Hottentotten. Zur Bereitung des Stampkoorn's wird der Weizen angefeuchtet und in einem großen becherförmigen Holzgefäß (ähnlich dem, das die Hottentotten zur Zerkleinerung der Narakerne benutzen) so lange mit einem schweren Holzmörser gestampft, bis die Spelzen des Kornes sich abgerieben haben. 1½ Pfd. Weizen sind in 15—20 Minuten ausgestampft. Nach dem Trocknen werden die Hülsen im Winde ausgewannt, die Körner in Milch gekocht.

Zu Mehl wird der Weizen mit der Handmühle gemahlen. Die Mühle besteht aus zwei fauststarken, kreisrunden, in der Mitte zum Durchtritt einer hölzernen Axe durchbohrten Steinscheiben von ca. 30 cm Durchmesser, deren obere mittelst eines senkrecht eingesteckten Holzgriffs auf der unteren gedreht wird. Das Mehl wird entweder in der heißen Asche zu Brot gebacken oder mit Wasser, besser mit Milch, zu „Papp“ verkleistert.

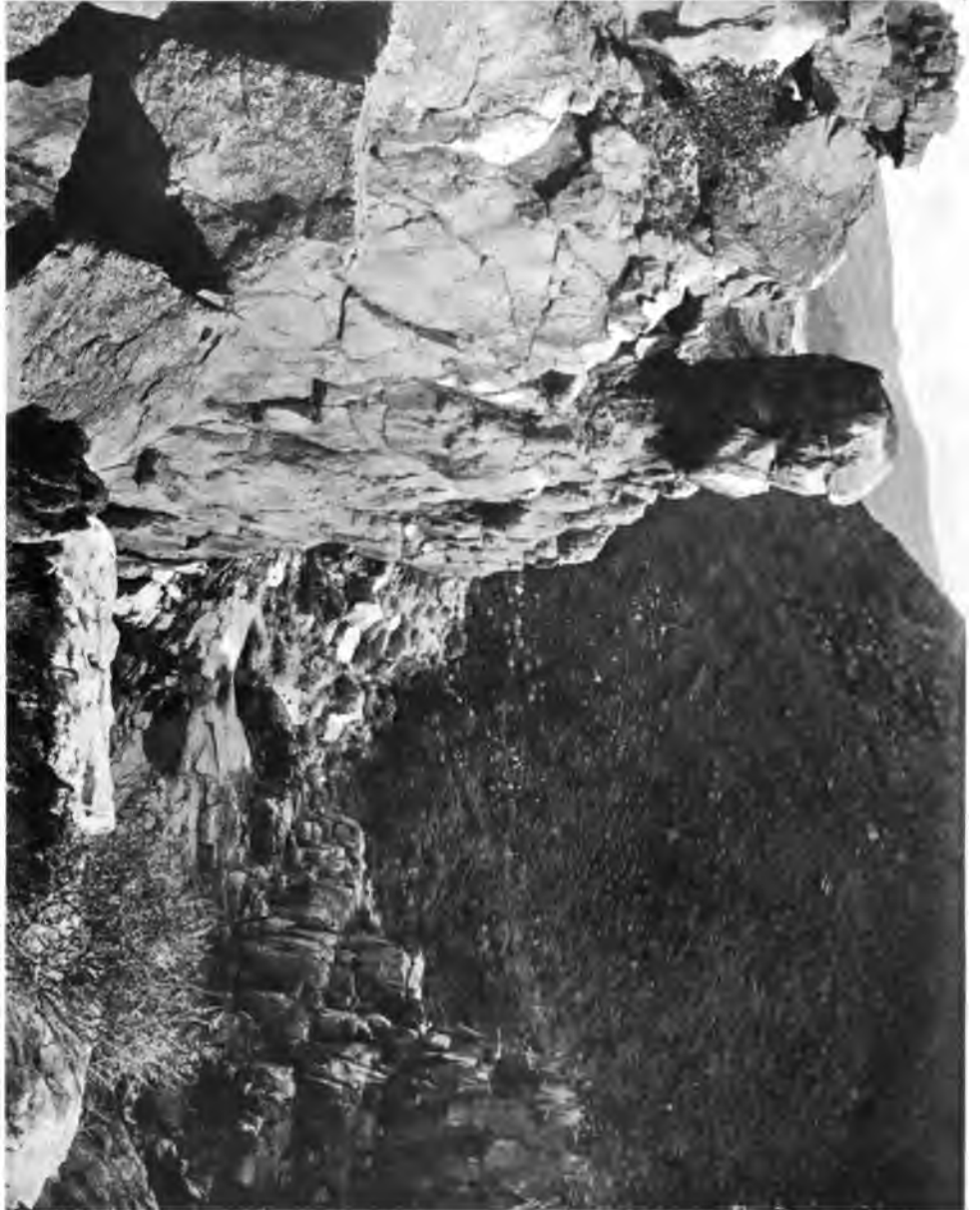
D. Gartenwirtschaft.

Kamaggas steht auf Gartenland. An 11 Stellen quillt beim Dorf das Wasser aus der Erde, zum Teil so abgedämmt, daß es sich in einem großen Teiche sammelt. Vor Jahrzehnten, berichtete man mir, war das Gebiet der Kamaggasquellen mit dichtem Busch bedeckt. Durch Körbäume, Dornbüsche und Giraffenakazien mußten Fußwege geschlagen werden, Matthausbinsen und Schilf bildeten undurchdringliche Bestände. Heute ist von dieser Vegetation nichts übrig geblieben als der weiche schwarze Humus, den sie im Laufe der Jahre gebildet hat. Dieser „Valleigrund“ in der Umgebung der Quellen stellt einen Gartenboden dar, der nur bepflanzt und mit den Quellen verbunden zu werden braucht, um aus dem niedrigen Buschfeld ringsumher eine schattige, fruchtüberladene Oase entstehen zu lassen.

Das Klima von Kamaggas ist der Meeresnähe und geringen Meereshöhe (ca. 275 m) des Ortes entsprechend dem Gartenbau günstiger als das von Steinkopf.

Wer in den Missionsgarten von Kamaggas tritt, glaubt nicht mehr in Südwesafrika zu sein; es gibt keinen zweiten Ort im ganzen Namalande, der so tiefen Schatten in so üppigem Grün bietet: Apfelsinen blühen das ganze Jahr über, ihre Hauptblütezeit fällt in den August und September, die Hauptreifezeit in den Juli und August. Ein Baum brachte in einem

Jahr über 3000 Früchte zur Reife, 1 engl. Pfund ist kein Ausnahmegewicht der Frucht. Jetzt haben die Bäume stark unter Schildläusen gelitten. Die



Die Tempelschlucht im Quarzit von Kamagras.

Zweige der Mandarinenbäume, hier „Naartjes“ genannt, brechen zuweilen unter der Fruchtlast. Schildläuse haben den Baum bis jetzt verschont.

Zitronen blühen und reifen ununterbrochen, obwohl sie zuerst und am stärksten von Schildläusen befallen werden. Eine kleine, hühnereigroße, saure Zitronenart wird statt des Essigs im Haushalt verwandt. *Citrus decumana* L. ist nur in wenigen Bäumen angepflanzt. Während Apfel- und Birnbäume sehr wenig Frucht tragen und die Aprikosen klein bleiben, reifen die Pfirsiche groß und zuckersüß im Februar und März auf übrigen Zweigen. „Stinkläuse“ haben viel Schaden unter den Pfirsichbäumen angerichtet. Quitten, Guayava (*Psidium*), Feigenbäume, Maulbeerbäume und Datteln tragen reich. Granatäpfel, Loquats, Kaktusfeigen und Erdbeeren gedeihen gut. Bananen mit reifen Früchten bilden einen kleinen Hain. Mandeln blühen zwar reich, tragen aber nur wenig Frucht. Neben dem Apfelsinenbaum bietet der Weinstock, in Laubengängen gezogen, die köstlichste Gabe der Kamaggasgärten. Die Trauben reifen im Januar und Februar.

Zwischen den Obstpflanzen bilden Ziergewächse schöne Gruppen: der Oleander bildet 5—6 m hohe, immerfort blühende Hecken. Bambusen werden zu Peitschenstielen und Wagenzeltgerüsten verarbeitet. Kapische Syringen, etwa 15 m hoch, liefern ein Zimmerholz, das seiner Zähigkeit und leichten Bearbeitbarkeit wegen geschätzt wird. Eucalyptusbäume, Port Jackson, Akazien, Pfefferbäume, Cypressen, Rosen und Myrthen gedeihen. Ein weidenartiger Baum mit zahlreichen Nestern des Webervogels, *Ploceus capensis* L. an den hängenden Ästen ist einer der höchsten Bäume in der Nähe des Wassers.

Daneben werden ungezählte einjährige Gartenblumen mit Erfolg gezogen, von Gemüse vor allem Zwiebeln, Kürbisse und Melonen. Tabak wird am Wasser angepflanzt und gedeiht. Die Blätter werden grün über dem Feuer getrocknet und sind dann rauchbar.

Aber obwohl der Bastard an den Quellen von Kamaggas unter Bedingungen lebt, wie sie die Natur in vielen Meilen Umkreis keinem weißen Ansiedler bietet, hat er doch nicht die Energie, sich hier sein Glück zu gründen. Auch

E. Die Viehhaltung

der Bastards wird nie vorwärts kommen, die Tränken sind zu verwahrlost. Wo aber in Trockengebieten keine ausreichenden Tränken angelegt und offen gehalten werden, wird das beste Weidefeld entwertet.

Die Weideverhältnisse sind nur soweit geregelt als es die notwendigste Rücksicht auf Garten- und Ackerbau erfordert. So dürfen Ziegen und unbespannte Pferde zwischen den Gärten nicht weiden und Milchkühe müssen nachts angebunden werden.

Nach beendigtem Pflügen hat der Gemeindevorstand zu bestimmen, welches Weidefeld in der Regenzeit zu benutzen und welches für die Trockenzeit aufzusparen ist. Zudem hat Niemand das Recht, vor dem 1. Januar in das Erntefeld mit seinem Kleinvieh zu ziehen. Der Sinn dieser Bestimmung ist, für die bei der Ernte nötigen Zug- und Dreschtiere immer ein frisches Weidefeld aufzusparen. Von Mitte Februar ab, nach Einbringen der Ernte, darf das Vieh auch nachts wieder allenthalben frei weiden.

Der Weidebetrieb gleicht i. A. dem der Hottentotten im Groß-Namalande.

Das Rind, wie es scheint, in Bastarden verschiedenen Grades aus afrikanischen und holländischen Rassen zusammengesetzt, wird als Milchtier nur von den wohlhabenderen Bastards gehalten. Der Handelswert einer Milchkuh mit Kalb betrug zur Zeit meines Aufenthalts ca. 10 £ (200 M.), eines Schlachtrindes 7—8 £. Von einer Kuh ist (wie wir bei der Viehhaltung der Hottentotten näher zu betrachten haben) i. A. nur in den ersten 6—8 Monaten nach erfolgtem Kalben in immer mehr abnehmender Menge Milch zu bekommen. Da aber die Bullen immer bei den Kühen bleiben, soll die Kuh in einem guten Weidejahr schon 1 Monat nach dem Kalben wieder trächtig und entsprechend frühzeitiger „trocken“ werden. Einzelne Kühe geben das ganze Jahr über Milch, wenn auch in immer geringerer Menge.

Während das Rind vorwiegend im Besitz der Bessersituierten sich befindet, ist die Ziege mit einem Handelswert von 13—20 sh. das Haustier der kleinen Leute. Die Hauptmasse der Bastards ißt Ziegenfleisch und trinkt Ziegenmilch. Schafmilch wird seltener genossen. Das südafrikanische Fettschwanzschaf wird in erster Linie seines Fleisches wegen gehalten und mit 15—20 sh. bezahlt. Wollzucht wird nicht betrieben, der Preis eines frischen Schaffells beträgt wie der eines Ziegenfells 1—2 sh.

Im Januar werden die Ramme zugelassen; im Juni und Juli, also zur Zeit eines guten Weidefeldes, lammen die Tiere; die Schafe bringen meist 1 Junges, die Ziegen gewöhnlich 2 zur Welt. Wenn die Tiere trächtig sind, ungefähr von März ab, werden die Ramme aus allen Herden zusammengetrieben und einem besonderen Viehwächter übergeben. Gewöhnlich läßt

man die Tiere nur einmal lammern, Arme glauben ab und zu, auf einen grünen Zweig zu kommen, wenn sie den Ramm zweimal im Jahre zulassen.

Als Zug- und Reittiere werden kleine Pferde, die sog. boschikops (15—30 £), Maultiere (von Eselhengst und Pferdestute), schlechtweg Esel genannt (20 £) und echte Esel, donkeys (6—7 £) gehalten.

Nach einer Zählung vom Jahre 1890 besaßen die ca. 80 Bastardfamilien von Kamaggas im ganzen 550 Rinder und 4000 Stück Kleinvieh. Der Viehbestand des ganzen Klein-Namalandes⁴⁰⁾ (Besitz der Weißen und Einborenen zusammen genommen) setzte sich um 1903 zusammen aus 5270 Kühen und Färsen, 2790 Ochsen, 131240 südafrikanischen und 2290 Merinoschafen, 93679 Ziegen.

Über die Viehkrankheiten, die mir als Brand-, Krimp-, Jaagt-, Bloed- und Malkopziekte genannt wurden, habe ich wissenschaftlich verwertbare Beobachtungen oder Angaben nicht sammeln können. Wenn nach besonders ergiebigen Regen die Weidepflanzen überreich aufschießen, werden die Schafe von vorsichtigen Hirten nur für einen Teil des Tages auf die Weide gelassen, um sie vor der „Geelziekte“ zu bewahren, deren Ursache die Ansiedler in einer Verfettung der inneren Teile infolge übermäßiger Ernährung sehen.

F. Wirtschaftliche Lage und Charakter der Bastards.

Wie sich die verschiedenen Tätigkeiten der Bastards nach den Jahreszeiten regeln, zeigt folgender Kalender:

Dezember . . .	}	Tagelohnarbeit in den Kupferminen.
Januar . . .		
Februar . . .		
März		
April	}	Übersiedelung ins Ackerfeld, Austreiben des Viehes, Einpflügen der Saat.
Mai		
Juni		
Juli	}	Vieh weiden, Gärten bebauen.
August . . .		
September . .		
Oktober . . .		
November . .	}	Ernten, Übersiedelung ins Dorf.
Dezember . .		
Januar . . .		

So ist das Jahr scheinbar besetzt. Bei genauerem Zusehen aber zeigt sich, wie viel Zeit nutzlos vertrödelt wird. Das Grundübel ist, daß die Bastards mit wenigen Ausnahmen nicht den Trieb oder nicht die Kraft haben, ihre Wirtschaft auf eine höhere Stufe zu heben.

Wer in Kamaggas sein Gartenland ganz oder teilweise brach liegen läßt, so lautet zwar das Gemeindegesetz, hat davon seinen Kindern oder denjenigen abzugeben, die noch ohne Gartengrund sind, — das Nutznießungsrecht soll auch erlöschen, wenn das Land drei Jahre nach der Zuteilung noch nicht bearbeitet worden ist, — die Bewässerung ist von den Korporalen so geregelt, daß bei gemeinschaftlicher Benutzung eines Staudamms das Recht der Wasserzuleitung für bestimmte Zeit vergeben wird, so daß jeder auf seinen Anteil kommt, — und doch ist das Resultat aller aufopfernder Bemühungen der Mission, daß der größte Teil des herrlichen schwarzen Gartenbodens im Quellgebiet von Kamaggas brach liegt. Von einem Bewässerungs- und Bebauungsplan, der konsequent durchgeführt den Ertrag des Bodens zum mindesten verzehnfachen würde, ist nicht die Rede. Jeder Vorschlag scheitert hier an dem passiven Widerstand der Leute und an einem niedrigen Mißtrauen, das sie in diesen Angelegenheiten dem Missionar entgegenbringen.

Da sie trotz eines dreivierteljahrhundertlangen Zusammenlebens mit Weißen noch nicht gelernt haben, Gemüse zu essen, ist ihnen der Gartenbau nichts mehr als Liebhaberei; daß er sie ernähren und ihnen eine Erwerbsquelle sein könnte, daß Gemüse und Obst, frisch oder konserviert, in den Minengebieten guten Absatz finden würde, sehen sie nicht oder wollen sie nicht nützen. Statt von den Produkten eigener intensiver Bodenwirtschaft zu leben, gewöhnt sich der Bastard von Jugend auf an europäische Konserven und Genußmittel: Büchsenfleisch, Hartbrot, Zucker, Kaffee, Tee, Tabak und Spirituosen sind ihm unentbehrlich geworden. So lebt der Bastard in höherem Maße als er durch Gegenleistung ausgleichen kann von der Arbeit Weißer, ohne sich dieses Luxus bewußt zu sein.

Unter den Folgen dieser Mißwirtschaft leidet auch der Ackerbau: Schulden und Geldnot zwingen sie, die Ernte sogleich an durchreisende Händler oder an ihre Schuldner, die ansässigen Kaufleute, loszuschlagen, ohne für sich selbst den nötigen Sommervorrat zurückzulegen. Sie müssen sich dann später zuweilen ihr selbst gebautes Getreide wieder zurückkaufen. Dann fehlt es zur Pflügezeit an Saatgut, und was ihnen zur Aussaat vorgeschossen wird, wandert oft genug in den Kochtopf statt auf die Felder.

Wenn auch die Niederschläge im Klein-Namaland reichlich genug sind um den Grundwasserspiegel an zahlreichen Stellen in leicht erreichbares Niveau zu heben, liegen die Wasserverhältnisse in den Bastardbezirken beschämend im Argen. Der Plan eines energischen weißen Gemeindeglieds oder der Rat des Missionars, das Wasser im gegebenen Fall zu fassen oder zu decken und in Tränken zu leiten, findet nirgends Entgegenkommen: es ist ja so viel bequemer, das Vieh an die schmutzigen Tümpel laufen zu lassen, mag es die Ufer zertreten und vom eigenen Mist saufen.

Im Außenfeld stößt man auf Wasserstellen, an die das durstige Vieh im Trab herankommt um durstig vor der schlammigen Pfütze umzukehren, so bei Enriet im Steinkopfer Gebiet. An derselben Stelle, an der die Buren während der Kriegszeit tiefes, klares Wasser gegraben und in Tränken geleitet hatten, wo täglich mehrere Hunderte Stück Vieh sofften, konnten wir — nachdem das Land wieder der Bastardgemeinde verfallen war — einen einzigen Ochsen unseres Gespanns tränken! Daß bei solcher Verwahrlosung die Viehhaltung nicht hochkommt, ist selbstverständlich.

Wo die nächstliegenden Aufgaben vernachlässigt werden, da ist irgend welche Rührigkeit in einem Erwerb, der über die Tagesbedürfnisse hinausgeht, nicht zu erwarten. Die Zeit nach Einbringen der Ernte bis zu den nächsten Regen wird zwar von einem Teil der Bastards zu Lohnarbeit in den Kupferminen verwandt. Aber hier gilt heute noch, was schon vor Jahrzehnten sich herausstellte: Als in den 50er Jahren die Kupferminen in Spektakel noch reichen Ertrag gaben, zogen sich viele Bastards dahin und verdienten gutes Geld, aber wie ihr eigener Missionar sagt, „das Volk ging zugrunde mit dem baren Gelde in der Hand“⁴¹⁾.

Mit der wirtschaftlichen Unmündigkeit der Bastards paart sich die Indolenz als Erbteil ihrer Hottentottenmütter. Was an deren Mitgift gut war, die Fähigkeit, mit den wenigen von der Natur gebotenen Mitteln die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu bestreiten, hat der Bastard längst verloren; lieber auf Schuld ein Paar Schuhe vom Händler kaufen als sich selbst Fellschuhe schneiden und das Sohlenleder dazu als Rohware einhandeln. Der Schilling, den er sich heute mühelos verdienen kann, indem er das frisch abgezogene Schaf- oder Ziegenfell in den Laden bringt, ist ihm mehr wert als das Vielfache dieses Betrags, das er sich erarbeiten kann, wenn er die Felle gerbt und zu Felldecken zusammennäht.

Der Krebschaden der Bastardgemeinden, an dem jeder Versuch, das Volk zur Arbeit zu erziehen, scheitern muß, ist die kommunistische Verfassung. Auf

den Strebsamen (das sind jetzt die wenigen weißen Ansiedler mit Bürgerrecht in der Gemeinde) fällt für ihn selbst wenig, für seine Kinder unsicherer Gewinn, wenn er Land urbar macht oder Brunnen gräbt. Denn das Land bleibt Eigentum aller, und von deren gutem Willen hängt es ab, ob sie den Kindern das Land, das der Vater zum Acker gemacht hat, zur Nutznießung überlassen. Das ausschließliche Benutzungsrecht eines selbstgegrabenen Brunnens erlischt nach 3 Jahren; dann darf jedes Gemeindeglied sein Vieh dort tränken. Aber keiner fühlt sich verpflichtet, zur Instandhaltung beizutragen und so läßt man das mühsam Geschaffene verkommen. Dem Einzelnen ist es nicht leicht, gegen so fest gewurzelte und allgemein geteilte laxe Auffassungen von Nächstenpflichten eine berechnete Forderung durchzusetzen.

Die Verhältnisse haben schließlich ein soziales Schmarotzertum groß gezogen, das die Trägen bestärkt und die Schaffensfreude der Strebsamen lähmt. Die Macht der Gemeinde, durch Beschluß der Volksversammlung ohne weiteres jedes fremde Element, das die Beschaulichkeit des konkurrenzlosen Daseins stören könnte, fernzuhalten, wirkt in gleichem Sinne demoralisierend. Es ist zugleich ein Frevel an der Kultur, wenn zu Gunsten einer kleinen Gemeinschaft fruchtbares Ackerland brach liegen bleibt und Wasser ungenutzt im Boden rieselt, während starke Arme sich von außen her recken, um hier Werte zu schaffen. Der Bur, den die Bastardgemeinden weder als Gemeindeglied noch als Pächter zulassen, wenn es ihnen nicht beliebt, dessen sie sich in der Tat mit allen Mitteln erwehren, ist aber trotz aller Rückständigkeit nach wie vor der Kulturpionier Südafrikas. Der Bastard leistet nichts für den Fortschritt. Seit 80 Jahren am Gängelbände der Mission, kann er heute noch nicht, weder im privaten noch im kommunalen Leben, auf eigenen Füßen stehen. Führte ihm nicht die Mission auch alle weltlichen Geschäfte, wäre er längst unter die Räder gekommen. Ohne jedes originale Volkstum, aus dem er Kraft schöpfen könnte, voller Verachtung für die letzten Reste auch der guten Seiten in der Tradition ihrer Hottentotten, aber mit den Ansprüchen und Fehlern ihrer weißen Väter komplett ausgestattet, vegetiert der größte Teil der Bastards, wo nicht der Missionar mit der moralischen Peitsche ständig dahinter steht, schlaff dahin. Ein Missionar, der nicht in religiöser Schwärmerei befangen ist, der seine Gemeinde nicht nur nach dem Sonntagsstaat beurteilt, in dem sich ihm als der Respektsperson jeder einzelne zu präsentieren sucht, wird sich durch guten

Kirchen- und Abendmahlsbesuch über den sittlich-sozialen Tiefstand der Bastardgemeinden nicht hinwegtäuschen lassen.

Zwei Möglichkeiten kommen für die Zukunft der Bastards in Betracht. Entweder sie bleiben dauernd entwicklungsunfähig: dann verdienen sie nicht als kommunistische Freiherrn auf unantastbarem Grundbesitz künstlich gehegt zu werden. Oder sie sind entwicklungsfähig: dann stelle man sie auf eigene Füße, indem man die Grundstücke des Gemeindebesitzes, die jetzt nur in privater Nutznießung sind, zu rechtlich uneingeschränktem erblichem Privatbesitz erklärt. In jedem Falle wäre diese Aufteilung im Hinblick auf die Möglichkeit eines Landerwerbs durch Nicht-Gemeindemitglieder ein Akt der Gerechtigkeit den vorwärts strebenden Mitbewohnern des Landes gegenüber. Und innerhalb der Gemeinde würde sie eine Befreiung aller Tüchtigen von der Hemmung durch die Trägen bedeuten. Der Kampf ums Dasein, der die Konkurrenz öffnet, wird einem jeden bald den Platz anweisen, dessen er sich wert macht. Die Mission würde dabei in der Aufgabe, dem Schwachen auf dem rechten Wege beizustehen, ein großes Arbeitsfeld haben. Dann muß freilich in der Gemeinde der Himmelsfrieden, in den sie sich jetzt wohlfeil einsingt und -betet, einem beschwerlicheren Christentum der Tat Platz machen. Jetzt tun sich die Gemeindeältesten durch inbrünstige Glaubensansprachen hervor; bei freier wirtschaftlicher Konkurrenz werden sie lernen müssen, sich und die Gemeinde zu angestrengter Arbeit aufzurütteln. Jetzt haben Frauen oft den Missionar durch seliges Sterben ergriffen; man wird sie lehren müssen, wie sie sich, gleich unseren Arbeiterfrauen in der Heimat, das Leben zu erkämpfen haben. Ob das die Bastards im Klein-Namaland lernen wollen oder nicht, wird einst über ihre Existenz entscheiden.

IV. TEIL

Das innere Groß-Namaland.

IX. Kapitel.

Relief und Landschaft.

Das Gebiet, das heute die Heimat der Nama-Hottentotten bildet, begrenzt im Süden der Unterlauf des Oranjestroms (*garib**) von seiner Mündung bis zum Land der alten Korana, dem Westteil des heutigen Gordoniadistrikts der Kapkolonie.

Im Osten geht das Groß-Namaland so allmählich in die Kalahari über, daß es schwer ist, hier eine natürliche Grenze zu finden (s. Kalahari). Ethnologisch mag man als Grenze die trockenen Flußläufe ansehen, in deren Gebiet die östlichen Nachbarvölker, Betschuanen und Kalahari-Buschleute, sich mit den Hottentotten berühren. Das wären, von Süden nach Norden, gegangen: der Unterlauf des Molopo stromaufwärts bis zur Einmündung des Auob, von da den Auob entlang bis zu seiner Vereinigung mit dem Elefantenfluß. Der grenzt das Gebiet der *Hai+guin*-Buschmänner von dem der Fransman-Hottentotten ab. Dann wäre die Grenze, nach Osten umbiegend, zum kleinen *Nosob* und diesem entlang nach Norden fortzusetzen. Bei der Freizügigkeit der Stämme am Westrand der Kalahari kann die oben abgesteckte Grenze nur den ungefähren Verlauf der Übergangszone des Groß-Namalandes in die östlichen Nachbarländer bezeichnen. Politisch trennt bekanntlich der 20. Längengrad östlich von Greenwich die deutsch-namaländische Interessensphäre vom Betschuanenland der Kapkolonie im Süden und dem der englischen Krone im Norden.

*) Von den geographischen Bezeichnungen der Hottentotten mögen hier nur diejenigen, die in der später zu gebenden Zusammenstellung nicht enthalten sind, in Parenthesen genannt sein. Im fortlaufenden Text ist meist die übliche vereinfachte Schreibweise angewandt, wie sie sich auf Karten oder im Sprachgebrauch der weißen Ansiedler eingebürgert hat.



ARISTIDA-STEPPE MIT TERMITENHÜGELN, ÖSTL. VON KUBUB.



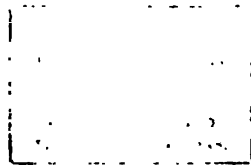
DER SLANGKOP VON OSTEN.



EUPHORBIA AFF. CERVICORNIS BOISS., AUS DEN TSAUKAIB-BERGEN.



URGEBIRGE NÖRDL. VON KUBUB, IM TAL ACACIA GIRAFFAE BURCH.



Die Ortsnamen des südlichen Hererolandes zeigen an, daß wir hier mindestens bis zur Breite von Windhuk in einem Mischgebiet der gelben und schwarzen Rasse sind. Weit im Norden des Kaokoveldes wohnen Hottentotten, und im Osten wird das Hereroland von den *!kxuan*-Hottentotten bis zum Epukiro umklammert. Ethnographisch betrachtet ist also die Nordgrenze des Groß-Namalandes nicht klar zu ziehen. Die Westgrenze bildet der Atlantische Ozean.

A. Die Grundzüge im Relief treten bei der Unterscheidung dreier Höhenstufen am besten hervor (s. Karte): die erste reicht vom Meeresspiegel bis zu 900 m auf, die zweite schließt die Höhen zwischen 900 und 1200 m, die dritte alle Erhebungen über 1200 m Meereshöhe ein. Um kurze Bezeichnungen zu haben, wollen wir diese Stufen als Nieder-, Mittel- und Hochregion unterscheiden.

Der größte Teil der Namib im Westen, ein durchschnittlich ebenso breiter Landstreifen längs des rechten Oranjeufers im Süden, endlich das östliche Randgebiet des südlichen Namalandes gehören der Niederregion an. Die Unterläufe der stärkeren Riviere, des großen Fischflusses (*!aub*) bis etwa Bersaba, des Koankip bis etwa 10 km südlich Bethaniens, des Tsaochab bis ca. 150 km landeinwärts, endlich des Swakop bis Otjimbingue, bilden tiefe Ausläufer der peripheren Niederregion in das Innere.

Den Südosten des Groß-Namalandes nimmt mit Unterbrechung durch die Karasberge vorwiegend die Mittelregion ein. Sie setzt sich in breiten, vorläufig nur unbestimmt abzugrenzenden Ausläufern nach Norden fort, zieht im Südwesten um das *!Huib*-Plateau auf die Westseite und schiebt sich hier als schmaler Streif zwischen die Nieder- und Hochregion ein.

Als ausgedehnte Tafelländer sind der Mittelregion die *!Han+ami*-, die *!Homs*- und *!Huib*-Hochplateaux (ca. 1500 und 1600 m hoch) aufgesetzt. Ihre Grenzen, vor allem ihr Übergang in die Gebirge des nördlichsten Nama- und des südlichen Hererolandes, sind nur lückenhaft bekannt. Im Südosten ragen als isolierte Gebirge unbekanntes Aufbaues die großen und kleinen Karasberge in ca. 2000 m Meereshöhe aus der Mittelregion auf.

Mit den kurz skizzierten Unterschieden der geographischen Lage und der Höhenstufen kombinieren sich nun als am schärfsten hervortretende Elemente des Landschaftsbildes die Unterschiede der geologischen Formationen.

B. Das Urgebirge, das als „Primärformation“¹⁾ den Grundsockel ganz Südafrikas einschließlich des Groß-Namalandes bildet, tritt uns überall in so stark gestörter Lagerung und vielfach in so metamorphosierten Gesteinen

entgegen, daß es zur Zeit unmöglich ist, über seine Entstehung und sein Alter etwas Bestimmtes auszusagen. Es scheint, daß es außer den archaischen Formationen auch Kambrium und Teile des Silur einschließt.

Die Primärformation tritt längs des rechten Oranjeufers zutage, reicht längs der ganzen Küste (soweit sie nach Norden bekannt ist) über die Namib hinaus landeinwärts vor, umsäumt also in breiter Zone den Süden und Westen des Groß-Namalandes⁴²⁾ (s. Tafel VI rechts unten). Dieser Randbezirk des Urgesteins ist nur an beschränkten Stellen genauer untersucht⁴³⁻⁴⁶⁾ 10).

Wir haben noch keinen Überblick, wie sich hier im Einzelnen die Gneise, Granite und kristallinen Schiefer verteilen.

Die Gneisfacies der Wüste ist früher (S. 65 ff.) beschrieben worden, die Granite und Schiefer fand ich am großartigsten im Grenzgebiet des Nama- und Hererolandes entwickelt. Verläßt man den schattigen Hain der Anabäume im Swakopbett bei Salem zu einem Vorstoß in das unwirtliche Gebirgsland im Süden, so sieht man sich schon nach wenigen Reitstunden von steilen zackigen Höhen umringt. Die Berghänge zwischen Salem und Tinkas sind mit scharfkantigen Schieferscherven bedeckt. Hier und da schlängelt sich über diese grauen und braunen Schutthalden ein schmaler Wildwechsel, oder Regengüsse haben den Schutt weggeräumt und auf dem anstehenden Fels sich einen schmalen, glatten Weg gebahnt.

Die Schichten des kristallinen Schiefers im Talboden des kleinen, unter Salzkrustenbildung eindunstenden Tinkas-Riviers bestehen aus schmalen, auf große Strecken streng parallelen Lagen schwarzen, grauen und weißen Gesteins. Der glatt gewaschene Felsgrund des Tals ist dementsprechend regelmäßig quergebändert, nur hier und da von regellos geschwungenen, starken Transversaladern weißen Quarzes durchsetzt. Die horizontalen Querbänder des Talgrundes setzen sich ohne Unterbrechung in die steil aufgerichteten, am oberen Rand scharfkantig angewitterten Talwände fort.

Zwischen die lamellär zersplitternden Schiefergesteine schieben sich wie Zyklopenmauern aus wild übereinander getürmten Riesenblöcken aufgebaut, kompakte, hellgelbe Felsrücken eines grobkörnigen Granits, den die schroffen Temperaturen des Tag- und Nachtwechsels immer tiefer zersprengen. Als sichere Wegweiser führen aus diesem Labyrinth von Tälern und Schluchten Oryx-Antilopen- und Zebrafährten auf die Fläche.

Wie im nördlichen Grenzgebiet, so tritt auch im westlichen Namalande der Granit in kompakteren, wuchtigeren Formen als der Gneis in der Landschaft auf.

C. Es gibt kaum einen größeren Gegensatz für den Reisenden als den eines Übergangs vom Urgebirge in das Tafelland. Statt jener unförmigen Rundklötze oder jener Zacken, die in buntem Wechsel die zerrissenen Konturen der Gneis- und Granitgebiete des Namalandes beherrschen, die in den Aasbergen bei Windhuk, in den Gebirgen um Okahandja und im Massiv der Erongoberge bei Karibib uns so wild entgegentreten, läßt das Tafelgebirge der großen Plateaux in ruhigen Parallelen die Tektonik seines Aufbaues meilenweit erkennen. Auch frei erodierte Einzelerhebungen am zerrissenen Rand einer Tafellandschaft geben sich schon auf weite Entfernungen in der parallelen Schattenzeichnung ihrer Hänge als Sedimentgebilde zu erkennen.



Naiams.

Die Schichten der Tafelberge lagern, schwach nach Osten geneigt, diskordant über der Primärformation, deckten früher wahrscheinlich größere Strecken Landes, sind heute aber in zusammenhängender Lagerung nur auf die oben genannten vier Hauptplateaux beschränkt. Ihr Material ist Sandstein, der (soweit die älteren Untersuchungen¹³⁻¹⁵) reichen) im *Huib-* und *Homs-* Plateau und in den *Kharas-*Bergen Gneisen und Graniten direkt aufliegt, auf den beiden erstgenannten Hochebenen von graublauem Kalkstein unvoll-

ständig überlagert wird, im *!Han#ami*-Plateau dagegen mit Ausnahme weniger Punkte frei zu liegen scheint und auf Schiefer ruht.

Über das Alter dieser „Namaformation“ wissen wir nichts: Die einen ²⁾ ordnen sie vermutungsweise in das System der ältesten Sedimente Südafrikas ein, als ein Glied der Campbell-Rand-Serie, die noch vor Ablagerung der Kapschichten (denen die Sandsteinformation des Tafelberges bei Kapstadt als älteste angehört) sich gebildet haben. Andere ¹⁾ sehen in den Kalk-, Sand- und Schiefergesteinen der Namaformation Ablagerungen aus der Zeit jener Kapschichten selbst. Andere ⁴⁷⁾ endlich weisen ihnen ein noch jüngeres Alter zu und stellen sie zur Stormberg-Serie des Karoo-Zeitalters. Fossilienfunde werden hier hoffentlich bald Aufklärung bringen.

Am Fuße der Tafelgebirge dehnen sich nun, die Plateaux verbindend, die Ebenen der Mittelregion aus. Wo sie in großer Ausdehnung als abgesunkene Schollen (im Gebiet der Veldschoendragers ⁴⁸⁾ ⁴⁷⁾, wo sie als entblößte Basis ehemaliger Tafelberg-Überlagerungen (in Gebieten nördlich des Oranje) aufzufassen sein mögen, ist nur in wenigen Fällen mit annähernder Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit festgestellt. Als Zeuge eines alten abgewitterten oder abgeschwemmten Landes ragt südwestlich von Keetmanshoop der Slangkop (*sō//noab*) aus der Ebene (s. Tafel VI). Als Inseln der Gewässer, in denen sich der Namaquasandstein absetzte, werden der Zwartkop-Gneishügel südwestlich Bethaniens und die nördlich gelegenen steil aufgerichteten Schiefer des Knibergs angesehen ⁴³⁾.

An den Steilabfällen der Hochebenen gegen die Mittelregion sind bis jetzt die klarsten Aufschlüsse gewonnen worden. Daß bei Bethanien der blaue Oberflächenkalk des *!Huib*-Sandsteinplateaus in gleichem Niveau mit den Schiefeln auftritt, die denselben Sandstein des östlichen *!Han#ami*-Plateaus unterlagern, beweist, daß die Ebene zwischen den beiden Hochländern Verwerfungen ihre Entstehung verdankt. Die Richtung der Verwerfungslinien, annähernd von Süd nach Nord, ist vielleicht wie die ebenfalls küstenparallele Verwerfungslinie Rehoboth-Windhuk-Omburo ein Hinweis, daß gleich verlaufende Schollenbrüche einst die Küstenlinie Südwestafrikas vorgezeichnet haben.

Als Grabenversenkung zwischen dem *!Han#ami*-Plateau und dem noch wenig bekannten östlichen Tafelland wird das Fischflusstal, in dem Bersaba liegt, aufgefaßt.

Aus der Bersaba-Ebene steigt unvermittelt 700 m hoch ein Berg auf, von tiefen Regenrillen gefurcht, aus Porphyrtuffen geschichtet⁴⁹⁾, ein erloschener Stratovulkan von hohem Alter aus postkarbonischer Zeit: der Groot-Broekkarosberg, *Gaitsijubib* der Hottentotten (s. Tafel VII). Der annähernd kreisrunde Krater öffnet sich nach Süden in einem steilen, engen Tal, in dessen Tiefe das Wasser in selbstgewühlten Becken steht; der Zugang von Süden her ist durch einen abgesunkenen zerklüfteten Wall verbarrikiert.

D. In einem Land, in dem die Wasserfrage den Kernpunkt im Haushalt aller Lebewesen bildet, sind die periodisch sich füllenden Flußbetten, die Riviere, die Strecken reichsten Tier- und Pflanzenlebens und die wichtigsten Stützpunkte des eingeborenen wie des weißen Menschen. Wir haben im Groß-Namalande fünf solcher Rivier-Gebiete zu unterscheiden:



Blick vom Südwall in das Innere des alten Kraters. Links eine *Aloë dichotoma* L.

a) In der nördlichen Grenzregion das Gebiet des Swakop und des Kuiseb. Es sind die beiden südlichsten und größten der Wasseradern, die den ca. 300 km breiten Weststreifen Südafrikas, von Kunene südwärts bis zur Wasserscheide gegen den Fischfluß und die versiegten Namib-Riviere, direkt zum Atlantischen Ozean drainieren.

b) Das Gebiet der versiegten Namib-Riviere, mit der Breite von Sandfischhafen als nördlicher, dem Oranje-Unterlauf als südlicher, dem Westabfall der Hochregion als östlicher Grenze. Soweit unsere Kenntnis dieses unzugänglichen Landstrichs reicht, gibt es hier keine Riviere, die jemals oberirdisch Wasser zum Meere befördern, sie verschwinden im Wüstenschutt.

Wo im Oberlauf der kleinen Wasseradern das Grundwasser zutage oder in erreichbares Niveau tritt, sind Ansiedelungen möglich (Burenfarm Witpütz im Südosten des Lüderitzlandes). Was wir über die Wasserverhältnisse des küstennahen Westens unseres zweiten Riviergebiets aussagen können, geht nicht über die fast 80 Jahre zurückliegenden Angaben des amerikanischen Kapitäns Morrell⁶⁾ hinaus. Dessen Mitteilungen scheinen mir für einen Versuch, von der Küste aus in das unbekannte Land einzudringen, Anhaltspunkte und für die Frage etwaiger klimatischer Veränderungen in historischer Zeit brauchbares Material zu enthalten.

c) Das Gebiet des großen Fischflusses ist das Haupt-Entwässerungsareal des Groß-Namalandes. Es umfaßt, mit südlicher Gesamtrichtungs-Resultante aller seiner Läufe, einen Landstreifen, der sich von den Auasbergen im nördlichen Grenzgebiet bis zum Oranje ca. 600 km in nordsüdlicher Richtung mit ca. 125 (in 24° s. Br.) bis 275 km (in der Breite von Keetmanshoop) west-östlicher Ausdehnung zwischen dem Namib- und dem Kalaharisystem ausdehnt. Von der Ostabdachung der *Huib-* und der südlichen *Homs-*Hochebene führt dem Fischfluß kurz vor seiner Mündung in den Oranje der Koankip als stärkste Parallelader sein Wasser zu.

d) Der Ostrand des Groß-Namalandes gehört dem westlichen Zuflußgebiet des Molopo, also hydrographisch bereits der Kalahariregion an.

e) Nur die Südostecke, mit Warmbad, stellt noch ein selbständiges Gebiet direkter kleiner Oranje-Zuflüsse dar.

Die Sinkstoffe, die nach dem Versiegen und Abdunsten des Wassers im Rivierbett zurückbleiben, erhärten zu grauen, feinerdigen Massen von großer Fruchtbarkeit (s. Analysen im Anhang). Dieser Boden und noch mehr der unschätzbare Vorzug erleichterter Wasserversorgung machen die Riviere zu Oasen (s. Tafel VIII). In ihrem Schutz wagt sich die Vegetation des regenreichen Binnenlandes je nach der Stärke des Riviers verschieden weit in den Wüstengürtel der Küste vor; zuweilen durchsetzt sie ihn bis in nächste Nähe des Meeres. Dann werden die Gegensätze der Flora und der Vegetationsformen unmittelbar aneinander gerückt, verstärkt durch den Gegensatz im Relief des Landes.

So öffnet sich landeinwärts hinter Nonidas die öde Kieswüste der Namib wunderbar in die Felsentäler der Swakopwildnis. Das Haupttal buchtet sich in unzählige Seitenschluchten aus und höher hinauf haben die Regenrillen besonders in die linken Uferhänge so tief und in einander greifend eingeschnitten, daß die stehengebliebenen Felsen in der scharfen

Verteilung von Licht und Schatten der Frühsonne wie ein großes, dichtgedrängtes Zeltlager erscheinen, auf das man von oben herabsieht. Eine unvergleichliche Erquickung aller Sinne empfindet wer nach heißem Tagesritt in den Uferwald des Riviers einreitet. Giraffenakazien mit duftenden gelben Blütenbüscheln, Ebenholzbäume mit myrthenartigem Laub an den hängenden Zweigen und lichtverästelte Tamarisken geben lang ersehnten Schatten. Um blühende Sträucher und Kräuter mit Blumen aller Farben regt sich ein geschäftiges Insektenleben, von den Zweigen hängen die Nester der Webervogel und Vogelstimmen werden laut. Fährten von Antilopen, Schakalen, Hyänen und Pavianen führen zu einer Stelle, wo frisches Wasser blinkt — der Anblick wiegt alle Schönheiten ringsumher auf.



Acacia aff. maras Engl. im Tsaobisrivier, mit vorwiegend horizontaler Wurzelausbreitung. Der vom abkommenden Fluß umgestürzte Baum rechts zeigt, wie kurz die senkrecht eingehende Pfahlwurzel ist.

Meine botanischen Sammlungen reichen nicht aus, die Riviervegetation floristisch zu analysieren. Nur einige Charakterpflanzen seien genannt. Akazien bilden den Hauptbestandteil des grünen Ufersaums. Die häufigste Art, der „Dornbaum“, *Acacia horrida Willd.* (h: //kχūs), an den starken, weißen, kleinfingerlangen Dornen der jungen Büsche und der unteren Par-

tien ihrer Bäume leicht kenntlich, bildet in kleinen Rivieren hohe Hecken; in größeren schließt sie sich zu dichten park- bis waldartigen Beständen zusammen (s. Tafel VIII).

An Wucht des Wuchses gebührt dem dichtest belaubten Schattenspender des Swakoptals, dem Anabaum (h: *ana-s*), der *Acacia albida* Dël., allen Verwandten gegenüber der Vorrang. Ich sah den Baum in Riesensexemplaren bei Salem im Swakopunterlauf; im Kuisebtal bei Rooibank kämpft er nur vereinzelt, in halb abgestorbenen Kümmerlingen, gegen die Trockenheit an.

Die Bäume der Riviere als Hauptvertreter einer „Grundwasservegetation“^{24) 50)} Südwestafrikas anzusehen, scheint mir einer Einschränkung zu bedürfen. Eine Pflanze, die das Grundwasser sucht, wird in Trockenländern, der tiefen Lage des Grundwasserspiegels entsprechend, ihre Wurzeln vorwiegend in die Tiefe senden. Im Gegensatz dazu überrascht die vorwiegend oberflächliche Wurzelausbreitung von Akazien, die in Rivieren stehen: Im Tsaobis-Rivier, einem linken Nebenflüßchen des Swakop südlich Otjimbingue, hatte bei der Farm Kaltenhausen das abkommende Wasser das Wurzelwerk mehrerer großen Exemplare sogenannter Bastarddornbäume, wahrscheinlich zu *Acacia maras* Engl. gehörig, so weit bloßgelegt, daß es geringe Mühe kostete, durch Weitergraben den Wurzelverlauf im Überblick festzustellen (s. Fig. auf S. 141). Nur mit einer kurzen Pfahlwurzel geht der Stamm senkrecht ein (siehe rechts den umgerissenen Baum), die Hauptmasse der Wurzeln verbreitet sich etwa 1—2 Fuß unter der Oberfläche rein horizontal in weitem Umkreis. Der Radius der oberflächlichen Wurzelausbreitung eines Baumes von 4,3 m Stammumfang über dem Boden betrug 38 m, eines schwächeren von 3,8 m Umfang, 26,2 m. Die Bodenfläche, die der Baum beherrscht, ist noch etwas größer anzunehmen, da die Wurzeln an der abgesteckten Grenze noch Daumendicke besaßen und noch ein Stück weit unkontrolliert fortliefen.

Wir haben im vorliegenden Falle kein Recht anzunehmen, daß die relativ schwachen Wurzeln, die vom Oberflächengewirr in die Tiefe gehen, den Grundwasserspiegel erreichen, denn der tritt in diesem Falle im benachbarten Brunnen erst 14 m unter der Oberfläche zutage; und dieses Wasser stammt nicht aus dem weichen Boden des Riviers, sondern aus dem darunter liegenden Felsgrund und wurde erst durch Sprengen erschlossen. Dagegen war der weiche Rivierboden (obwohl seit dem letzten Abkommen schon 6 Monate vergangen waren, das Bett vom Februar bis September trocken gelegen hatte) schon in 1 m Tiefe unter der sonnigen Fläche so

feucht, daß er sich ballen ließ. Wo das abkommende Wasser erdige Bestandteile dem Riviersand beimischt oder an anderen Stellen eine schützende Decke eintrocknenden Schlammes zurückläßt, wird die Verdunstung aus dem Boden verzögert; aber auch ohne dies wird dem Baum Zeit bleiben, mit Hilfe seiner weit ausstrahlenden Oberflächenwurzeln das einsickernde Wasser sich nutzbar zu machen. Rivierbäume mit vorwiegend horizontal ausgebreitetem Wurzelwerk sind meiner Auffassung nach Pflanzen, die nur ein- oder einige wenige Male im Jahr kräftig begossen zu werden brauchen, um zu gedeihen. Also nicht auf das Grundwasser in der Tiefe, sondern



Tamarix spec., ca. 10 m hoch. Koankip bei Chamis. August 1905.

auf das abkommende Rivierwasser, zu Zeiten vielleicht auch auf einen starken Regenguß, der ihnen direkt zu gute kommt, sind diese Rinnsalpflanzen angewiesen. Wenn sie hier und dort das Grundwasser erreichen oder in ihrem Wurzelbereich der Boden kapillar Wasser aus der Tiefe nachsaugt, so wäre das als lokale Gunst des betreffenden Standortes aufzufassen.

Die Entbehrlichkeit des Grundwassers für die Giraffenakazie oder den „Kameelbaum“, *Acacia giraffae* Burch. (h: //ga-nas), beweisen solche Standorte, an denen — wie auf weiten Strecken im Innern der Kalahari oder in oberflächlichen Regenrillen offener Ebenen im Namaland — jeder Versuch

des Menschen, auf Grundwasser zu stoßen, fehlgeschlagen ist. Das schließt nicht aus, daß Bäume, die hoch über dem Grundwasserspiegel gut gedeihen, in besonderer Üppigkeit sich entfalten, wo sie ihn erreichen.

Inwieweit andere Charakterbäume und -büsche der Riviere einer Benetzung von oben her durch Abkommwasser oder einer entgegengerichteten Zufuhr von Grundwasser (und von unten nachdringender „Bodenfeuchtigkeit“) sich angepaßt haben, konnte ich nicht untersuchen. Es kommt hier noch in Betracht: eine Tamariske mit zypressenähnlichem, meist salzig überstäubtem Laub, wahrscheinlich *Tamarix austro-africana* Schinz (h: *dabe-b*),



Zisypus mucronatus Willd., 7 m hoch, im Koankip-Rivier bei Chamis. August 1905.

dann der „Ebenholzbaum“ mit lanzettlichen Blättern rings um die hängenden Endzweige, *Euclea pseudebenus* E. Mey. (h: *tsabis*), endlich der „Rasenki-busch“, *Zisypus mucronatus* Willd. (h: *ta-ros*), den ich an den linksufrigen Hängen des Oranje bei Henkries besonders üppig fand.

Kleine Bestände bildet in fast allen Rivieren die südamerikanische *Nicotiana glauca* Grah., die „wilde Tabakspflanze“; im Klein-Namalande, bei Anenous, bildet sie auf offener Fläche einen Hain.

Wie die vorher genannten Bäume, so scheint auch der **igaira-s*-Baum, *Rhus lancea* L. f., und die *Gymnosporia lanceolata* (E. Mey) Loes, h: **joro-s*, vom Rivierwasser oder Grundwasser stark abzuhängen.

Von unzweifelhaften Grundwasserpflanzen des Groß-Namalandes seien zwei genannt. Die erste ist die Mattenbinse, eine *Cyperus*-Art der Sektion *Mariscus* (h: *iharu-s*, mit steigendem Worttonfall einer Terz); sie tritt in sandigen Rivieren, so im Kuiseb bei Rooibank, wo das Grundwasser hoch steht, in stattlichen Büschen in Menge auf. Auch auf felsigem Boden trifft man die Mattenbinse vereinzelt. Auf kahler Fläche hat schon eine einzige kümmerliche Pflanze zum Graben nach Wasser ermutigt. Durch die feinsten Spalten eines harten Felsens senkt sie ihre Wurzeln ein; man hat sie lebendig ca. 8 m tief in Dynamitsprenggruben gefunden, ist ihnen gefolgt und auf reiche Wasseradern gestoßen (so bei Steinkopf im Klein-Namalande).



Rhus lancea L. f. (links) und *Gymnosporia lanceolata* (E. Mey) Loes. (rechts, etwas über 5 m hoch). Chamis-Niederung. Ende August 1905.

Gleichfalls an Grundwasser gebunden, aber offenbar den schroffen Temperaturschwankungen des Binnenlandes nicht angepaßt, daher auf die milde Küstennähe beschränkt ist die *Acanthosicyos horrida* Welw., jene Cucurbitacee, die die Hottentotten *ina-ras* nennen. Die Pflanze bildet niedrige, weitläufig sich ausbreitende Büsche (s. Tafel IX), die trotz ihrer reichen Verzweigung dünn und licht erscheinen, da Blätter völlig fehlen. Die älteren Zweige sind mit einer grauen, tiefrissigen, im Innern hellgelblichen, zerreiblichen

Borke bedeckt. Die jüngeren Zweige, die alle älteren Teile überwuchern und der Pflanze die weithin erkennbare fahl-hellgrüne Farbe geben, sind

längsge-
streift. Feine
gelbgrüne
und weiß-
liche Bänder
wechseln
miteinander
ab und setzen
sich bis zu
den Spitzen
der Dornen
fort; nur
deren starrer,
1—2 mm
langer End-
stift ist
gleichmäßig
lichtbraun
gefärbt*).



Acanthosicyos horrida Welw. Die Nara mit reifen Früchten.
Aus den Dünen des unteren Kuisebgebiets. April 1905.

*) Das Wachstum der Nara: Die Dornen sind dem freien Zweigende schwach zugeneigt und stehen in Paaren. Der Winkel, den ein Dornenpaar einschließt, beträgt an jungen, noch unverästelten Trieben weniger als 90°. Wo aber aus dem Dornpaarwinkel ein Nebenzweig sproßt, weichen die Dornen eines Paares um annähernd 145° auseinander. Obwohl nun auch der Winkel, um den zwei benachbarte Dornenpaare auf der Zweigachse gegeneinander verschoben sind, an verschiedenen Zweigen verschieden ist, ist doch die Regel gewahrt, daß immer jedes 6. Dornenpaar die gleiche Stellung zur Zweigachse einnimmt wie das Paar von dem die Zählung ausging. Diese Gesetzmäßigkeit bei scheinbarer Willkür der Winkelgrößen wird verständlich, wenn man einen Zweig in der Richtung seiner Achse, am besten von der Ansatzstelle aus, so betrachtet, daß man die Winkelsummen der visierten Dornen in eine Gesichtsebene projizieren kann. Der Winkel, den ein Dornenpaar einschließt, sei = x. Der kleinere der beiden Winkel, den zwei benachbarte Paare mit den einander zugekehrten Außenseiten der Dornen in der Visierung einschließen, sei = y. Es ist leicht festzustellen, daß die Summe der Winkel x + y auf dem Wege vom 1. zum 6. Dornenpaar zwei Kreisbogen betragen. Die Gleichung, rein empirisch dem Objekt entnommen, lautet dementsprechend: 5x + 5y = 2 × 360°. Daraus ergibt sich die Größe x + y = 144°. Die Nara hält sich mit kaum erkennbaren Schwan-



Borkiger Stammteil der Nara.
1/2 nat. Gr.

Die unscheinbaren gelblichen Blüten entspringen kurzgestielt mit den jungen Sprossen aus dem Winkel eines Dornpaares. Die ausgereifte Frucht ist fast kugelförmig, ein wenig länger als breit, 40—45 cm im Umfang; das fahle Spangrün junger Früchte nimmt später gelbliche Töne an. Nahe der Ansatzstelle der Frucht tritt eine dunkler grüne Netzzeichnung deutlicher



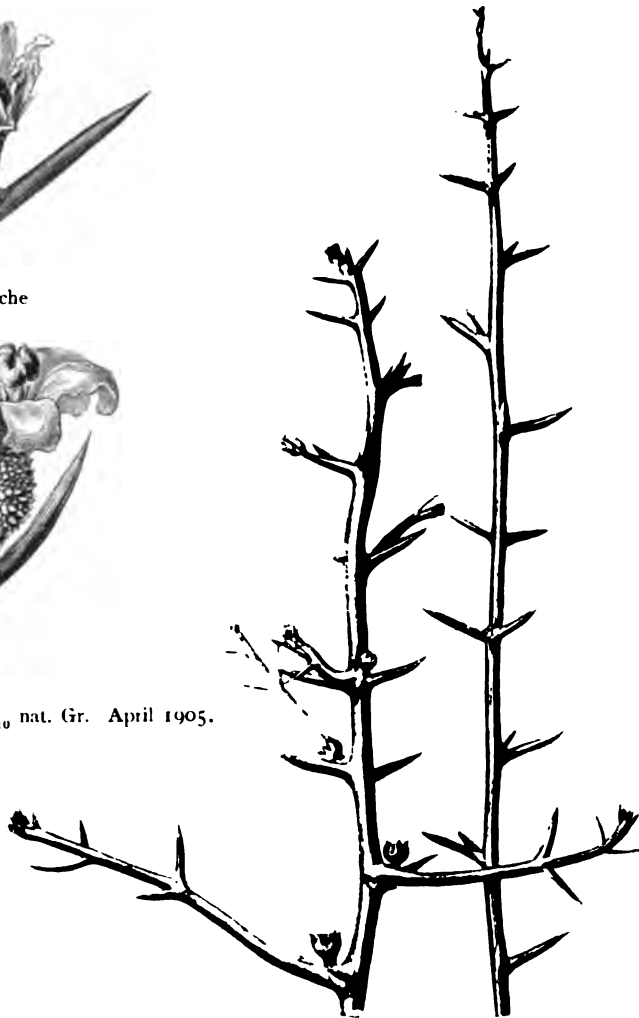
a Männliche



b Weibliche Blüte der Nara. $\frac{1}{10}$ nat. Gr. April 1905.

als auf der übrigen Oberfläche hervor.

Kegelwarzen, bei jungen Früchten relativ groß und bis zur Berührung genähert, bedecken die ganze Oberfläche.



Junge Triebe der Nara. $\frac{1}{10}$ nat. Gr. April 1905.

kungen an diese Konstante. Es sproßt nun im Laufe des Wachstums immer mitten aus dem Winkel eines jeden Dornenpaares, annähernd senkrecht zur Zweigachse gestellt, ein Seitenzweig: So beherrscht die Norm der Dornenstellung die ganze Verzweigung des Busches, mag er scheinbar noch so wild über die Düne wuchern.

Außer an den bekannten Standorten im Swakop- und Kuisebgebiet konnte ich die Nara in vereinzeltten Büschen noch weit im Süden nachweisen: in der Namib hinter Angra Pequena, bei einer Wasserstelle Haris, zwei Stunden vom Kuikop entfernt, und im Klein-Namalande bei Oograbis. Ihre Hauptentwicklung aber hat die Nara in dem weiten Dünengebiet südlich des Kuiseb-Unterlaufs. Wir wissen, daß ein beträchtlicher Teil des Grundwassers, das in der Tiefe des Kuisebriviers läuft, nicht den Hauptweg zur Walfischbai einschlägt, sondern nach Westen unter den Dünen hinweg in der Richtung auf den Sandfischhafen zum Meere durchsickert. Die Nara ist unabhängig von den minimalen, den Sand nur wenige Zentimeter tief netzenden Niederschlägen ihres Standortgebiets, da sie ihre Wurzeln durch den Sand zum Grundwasser sendet.

Die Nara bildet inmitten der öden Sandberge Oasen für das Insektenleben. So sah ich im Oktober 1903 die Narabüsche in den Dünen beim Sandfischhafen von buntgesprenkelten Mylabriden, *Mylabris Zizaga Mars*, besucht. Wenn sich die Tiere entdeckt sehen, lassen sie sich zu Boden fallen und scheiden an allen Beinen aus den Tibiofemoralgelenken grobstecknadelkopfgroße Tropfen eines geruchlosen, goldgelben, klaren Saftes aus.

Seltsam erscheinen inmitten derselben Dünen bei Sandfischhafen frischgrüne Flecken eines Grases, das sonst nur die feuchtesten Rivierniederungen (z. B. des Swakop bei Nonidas) deckt; ebenso überraschend ist der Anblick eines übermannshohen, dichten, von Vögeln belebten Schilfröhrichts, das statt von Wasser von glühenden Dünen umsäumt ist. Wir haben hier, wie der Fund eines starken Schilf-Schlicklagers bekräftigt (s. S. 21), einen alten Rivierlauf vor uns, der zu einer Grundwasserader versiegte und vom Sand begraben ward.

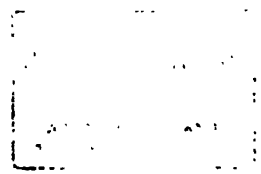
E. Wenden wir uns jetzt der Vegetation des offenen Feldes zu. Unabhängig von den Frühlings-Regenfällen lockt hier die zunehmende Wärme an vielen Bäumen und Sträuchern die ersten Blüten und Blätter heraus. Schon im September öffnen sich im Komashochland die Blütenstände der *Albizzia authelmintica Brongn.*, walnußgroße, weiße Pinselbäusche an merkwürdig dick, wie abgebrochen endenden Zweigen. Sie leuchten weithin und geben der dürren Landschaft die erste Frühlingsfreudigkeit. Je reicher mit Bäumen und hohem Buschwerk das Land bestanden ist, desto unabhängiger erscheint das Wiedererwachen der Natur vom Eintritt der Regen zu sein. Im Innern des Groß-Namalandes kommt diese Vorstellung schwer auf, denn statt des dichten Busches, der große Teile des nördlichen



DER GAITSIGUBIB VON SÜDEN.



BLICK NACH DEM GIPFEL DES VULKANS VON DER HÖHE DES WALLES,
IM HINTERGRUND DIE NÖRDLICHE KRATERWAND.



Grenzgebietes überzieht, finden wir hier ein Niedergebüsch, das überall breit zwischen sich die nackte staubige Erde oder das Gestein durchblicken läßt und, was seine Wasserversorgung anlangt, wie armes Volk von der Hand in den Mund lebt.

Es fehlen im Bereich der Tafelländer jene unzähligen Vertiefungen, Rinnen, Schluchten, Täler, jene Hänge und geschützten Winkel, die als Wassersammelstellen und Orte größeren Wind- und Insolationsschutzes im zerklüfteten Urgesteinsgebiet des Hererolandes der Pflanzenwelt Asyle gewähren. Vom Relief der Landschaft und der Zusammensetzung des Untergrundes abgesehen fällt ins Gewicht, daß das Hereroland sich zu größeren Meereshöhen erhebt und

deshalb schon, von seiner Tropennähe nicht zu reden, niederschlagsreicher als das Namaland ist. Hier kann sich nur an den Hängen der Hochebenen, wo sie in steilen Terrassen abfallen oder in tief einschneidenden



Der Südwestrand des Hanamiplateaus, von der Höhe der Hochebene selbst gesehen, in der Nähe der Station Wasserfall, östlich von Bethanien. August 1905.

Tälern allmählich absinken, die Pflanzenwelt reicher gestalten.

Auf der offenen Fläche der Tafellandschaft hängt die Physiognomie der Pflanzendecke, wie es scheint, weniger von der Höhenlage als von der Beschaffenheit des Grundes ab. Auf den Tafelhochebenen lassen die ungestört gelagerten, nur oberflächlich angewitterten Kalk- und vor allem Sandsteinplatten oft nur eine dünne Zwergbusch-Savanne aufkommen: verstreutes kniehohes Buschwerk mit spärlichem Graswuchs. Die einzigen stattlichen Gewächse sind übermannshohe Wolfsmilchbüsche (wohl sicher zu *Euphorbia virosa Willd.* gehörig). Auf den Höhen um Chamis (nördlich von Bethanien) blühten im steinigsten Felde Anfang September stattliche *Aloë*-Stöcke.

Die Ebenen der Mittelregion dagegen bieten der Pflanzenwelt einen häufigeren Wechsel des Reliefs und vielfach aufgelockertes Feld, zuweilen

tiefen weichen Boden. Sie ähneln in ihrem Pflanzenkleid auch vielfach den gleich bevorzugten Abfällen der Tafelberge: die Gräser schließen sich dichter zusammen, das Buschwerk wächst höher und Bäume treten hinzu.



Übermannshöhe *Euphorbia virosa* Willd., von der Höhe des südlichsten Hanamiplateaus. August 1905.

Zuweilen herrscht in den Ebenen der Mittelregion das Gehölz vor und das Gras tritt zurück (s. Taf. VI, rechts oben). Wo umgekehrt die Büsche und Bäume schwinden, wird die Savanne zur Steppe (siehe Tafel VI, links oben). Hier ist nun die Vegetation in strengster Abhängigkeit von den

Regen: So lange sie ausbleiben, liegt das Feld tot da, gelb im Winde wogend, wenn Vieh und Wild das Gras des letzten Sommers ungenutzt haben stehen lassen, grau wie zu Asche verbrannt, wenn die Büschel bis auf den letzten harten Rest abgeweidet worden sind. Erst wenn der Regen gefallen ist, keimt es aus den tot geglaubten Stümpfen, dann zeigt sich auch, wie viele und mannigfaltige Keime von Blumenpflanzen zwischen den Gräsern verborgen lagen.



Orangerot blühende *Aloë*. Chamis, Sept. 1905.

Im Einzelnen kann erst eine genaue Berücksichtigung der lokalen Verschiedenheiten in den Existenzbedingungen den oft auffallenden floristischen Wechsel innerhalb eines und desselben Vegetationstypus verständlich machen. *Mesembrianthemum*, auf der Binnenlandfläche vorwiegend durch

lederblättrige Formen vertreten, tritt auf dem gleich trockenen Kalkboden der Niederungen zuweilen in weich-krautigen, durch große kristallen glitzernde Saftzellen ausgezeichneten Arten auf.

Herbarien, die ich speziell nach Gesichtspunkten lokaler Verschiedenheiten des Untergrundes nach Bodenart und Relief angelegt hatte, sind mir während der Wirren des Hottentottenkriegs abhanden gekommen, nach meiner Abreise teilweise wiedergefunden worden, aber so spät in der Heimat angelangt, daß sie hier nicht mehr rechtzeitig ausgearbeitet werden konnten.

X. Kapitel.

Das Klima des Groß-Namalandes

soll hier nur so weit berücksichtigt werden, als es für das Verständnis der allgemeinen Lebensbedingungen des Menschen, der Tier- und der Pflanzenwelt notwendig ist. Unabhängig davon, als Glieder der verwickelten Prozesse betrachtet, die sich in der Atmosphäre Gesamt-Südafrikas abspielen, stehen die meteorologischen Daten aus unserem Gebiet nach mehrfacher Richtung noch ebenso und aus eben demselben Grunde mangelhafter Tatsachenkenntnis zusammenhangslos da, wie die der viel gründlicher untersuchten Kapkolonie.

A. Die Temperaturverhältnisse

des inneren Groß-Namalandes, in den Grundzügen selbstverständlich von der Lage des Landes zwischen dem Wendekreis und dem 29. südl. Breitengrade vorgezeichnet, werden des Näheren hauptsächlich von zwei einander entgegengewirkenden Faktoren bestimmt: Die Erhebung des Landes von 900—2000 m Meereshöhe verschärft die jahreszeitlichen und die Tag-Nacht-Temperaturunterschiede, die Ausdehnung der gewaltigen Wassermassen um das Süden des Kontinents strebt danach, sie auszugleichen.

Die Gesamtwirkung dieser Faktoren, im Zusammenhang mit dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der gesondert zu betrachten ist, sind Temperaturen, die in ihrer absoluten Höhe sowohl wie in ihrem Wechsel einem gut genährten und komfortabel ausgerüsteten Europäer gewiß zuträglich sind. Aber wer abseits der Kulturstraße und ihrer Erleichterungen tätig

zu sein hat, lernt bald einsehen, daß die viel gepriesenen Temperaturen des Namalandes für die Beurteilung der Arbeitsfähigkeit des weißen Ansiedlers sowohl, wie der geistigen und körperlichen Regsamkeit des Eingeborenen doch oft genug auch in ungünstigem Sinne in Rechnung zu ziehen sind. Mag auch wissenschaftlich, mit Schleuderthermometer und strahlungsfrei gemessen, die Maximaltemperatur eines Sommertages (im Januar) kaum 34°C überschreiten⁵²⁾ und in der Trockenheit der Luft erträglicher als niedrigere Temperaturen in feuchtem Klima sein, so genügt sie doch unter der Wirkung strahlender Wärme und intensiver Blendung, den Eingeborenen schon vor Mittag von jeder nicht notwendigen Beschäftigung abzuhalten, wie sie auch das Wild und das Vieh zur Ruhe in den Schatten treibt. Von 4 Uhr nachmittags ab weckt die beginnende Abendkühlung wieder die Lebensgeister. Die Nächte sind auch im Sommer nicht drückend, der Boden strahlt seine Wärme schnell in die klare, dünne Höhenluft, die Temperatur sinkt meist unter 17°C herab. So ist es erklärlich, daß der Hottentott, wo er Herr seiner Zeit ist, im Sommer nachts am lebendigsten wird und tagsüber lange ruht. Daß ihn diese Lebensweise, die physiologisch sehr rationell ist, wirtschaftlich nicht vorwärts bringt, liegt auf der Hand.

Die größten Temperaturgegensätze zwischen Tag und Nacht fallen in den Winter. Die Wärme nimmt, sobald die Sonne untergegangen ist, rasch ab, sinkt im kältesten Monat (im Juli) gegen Morgen zuweilen unter -8°C , daß man nur zwischen zwei Feuern für kurze Zeit Schlaf findet, vor Morgengrauen aufbricht, um nicht die Zeit nutz- und freudlos zu verwachen; die Wassersäcke hängen steif gefroren am Sattel. Tagsüber bietet der Juli mit $18-20^{\circ}\text{C}$ im Mittag die angenehmste Temperatur, aber das Feld liegt ausgestorben da und die Regenwasserstellen sind eingetrocknet.

Exakte und fortlaufende Temperaturbeobachtungen im Groß-Namalande sind dringend erwünscht. Vereinzelte Beobachtungen, die mir der Krieg allein erlaubte, sind für die Aufgaben, die sich jetzt die Meteorologie hier gestellt hat, wertlos.

B. Die Winde

wehen im inneren Groß-Namalande während des Winters vorwiegend aus dem Süd- bis Südwestquadranten. Sie sind als Abkömmlinge des Passats aufzufassen, dessen Ablenkung landeinwärts und dessen Trockenheit früher (S. 58 ff.) erläutert wurde. Daneben werden noch diejenigen Luftströmungen zu berücksichtigen sein, die nicht direkt von der See (d. h. von Westen),

southern über Land aus dem Winterregengebiet der Kapkolonie (d. h. von Süden her) in das Groß-Namaland eindringen. Unsere Kenntnis des Barometerstandes ist aber in allen hier in Betracht kommenden Landstrichen so unvollkommen, die Windbeobachtungsstationen so zerstreut und ihre Angaben so lückenhaft, daß von einem Verständnis dieser verwickelten Verhältnisse zur Zeit auch nicht entfernt die Rede ist. Dazu kommt, daß in einigen Beobachtungsreihen nicht einmal magnetische und astronomische Himmelsrichtung auseinander gehalten worden ist, sodaß es wohl keine übertriebene Skepsis ist, wenn man alle von Laien herrührende Windrichtungsbeobachtungen in diesem Punkte für kontrollbedürftig erklärt.

Für eine unbefangene Beurteilung der meteorologischen Verhältnisse eines Landes scheinen mir die Erfahrungen der Eingeborenen, die in ihrer ganzen Existenz vom periodischen Wechsel der Wetterverhältnisse abhängen, nicht belanglos zu sein. Ich habe deshalb aufgezeichnet, was mir von Vorstellungen oder auch nur von Begriffen auf diesem Gebiet im Verkehr mit ihnen begegnete. Von den eben genannten vorherrschenden Winterwinden unterscheiden die Hottentotten den Südwind als *!kxa-bagab*.

Aus mehrfach wiederholten Angaben der Eingeborenen geht hervor, daß der Wind, den sie **!guri-!kxa-bagab* nennen, ein mäßig temperierter Südost ist. Er führt seinen Namen daher, daß er leicht einem anderen Winde das Feld räumt (*!guri*, aufgeben).

Ebenfalls aus Südost, aber charakterisiert durch die Erniedrigung der Lufttemperatur zur Zeit seines Wehens, kommt ein Wind, der im Binnenlande **ao-re+o-ab*, d. h. „männlicher Wind“ genannt wird.

**Huri+oab* oder Seewind hörte ich einen kalten Südwestwind des Binnenlandes genannt werden.

Der reine Westwind wird, da er von hoher See, gleichsam „vom Rücken (*!gā!b*) des Wassers (*!ga-mi*)“ kommt, **!gam!gāb* genannt.

Eine zweite Gruppe von Luftströmungen, deren Hauptzeit der Sommer ist, bilden die Winde aus dem Nord- bis Nordostquadranten. Mag der Ursprung dieser Winde auch kausal ein verschiedener sein, je nachdem sie aus Nordwest oder Nordost bis Ost kommen, ihre Wirkung ist doch in einem Kardinalpunkte, hinter dem jede theoretische Erwägung einstweilen zurücktreten mag, die gleiche: sie bringen den Regen. Alle wissenschafts-Beobachtungen stimmen in diesem Punkte so vollkommen mit denen der Hottentotten überein, daß ich hier dem Eingeborenen selbst, als dem ältesten und unbefangenen Beobachter das Wort lasse: er nennt den Nordwind

tū-#oa-b. *tūb* bedeutet meinen Aufnahmen nach so viel wie Weide („*tūba ra iū goimas*“, „die Kuh frißt Weide“). Die hottentottische Bezeichnung für Nordwind würde also „Weidewind“ bedeuten, weil der Regen, den er bringt, die Gräser und Sträucher aufsprießen läßt (analog der Bildung von *tū-inanu-b* = Weidewolke = Gewitterwolke und -Regen). Während hier der nördliche Wind den Namen nach seiner wohltätigen Wirkung auf das Feld erhalten hat, trägt er in anderen Fällen den Namen nach seiner ersten Wirkung auf Vieh und Wild: das riecht oder wittert (*ikχa-ba*) ihn, daher wird er auch **ikχa-batas*, der „Witterwind“ genannt. Endlich wird der Nordwind (so hauptsächlich im Klein-Namaland und in den westlichen Gebieten des Groß-Namalandes) *aba-s* genannt. Der so bezeichnete Wind weht im Gegensatz zu den vorher genannten nördlichen Winden, die meist eine östliche Komponente haben, häufig aus Nord-Nord-West und bringt den Seeregen, **huri-ina-nub* oder **huri-s*.

C. Die Regen

stehen also, soviel ist sicher, mit nördlichen Winden in engem Zusammenhang. Die jährlichen Niederschlagsmengen^{51) 52)} im Groß-Namalande werden im allgemeinen um so geringer, je weiter wir von Norden nach Süden und von Osten nach Westen vorgehen. Ausnahmen sind nur da zu erwarten, wo hohe Erhebungen, wie im Gebiet der Karasberge, Kondensationen befördern. Die Abnahme der Niederschläge von Nord nach Süd wird in gleichem Sinne durch die zunehmende Entfernung zum Äquator wie durch die Absenkung des Landes gegen den Oranje bedingt.

Tabelle zur Demonstration der Abnahme der Niederschläge von Nord nach Süd.

Ort	Südliche Breite (abgerundet)	Östliche Länge (Greenwich) (abgerundet)	Meereshöhe in m	Rohes Jahresmittel der Niederschläge in mm	Anzahl der Regentage im Jahr (reduziertes Normalmittel)
Okahandja	21° 59'	16° 57'	1330	388,6	43
Gr. Windhuk	22° 35'	17° 5'	1630	380,9	51
Rehoboth	23° 19'	17° 3'	1460	257,7	39
Hoachanas	23° 57'	17° 58'	1260	198,1	25
Gibeon	25° 7'	17° 46'	1130	158,2	26
Keetmanshoop	26° 32'	18° 2'	1028	153,7	25
Warmbad	28° 27'	18° 42'	720	109,2	14,3

Die Abnahme der Niederschläge von Ost nach West zeigt die folgende Tabelle; ihre Stetigkeit ist nur in Kubub infolge der günstigen Höhenlage des Ortes unterbrochen.

Tabelle zur Demonstration der Abnahme der Niederschläge von Ost nach West.

Ort	Südl. Br.	Östl. L. (Greenw.)	Meereshöhe in m	Rohes Jahres- mittel der Niederschläge in mm
Hasür	26° 36'	19° 51'	ca. 1000	174
Keetmanshoop	26° 32'	18° 2'	1028	153,7
Bethanien	26° 30'	16° 52'	935	137,3
Kubub	26° 42'	16° 10'	1430	140,7
Lüderitzbucht	26° 36'	15° 15'	4	26,8

Mit Ausnahme des Weststreifs gehört das Groß-Namaland dem großen Sommerregengebiet des inneren Südafrika an. Während im nördlichen Hererolande wie auch im Ovamboland eine kleine Frühlings- und eine große Sommerregenperiode (die nur schwach in den Herbst hereinreicht) in der Regel gut ausgeprägt sind, treten im mittleren Groß-Namalande die Frühlingsregen zurück, fallen zuweilen ganz aus. Die Sommerregen andererseits gehen später nieder, reichen dabei im allgemeinen nicht weiter, sondern nur stärker, mit einem ihrer drei regenreichsten Monate, in den Herbst hinein. Die Länge der winterlichen Trockenzeit ist dementsprechend im Groß-Namalande, soweit es im Gebiet der Sommerregen liegt, länger als in den nördlich sich anschließenden Ländern. Innerhalb des Groß-Namalandes selbst ist von Nord nach Süd diese zeitliche Verschiebung des Regeneintritts festzustellen: Die großen Sommerniederschläge fallen in Rehoboth, Nomtsas (24° 28' südl. Br.) und Gibeon in den Januar, in Keetmanshoop, Bethanien und Kubub dagegen in den März. Daß hier außer der geographischen Breite auch andere, noch nicht erkannte Faktoren wirksam sind, läßt der Umstand vermuten, daß Hoachanas trotz seiner nördlichen und Warmbad trotz seiner südlichen Lage ihre Maxima im Mittsommer (Februar) haben.

Das Sommerregengebiet des mittleren Groß-Namalandes geht nach Westen und nach Süden allmählich über in das Winterregengebiet, das sich als wechselnd breiter Küstenstreif vom Kap der guten Hoffnung nordwärts bis in die unerforschten Regionen des westlichen Kaokoveldes erstreckt.

Südlich des Oranje entfällt in den küstennahen Landstrichen ein so kleiner Teil der Niederschläge (ca. 10 %) auf die Sommermonate, daß hier der Übergang vom Sommer- zum Winterregengebiet bereits als vollzogen gelten kann (vgl. Klein-Namaland, S. 113). Nördlich des Oranje gehört Kubub der westlichen, Warmbad der südlichen Übergangszone beider Gebiete an. An beiden Orten fällt noch etwas über die Hälfte des jährlichen Niederschlags in den Sommer (Januar bis März); der weitaus überwiegende Teil der größeren Regenhälfte aber verteilt sich schon auf den Herbst (April bis Juni). In Warmbad ist der Frühling (Oktober bis Dezember), in Kubub der Winter (Juli bis September) die relativ trockenste Jahreszeit.

Innerhalb des Winters zeichnet sich im nördlichen Grenzgebiet und in südlichen Strichen des Groß-Namalandes der August durch eine Steigerung des Niederschlags aus:

Ort	Niederschlagsmengen in mm			Zahl der Beobachtungsjahre
	im Juli	im August	im September	
Okahandja	1,1	6,3	0,8	9
Windhuk	2,4	3,5	1,1	13
Schaaprivier	2,1	4,1	0,2	11
Rehoboth	0,1	3,5	0,5	15
Bethanien	0,1	2,0	0,9	6
Kubub	0,0	3,5	3,4	2

Diese August-Niederschläge, denen im Oktober in guten Jahren die Frühlingsregen folgen, werden im Land gleichsam als Vorboten der Regen in der warmen Jahreszeit angesehen und dementsprechend Frühregen genannt.

Als Seltenheit sei ein Schneefall hervorgehoben, der nach zuverlässiger Mitteilung eines Ansiedlers in Kubub in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August 1898 begann, bis Mittag anhielt und die umliegenden Höhen zudeckte.

Die Sommerregen in Kubub kommen meinen Erkundigungen nach unter Cumulus- und Gewitterwolkenbildung aus Nordost, die Herbst-Winterregen aus Nordwest und West mit zerrissenen und nebelartig verschwommenen Wolken gezogen.

Die Grenzen der Sommer- und Winterregengebiete werden zuweilen verwischt. Sommerregen erreichen mit Ostwinden gelegentlich die Küste, und westliche Winde (Nordwest⁵¹⁾ und Südwest⁴⁷⁾ können tief im Innern des Sommerregengebiets gelegentlich Winterregen bringen. Wenn sich nach

glücklich überstandener Trockenheit der Himmel öffnet und die ersten spärlichen Frühregen fallen, wird der größte Teil des Wassers vom Boden an Ort und Stelle aufgesaugt. Jahrzehnte können vergehen, ehe es an einem Ort zum

D. Abfluß des Regenwassers

in den Rivieren kommt. Von der Menge und von der räumlichen und zeitlichen Verteilung der Niederschläge hängt es ab, ob, wo, wann, wie stark und wie lange sich eines der Riviere füllt.

In Jahren der Dürre kann selbst die Mündung der größten Riviere zeitweilig trocken liegen. Ein zuverlässiger Ansiedler aus dem südlichsten Lüderitzland sagte mir, daß er einst nur wenige Lachen sah, wo sonst der Oranje in starkem Strom sich ins Meer ergießt. Im November 1826 suchte Kapitän Owen⁹⁾ von der großen Fischbai aus vergeblich die Mündung des Kunene, die nach einer zwei Jahre älteren Beschreibung drei Meilen breit war und mit ihrem Wasserschwall die See zwei Meilen weit hinaus verfärbte. Weder 30 Meilen südlich noch nördlich vom Ort der gesuchten Mündung öffnete sich das Land. Keine andere Annahme blieb übrig als die, daß die brandende See die trocken liegende Mündung mit einer Barre verschlossen hatte, wie sie noch heute den Swakop nach jedem kräftigen Abkommen des Flusses von neuem abdämmt.

Das „Abkommen“ der Flüsse, d. h. das plötzlich erfolgende und kurz anhaltende Auftreten oberflächlich strömenden Wassers im sonst trockenen Bett, kündigt sich im Oberlauf, vor allem in den höchsten Zuflußrinnen des Gebirges schon von weitem und lang her an. So soll das Rauschen der Wassermassen, die der Kuiseb in den engen und steilen Felsbetten seines Ursprungsgebiets im Komashochland nach heftigen Gewittern zu Tale wälzt, schon eine Stunde vor Ankunft des Wassers selbst zu hören sein. Im Mittel- und Unterlauf dagegen schießt das Wasser zuweilen so überraschend heran, daß Wagen, Ochsengespanne und Reiter nicht Zeit finden, sich die Uferhänge hinaufzuretten.

Der trockene Boden saugt einen großen Teil des abkommenden Wassers auf; so nimmt die Flut, je weiter sie fortschreitet, schnell ab, und nur in besonders guten Regenjahren erreicht ein Fluß (vom Oranje und Kunene abgesehen) oberirdisch das Meer. Bei Otjimbingue fließt der Swakop fast jedes Jahr einige Wochen²⁴⁾, aber Jahre können vergehen ehe er das Meer erreicht; in regenreichen Perioden wiederholt es sich öfter. So floß in jedem

der drei Jahre meines Aufenthalts in Südafrika der Swakop in die See: im Februar und im Dezember 1903, im Januar 1904 und im Februar 1905. Der Kuiseb soll in den Jahren 1837—1893 achtmal das Meer erreicht haben⁵⁴⁾.

Der abkommende Fluß führt in seiner trüben Flut große Mengen Schlamm und Zerfallsstoffe aller Art mit sich und verbreitet dann nicht immer angenehme Gerüche. Der abkommende Swakop hat die Hirten, die der Landschaft Namen gaben, an die von Exkrementen (*χaub*) beschmutzte Afterkerbe (*tsoa·s*) eines mistenden Rindes erinnert, der Name Swakop ist bekanntlich der ballhornisierte Rest des hottentottischen *tsoa·χaub*. Messungen⁵⁾, bei hohem Wasserstand während des 13 tägigen Februar-Abkommens des Swakop (im Jahre 1905) 4—5 km oberhalb der Mündung vorgenommen ergaben auf einer Strecke von 186,3 m, bei einem durchschnittlichen Gefälle



Trockenschlamm, in etwa faustdicke Platten zersprungen, auf dem sandigen Rivierboden des Kuisebunterlaufs.

von 1:320, eine mittlere Geschwindigkeit des Wassers von 0,37 m in der Sekunde. Bei einem mittleren Durchflußquerschnitt von 37,3 qm wurden in der Sekunde 13,8 cbm mit 1,13 Gewichtsprozent Sinkstoffen befördert.

Wo das Land im Naturzustand verharrt, läuft der größte Teil des abkommenden Rivierwassers ungenutzt dem Meere zu. Der kleine Teil, den der Mensch im Naturzustand und das Wild ausnutzt, bestimmt in der Art, wie er sich über die Landschaft verteilt, entscheidend die Lebensgewohnheiten.

Wir wollen diese Verhältnisse auch mit den Augen des Hottentotten ansehen, der sie am besten kennt und sie schärfer unterscheidet als wir es mit den Begriffen können, die auf unsere regenreiche Heimat zugeschnitten sind.

Die allgemeine Bezeichnung für ein periodisch sich füllendes und wieder trocken laufendes Flußbett selbst (*!āib*, hier stets masc. gen., = Rivier.) hört man bald mit der männlichen, bald mit der weiblichen Endung auch für einen beliebigen Ort, an dem überhaupt Wasser zu finden ist, angewandt. Das Steigen und Fallen der Gewässer eines abkommenden Flusses bezeichnet der Hottentott des Binnenlandes mit denselben Worten (*!o-as* und *!no!ro-s*) wie der der Küste die Flut und Ebbe.



Bett des Großen Fischflusses auf dem Weg zwischen Naiams und Slangkop, von Norden gesehen, zur Trockenzeit (Juli 1905).

Eine kleine oder mittelgroße Vertiefung im Rivierbett, gleichviel ob klippig oder weichgründig, in der das oberflächlich ablaufende Regenwasser längere Zeit stagniert, ist *!āib*.

Dagegen ist *!go-!m!ga-mi* ein großes, tiefes, teichartig ausgedehntes Regenwassersammelbecken in felsigem Rivier. Meist handelt es sich hier um nachträgliche Wasserausfüllung tektonisch vorgebildeter Vertiefungen in geschichtetem Gestein.

Charakteristische Bildungen ausschließlich des fließenden Wassers selbst sind auf der Höhe der Gebirge des nördlichen Grenzgebietes zu beobachten. Die Vehemenz der Wassermassen, die hier nach starken Regen herunterstürzen, ist der größten mechanischen Arbeitsleistung fähig. Auf wenige

Tage oder Stunden wird alle Kraft konzentriert, am wirksamsten, wo sie auf engem Raum, in Schluchten oder Kesseln, angreift. Ich sah ihre Wirkung zuerst im Komashochlande, halbwegs zwischen Dabistab und Heusis, in einem Tal, in das mich nach langem Zureden drei Hereroweiber führten, nachdem ich vergeblich nach Wasser gesucht hatte. Bei der Wasserstelle des Tales, die die Hottentotten nach einem nahen gleichnamigen Steilaufstieg *beri-gudao-b* nennen, sind 1,5 und 2,5 m tiefe Gruben steil und glattwandig in den Fels gegraben, mit einem Durchmesser von 1,5 und 5 m in der Längsrichtung des Tales, 1,3 und 4 m quer zum Talverlauf. Obwohl die Gruben erhöht auf einer Felsbank liegen, die das Tal wie eine Barriere quer verlegt, sind sie doch ein Produkt des abkommenden Flusses. Das beweisen Zuflußrinnen, die (ebenso wie talabwärts gerichtete Abflußrinnen) seicht aber scharf wie mit dem Meißel ausgehöhlt sind. Hilfskräfte beim Ausbohren dieser Gruben wird das Wasser stellen, das seitlich über die Talwände herunterstürzt. Die Steine, die es mitgerissen hat, liegen jetzt dichtgedrängt am Boden der Grube, faustgroß und rund gerollt. Wenn sie der hereinbrechende Strudel aufwirbelt, scheuern sie gegen die Wand und bohren sich so ihr Lager tiefer und breiter. Eine zuweilen klar ausgeprägte geringere Steilheit der talabwärts gekehrten Wand der Bohrgrube erleichtert ein Abfließen des Wassers.

In einer der höchsten Zuflußrinnen des Kuiseb bei Heusis senkt sich im Grunde einer Schlucht ein „Riesentopf“ mit glatten Wänden 17 m tief senkrecht in den Fels. Die Durchmesser der Öffnung schätze ich auf 15 und 20 m. Durch einen schmalen Spalt stürzt das Wasser aus einem höher gelegenen, gewundenen, ebenfalls glattwandig, steil und tief in den Fels gegrabenen Zuflußkanal in den Riesenkessel. Den füllt ein klares, reines, köstlich kühles Wasser, das nie versiegt. Seit zwei Jahren war das Rivier nicht abgekommen und doch stand das Wasser (Ende September 1903) noch 16 m tief. Ursprünglich von schroffen Wänden derart eingeschlossen, daß nur Menschen und Paviane herunterklettern konnten, ist die Wasserstelle jetzt durch Sprengen dem Vieh und Wild zugänglich gemacht.

Von diesem stagnierenden Wasser der Rivierbetten wird von den Hottentotten jede sichtbar fließende Wasserader als *iaus* unterschieden, gleichgültig ob es sich um offene Stellen eines im übrigen Lauf oberirdisch versiegten Flusses oder um eine Quelle handelt, die langsam aus dem Fels rieselt.

Sprudelnde Quellen sah ich nur im nördlichen Grenzgebiet, in Windhuk und im südlichen Hereroland. In Otjikango (Groß-Barmen) brechen die heißen Quellen auf einer niedrigen Terrainwelle aus dem Gneis. Sie füllen flache Becken, deren Boden mit losem Grus und groben Steinen bedeckt ist. Das Wasser quillt mit einer Temperatur hier von 62°, dort von 65° C (3. Oktober 1903) aus zahlreichen kleinen Öffnungen hervor, Gasblasen gurgeln ruckweise auf und verbreiten eine schwache Schwefelwasserstoffatmosphäre; man riecht sie erst, wenn man sich tief über den Wasserspiegel beugt. Das Wasser ist von reinem Geschmack. Wo das Wasser aus erhöht liegenden Felspalten rieselt, ohne sich zu sammeln, hinterläßt es bei der Verdunstung schneeweiße, pulverig zerbröckelnde Krusten, wie sie sich bei den Kalksinterbildungen im austrocknenden Henkriesrivier (südliches Nebenflüßchen des Oranje) wiederholen und früher bei der Bildung der Kalaharikalke beteiligt gewesen sein werden.

Im Gegensatz zu den genannten Rivier- und Quellgewässern, die offen zutage liegen, wird jede Wasserstelle, die durch Graben erschlossen, also vom Grundwasser gespeist wird, *χora-s* genannt. Die meisten dieser Grabwasserstellen liegen in Rivieren. In vielen der Brunnen („pützen“), die der Weiße in den Fels gesprengt hat, ist Grundwasser auch außerhalb eines Rivierlaufs erschlossen worden. Die Hottentotten scheinen für den Begriff „Pütz“ keine eigene Bezeichnung zu haben, im Bergdamaradialekt wird sie **tsaus* genannt.

Neben dem Grund-, Quell- und Rivierwasser kommen als natürliche Stützpunkte des Reisenden und der wandernden Eingeborenen Regenwassersammelstellen in Betracht. Zunächst flache Becken im weichen Boden der offenen Fläche, mit dem Regen sich füllend und im Laufe des Winters aus-

Schultze, Namaland und Kalahari.



„Bank“ im Urgestein nördlich von Kubub.

trocknend: Die „Vley“ der Buren, von den Hottentotten *!kχubi-b* genannt (Über die „Pfannen“ s. Kalahari.)

Sammelbecken des Regenwassers im anstehenden Gestein werden von den Buren „Banken“ genannt. Ist es ein seichtes, abflußloses, unregelmäßiges Felsbecken, das nur kurze Zeit nach einem Regen voll Wasser steht und dann schnell eindunstet, so nennt es der Hottentott *!hailo*. Schwerer zu finden, aber ungleich wertvoller, weil sie das Wasser monatelang halten, sind Wasserstellen, deren Typus der Hottentott *!lgaru-b* nennt tiefe Naturzisternen mit relativ kleinem Wasserspiegel, vom abströmenden Regenwasser als Becken in steile exponierte Neigungsflächen höherer Felskuppen gehöhlt, oder in tiefen Spalten des zerklüfteten Gesteins als Wasserfänge vorgebildet.

Staudämme, die für die Besiedelung des Landes von so eminenten Bedeutung sind ⁵⁴⁾ ⁵⁵⁾, sind vor Ankunft des Weißen im Namalande unbekannt gewesen, der Nomade braucht sie nicht.

Die von der Natur dem Menschen gebotenen Wasserstellen haben den Kämpfen der Eingeborenen untereinander und oft genug auch in unseren Kriegen mit ihnen die Rolle von Festungen gespielt, von deren Eroberung und Festhalten der Sieg abhing.

XI. Kapitel.

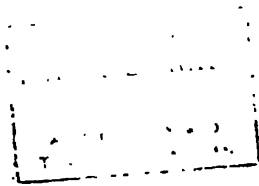
Namaländische Ortsnamen.

Im Anschluß an die oben genannten Bezeichnungen der Hottentotten für die natürlichen Stützpunkte auf den weiten Flächen ihrer regenarmen Heimat sei hier einigen ihrer alten Ortsnamen ein bescheidener Platz eingeräumt. Viele dieser Namen (so die des Klein-Namalandes) leben in ihrer ursprünglichen Bedeutung jetzt nur in der Erinnerung eines kleinen Teiles der eingeborenen Bevölkerung weiter und werden, wenn auch diese Erinnerung ausgelöscht ist, nur hier und da noch, zur Unkenntlichkeit verstümmelt, als leere Worte auf der Landkarte figurieren.

Wo im Groß-Namalande dank guter Sprachkenntnisse des Kartographen ⁵⁶⁾ Orte ihren einheimischen Namen korrekt beibehalten haben, hat doch das Bedürfnis einer Aussprache, die auch unserer Zunge ohne weiteren

770 234

770 234



geläufig ist, zu einer „offiziellen Schreibweise“ geführt, in der das Hottentottische zum Schatten verblaßt ist. Das ist unvermeidlich. Man unterlasse dann nur in solchen Fällen alle Diskussion von Einzelheiten: So ist es völlig gleichgültig, ob wir den Swakop mit p oder, wie andere eifrig befürworten, mit b endigen lassen, nachdem wir einmal den Wortstamm selbst, das Hottentottische *tsoaxaub* so gründlich für unsere Sprachwerkzeuge umgekaut haben.

Es wird in Zukunft wenig praktische Bedeutung haben, wie vor zehn Jahren üblich, den germanisierten Ortsnamen die eingeborene Urform beizufügen. So schwinden auch von den Atlanten bald die Spuren der alten Einwohner. Dem Reisenden erwächst daraus die Pflicht, zum mindesten auf seinem eigenen Wege nicht achtlos an ihnen vorüberzugehen*).

a) Aus der Landschaft an der Küste und in der Namib bis Kubub.

1. *Xa-nu/igaũ·ib*, die Bucht und Ansiedelung in Angra Pequena, Lüderitzbucht.

xanu· = im Wasser laufen. *igaũ* = quer hinübergehen.

Die Hottentotten waten bei Ebbe durch das Meer nach der Haifischinsel, um dort die eßbaren Schnecken zu sammeln,

2. **Goiã·#a·reb*, die Fischereiansiedelung am Eingang der sog. Lagune der Lüderitzbucht.

**goiã·b* = Schlamm. *#a·reb* = der (unbemähnte) Schwanz.

Die Lagune ist eine schwanzartige Verlängerung der Bucht mit schlickigem Grund.

3. *!U·!iri#na·!rib*, die Pinguininsel in der Lüderitzbucht.

!utri· = weiß. **#nairi·b* = Insel. Der Guano der Seevögel läßt Teile der Insel weiß leuchten.

*) Die Namen sind im folgenden nach den Landschaften geordnet, in denen ich sie aufnahm. Wo ich die Etymologie nicht ermitteln konnte, habe ich wenigstens eine korrekte Schreibweise als Ausgangspunkt für erfolgreichere Forschungen anderer zu geben gesucht. Nicht aufgenommen wurden in die Liste diejenigen Namen, die in diesen Punkten bereits genügend festgelegt sind⁶⁶⁻⁶⁹). Das übliche # als Zeichen, daß das betreffende Wort hier als neu dem Wortschatz eingefügt wird, habe ich in der folgenden Liste der Einfachheit wegen weggelassen, da es allen Namen mit Ausnahme einiger weniger Nummern wie No. 12, 53, 67, 76, 82, 97 zukommen würde. Zur Orientierung auf der Karte siehe außer den vorhergenannten Nummern auch No. 35 und 60—62 des Literaturverzeichnisses.

Der Engländer läßt sich in der Orthographie von Buren-Namen volle Freiheit. Die englische Schreibweise wurde, wo sie auf den Karten angewandt ist, der besseren Orientierung wegen, hier unverändert wiedergegeben.

4. *!No-!robeb*, die Insel Possession. Von **!no!ro* = lang, der Längsstreckung der Insel entsprechend.
5. *Ani-s*, die Insel Pomona.
6. *A-rase-s*, die Insel Halifax.
7. *Xa-egube-b*, Regenwasserstelle in der Namib bei Lüderitzbucht.
χa-e = koitieren. *-gu* Reciprokalpartikel. Anspielung auf ein Liebesabenteuer, das hier einst belauscht wurde.
8. *!Gā-!go-as*, der von Höhen umgebene Grasablageplatz der Frachtfahrer am Rande des Dünengürtels hinter Angra Pequena.
!gāb = Gras. **!go-a* = tief liegen.
9. *!Go-res*, der Zug der Koviesberge.
10. *Gu-!igū-!b*, der Kuikopberg, nach den Euphorbienbüschen = *gui-ti*, die hier auftreten. (*!igū-!b* = Hinterschurz.)
11. *!Hao-!χa-ai !!guiru-b*, Höhenzug im Süden der Koviesberge, an dessen Fuß der Reisende, der von Angra Pequena kommt, gern sein erstes Nachtquartier aufschlägt. „Der Bergrücken (**!guiru-b*), dessen Antlitz (*ais*) reich (*-χa*) ist an Felsbanken“ (*!hao-b* ist eine Regenwassersammelstelle im Fels).
12. *Gu-ida-os*, Paßübergang (*daos*) über einen Höhenzug, in dessen Umkreis zahlreiche Mischbüsche (*gui-ti*) stehen und eine weithin sichtbare Grenze der beginnenden Savanne gegen die Namibwüste (östlich von *!Gao-kχao-seb* = Kaukaussib) bilden.
13. *!Kχa-rugyea-mseb*, ein Wasserloch (*ams* = Mund) östlich von Kaukaussib, umstanden im weiten Umkreis von einer Euphorbienart, *Euphorbia cervicornis* Boiss., die die Namibnomaden **!kχaru-s* nennen (s. Taf. VI). *gye* ist Verbalpartikel.
14. *Tsi-!rub*, ein Bergzug an der Ostgrenze der Namib (s. S. 89).
15. *!Nali-b!haois*, eine felsige Regenwassersammelstelle (*!haois*) in den Tsiirubbergen; die Hottentotten haben sie nach einem von den Deutschen importierten Dromedar (*!nali-b*, ursprünglich = Giraffe) benannt, das hier verendete.
16. **Aigū-mab !haois*, eine Wasserstelle gleich der in No. 15, nach einem Buschmann benannt, der hier hauste, bis ihn der Kapitän der Bethanierhottentotten angeblich wegen Blutschande, die er mit seinen Kindern trieb, erschießen ließ.
17. *!O-!llgaru-s*. „das stinkende (*!ōl*) Regenwasserloch“ in der Nähe der Graspforte (s. folgende Nr.).

18. *!Gā-daos*, die Gras- (*!gāb*) Pforte (*daos*). Bergübergang zwischen Tsirub und Kubub.

19. *!Haruru-b*, Kleinfontein, am Fuß des steilen Westhanges der Kububer Höhen gelegen, von diesen Bergen gleichsam „heruntergerollt“ (*!haru-*).

20. *!Kχaua-mses*, Kumsis, Wasserstelle (*ams* = Mund) südwestlich von Kubub, in der Nähe ist die *!kχaus*-Pflanze häufig.

21. *!Nū-!aises*, Grundwasserstelle mit dunkler Felsumgebung, linkerhand der Pad Tsirub-Kubub, Ende des Riviers, an dem die folgende Wasserstelle liegt. „Die Stelle mit dem schwarzen (*!nū!*) Gesicht (*ais*)“.

22. *!Gāb!gā-ses*, eine Wasserstelle linkerhand der Pad Tsirub-Kubub in einem Rivier, das zwischen der Graspforte und Klein-Kubub den Weg kreuzt. (*!gāb* = die Fläche.)

23. *!Kχāms*, Klein-Kubub.

24. *!kχubu-b*, Kubub.

b) Aus der Landschaft nordöstlich von Kubub gelegen, in der Richtung *!Kχūias*.

25. *!Na-raēs*, Narreis.

26. *!Harides*, Aridisch. Wegen des weißen (*!uri-*) Kalkschlamms des Wassers (*!ga-mi*) dort auch *!U-!ri!ga-mtes* genannt.

27. *!Gō!aseb*, Dieprivier, mit steil abfallenden (*!gō!a*) Uferhängen.

28. *!A-os*, Rivier und Ansiedelung nord-nordwestlich von Kubub.

29. *!Nū-!!a-os*. Zwarthaus.

30. *!Horab*, das Krüppelrivier.

31. *!Kχo-eχab*, nicht *!Knichab*. Ein Rivier, reich (*-χa*) an *Salsola*-Büschen (*!kχo-es*).

32. *!Nai-!iseb*, das „Giraffenrivier“.

33. *!Go!a-es*, nicht *!goais*, der „Lehmort“.

c) Aus der Landschaft südlich und südöstlich von Kubub.

34. *!Kχō-daos*, ein Bergübergang (*daos*), in dessen Nähe der Serpentin zu finden sein soll, aus dem sich die Hottentotten ihre Tabakspfeifen (**!kχōti*) schneiden.

35. *Tsā-!χ(a)!na-bes*, Tschakanabis.

36. *!Kχūkχaos*, Kuckaus. „Der Ort, hinter (*kχaos*) dem der Dornbaum *Acacia horrida* Willd. (*!kχūb*) häufig ist.“

d) Aus der Landschaft von Kubub ostwärts über Keetmanshoop nach Hasür.

37. *#Kχu-rub*, Aar, „die Ader“, ein Rivierbett östlich von Kubub.

38. *!Kχō-χa!na#kχo-eχab*, Rastplatz an kleinem Rivierbett ca. 1/2 Reitstunde von Narreis entfernt. „Das Rivier, reich (*-χa*) an Seifenbüschen (*#kχōë-*), in (*!na*) dem es viele Pfeifen (*!kχō-*) gibt.“ Vielleicht ist Serpentin in der Nähe.

39. *#Hā-!#gui-b*, ein nasen- (*#gui-b*) artig vorspringender Tafelberg von der schwarzen Gesteinsart, die die Hottentotten von Aar *#hāt̄b* nennen; ca. 4 Reitstunden östlich von Kubub.

40. *!Gī-ri#na-!ris*, die Insel (*#natri-s*) des Schakals (*!gī-rib*), Jakaalskoppje.

41. *!Kχū-gu*, Doorns, „die Dornbäume“, reich mit *Acacia horrida Willd.* bestandenes Rivier.

42. *Gui-bes*, reiche Wasserstelle in einer Verwerfungsspalte.

43. *#Nū-!hu-!mi*, „der schwarze Berg“, Zwartkop, ein großer dunkler Gneishügel, der inselartig aus der Namaquasandstein-Formation des Tafellandes im Südwesten von Bethanien aufragt.

44. *Ti!aob*, Brakwater.

45. *!Ga-milgā-b*, ein Weidefeld unweit Brakwater.

Das Gras (*!gāb*) steht hier so reich, daß das weidende Vieh nicht fortwandert, sondern auf engem Gebiet hin- und wieder zurückweidet (*!gami-*).

46. *#Go-!a#a-mi*, Wasserstelle, einige 100 m rechts neben dem Pad nach Keetmanshoop, etwa 1 Tagereise zu Fuß hinter Brakwater.

Das Wasser steht über Lehm- (*#go!a-b*) boden und ist, weil von steilen Felsen umgeben, nur für Menschen und Ziegen zugänglich. Die Rinder werden möglichst weit das felsige Regenbett hinaufgetrieben. Die Hirten schütten dann von oben (*#am*) das Wasser in Löcher, aus denen das Vieh säuft.

47. *Ga-nas*, Kanas.

48. *!Garu-#a-rob*, Garunarup.

Ein Rivier, in dem die Rasenkibüsche, *Zisiphus mucronatus Willd.* (*#aro-*), vom Wetter abgestutzte (*!garu-* = stumpf) Kronen haben.

49. *!Nai-ams*, (s. Abbild. S. 137), eine Wasserstelle (*ams* = Mund), in deren Nähe die *!nai-b*-Pflanze wächst.

50. *Sō!no!a-b*, Slangkop (s. Tafel VI).

Die Etymologie ist mir unklar geblieben. Lautlich stimmen die Wortbestandteile überein mit *sōb* = Lunge und **//no/a·b* = Zwerchfell.

51. *//Kχauχab*, Wasserstelle zwischen Slangkop und Gobas, mit vielen *//kχaus*-Büschen.

52. *Kχoiba·s*, Gobas.

53. *#Nū/#go·iaēs*, Keetmanshoop.

Die Hottentotten erzählen, daß die Wasserstelle, an der die heutige Ansiedelung liegt, einst von einem Jäger entdeckt wurde, dessen Hund, Wasser witternd, entlief und dann bedeckt mit dem schwarzen (*#nū*) Schlamm (*#go/a·b*) des Tümpels, in dem er sich gewälzt hatte, zurückkehrte.

54. *!Au·ros*, Ouros.

55. *!Haū-//nai·b*, eine Spitzkoppje, rechts (nicht die links auf der Kriegskarte verzeichnete) von der Pad zwischen Ouros und Stampriet.

56. *!On#ās*, Onas, Stampriet.

57. *!Haruχas*, der Ort, reich (*-χa*) an dem *Mesembrianthemum*-Busch, der *!haru·s* genannt wird.

58. *#Gi·ris*, nicht *!Kiriis*, Kiriis.

59. *Gai-//kχa·es*, Keikeis, „die große (*gai*) Kies- (*//kχaēs*) Stelle“.

60. *!O·ian/o·ab*, Haaseuer, Hasür, Hasen- (*!ō·ia-*) Penis (*!o·ab*).

61. *//Hās* (nicht *#hās*), Rietfontein (Süd), auf der deutsch-englischen Grenze.

e) Aus der Landschaft zwischen Keetmanshoop, Bersaba und Bethanien.

62. *//Uibeb*, das Uibeb-Rivier.

63. *A·rugua·ms*, eine Wasserstelle in einem kleinen Rivier in der Nähe des großen Fischflusses, mit Arubäumen, aus deren Holz Gefäße geschnitzt werden.

64. *!Autsa·bises*, Bersaba, „das Feld (*!aub*) der Ebenholzbäume, *Euclea pseudebenus* E. Mey. (*tsabi·ti*).“

65. *!Ga·m/ana·s*, Ganachanab, Wasserstelle im *!aub*-Rivier.

66. *!Hoa·beχas* (nicht *!hoawichas*), Huabekas. Eine Wasserstelle, die durch den Reichtum an Algen (**!hoa·begu*) ausgezeichnet ist oder war.

67. *!Ui·#gani·s*, Bethanien.

f) Aus dem westlichen nördlichen Klein-Namaland.

68. *!U·!χorabes*, O'ograbies, Grundwasserstellen im Sand, ca. 13 englische Meilen östlich vom Hafen Port Nolloth. „Wo (ein Tier) mit der Klaue (*!ūs*) Wasser gegraben (*χora·*) hat“ (vgl. S. 94).

69. *!Abi#gā-b*, Abbevlack, eine wasserlose Fläche (*#gāb*), von **!abi-*Büschen bewachsen, ca. 21 englische Meilen östlich von Port Nolloth.
70. *!E-ses*, Muismond, Grundwasserstelle ca. 39 englische Meilen östlich von Port Nolloth, nach dem „Erdmännchen“, *!ēb* (*Cynictis penicillata* [*G. Cuv.*]), das dort häufig ist, benannt.
71. *!Na-ini(e)#nū-s*, Anenous, ursprünglich eine Regenwassersammelstelle, „die an einer Bergwand (*!naini-b*) sitzt (*#nū*)“; jetzt wird dorthin Grundwasser von ferner her geleitet.
72. *!Gū-tas*, Steinkopf, Kookfontein, wo das Wasser wie beim Kochen (*!gū*) sprudelnd quillt.
73. *Go-reχas*, Zwalrtbelt, zwischen Steinkopf und Ookiep. „Der Ort reich (*-χa*) an Bitter-Aloë (**go-reb*).“
74. *!Hunumās*, H'Noomas, zwischen Steinkopf und Ookiep. Das Grundwasser durchtränkt (*!hu-nu*) die Stelle.
75. *!Na-ibabe-b*, Nababeep, Grundwasserstelle und Kupfermine nordwestlich von Ookiep. „Nashorn-(*!naitba-s*) Ort.“
76. *!U-!gair*, Ookiep, Grundwasserstelle, Hauptkupfermine. „Der große (*gai*) Brak- (*!ū*) Wasserort“.
77. *!Gū-!χas*, Springbockfontein, der „springbockreiche“ Ort.
78. *Gai-* und *#Kχaim-!kχa-rakχoēs*, Groß- und Klein-Byzondermeid. „Der große (*gai*, auch alt) und kleine (eigentlich: junge, *#kχaim*, auf Frau bezogen) Ort, wo eine andersartige (*!kχa-ra*) Frau (*kχoēs*) ist.“ Wahrscheinlich wie in so vielen Fällen eine Anspielung auf ein persönliches Erlebnis, das bekannt genug wurde, um dieser Grundwasserstelle den Namen zu geben.
79. *!Gū-!χas*, Cogab-Rivier bei Steinkopf, „das reich (*-χa*) ist an *!gū* = Binsen.
80. *Gū-!tsi//ōb*, das Schaap-Rivier südlich von Anenous, „wo die Schafe (*gūrn*) starben (*//ō*)“.
81. *#Nī-χaramū-tb*, Nigramoep, Grundwasserstelle ca. 18 engl. Meilen westlich von Ookiep. „Wo die Augen (*mūrti*) wach blieben (**#nī-χara*).“
82. *#Ga-!maχas*, Kamaggas, ein Gartendorf von hervorragender Fruchtbarkeit, benannt nach der braunen (*#ga-!ma*) Farbe der Felsen ringsum (s. S. 115 ff.).
83. *!Ga-oseb*, Büffelsrivier, an das ehemals wohl das Wildebeest, *!ga-ob*, zur Tränke kam.
84. *#Haū-!l!garu-b*, Nangaroep, im Kamaggas-Gebiet. „Das Felsregelloch (*!l!garu-b*), bei dem man (Korn) stampft (**#haū*).“

85. *Gaimajgā-ibes*, Kamat'kabies, im Kamaggas-Gebiet.

86. *||O-ba||ga-m*, Sultanspüt, „Plansch-(*||oba-*)Wasser (*||ga-mi*)“, im Kamaggas-Gebiet.

87. *!U||hū|b*, Unub, ebenda.

88. *!Au-|das*, Outas, ebenda. *!au/s* die Quelle, *-da* scheint als Diminutivum gebraucht zu werden (meist zusammen mit *-ro*, z. B. **kχarida-rose* ein ganz klein wenig, *gō-ada-ros* Messerchen).

89. **Haubis*, Naobis, ebenda.

90. *||Guru-||ga-m*, Koerkamma, ebenda. „Das Wasser (*||ga-mi*) beim Quarzfelsen (*||guru-b*).“

91. *!A-ras*, Harras, schwache Grundwasserstelle beim Strydrivier (**noa-kχao-b*, westlich vom Schaaprivier). **!a-ras* = Riß; das Wasser hat sich hier eine Rinne in die Felsen gerissen.

92. *!Nao-χaa-mis*, Hartebeestfontein, Grundwasserstelle nordöstlich von Steinkopf. „Die Wasserstelle (*ams* = Mund), reich (*-χa*) an Baumstümpfen (*!naon*).“

93. *!Nati-χa|na-b*, Konkordia, Kupfermine.

Der Name, der nach Aussage der Eingeborenen von *!nati-b* = Giraffe abzuleiten ist, ist insofern bemerkenswert, als man bisher im Oranje die südlichste Grenze der Giraffe sah; der Name deutet vielleicht darauf hin, daß die Giraffe doch weiter nach Süden reichte. (*!na* = innen.)

94. *Gū-|daos*, Goodhouse, Grundwasserstelle im Oranjefluß zwischen Henkriesfontein und Ramansdrift. „Die Schaf-(*gū|b*) Pforte (*daos*).“

95. *!A-ellōs*, Vuurdood, Regenwasserstelle südlich von Ramansdrift. „Wo das Feuer (*!a-es*) erlosch (*||ō* vergehen).“

96. *!Hoim*, Hom, Grundwasserstelle im Oranjefluß südlich von Ramansdrift. „Wo Korn aus den Ähren gestampft wird (*!hoim*).“

97. *||Ha-|raχas*, Ramansdrift, führt durch den Oranjefluß in das Warmbader Gebiet.

98. *!Hu-nia-ms*, Houmians, Grundwasserstelle im Oranjefluß östlich von Ramansdrift. „Das Wasserloch (*ams*), wo Witgatbäume, *Boscia*-Arten, (*!huni-n*) stehen.“

99. **Go-|ado-m*, Guadom, östlich von Ramansdrift. „Die Gurgel (*do-mi*), die sich mit Schlamm (**go|a-b*) gefüllt hat“.

100. *Da-be|o-|ros*, Dabenoris, Wasserstelle im Oranje östlich von Ramansdrift. „Die schmale (**o|ro-*) Stelle, wo Dabebäume, aus der Gattung *Tamarix*, stehen“.

101. *!Nairu-b*, Naroep, Grundwasserstelle südöstlich von Ramansdrift.
102. *#Kχui-sabes*, Koisabes, Wasserstelle südlich von Ramansdrift. „Wo man einer Sache müde wurde (*#kχui*).“ Bankwasser zur Sommerregenzeit.
103. *#Hāib*, Naap, ca. 28 engl. Meilen östlich von Steinkopf. Bankwasser zur Sommerregenzeit. „Die Not.“
104. *!Kχā-i|om|aro-b*, Stekhand, nordöstlich von Naap, Grabwasser nach Sommerregen. „Wo einer in das Handgelenk (*!o-m|a-ros*) gestoßen (*!kχā*) wurde.“
105. *!A-baχo-rabeb*, Rooiwater, ungefähr 28 engl. Meilen östlich von Steinkopf, wo nach den Sommerregen „rotes (*!aba*.) Wasser mit der Hand zu graben (*χora*.) ist“.
106. *!Gu-iga-biseb*, Endop, bei Rooiwater, „wo nur ein (*!gu-i*) Becher (*!gabi-s*) Wasser zu erhalten ist“.
107. *!Kχo-into-roχab*, Kontoragab, südlich von Rooiwater, Sommerregenswasserstelle. „Wo der *!kχo-!ni*-Vogel, eine *Colius*-Art, Krieg (*to-rob*) führt.“
108. *!Gai-!tab*, Kaitab, ca. 18 engl. Meilen nordöstlich von Ookiep. Der Ort ist nach der Puffotter, *Bitis arietans Merrem*, (*!gai-!s*) benannt.
109. *Nū-!#a-raχab*, Zwartpit, Grundwasserstelle nördlich von Ookiep. „Wo viele (*-χa*) schwarze (*#nū!*) Kerne (**#a-ran*) sind.“
110. *!Ha-!mgura!kχubu-s*, Spektakel, Grundwasserstelle im Büffelsrivier, ehemalige Kupfermine.

An dieser Stelle stürzte einst ein Ochsenwagen um und die Frauen fielen kopfüber herunter. Dabei wurden ihre Kleider oder Schurzfelte derart „umgekehrt (*!kχa-bu = !kχu-bu*), daß die kleinen Schamlippen (*!ha-!mgu*) zu sehen waren.

XII. Kapitel.

Die Hottentotten.

Die Holländer des 17. Jahrhunderts gaben den Ureinwohnern, die sie am Kap der guten Hoffnung vorfanden, ihrer merkwürdig glucksenden Sprache wegen den Namen „Hottentots“. Wie Autoren der damaligen Zeit berichten, war das in Holland ein Schimpfwort für Stotterer, und dieser Spottname ist dem Volke geblieben.

Soweit die Geschichte zurückreicht, haben sich die Hottentotten nie zu einer Nation geeint, schon die ältesten holländischen Ansiedler am Kap

berichten von Kämpfen der Stämme untereinander. Dazu kam, mit dem 17. Jahrhundert beginnend, die Einengung der Hottentottenstämme durch die weiße Rasse von Süden her und im 19. Jahrhundert die Invasionen der Banturassen von Norden. In dem Maße, als die Hottentotten somit auf immer engeres Gebiet gedrängt und damit die Kämpfe um Weidegründe und Wasserstellen immer erbitterter geführt wurden, beschleunigten sich die Prozesse, die seit alters die gelbhäutigen Nomadenstämme Südafrikas durcheinander gewürfelt haben: Aus- und Einwanderungen über weite Gebiete hinweg, Zersprengtwerden verwandter und Vereinigungen verschiedenartiger Elemente unter neuem Führer zu neuer Stammesgemeinschaft. Die Stämme, die während dieser Kämpfe untergingen, wollen wir hier nicht aufzählen; die Quellen ihrer ältesten Geschichte fließen trübe. Die besten Urkunden aus dem letztvergangenen Jahrhundert sind die Berichte ihrer Missionare⁶⁵).

Was sich im Gebiet der heutigen Kapkolonie von der alten Hottentottenbevölkerung erhalten hat, können wir übergehen; es sind verschwindende Reste, körperlich verbastardet, geistig ihrem Volkstum in Sitte und Sprache entfremdet: die Korana und Griqua und einzeln über die Farmen der Buren zerstreute Tagelöhnerfamilien. Nur nördlich des Oranjefflusses hat sich bis heute eine Anzahl Hottentottenstämme stark und verhältnismäßig rein erhalten, verbrüdert mit den Stämmen oder Horden, die vor der nachdrängenden Kultur über den Großfluß geflüchtet waren. Beide, Ureinwohner und Flüchtlinge, waren bis zum Anfang der 80er Jahre die unbestrittenen Herren des Groß-Namalandes. Jetzt hat auch sie ihr Schicksal erreicht. Die Stämme, die vor dem letzten Auflehnungsversuch noch beachtenswerte politische Faktoren waren, werden jetzt nur noch dem Namen nach eine Zeitlang unterschieden werden. Denn mit den Kapitänschaften (der stärksten und hoffentlich nun endgültig beseitigten Friedensgefahr) fällt, wie die Geschichte gelehrt hat, auch die Stammesunterscheidung. Von den Hottentottenstämmen nördlich des Oranje, mit denen wir um die Mitte des 19. Jahrhunderts zuerst näher bekannt wurden, sind fünf schon vor unserem bewaffneten Eingreifen in die Wirren des Namalandes im Kriege der Eingeborenen untereinander aufgerieben worden. Ihr ehemaliges Verbreitungsgebiet (im Jahre 1852) ist auf der Karte punktiert angegeben, für die Grenzen der übrigen Stämme (mit geschlossenen Linien eingetragen) ist das Jahr 1890 zugrunde gelegt (siehe Karten-Erklärung). Wie es mit ihrer Kopfzahl, ihren Kapitänen und Wohnsitzen stehen wird, wenn das Land wieder zur Ruhe gekommen ist, läßt sich zurzeit noch nicht übersehen. Hier mögen wenigstens die Namen der Stämme folgen:

a) *Naïma-n* nennt der Hottentott diejenigen Stämme, die seit alters her im heutigen Groß-Namalande ansässig sind. Das sind

1. Die *!Ao-!nin* oder *!Go-!men*, zuweilen auch ihrer Naragründe wegen von den Nachbarn **!Na-ranin* genannt, die Topnaars der Buren.

2. Die *!Kχa-ragai-kχoïn*, abgekürzt *!Kχa-r(a)kχoïn*, die Fransmanschen Hottentotten oder nach ihrem Kapitän auch Simon Kopper-Leute genannt.

3. Die *!Ha-bobe-n* oder Velschoendragers.

4. Die *!Ga-mi#nū-!n* oder Bondelzwarts.

5. Die *!Kχau-!gōa-n* oder Zwartboois, jetzt, mit Ausnahme Versprengter, außerhalb des Namalandes, im nördlichen Kaokoveld angesiedelt.

Dazu kommen, heute versprengt, aber in der Erinnerung der Eingeborenen noch immer als alte Stammesgemeinschaften lebendig:

6. Die *!Kχau-ben* oder die Rooi Natie.

7. Die *!Kχa-ro!ō-an* oder die Tsaibschen Hottentotten von Keetmanshoop.

8. Die *!Ogain* oder Grootdooden.

b) **Gū!nūn* ist eine Bezeichnung für diejenigen Hottentottenstämme, die von der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ab aus dem Gebiet der heutigen Kapkolonie nach Groß-Namaland einwanderten. Hierher gehören, gewöhnlich Orlam genannt,

9. Die *!A-maïn* oder Bethanier-Hottentotten.

10. Die *!Hai-!kχau-an* oder Bersaba-Hottentotten.

11. Die *!Kχo-besin* oder Witboois.

12. Die *Gai-!kχau-an* oder Amraal-Hottentotten von Gobabis.

Dazu kommt, seit 1889 aufgerufen, einst aber unter Jonkers und Jan Afrikaners Führung der gefürchtetste aller Orlamstämme, der Stamm der

13. *!Ai-χa!a-en* oder der Afrikaaner.

Diese 13 Namen werden bald die einzigen Überbleibsel der alten Stammesgliederung der Hottentotten sein. Ehe der politischen Vernichtung ebenso unaufhaltsam die Vernichtung des Volkstums in Sprache, Vorstellungen und Sitten folgt, sollte alles in Sicherheit gebracht werden, was wenigstens für den Ethnologen zu retten ist. Bei meinem Bestreben, dieser Pflicht eines jeden wissenschaftlichen Reisenden, so gut als es die Hauptaufgabe im speziellen Arbeitsgebiet zuließ, nach Kräften nachzukommen, machte ich es mir zur Regel, nur das aufzuzeichnen, was ich in direktem persönlichen Verkehr mit den Eingeborenen sah und ermittelte. Nur im Kapitel „Geburtshilfe“ war ich genötigt, auf die Erfahrungen einer landesansässigen weißen Frau zurückzugehen. Klar darüber, daß die Erfahrungen eines ein-

zelen nur lückenhaft sein können, ziehe ich es doch vor, das Bild vom Hottentotten nur wie es mir selbst sich bot zu geben und nicht, auch wo die Lücken empfindlich sind, mit fremdem Stift weiter auszuführen, weil ich mir auf diesem Gebiete mit seinem weiten Spielraum für individuelle Auffassungen eine Kritik nur zutraue, wo ich selbst an Ort und Stelle meine Aufmerksamkeit hinwenden konnte.

Eine Zusammenstellung des ethnologisch Wissenswertesten über die Hottentotten, soweit es in der Literatur bis 1872 enthalten war, hat G. Fritsch⁶⁵⁾ gegeben. Seit den vorausgehenden Arbeiten Theophilus Hahns⁶⁶⁾ sind aber keine zusammenhängenden originalen Untersuchungen über das Volksleben der Hottentotten im Namaland angestellt worden. Auf die Darstellung Ratzels⁷⁰⁾ sei hier nur hingewiesen. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Probleme der vergleichenden Ethnologie der südafrikanischen Völker im Anschluß an die Fachliteratur zu behandeln. Ich habe hier nur über meine eigenen Beobachtungen zu berichten, allein in sich verarbeitet, vielfach auch nur als Tatbestand mitgeteilt, Berufeneren zu weiterer Verwertung.

Über die hottentottischen Bezeichnungen, die in den Text eingeschaltet sind, siehe das über die Sprache in Capitulum V, A Gesagte.

Zu immer weiteren Fortschritten ermutigte es mich, zu sehen, wie oft gerade da, wo man es auf Grund älterer Berichte am wenigsten erwartete, trotz allen Kultureinflusses die alte Eigenart des Volkes, soweit es das Individuum und die Familie betrifft, sich oft noch überraschend rein erhalten hat. Auf sozialem und politischem Gebiete dagegen ist dem Ethnologen wohl das meiste schon unwiederbringlich verloren gegangen.

Capitulum I.

Der Körper und seine Pflege.

A. Die äußere Erscheinung

eines Hottentotten hat wenig Anziehendes.

Die Haltung des Körpers läßt niemals, weder im männlichen noch im weiblichen Geschlecht und in keinem Altersstadium, jene Würde erkennen, die beim Herero im Jugend- und jungen Mannesalter die Regel ist. Der hohen schlanken Gestalt des Herero gibt im männlichen Geschlecht eine gut entwickelte Muskulatur, im weiblichen Geschlecht ein mäßig entwickelter Panniculus schöne Formen und Ebenmaß. Das erhöht naturgemäß, wo es sich um jugendliche Körper handelt, die Anmut aller Bewegungen. Nur

ein Riemen gürtet die Lenden des Herero im Jünglingsalter, ein knielanger Fellschurz deckt Blöße und Gesäß, gibt aber seitlich mit jedem Schritt die ganze Linie des Oberschenkels frei, seinen schlanken Hüftansatz und den Übergang in die Weichen. Der Körper der Hottentotten ist trotz guter



Junges Hereroweib (vgl. die Figur einer älteren Hottentottin auf S. 180).

Proportionen und trotz normaler Entwicklung der Muskulatur zu klein und meist durch europäische Kleiderlumpen derart verunstaltet, daß der Anblick seiner Bewegung keinen Reiz hat. Die Bewegungen der Frauenleiber haben infolge der Überfülle des Gesäßes etwas Unbeholfenes, und junge Mädchen ohne diese Zier sind leicht fahrig in den Bewegungen ihrer Gliedmaßen.

Die Gliedmaßen selbst sind um so zierlicher gebaut, die Füße und Hände so klein und schlank, wie sie bei Erwachsenen unserer Rasse selten zu finden sind und in Südafrika nur von den Miniaturgliedern der Buschmänninnen übertroffen werden.

Als der Teil des Körpers, den wir an uns selbst und an anderen am besten kennen, an dem wir in erster Linie bewußt oder unbewußt unser erstes Urteil über einen Menschen bilden, fesselt die Physiognomie des Hottentotten trotz ihrer Häßlichkeit nach zweifacher Richtung: Es reizt an sich schon, die Regungen des Seelenlebens in diesem fremdartigen Spiegel zu beobachten, um so mehr, je näher wir es im Laufe der Jahre verstehen lernen. Und dann ist es ein seltsames Gefühl, den Begriff der tierischen Spezies auf unser eigenes Geschlecht anzuwenden, wie es der erste Anblick des Kontrastes unserer und jener Züge unabweisbar aufdrängt. Ein näherer Vergleich*), der Übereinstimmendes und Abweichendes in gleicher Weise berücksichtigt, ergibt dann folgendes:

Das Schädeldach zeigt keinerlei auffallende Merkmale. Das Vorderhaupt ist mäßig gewölbt. Der Scheitel, nach den Seiten mäßig steil abge-

*) Zahlenmäßige Angaben werden an anderem Orte veröffentlicht werden. Die folgenden Angaben betreffen nur den lebendigen Körper. Zur Illustration dienen auch die Tafeln X—XIII, XV und XVII. (Seitenzahlen s. vorn in der Übersicht.)

dacht, liegt meist in der Mitte, ist selten nach vorn, noch seltener nach hinten verschoben und die Scheitelbeinhöcker treten nicht hervor. Das Hinterhaupt ist niemals platt, springt immer, bald mäßig, bald beträchtlich vor. Von oben betrachtet hat das Schädeldach ausgeprägt ovoide Gestalt, den spitzen Pol nach vorn gekehrt.

Das Charakteristische dieser Scheitelansicht ist in der Schmalheit der Stirn begründet, im übrigen zeigt der Hirnteil der Stirn nichts Bemerkenswertes. Er ist bei mittlerer Höhe und Steilheit mäßig gewölbt, ohne daß Stirnhöcker ausgeprägt wären, aber das Vortreten der Augenbrauenbogen (vorwiegend in den lateralen Partien, ein Glabellarwulst fehlt meist) gibt der Stirn etwas uns Fremdartiges.

Die Jochbeine laden meist so weit seitlich aus, daß die Backenpartien unterhalb der Augen wie zwei starke Wülste vortreten.

Das Kinn ist flach gewölbt, läuft spitz zu und tritt zurück. So zieht sich das Gesicht, wenn alle Eigentümlichkeiten der genannten Teile ausgeprägt sind, im ganzen von vorn betrachtet, sowohl nach oben über den Augenbrauenbogen zur Haargrenze, als nach unten von den Backenknochen zum Kinn, spitz aus.

Die Nase des Hottentotten ist für unser Auge von ausgesuchter Häßlichkeit. Die Nasenbeine liegen so tief, daß der Ansatz der Nasenwurzel an der Stirn in vielen Fällen äußerlich überhaupt nicht markiert ist. Der Nasenrücken ist so breit und erhebt sich mit so flachem Sattel aus dem Gesicht, daß er fast verschwindet. Um so stärker macht sich der untere Teil der Nase geltend: der im Profil bald gradlinig, bald konvex, bald konkav verlaufende Nasenrücken geht da, wo unsere Nasenspitze liegt, in einen platten Wulst über. In der Mittellinie setzt sich der Wulst in eine kurze, nach oben gerichtete Nasenbasis fort, seitlich in enorm breite, aufgeblähte Nasenflügel, deren Unterrand reichlich genug ausgebogen ist, um einen Blick in die großen, quer gestellten Nasenlöcher wie in zwei Kamine frei zu geben.

Die Prognathie der Kiefer wird physiognomisch vielfach durch ein rüsselartiges Vorspringen der Lippen verstärkt. Die Oberlippe mit seichter Mittelfurche erscheint im Vergleich zur Unterlippe lang. Der braune, dicke, vorgewulstete, rissige Lippensaum umgibt eine meist horizontal gestellte, mittelgroße Mundspalte. Das Zurücktreten des Kinnes und die eingesunkene knöcherne Nasenpartie lassen die Kieferregion noch schnauzenartiger vorspringen (s. Abb. S. 176). Die Zähne zeigen meist ungestörte Reihenordnung und die gleiche, auch für unser Gebiß typische, nach der Kiefermitte hin gerichtete Größenzunahme

der oberen Schneidezähne sowohl als der Prämolaren und Molaren beider Kiefer und eine gleich gerichtete Größenabnahme der unteren Schneidezähne.

Die Augen sehen mit dunkelbrauner Iris aus mittellang geschlitzten, wenig geöffneten Lidspalten. Die Verbindungslinie des äußeren Augenwinkels mit der Mitte des Tränenknötchens, der Caruncula, läßt vielfach eine schwache

Schrägstellung der Lidspalte (nach außen aufwärts) erkennen, meist ohne daß diese Schrägstellung beim unbefangenen Anblick des Gesichts irgendwie sich aufdrängte oder von entsprechenden Befunden an unserer eigenen Rasse abwicke. Der Augenabstand ist groß.



Hottentott vom Stamm der Topnaars, ca. 20 Jahre alt.

Auch ohne daß Altersfalten im Bereich der Lidspalte vorhanden wären, ist die Deckfalte des oberen Lids meist so stark entwickelt, daß das obere Lid in der Mitte und seitlich unter ihr verschwindet. Bald in

die mediale Partie der Deckfalte ununterbrochen übergehend, bald durch einige Millimeter ungefalteter Haut von ihr getrennt, läuft in zahlreichen Fällen eine feine Hautfalte als scharfer Saum um den äußeren Augenwinkel herum, rein anatomisch einem Epicanthus tarsalis entsprechend, von der typischen Mongolenfalte dadurch unterschieden, daß sie die Caruncula frei läßt. Die gut entwickelte, mit Nickhaut versehene Caruncula ist in den seltenen Fällen, in denen sie nicht frei liegt, unter den Lidtarsen versteckt. Der Teil der Bindehaut, der bei gewöhnlicher Augenöffnung von den Lidern geschützt wird, ist glatt und von bläulich-weißer Farbe. Der frei liegende Teil dagegen, der unter Staub und Rauch viel zu leiden hat, ist gelblich

gefärbt und hat unebene Oberfläche. Nie sah ich den oberen Tarsus scharf-randig heruntersteigen. Die schwarzen Wimperhaare sind kurz, dicht gestellt. Die Augenbrauen sind meist kurz und schmal, dazu dünn behaart, medial verhältnismäßig am dichtesten; das einzelne Haar ist gewellt. Bald laufen die Brauen geradlinig, bald gebogen; sie sind niedrig und horizontal (zuweilen nach außen aufwärts) gelegen und treffen nicht auf der Stirn zusammen.

Zu erstem orientierenden Vergleich der Physiognomien sei hier (Seite 178 und 179) das Proträt eines Herero beigefügt. (Vgl. im übrigen die später folgenden Porträts von Bergdamara, Betschuanen und Buschmann).

Das Ohr liegt meist an. Vollständig oder halb angewachsene Ohrläppchen sind die Regel; eine Darwin'sche Spitze sah ich nur in den seltensten Fällen und da meist am hinten ungebogenen Helixrand nur angedeutet.



Hottentott vom Stamm der Topnaars, ca. 20 Jahre alt
(dieselbe Person, die auf S. 176 abgebildet ist).

Inmitten der schwarzbraunen bis schwarzen Menschenrassen ihrer Nachbarschaft stehen die Hottentotten und die dunkleren Buschmänner mit dem hellen Braun bis Fahlgelb ihrer Haut allein da. Ein mattes fahles Braungelb ist die Grundfarbe des Körpers der Hottentotten. Im Gesicht verdunkelt sie sich häufig zu braun, auf der Fußsohle hellt sie sich zur schwach gebräunten Hautfarbe unserer Rasse auf, noch mehr im Nagelbett der Füße und der Finger, hier bald mehr ins Gelbliche, bald mehr ins Rosa spielend. Unser frisches Lippenrot fehlt. Die Schleimhaut des Mundes (einschließlich der Lippenteile, die bei geschlossenem

Schultze, Namaland und Kalahari.

Mund unsichtbar sind) und des Rachens ist ein trübes, violett angehauchtes Rot; von der Vulva gilt dasselbe. Die glans penis dagegen ist hellrosa gefärbt. Beschneidung sah ich in keinem einzigen Fall.

Weder die Muskeln der Schädelhaut noch die des Ohres, nur das Platysma konnten die Hottentotten, die ich daraufhin prüfte, willkürlich bewegen.



Herero, ca. 20 Jahre alt.

Die Behaarung des Körpers ist äußerst spärlich. Dies und die starke Spiralkrümmung jedes einzelnen feinen Haares bedingt es, daß sich (mit alleiniger Ausnahme der Wimpern und Augenbrauen, des Schnurr- und Kinnbartes) die Haare überall, wo sie in Feldern beisammen stehen, gruppenweise zu einzelnen kleinen isolierten Knäueln verfilzen, zwischen denen die Haut hell durchschimmert. Aber diese sichtbaren Hautpartien sind nicht kahl: die Einpflanzung der Haare in der Haut ist gleichmäßig, läßt jedenfalls keine Gruppenanordnung erkennen, die jenen Filzknäueln ent-

spräche. Das gilt für die Behaarung des Schädels wie für die der Schamteile und Achselhöhlen. Je stärker die Spiralkrümmung des einzelnen Haares und je spärlicher gleichzeitig die Gesamtbehaarung ist, desto fester und kleiner sind die Knäuel. Übergänge aller Stadien führen von diesen kompakten Bildungen von nur wenigen Millimetern Durchmesser zu zentimetergroßen aufgelockerten Haarhäuschchen. Nur in seltenen Ausnahmefällen ist das Kopfhair so kräftig entwickelt, daß es sich in dicht gedrängte, aber einzeln zu unterscheidende fingerlange Fransen dreht, die dann wirt in die Höhe stehen oder phantastisch um den Schädel baumeln (vgl. Taf. V). Der Hottentott selbst

bezeichnet die schwarzen runden Haarknäuel seines Kopfes mit demselben Wort, das Ziegenmist bedeutet (**noira-s*). Der Bur vergleicht die Haarknäuel mit Pfefferkörnern und nennt den Hottentotten „Pepperkopp“. Unter mehreren Hundert Hottentotten begegnete mir nur ein einziger Kahlkopf.

Vom Bart, dessen Einzelhaare stark sind, besitzt der Hottentott nur die Teile, die bei unserer Rasse am stärksten entwickelt sind, einen schwachen Schnurrbart (besonders seitlich entwickelt) und einen Kinnbart. Ein Backenbart und die ihn vervollständigende Behaarung des Mundbodens und des Halses fehlt. Sie ist nur hier und da durch einzelstehende Haare angedeutet.

Die Physiognomie des Hottentotten erhält frühzeitig durch Falten erhöhten Ausdruck. Die Nasen-Mundwinkelfalte und eine feine Fältelung der Haut unterhalb des Auges tritt sehr frühzeitig auf, ebenso Stirnfalten. Im Alter vermehren und erhöhen sich die Falten oft derart zu Runzeln, daß



Herero, ca. 20 Jahre alt
(dieselbe Person wie die auf S. 178 abgebildete).

sie dem Gesicht jede Ausdrucksfähigkeit wieder nehmen und über Hals und Brust in langen parallelen Streifen ziehen (s. Tafel XVII). Die Haut junger und gesunder Individuen beiderlei Geschlechts spannt sich straff und frisch über die Weichteile (s. Tafel XII und XIII).

Fettpolsterung des weiblichen Körpers gilt allgemein als Zierde. Die Brüste sind voll entwickelt. Die Ansammlungen großer Fettmaßen über den Glutäen und an der Außenseite der Oberschenkel (Steatopygie), die den Leibern der Matronen oft unförmige Gestalt gibt, ist in dieser starken Entwicklung und scharfen Lokalisierung Rasseneigentümlichkeit. Desgleichen

die Vergrößerung der kleinen Schamlippen zur Schürze, über die an anderem Ort zu handeln ist.

So verwarlost die äußere Erscheinung des Hottentotten auf den ersten Augenblick ist, so sind mir doch hier und da gewisse Anstandsregeln begegnet, betreffend

B. die Haltung des ruhenden Körpers.

Verpönt ist das Erheben der Knie über das Niveau des Kopfes, wie es beim Liegen auf dem Rücken und gleichzeitiger aufrechter Kniebeugstellung der Beine der Fall ist. Die Bezeichnung für eine solche Lage ist *!hōllgoa* *).



Hottentottin von Bersaba, 1,48 m groß, ca. 40 Jahre alt, mit gut entwickeltem Fettsteiß.

*) Das Wort **/hōl* finde ich nirgends verzeichnet; es ist ebenso scharf unterschieden von *!hōl* = gebückt sein, wie von *!hōt* = spotten. Soweit ich seine Bedeutung aus dem Sprachgebrauch der Eingeborenen ermitteln konnte, hat es den Sinn von „ungeschlacht“. So sagte ein Mann zu einem anderen mit auffallend

Ein Hottentott, der einen meiner Leute in der genannten Stellung fand, schlug ihn auf die Knie mit den Worten: „*nē !hō! !goabats gye nī iū*“, d. h. „du sollst aufhören, so mit ungeschlachten Knien zu liegen“, weil es Mißgeschick bringe, wie auf eine Frage meinerseits geantwortet wurde.

Eine hohe Stellung der Knie, wie sie bei langbeinigen Personen in hockender Haltung unvermeidlich ist, wird gespöttelt. So wurde ein schlankes großes Hereromädchen mit den Worten geneckt: „*!ütsibeb kxoma gai !goaga (e)ĩs*“, d. h. „du mit den großen (hoch aufragenden) Knien wie eine Mücke“. (Die Mücke selbst heißt ihrer langen Beine wegen, die eben beim hockenden langbeinigen Menschen die Kniee so ungeschlacht erscheinen lassen, : *!hō! !goab*).

Die Haltung einer Frau in halb ruhender Stellung auf ebener Erde scheint auf den ersten Blick ein Kauern zu sein: Die Oberschenkel ragen steil auf, die Kniee stehen entsprechend hoch und sind stark gebeugt. (Trägt die Frau noch ihre Volkstracht, so zieht sie beim Niedersetzen den Vorschurz zwischen die Beine hindurch unter das Gesäß.) Aber der Körper hängt nicht wie beim Kauern in den Kniegelenken, sondern sitzt mit den starken Fettpolstern des Gesäßes auf. Männer oder magere Personen können diese Ruhestellung ohne Rücklehne nur einnehmen, wenn sie relativ lange Oberschenkel haben: sonst ruhen sie auf einem fußhohen, zusammenklappbaren Schemel (*!nūais*), dessen Sitzfläche mit Riemen überspannt ist. Will eine Frau, die auf ihrem Fettsteiß sitzt, eine Handarbeit vornehmen, so spreizt sie die Oberschenkel schwach und gibt damit den Armen genügend freien Spielraum.

Wenn die Frau ein Kind säugt, setzt sie sich ähnlich wie eine Orientalin hin, legt die gespreizten Oberschenkel flach nieder, schlägt die gebeugten Unterschenkel übereinander und zieht sie so an, daß der Schenkel der einen Seite auf dem Fuß der anderen Seite ruht. In der Mulde, die so die Beine der Frau bilden, liegt der Säugling so sicher, daß die Frau beide Arme zur Arbeit frei hat.

In der Stellung stillender Frauen fand ich häufig auch ältere Männer am Boden sitzen.

starkem Gebiß: „*sa arī! kxoma !hō! !gūga (e)ĩts*“ d. h. „Deine Zähne sind ungeschlacht, wie die eines Hundes.“ Die übermäßig großen Hörner eines Ochsen wurden *!hō! !nāgu* genannt. Ein Fluch, der oft zu hören ist, lautet: „*!hō! !kxaraga ū*“ d. h. „Du mit dem großen Hoden“. (Hier wie in anderen Fällen zusammenhängender Wortfolgen habe ich die Höhenverhältnisse der Vokale nur da bezeichnet, wo es auf eine spezielle Unterscheidung ankam.)

Die jüngeren Männer setzen sich meist so nieder, daß sie ohne Rücklehne auf ebener Erde mit dem hintersten Teil des Gesäßes aufruhen, die Schenkel schwach gebeugt und halb gespreizt vor sich wegsetzend. Der Oberkörper ist schwach vornüber gebeugt, der Rücken krumm, die gestreckten Arme ruhen mit den Ellenbogengelenken auf den Knien oder sind unterhalb der Kniee übereinander geschlagen. So sehe ich sie noch heute wie ehemals oft um das Abendfeuer sitzen, die Hände wie segnend über die wärmenden Scheite gebreitet, den Kopf zurückgelehnt, um den Qualm vorbeistreichen zu lassen. Die Wintermorgen sind empfindlich kalt. Sie wenden sich dann der Frühsonne in merkwürdiger Sitzstellung zu: spreizen die Beine so weit sie können, daß auch die Sitzflächen der Schenkel voll beschienen werden und kein Glied das andere beschattet.

Sind sie in guter Stimmung, so preisen sie die Wohltat der aufgehenden Sonne in der ihnen eigenen Bildersprache. Halb singend, halb deklamierend hörte ich sie in vielfacher Wiederholung sagen: „*gabū aib gye igirib ōaba, sores gye ti ōasa*“, d. h. „der Wolkenschatten ist des Schakals Sohn (verächtlich), die Sonne ist meine Tochter“.

C. Ausdruck der Empfindungen.

Der männliche Hottentott legt sich aus Klugheit oder Rücksicht manche Reserve auf. Im weiblichen Geschlecht, wo diese Hemmungen meist fortfallen, zeigt ein Vergleich mit dem Hereroweib große Unterschiede. Der Gesichtsausdruck einer Hererofrau ist an sich schon maskiert durch eine braune erdige Fettsalbe, mit der das Gesicht wie der übrige Körper, die Lederkleidung und die dreizipfelige Haube eingerieben ist. Eine solche Frau erscheint, wenn sie dem Gespräch der Umsitzenden zuhörend regungslos an ihrer Lehmhütte lehnt, wie aus gleichartigem dunklen Ton geformt, der sich plötzlich belebt, wenn bei einem Worte, das ihr gilt, das Weiß der Augen und Zähne aufleuchtet.

Eine Hottentottin hat nie diese Ruhe; bezieht sich vollends die Unterhaltung auf Gegenstände, die ihre Aufmerksamkeit mehr als gewöhnlich in Anspruch nehmen, so gestikuliert sie lebhaft. Ist vollends Leidenschaft im Spiel (wenn auch nur in der Erinnerung lebendig), dann ist kaum ein Körperteil in Ruhe: der Oberkörper wird bald nach vorn, bald zur Seite gebeugt, die Arme fuchteln vor dem Gesicht des Zuhörers hin und her, bald wird mit lächerlicher Anschaulichkeit gegen die nahe Wand der Hütte nach dem fernen Ort der Erzählung gewiesen, bald mit dem Zeigefinger der

rechten Hand in der hohlen linken der Punkt präzisiert, um den sich die Auseinandersetzung dreht.

Im einzelnen muß bedacht werden, daß der Hottentott aus dem Gebärdenspiel der fremden Rassen seiner heutigen Gemeinschaft manches entlehnt haben wird. Seine Empfänglichkeit für Fremdes ist groß. Bei dieser Erwägung schrumpft die Zahl der Beobachtungen, die auf ursprüngliche, weil ihnen vorwiegend oder allein zukommende Gebärden schließen lassen, sehr zusammen. Als Gebärde der Bejahung ist ein leichtes Zurückwerfen des Kopfes unter gleichzeitigem Schließen der Augen häufig, besonders bei Frauen, zu beobachten.

Die Verneinung wird in nachlässiger Form bei geschlossenem Mund durch einen unartikulierten Laut ausgedrückt, der einem kurzen leichten Räuspern gleicht, nur daß etwas Stimme gegeben wird, in markiert ansteigendem und flüchtig auslautend-absteigendem Tonfall.

Eine ausdrucksvolle Gebärde des Erstaunens nennen sie selbst **//a-mana-m* (von **//a:m* = verheimlichend zudecken und *ams* = Mund). Sie bedecken bei dieser Gebärde den Mund und die ganze untere Hälfte des Gesichts mit der flachen Hand und wenden den Kopf unter gleichzeitigem Heben der Oberlider zur Seite. Das Heben der oberen Lider (ohne Heben der Augenbrauen), das ich oft während eines Gesprächs beobachtete, bei plötzlich aufdämmernder Erkenntnis oder erwachendem Interesse, sei hier nur als Wiederkehr einer allgemein menschlichen Ausdrucksform genannt.

Scham gibt sich bei der fahlen Beschaffenheit der Haut in Erröten nicht zu erkennen. Seitliches Vorbeugen des Kopfes und Bedecken des Gesichts mit dem Ellenbogen ist eine häufige Ausdrucksform für Schamgefühl.

Eine Gebärde des Widerwillens oder starker Abneigung fand ich wieder bei Frauen stark ausgeprägt: das Gesicht wird von der Person, der die Gebärde gilt, seitwärts und schwach hinten überlehnend abgewandt. Die Augenlider hängen schlaff herunter, der Mund wird zu einer Schnute verzogen, wobei sich die Oberlippe stark den Nasenlöchern nähert, wie um sie zu schließen. Mit derselben Gebärde, *#onam* genannt, wendet sich ein Übersättigter ab, wenn ihm Speise gereicht wird.

Ob das Umarmen und Küssen auf die Wangen als zärtliche Begrüßung eine ursprüngliche oder eine übernommene Gebärde der Hottentotten ist, wird nicht mehr zu entscheiden sein. Eine alte Frau umarmte und küßte in freudiger Rührung einen meiner jungen Begleiter, der nach

Jahren der Trennung zu ihrem Wohnsitz kam. Sie rief andere Frauen herzu und konnte sich in ihrer Freude nicht genug tun. Die Augen waren zu tief in Runzeln versteckt, als daß ich hätte sehen können, ob sie weinte. Weinen als Ausdruck freudiger Rührung darf man wohl als einen auch den Hottentotten zukommenden Gemütsausdruck betrachten, da sie dafür eine eigene Bezeichnung haben: *//ha-ru*.

Am entgegengesetzten Ende der Skala ihrer Gemütsbewegungen waren zwei Frauen angelangt, von denen die eine mich aufsuchte, um sich verbinden zu lassen. Ihre Widersacherin hatte ihr beim Streit quer über die Nase, in den Nacken und in den Daumen blutige Wunden gebissen.

D. Nahrung.

Wenden wir uns jetzt vom Hottentottenkörper selbst ab und sehen wir zu, welche Pflege ihm in gesunden und kranken Tagen zu teil wird. Ein Volk, das sich darauf beschränkt, die zum Dasein notwendige Pflanzennahrung, wie die Natur sie wild bietet, einzusammeln, ohne daß die Dürftigkeit dieser Versorgung zum Versuch einer Bodenbearbeitung geführt hat, steht sicherlich auf einer tiefen Kulturstufe. Auch wo in Rivierbetten Wasser dicht unter der Oberfläche zu graben ist und fruchtbarer Anschwemmungsboden, getrockneter Schlamm des abgekommenen Flusses, eine Gartenwirtschaft ermöglicht, unter der Hand des Weißen auch fruchtbringend ins Leben gerufen wird, hat sich der Hottentott nicht zu geregelter Arbeit aufschwingen können. Wohl kraalen sie hier und da ein Stückchen Land mit Buschwerk ein, nennen es */hana-b* und pflanzen in diesen „Garten“ den Kalahaßkürbis, *aba-s*, den sie zu einem Butterfaß aushöhlen, oder pflanzen als Speisefrucht eine kindskopfgroße, grüne, weißgetüpfelte Kürbisfrucht, *b(e)ri-tsalmab*, aber bald sind sie solcher Tätigkeit überdrüssig. Es ist jedenfalls nur dem unausgesetzten Einfluß der Missionare zu danken, wo der Hottentott beim Gartenbau aushält.

Von Haus aus kennt er nur dreierlei Tätigkeit im Dienst seiner Ernährung: das Sammeln, das Jagen und die Viehwirtschaft. Wir werden später sehen, wie er diese beiden letzteren Beschäftigungen zu einer gewissen Vollendung gebracht hat. Hier soll uns nur beschäftigen, wie er die Rohprodukte, die als gegeben angenommen seien, zu Speisen verarbeitet.

1. Animalische Nahrung

liefert den Küstenhottentotten das Meer. Das Fleisch der Robben (s. S. 41 ff.)

gibt, besonders wenn es Hautgout hat, einen gesuchten Braten. Das Fett wird weniger geschätzt, aber doch gegessen. Zur Zeit des Robbenschlages scheuen die Küstenbewohner keine Wanderung, um sich die Abfälle zu sichern. Sie gehen auch auf eigene Faust auf den Robbenschlag, aber das nur da, wo sie das Festland nicht zu verlassen brauchen, wo also gelegentlich einzelne Tiere an den Hauptstrand gehen.

Wohl stellen sie auch hie und da einem Pinguin nach, nehmen die Eier aus den Nestern, erschlagen unerfahrene junge Kormorane mit dem Kirri oder werfen eine Angel aus, die sie von Weißen gekauft haben. Im allgemeinen aber haben sich die Hottentotten, die heute die Küste bewohnen, im Dienste der Weißen so vollkommen an europäische Kost gewöhnt, daß sie den Nahrungserwerb, wie ihn noch ihre Großväter eifrig betrieben, nicht mehr kennen. Vor 80 Jahren⁶⁾ noch fischten sie in der Walfischbai mit $4\frac{1}{2}$ m langen hölzernen Speeren, die aus schwerem hartem Holz geschnitten wurden, warfen mit ihnen 7--10 Pfund schwere Fische auf eine Entfernung von 25 m und pökelten sie auf Vorrat mit Salz, das sie aus salzigen Quellen in der Nähe der Bai gewannen.

Mit Pfeil und Bogen erlegten sie besonders während der Brutzeit Mengen von Seevögeln, gruben sie, um ihnen den fischigen Geschmack zu nehmen, in den Sand, bis sie grün wurden, weideten sie dann erst aus, häuteten sie und ließen sie zweimal 24 Stunden in der Sonne liegen; das so präparierte mürbe Fleisch soll sich viele Monate lang gehalten haben.

Eine Liebhaberei der Hottentotten, mit denen Morrell in Berührung kam, war, die Eingeweide des Schlachtviehs roh und noch tierwarm zu essen.

Auch Delphine, die in der Walfischbai in nächste Nähe des Strandes kommen, mögen damals noch erbeutet worden sein. Die Gebräuche, die ehemals beim Zubereiten der Delphine beobachtet wurden, haben sich bis heute in guter Erinnerung gehalten: sie entledigten sich aller Kleider und zerlegten den Delphin nackt. Jede Berührung des Tieres mit dem Körper, den Mund ausgenommen, galt als schädlich. Sie vermieden, während der Arbeit mit der Hand sich zu berühren, zum Kratzen bedienten sie sich eines Hölzchens. Das Fleisch des Tieres wurde in Seewasser gekocht, in kaltem Seewasser abgospült und ausgerungen. Ehe sie ihre Kleider wieder anzogen, wurde der Körper von allen etwa anhaftenden Teilchen des Tieres gereinigt.

Von niederen Seetieren bilden gewisse Muscheln und Schnecken seit alters her eine Hauptnahrung der Küstenbewohner vom Kap der guten

Hoffnung hinauf bis zum Kap Cross. Große Abfallhaufen von Patellenschalen, mit Tonscherben und den Resten von Straußeneierschalen vermischt, liegen halb vergraben in den Dünen bei Port Nolloth. Über die Weichtierarten, die als Nahrung in Betracht kommen, siehe S. 31.

Die große Languste, *Jasus lalandii* Lmk., offenbar nach dem Vorbilde der Weißen mit einem flachen, in einen runden Rahmen gespannten, mit Schneckenfleisch geköderten Netz gefangen, wird ebenfalls gegessen.

Reichhaltigere und schmackhaftere Nahrung liefert die Tierwelt des Binnenlandes. Die verschiedenen Antilopen und das Schlachtvieh liefern die Hauptnahrung. Es gibt kaum einen Körperteil, der nicht genossen würde. Das allein bringt Abwechslung in die Fleischspeise, denn die Zubereitung ist einförmig: Kochen in Wasser, Rösten im Feuer, Backen in der heißen Asche (den Kopf in toto) und Trocknen an der Luft sind die einzigen Rezepte. Das letztere gilt besonders für das Fleisch, das nicht gleich aufgegessen oder bei reicher Jagdbeute nicht mit vollem Gewicht nach Hause gebracht werden kann. Es wird dann in große dünne Fladen zerschnitten, gesalzen und an der Luft getrocknet (*ihāt*, verb.).

Um auch das Fell schmackhaft zu machen, rösten sie es zunächst im Feuer an, daß die Haare verbrennen, schneiden es dann in Streifen, schlagen es mit Steinen weich und kochen es in Wasser oder noch lieber in Milch.

Die Fleischbrühe, *suro-b*, wird nicht hoch eingeschätzt; das Fett dagegen, roh oder als Schmalz, ist das Leckerste, was es für einen Hottentottengaumen gibt. Es wird zuweilen becherweise heiß getrunken. Was sie davon nicht in einer Sitzung bewältigen können, wird bis auf den kleinsten Rest aufbewahrt: ein Stück frisch abgezogenen Ochsenfelles wird naß zu einem Pompadour geformt und aufgeblasen; so trocknet der Beutel, bis er hart und formfest geworden ist. Dann wird die Öffnung etwa talergroß scharf-randig abgeschnitten und mit einem Riemen als Henkel überspannt. In diesen Fettvorratsbeutel, *igu-bus*, gießen sie Schmalz oder ausgelassene Butter und schließen die Öffnung mit Kuhmist.

So hoch der Hottentott den Ertrag der Jagd anschlägt, er gibt sich doch in der hohen Wertschätzung der Milch in erster Linie als Hirt zu erkennen. Die Milch zieht der Hottentott, den die Kultur noch nicht entartet hat, jeder anderen Nahrung vor, sie übt als Lebenselixir in ihren Sagen wunderbare Wirkung aus. Kuhwarm (**iai·χadai-b*) oder abgekühlt (**iādaib*) wird die frische Milch je nach der Jahreszeit mit verschiedenen Vegetabilien versetzt: die Blüten der *Acacia horrida* Willd. (*ihā-reb*, die Dornbaumbüte)

und die erbsengroßen grünen Früchte des Ebenholzbaumes (*Euclea pseudo-benus* E. Mey., h: *ina-rus*) werden gekaut und in die Milch gespuckt. Die grünen Blätter eines Gewächses mit zwiebelartiger Bildung (**ikχabib*) werden trocken im Topf über dem Feuer gestampft und dann mit der Milch wie zu einem Teig vermengt (siehe vegetabilische Nahrung).

Die abgestandene, noch flüssige, aber schon angesäuerte Milch wird ihres angeblich urinartigen Geschmacks wegen Pißmilch, **ūdaib* genannt. **āūdaib* ist die im Eimer dick gewordene saure Milch, deren Rahm (*iaobeb*, auch für süße Sahne gebraucht) zu Butter gekarnt wird.

Das Buttern, *//nubu-*, geschieht in der Weise, daß die saure Milch aus dem Holzeimer in eine Kalabas, *aba-s*, gegossen wird. Diese Kürbisflasche, deren enge Öffnung mit einem Holzpfropfen verschlossen wird, rollen sie in schräger Stellung auf einer weichen, meist aus Fellen hergestellten Unterlage. Das geschieht in greller Sonne oder in der Nähe des Feuers. Nach etwa dreistündigem Rollen wird die Kalabas zum Schluß so langsam bewegt, daß die Butter sich oben sammeln kann. Dann wird die Flüssigkeit abgegossen und getrunken und die Butter, *aba//nuli-b*,



Butter-Kalabas, mit Fell umspannt. $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

d. h. Kalabafett, in einem Holzeimer aufgehäuft (*ikχao*, verb); sie wird frisch (**ikχao//nuli-b*) oder ausgebraten (**igē-be//nuli-b*) genossen.

Um den Butterertrag zu steigern, werden zuweilen die frischen, dickeren Wurzelteile einer Pflanze, die im Habitus einer *Portulaca* der Kalahari gleicht, in die Milchkalabas gesteckt. Weil der Leib (*ikχāb*) dieser Pflanze reich (*-χα*) mit Haaren (*ū-igu*) besetzt ist, führt sie den Namen *ū-ikχaikχā-s*.

Der *mashi a madila* der Betschuanen entspricht die **ihu-nin/ihu-ni*-Milch der Hottentotten. Die frische Milch wird in eine gleichnamige Kalabas mit handbreit ausgeschnittener Öffnung gegossen und etwa 2 Tage still stehen gelassen, bis sie sich in eine obenstehende wässerige säuerliche Flüssigkeit und eine feste bodenständige Masse (*ihare-b*) zersetzt hat.

Der hölzerne Milcheimer, //hoë-s, wird mit Vorliebe aus dem Holz eines weidenähnlichen Baumes (#hūi-b), der im Oranje-Rivier häufig ist, geschnitzt. Zum ursprünglichen Molkereigerät der Hottentotten scheint auch ein selbstgefertigter Trichter, //kχaru-s, gehört zu haben; ich habe ihn nicht zu sehen bekommen.

Frische Ziegenmilch ist die Hauptnahrung der Hottentottenkinder; auch die Erwachsenen greifen zuerst nach ihr, um die Kuhmilch zum Buttern aufzuheben.

Zum Wildpret, das die Hochjagd liefert, und zu den Produkten der Viehwirtschaft kommt nun eine Menge „Kleiner Leute“-Nahrung, wie man sie nennen könnte, die sich der Hottentott draußen in der Einöde zusammensucht oder von glücklichen Zufällen schenken läßt. Verarmtes nomadisierendes Volk ist auf diese Nahrungssuche angewiesen.

Es gibt kein Säugetier, das der verarmte Hottentott nicht äße: Mäuse, Hasen, Klippschliefer, Stachelschweine, Erdmännchen, Wildkatzen und Schakale sah ich in den Kochtopf wandern, selbst die Hyäne wird gegessen. Der Genuß ihres Herzens soll schlaftrunken machen, ein Aberglaube offenbar, zu dem der feste Tagesschlaf der Hyäne Veranlassung gab.

Andere Vögel als die jagdbaren (s. Jagd) werden nur hie und da von Kindern erlegt und gegessen. Dagegen verachtet zu Zeiten auch der Erwachsene Schildkröten und Eidechsen nicht. Die Schildkröte, *//kχuri-s (im Klein-Namalande: //hu-//rob), wird mit Steinschlägen getötet und im offenen Feuer im Gehäuse geröstet. Fleisch und Eier werden ohne Zutat genossen. Will die Frau das Gehäuse als Buchbüchse benutzen, werden die Weichteile ausgeschält, die Eingeweide ausgenommen und der Rest gebraten.



Zonurus polyzonus Smith. Nat. Gr.

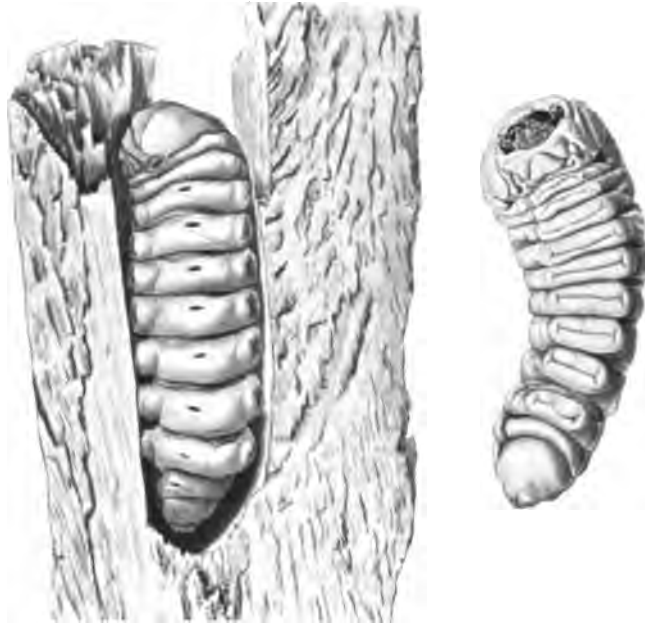
Von Eidechsen werden mehrere Arten, so die hier abgebildete, *//uru-s genannte Art, in der heißen Asche geröstet, vorwiegend von jungen Hottentotten gegessen.

Das Fett der //uru-s und einer neuen *Mabuia*-Art, frisch aus dem Leibe des eben getöteten Tieres entnommen, wickeln sich die Kinder in Gras ein und lutschen es wie ein Bonbon.

Auch die Insektenwelt stellt dem Hottentotten einige willkommene Gerichte. Das bescheidenste davon besteht aus einer Käferart, *//nuims genannt.

Diese Käfer werden wiederum nur von Kindern gegessen, geröstet oder roh, nachdem ihnen Kopf, Beine und Flügel ausgerupft worden sind. In derselben billigen Zubereitung verzehren jene Hungerleider, die als „Buschmänner“ im

Groß-Namaland umherschweifen, einen großen schwarzen Käfer, *Acanthophorus capensis* White, *//naori-b genannt. Die fingerlange und -dicke Larve dieses Käfers, der Dornbaumwurm, *//kχū-tu-inis, bohrt in das Kernholz der *Acacia horrida* Willd. tiefe, weite Gänge, die sie mit ihren Exkrementen füllt. Die verdaute Holzmasse ist oft von dem abfließenden Harz des Baumes durchtränkt, quillt aus den Bohrlöchern hervor und erstarrt zu einer dunkelbraunen, wie mit Zuckerguß bedeckten knusperigen Masse, die von den Hottentotten, groß und klein, eifrig gesammelt und gegessen wird.



Larve von *Acanthophorus capensis* White, links im selbstgehöhlten Gang steckend. ca. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.



Acanthophorus capensis White.
ca. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Die Larven selbst sind ebenfalls ein Leckerbissen. Um zu ihnen zu gelangen, brennen sie den Dornbaum, wenn er im Absterben begriffen oder abgestorben ist, nieder und holen sich mit spitzen Hölzern aus den glühenden Holzstücken den im eigenen Fett gerösteten Braten heraus. Oder sie warten, bis die Larve das Hinterteil zur Kot-Entleerung aus dem Bohrloch herausstreckt und spießen sie mit einem Dorn.

Mehr Scharfsichtigkeit als die Dornwurmsuche erfordert das Auffinden einer Wohnung eßbarer Termiten. Es gilt, die Stelle ausfindig zu machen, an der man graben muß, um auf die unterirdische Wohnung von *Hodotermes viator* (*Latr.*) zu stoßen. Das erste Anzeichen gibt der Mist der Tiere, winzige Ballen, die zu kleinsten bis maulwurfshügelgroßen Haufen beisammen liegen. Im Bereich dieser Misthäufchen sind nun die runden, im Durchmesser meist erbsengroßen Öffnungen im Boden zu finden, in denen die unterirdischen Gänge ausmünden. Verfolgt man diese Gänge, so stößt man in wechselnder Tiefe auf die Wohnung; zuweilen schon 1 bis 1½ Fuß unter der Oberfläche, wenn ein Fels oder eine harte Bodenschicht in weichen Grund eingelagert ist und dem Haus von oben her Schutz gibt; zuweilen aber muß man über mannstief graben, ehe man zum Ziele kommt.

Die unterirdische Wohnung hat die Gestalt einer Linse von ca. ½ m Durchmesser und 20—25 cm Höhe. Das Baumaterial ist eine papierdünne, spröde, zerbrechliche, gelblichgraue Masse; sie ist widerstandsfähig gegen Wasser. Man kann das Haus tagelang unter Wasser setzen, ohne daß es zergeht; es wird nur weich und weniger brüchig.

Das Haus ist aus etwa 40 Etagen, jede durchschnittlich ½ cm hoch, aufgebaut. So kompliziert auf den ersten Blick das Labyrinth der vielen Hunderte allseitig kommunizierender Räume erscheint, es läßt doch ein einfaches Bauprinzip erkennen: Den Wendelgang. Unzählige Wendelgänge sind bald weit voneinander entfernt, bald eng aneinander gerückt, bald in regelmäßigen horizontalen Fluchten, bald mit stark geneigten Achsen und dementsprechend abschüssigen Bahnen neben- und übereinander gefügt, aber immer so, daß die Lauffläche jedes Wendelganges ohne Unterbrechung in die der Nachbarschaft übergeht. So kommen Kammern, Hallen, Gänge, Tore und Pfeiler zustande.

Die Zusammensetzung der Bewohner wechselt je nach der Jahreszeit. Im Juli 1904 fand ich in einem Bau Eier, Larven in allen Übergängen bis zum erwachsenen Arbeiter, Arbeiter verschiedener Größe, großkieferige Sol-

daten, drei Königinnen von ca. $2\frac{1}{2}$ cm Länge, endlich*) neben einigen wenigen noch unentwickelten Flügeltieren zahlreiche, meist ungeflügelte Nymphen.

Auf diese fetten, weißen, 12 mm langen Nymphen hat es der Hottentott abgesehen. Er schaufelt zunächst die ganze Wohnung mit Insassen und anhaftender Erde in einen Sack, um in der Hütte das Eßbare auszuwählen. Zu diesem Zweck schüttet er die Masse portionsweise in ein Gefäß mit lauem Wasser und rührt mit einem Zweigstumpf so lange den Grund auf, bis alle Tiere oben schwimmen; dann schöpft er sie mit den Händen ab, preßt das Wasser aus und trocknet sie über dem Feuer, bis sich die eßbaren Individuen von den übrigen auswannen lassen. Der so gewonnene reine „Hottentottenreis“, **igibes* ist durch das Trocknen über dem Feuer schon schwach angeröstet und wird meist ohne Zutat gegessen.

Ich habe oft gesehen, daß die Tiere beim Sammeln lebendig genascht wurden. Während dann der Alte aus dem dunklen Lehmwasser die Insekten fischt, hocken die Kinder herum und füttern, was nebenher krabbelt, zum Mund. Lebendig genossen fand ich die Tiere fast ohne allen Geschmack, angeröstet sind sie wohlgeschmeckend.

Ein Gericht, auf das nicht fest zu rechnen ist, aber ein überreiches, wenn es überhaupt geboten wird, sind die Wanderheuschrecken.

Wo sich ein Schwarm niedergelassen hat, deckt er den Boden und bepackt (*igate*) die Büsche mit seinen Abertausenden, **igale+huims* nennt deshalb der Hottentott die auf den Zweigen sitzenden Tiere. Unter diesen sind die eiergefüllten Weibchen, **ikχūi+huimti*, die begehrenswertesten. Wenn sie nach ihrer Tagesarbeit, die im Eierlegen besteht, ihre Nachtquartiere bezogen haben und dicht gedrängt an den Zweigen hängen, legt der Hottentott Feuer an den Busch; allenthalben lodert es auf. Am nächsten Morgen wird die Asche mit Zweigen zusammengekehrt, in Felle gesammelt und auf große Felsplatten ausgebreitet. Hier werden die eierhaltigen Tiere ausgelesen; die anderen werden nur gesammelt, wenn die Eiertiere nicht in genügender Zahl sich vorfinden. Die Auslese wird in Säcke gefüllt und auf Tragochsen zu den Hütten gebracht.

*) In den Nestern von *Hodotermes viator* (Latr.) fand ich einen neuen Cetoniiden, *Trichoptus aepythus* Kolbe. Die Hottentotten kennen diesen ca. 9 mm langen, gleichförmig schwarzen Termitengefährten gut; sie nennen ihn *ikχau+ams*.

Dort wird die Masse ausgebreitet, Frauen sitzen rings herum und stampfen sie mit Steinen klein. Die fertig zubereitete, hellbraune weiche Masse wird in Fellsäcke gefüllt und aufgehoben. Wohlschmeckender als roh gegessen soll sie mit Milch angerührt sein.

Obwohl ein Heuschreckenschwarm eine schwere Schädigung, oft eine Vernichtung des Weidefeldes bedeutet, ist die Zeit des Heuschreckenbrennens doch eine Festzeit, wenigstens für die Jugend. Der Aufsicht der Alten, die bei den Hütten bleiben, wenn der Heuschreckenplatz weiter entfernt ist, sind die jungen Leute entzogen und genießen nun ungebunden ihre Freiheit; besonders in Venere feiern sie.

Der Überfluß an Nahrung läßt die kommunistischen Grundsätze, die ohnehin im Volk lebendig sind, uneingeschränkt zur Geltung kommen: keiner darf einem anderen wehren, von den Heuschrecken zu essen, die jener gesammelt hat; schon eine abwehrende Handbewegung ist verpönt. Wer dem entgegenhandelt, wird ihrer Ansicht nach mit Übelbekommen der Heuschreckenmahlzeit bestraft. So tierisch uns eine Heuschreckenmahlzeit erscheinen mag, der Hottentott hält sie in Ehren. Mit einem merkwürdigen Gemisch von christlicher und heidnischer Phantasie erzählte mir ein Hottentott, daß selbst Gott, als er vom Himmel auf die noch unbevölkerte Erde herunterkam, lange Zeit nur von Heuschrecken gelebt habe; brauche er sich dann dessen zu schämen?

2. Die vegetabilische Kost

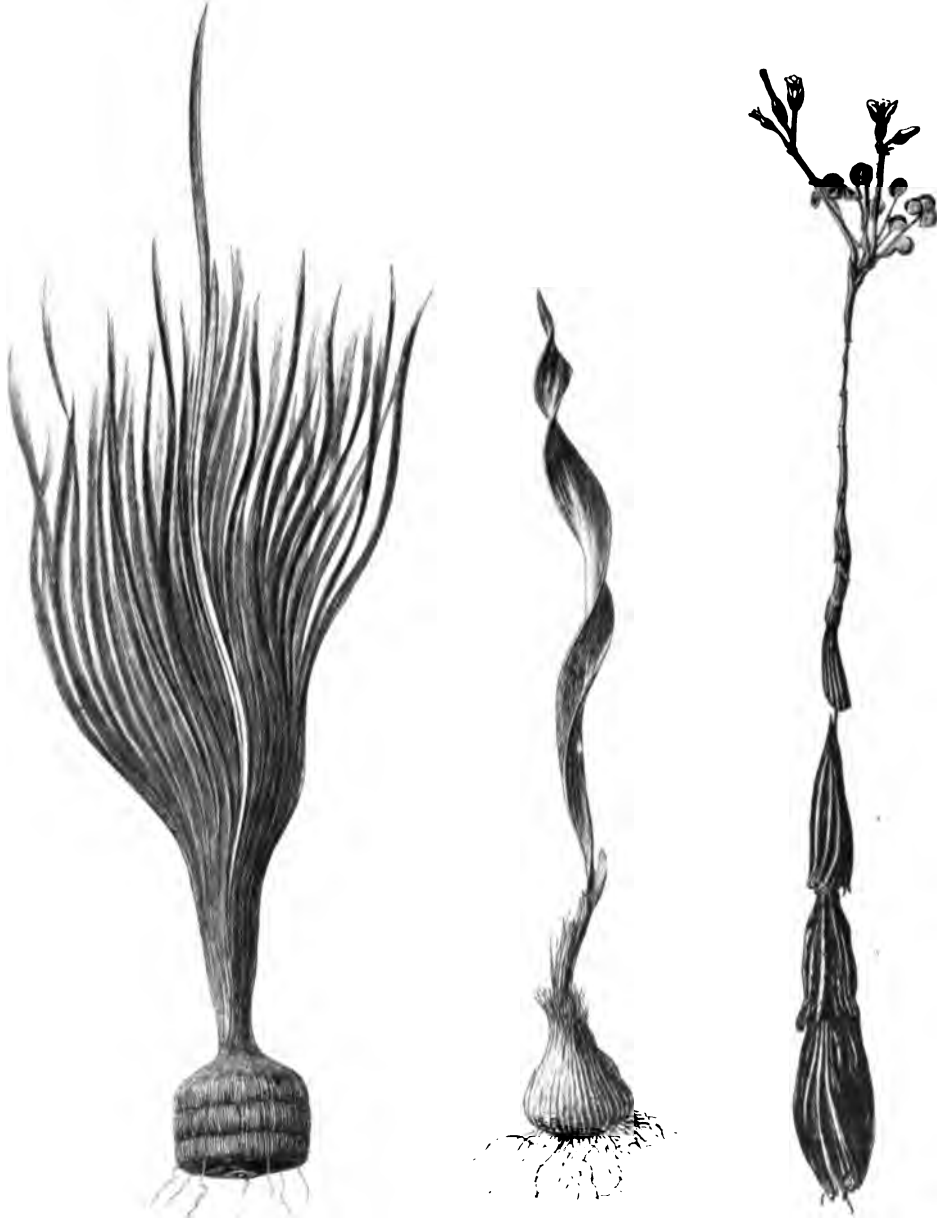
der Hottentotten stellen mit den verschwindenden oben genannten Ausnahmen (Gartenbau) wilde Pflanzen*). Die wichtigsten an Menge und Nährwert sind

a) die unterirdischen, mit Reservestoffen angefüllten Teile gewisser Pflanzen, mögen es Wurzelstöcke, Knollen oder Zwiebeln sein (s. Analysen im Anhang).

Die eßbaren „Feldzwiebeln“ (kapholländisch: Uientjes, h: *kχai-ran*) gehören verschiedenen Formen an: die Iridaceen sind in den Ebenen um Kubub vor allem durch eine *Babiana*-Art (h: **gūnub*) vertreten, die sich auch in der Trockenzeit leicht an ihren verdorrten Blättern verrät. Auf den Kububer Bergen dagegen wächst eine Feldzwiebel, die nur zu finden

*) Die hierher gehörigen Pflanzen sind botanisch und nahrungsphysiologisch meist so mangelhaft bekannt und die Notizen über sie in der Literatur so zerstreut, daß ich von einer Zusammenstellung der Bruchstücke unserer Kenntnisse absehe und mich hier auf eine Mitteilung der wenigen eigenen Beobachtungen beschränke.

ist, wenn der Regen die jungen Blätter herausgelockt hat. Die Hottentotten nennen diese Art, die sich nicht bestimmen ließ, **!gao-beb*.



Babiana spec. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Moraea spec. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Itha-lob. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Beide Uientjes-Arten werden in guten Jahren sackweise gesammelt. Die Zubereitung der erstgenannten Zwiebel ist zwiefacher Art: sie wird ent-
Schultze, Namaland und Kalahari.

weder in der heißen Asche geröstet, oder die Zwiebeln werden frisch von der Faserumhüllung gereinigt und in einem Fellsack durch Klopfen mit Steinen zerkleinert. Wenn dann die Masse in der Sonne getrocknet worden ist, wird sie gesalzen mit Milch zu Brei gekocht.

Die Zwiebel einer anderen eßbaren Iridacee, einer *Moraea*-Art mit eigentümlich gedrehten Blättern (h: *#garib*), soll dem Orte Karibib (*#ga-ribeb*) den Namen gegeben haben.

Zwiebelähnlich sind die unterirdischen Reservoire eßbarer Oxalidaceen. Die Uientje einer Art der Gattung *Oxalis*, von den Hottentotten **iū-irobis* genannt, wird roh oder in der Asche geröstet gegessen. Eine andere Art (**#ha-lob*) wird auch in kochender Milch zerstampft. Die *Oxalis obtusa* L. f. (h: *#kχa-ros*) gilt als giftig für das Vieh; eine verwandte ungiftige Art gräbt sich der Pavian aus.



Grielum humifusum Thbg. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Ihrer Wirkung auf den Organismus wegen seien hier noch einige Feldzwiebeln genannt, die sich z. Z. botanisch noch nicht charakterisieren lassen: die *#hani*-Uientje^{50), 57)} soll, übermäßig genossen, die Ohrspeicheldrüse anschwellen lassen. Einem Bergdamara mit dieser Art geschwollenen Backen hörte ich von einem Hottentotten zugerufen werden: „*#kχara-igoreb kχoma #haniχa tanasa ū*“, d. h. „du mit dem Hanizwiebelkopf wie ein Zebrahengst“, der ja bekanntlich an seinem breiten Kopf und Hals kenntlich ist.

Einer anderen Uientje mit gelben Blüten und braunroter Zwiebel wird nachgesagt, daß ihr übermäßiger Genuß zur Zeit des Aufsprießens der Pflanze

Blutharnen hervorrufe. Ihr Name, **!ao-beb*, spielt vielleicht auch auf die Farbe des eßbaren Teils an.

Welche Uientje die Bergdamara **!kχō-aireb* nennen, und welche Pflanze dem **!a-mareb* der Hottentotten entspricht, konnte ich nicht feststellen.

Wenn man mit den unterirdischen knolligen Gebilden, die sich der Hottentott gräbt, nicht auch die zugehörigen Blätter und Blüten sammeln kann, so ist es meist unmöglich, den Fund zu bestimmen. So kann ich hier nur drei Namen angeben: *Grienum humifusum* Thbg. (h: **!kχu-ib*, oder



Ceropegia spec. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

**tsā-!χa+gai-eb*),

eine Rosacee mit krautig-saftigen, glatt auf dem Boden kriechenden Zweigen und hell-schwefelgelben Blüten liefert dem Hottentotten in karottenförmigen unterirdischen Teilen ein Gericht.

Dasselbe gilt von einer Umbellifere, einer *Peucedanum*-Art.

Eine windende Asklepiadacee aus der Gattung *Ceropegia* bildet eßbare kartoffelähnliche Knollen mit gelbbrauner runzelig-höckeriger Oberfläche. Die rohen Knollen sind hart, aber saftig und kühl genug um zu erfrischen.

Die Aufmerksamkeit späterer Reisender möchte ich auf folgende Pflanzen lenken, von denen Blätter und Blüten dringend erwünscht sind, will man die wilden Feldfrüchte der alten Einwohner des Landes noch kennen lernen:

- a) **omam!gaub* ist eine Pflanze mit succulenten Blättern; der möhrenartige unterirdische Teil hat stark abführende Wirkung. Der Name der Pflanze drückt das drastisch aus: „Man läßt schon in der Tür (*ams*) der Hütte (*oms*) fallen (*!gau*)“ oder „erreicht den Hof mit Müh und Not“ in optimistischer Übersetzung.



omam!gaub. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.



Der „Straußenfuß“. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

- β) **!ga·!marib*. (1 Terz st.) oder *#ha·bab* hat einen glatten, möhrenartigen unterirdischen Teil und dünne, schmale, 3 cm lange, am Rand eingekrunkelte Blätter.

γ) **ikxu-bus* bildet bis kindskopfgroße saftige Wurzelgebilde.

Pelargonium incrassatum Curt., h: **ia-mitai-b*, der „Straußenfuß“ (nach der Gestalt der ausknospenden Blätter so benannt) ist die letzte der Pflanzen, die ihrer eßbaren unterirdischen Teile wegen hier zu nennen wären.

b) Von den Früchten stehen die der Kürbis- und Gurkengewächse des Wasserreichtums ihres Fleisches und des Nährgehalts der Kerne wegen oben an.

Die Topnaars im Walfischbaigebiet haben ihren Stammesnamen *ina-ranin* von der Kürbisfrucht *ina-rab* erhalten, der *Acanthosicyos horrida* Welw., von der sie einen großen Teil des Jahres leben (s. Analysen im Anhang). Die Zeit der Narareife fällt in die 4 ersten Monate des Jahres; die Haupterntezeit ist der Februar und März.

Dann veröden die Werften. Die ärmeren Familien ziehen mit Sack und Pack in die Dünen, nehmen entweder ihr Mattenhaus mit oder errichten notdürftig aus Strauchwerk ein Obdach, kaum eine Hütte zu nennen, und kommen an ihre alte Wohnstätte nur, um Wasser zu holen, wenn es im Narafeld selbst nicht zu finden ist. Wohlhabendere Hottentotten bleiben zu Haus, lassen sich durch ihre Hörigen die Nara bringen und kommen nur hie und da auf einen Tag zum Besuch oder zur Inspektion heraus.

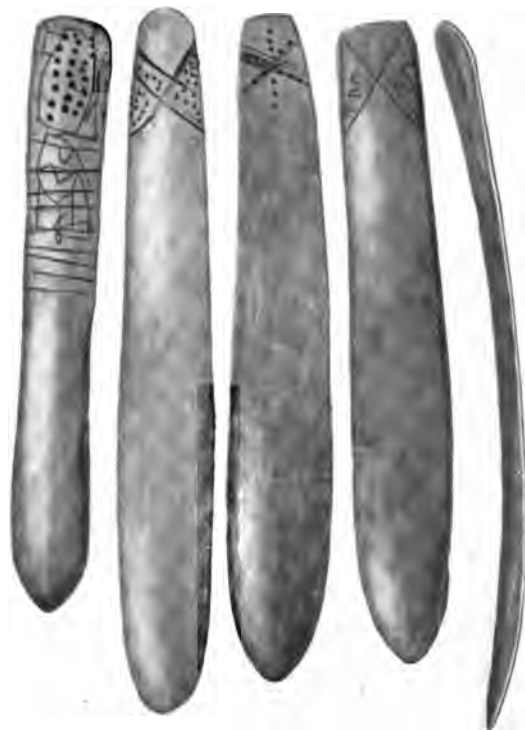
Die einzelnen Familien haben auf bestimmte Narabüsche (s. Tafel IX oben und Abbildungen S. 146, 147) erbliches Eigentumsrecht. Das ist der einzige mir bekannte Fall von Privatbesitz eines unbeweglichen Gutes außerhalb des Hütten-



Halbreife Narafrucht. ²/₃ nat. Gr.

bereichs bei den Hottentotten. Seine Narabüsche verteidigt der Hottentott gegen Übergriffe von seinesgleichen auf dem gesetzlichen Wege der Klage vor dem Kapitän. Mit Bergdamara und Buschmännern wird kurzer Prozeß gemacht. Mehrere Fälle sind mir bekannt geworden, in denen die Diebe einfach niedergeschossen wurden auf dem Anstand am Narabusch, wo der Besitzer ihre Spuren auffindig gemacht und damit zugleich das Todesurteil gefällt hatte. Wenn überhaupt der Kapitän von einem solchen Vorfall Notiz nimmt, wird er nie die Partei des Getöteten nehmen.

Bei der Zubereitung der Nara fand ich im Besitz der Hottentotten im Walfischbaigebiet noch Knochenmesser vor, aus Rippen oder auch aus Unterschenkelknochen des Rindes hergestellt. Die Bezeichnung für ein solches Knochenmesser, **iā-ros* (1 Terz fallend), scheint mir soviel wie „das kleine Scharfe“ zu bedeuten (*iā* = scharf sein, *-ro*, Diminutivum, *-s*, Personal-suffix, fem.).



Ornamentierte Knochenmesser der Topnaars. ca. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Vorrat in die Hütten geht. Die ausgeschälte Frucht wird in walnußgroße Stücke zerschnitten, die reifen Früchte nur mit Fettzusatz, die nicht völlig ausgereiften auch mit etwas Wasser angesetzt, gekocht und mit einem Quirl primitivster Art, **dōdi-b* (auch *inoibo-s* genannt) zu Mus verrührt. Dann wird die heiße Masse in ein Sieb gegossen, in ein Binsenkörbchen, **gabiras*, das so lange am starken Henkel auf und nieder geschüttelt wird, bis der schwefel- oder braungelbe Brei durchgegangen ist. Der Brei wird auf eine Düne gegossen, nachdem ihm zuvor im Sand ein schwach geneigtes Lager geglättet worden ist. Nach 1–2 Tagen ist die Masse zu einem dunkelbraunen, auf der Unterseite stark mit Sand inkrustiertem

Mit diesen Messern also wird die Frucht halbiert und in Zeiten des Überflusses roh ausgegessen. Der Inhalt, der sich aus der reifen Frucht in fünf natürlichen Doppelabteilungen leicht von der Schale lösen läßt, hat schwach rötlich gelbe Farbe und ist mit einem kühlen, süßen Saft durchtränkt, der im Geschmack und Geruch einem dünnen vanillierten Eiergetränk nicht unähnlich ist. Aber eine einzige Frucht genügt, dem Neuling in solchen Genüssen auf Zunge und Gaumen ein lästiges Gefühl von Wundsein zu erzeugen.

Ihre Bedeutung als Volksnahrung gewinnt die Nara erst, wenn sie haltbar zubereitet als

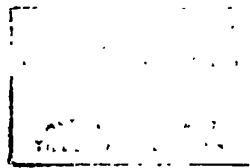
S
Schultze



NARA-DÜNE IM KUISEB-RIVIER.



SALZKRUSTEN IN DER NAMIB HINTER DER WALFISCHBAI. Digitized by Google



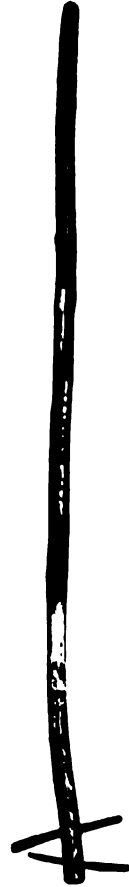
Fladen erstarrt. Ein solcher Narakuchen, **goaig(a)-ribeb*, ist ungefähr $\frac{1}{2}$ m breit, $\frac{3}{4}$ m lang und 3 mm dick, biegsam, knetbar, zähe, auf dem Schnitt dunkelschlierig glänzend, wenn zerrissen braungelb zerfasernd. Er hat den würzigen Geruch frischen Pumpnickels und läßt an den Fingern einen Fettglanz zurück. Als ich mir die Kuchen zuerst zeigen ließ, sah ich erwartungsvoll den alten, schmutzigen, eingerissenen Lappen, in dem ich die Leckerbissen vermutete, auseinandergewickelt werden, bis ich sah, daß es der Kuchen selbst war, mit dem hantiert wurde. Er schmeckt besser als er aussieht: Süß, kräftig und aromatisch; er zergeht langsam im Munde.

Jede Frucht enthält etwa 250 Kerne. Sie bleiben im Sieb zurück, werden zum Trocknen ausgebreitet und in Säcke gefüllt. Einzeln aus der harten Schale gebissen, ist der weiche Kerninhalt ebenso schmackhaft. Die Hauptmasse wird aber mit-

Schalen in einem großen starken Holzbecher zu einer braunen, grobmehligen



Korbsieb der Topnaars.
 $\frac{1}{3}$ nat. Gr.



Naraquirl.
 $\frac{1}{5}$ nat. Gr.



Nara-Kuchen. $\frac{1}{14}$ nat. Gr.

Masse zerstampft, die mit der Hand zu Bissen geformt und ohne Zutat gegessen wird.

Der Stampfbecher **hai-os* (der hier abgebildete, ist von einem Hottentotten aus dem Holz des Anabaumes geschnitzt) gleicht dem Holzgefäß, in dem die Buren und Bastards den Weizen stampfen und ist vielleicht von diesen entlehnt. Der Stampfer, *||ō-ab* (= Arm) stammt vom Holz der Giraffenakazie.

Hinter der Nara stehen die übrigen Cucurbitaceen (z. B. *Cucumis*, *Citrullus* und *Coccinia*) des Namalandes zurück. Von den Kürbissen, die sie *tsalma-b* nennen, essen die Hottentotten nur die süße Art mit dem Fleisch, von der bitteren Art, **so-robe-tsalma-b* (*Citrullus colocynthis* L.), frißt nur das Vieh Laub und Früchte und der Buschmann die Kerne. Die Tsamagewächse sind dagegen in der Kalahari (s. d.) entscheidend für das Tier- und Menschenleben weiter Strecken.



Narakern-Stampfer. $\frac{1}{15}$ nat. Gr.

Von genießbaren Baumfrüchten sind außer denen des früher erwähnten Rasenkibusches und Schwarzebenholzbaumes die „wilde Feige“, *inoima-s*, und die Körner einer Anacardiacee, eines Taabusches (*Rhus celastroïdes* Sond, h: *ja-nas*) zu nennen. Die Früchte der *Grewia flava* D.C. (h: *taūts*) werden wir in der Kalahari kennen lernen.

c) Die Findigkeit des Hottentotten bei der Nahrungssuche wird frühzeitig zur Entdeckung geführt haben, daß gewisse Ameisen Samen eintragen, die auch für den Menschen genießbar sind. So sammeln große schwarze Ameisen, deren Bestimmung noch aussteht, die Kerne, die in flügel förmigen Lamellen eingeschlossen,

fächerig in den gerippten Früchten der *Augea capensis* Thbg. sitzen. Die Hottentotten plündern diese Vorratshaufen der Ameisen („Mierkost“), rösten die Kerne in der Pfanne, zermahlen sie mit Steinen und essen das Mehl.

Besonders geschätzt sind solche Ameisenvorräte, die ausschließlich oder vorwiegend aus Samen der *Aristida*-Gräser bestehen. Ein derartiger Gräser samenvorrat heißt *tsa-ı-mab*. Die Frauen kochen ihn mit Milch zu Brei.

Endlich werden auch die //kχuni-b genannten Vorräte, die aus den Samen der Buschmannskerze (*Sarcocaulon*) bestehen, gegessen. Die Hottentotten, mit denen ich diese Samen sammelte, behaupteten, daß mit den eintragenden Ameisen eine Schlange, //kχu-inibe-b genannt, häufig zusammenlebe. Ein anderer Name dieser fragwürdigen, einstweilen zoologisch weniger als ethnologisch beachtenswerten Schlange ist *|ga-riao|ga-imi. |gariaob ist ein frischer, arbeitsfähiger, junger Mann, |galm ist töten. Der Name bedeutet also „Burschentöter“: die Phantasie läßt diese Schlange um beide Fußgelenke des Mierkost-Diebes sich ringeln, um ihn festzuhalten, bis auf ihren Pfiff eine giftige Schlange ihn zu töten kommt.

Das Reinigen der Ameisenvorräte von Staub und Steinen geschieht in einer flachen, langgestreckten Holzschüssel

(*|nu-bi|o-reb).

Die Masse wird hier durch einfaches Auf- und



Hölzerne Wannschüsseln, die untere mit eingebranntem Muster verziert.
1/4 nat. Gr.

Niederschwenken der breit vor den Leib gehaltenen Schüssel von staubigen Beimengungen gereinigt: der Staub geht in die Luft, während die schweren Bestandteile in die niedersinkende Schüssel zurückfallen. Von Steinen wird die Kost durch eine eigenartige Doppelbewegung der Schüssel gereinigt: die rechte Hand faßt die Schüssel mit lockerem Griff an einer schmalen Seite und stößt die Schüssel nach vorn und oben. Die linke Hand unterstützt diese letztere Bewegung, indem sie die Schüssel (locker mit dem Daumen die Mitte einer Längsseite, mit den übrigen Fingern die Unterseite fassend) im Rhythmus der rechten aufwärts gleiten läßt. Alle Steine sammeln sich im tiefen, hinteren, die Kost im vorderen Bereich der Schüssel.

d) Als Gemüse seien hier einige Pflanzen aufgeführt, deren Blätter und Blüten oder fleischige Stammteil gegessen werden.

Eine Asclepiadacee, *Trichocaulon pedicellatum* Schinz, bildet dicke, fleischige keulen- oder birnenförmige Kolben, die der Pflanze den Namen |naiba+kχairab, das heißt Nashornhoden, eingetragen hat. Nach Ausdrücken

oder Aussaugen des ungenießbaren Saftes wird das übrigbleibende Fleisch roh gegessen. Umgekehrt werden zwei dornbesetzte Sukkulente (*Igoia-b* und *Ikyo-bab* genannt) ihres Saftes wegen gesucht. Ein säuerlicher Saft erfrischt auch in den fleischigen Blättern gewisser Geraniaceen.

Die runzeligen, von graubrauner Rinde bedeckten, auf frischem Schnitt innen rötlichen Äste von *Pelargonium crithmifolium* Smith, *P. carnosum* (L.) Ait. und *P. zonale* Willd. (h:

**Ihurms*) werden in der heißen Asche geröstet.

Eine Liliacee, *Anthericum drepanophyllum* (Buk.) Schtr., h: **Ikyo-rob*, liefert ein wohl-schmeckendes Gemüse.

Kraut und Blumen der *Iūrobis* genannten *Oxalis*-Art werden über dem Feuer in der Pfanne gedörst, gestoßen und nach dem Erkalten in roher Milch durchgeknetet. Die Milch gerinnt dann. Alle grobfaserigen



Anthericum drepanophyllum
(Buk.) Schtr. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.



Pelargonium zonale Willd.
 $\frac{5}{16}$ nat. Gr.

Teile werden ausgelesen, Kraut und Blüten zerteilen sich fein und werden aufgegessen.

Eßbare Blüten bieten mehrere Kompositen: die Blüten zweier *Gazania*-Arten (einer weiß- und einer gelbblühenden Art, beide **Igo-bonnāis* genannt) werden gern gegessen, roh oder unter Salzzusatz in kochender Milch zu einem Brei zerrührt.

Unter dem Sammelnamen **Igi-gyeiga-mes* werden eine Anzahl Kompositen zusammengefaßt, zu denen auch solche mit eßbaren Blüten gehören,

so die *Berkheya corymbosa* D. C. Die genannte Hottentottenbezeichnung umfaßt aber auch eine Hydrophyllacee mit eßbaren Blüten, *Codon Royeni* Thbg. (und wird endlich auch auf Kompositen angewandt, die nicht genießbar sind wie *Eremothamnus Marlothianus* O. Hffm.). Es muß zwar bedacht werden, daß manche der genannten Blüten für den Erwachsenen nur gelegentliche Zutaten sind, aber man darf an ihnen nicht achtlos vorbeigehen, weil sie für die Ernährung der Kinder, die sich selbst durchzuhelfen haben und sich an ihnen sättigen können, von Bedeutung sind. Das gleiche gilt von dem Gummiharz (*hai-rab*) der Akazien.



Codon Royeni Thbg. Nat. Gr.

3. Genußmittel

waren den Eingeborenen in früherer Zeit Aufgüsse aus Schotenfrüchten und Kräutern verschiedener Art. Auch heute noch werden die Kapseln von *Ectadium virgatum* E. Mey. und die Samen in den fingerlangen, steif

aufrecht stehenden Hülsen der *Acacia hebeclada* D. C. geröstet, gemahlen und kochend aufgegossen. Ebenso verwerten sie die Samen eines schotentragenden Busches, den sie *!kχā/s* nennen, leicht kenntlich an über fingerlangen, weichen, kiefernadelartigen Blättern, die paarweise an der Wurzel eines gelben, harten, spitzen, zentimeterlangen Dornes sitzen. Auch ein Farnkraut wird zu Tee aufgebrüht. Aber mit der Gewöhnung der Eingeborenen an unseren Kaffee und Tee haben die genannten Pflanzen ihre Rolle, wenigstens



Farob, Teefern. $\frac{5}{4}$ nat. Gr.

im Haushalt des gesunden Hottentotten, ausgespielt. Im übrigen ist der Hottentott seit seiner Berührung mit dem Weißen Sklave des Alkohols und des Tabaks geworden.

Tabak ist den Hottentotten beiderlei Geschlechts unentbehrlich; er ist das erste, nach dem sie frühmorgens beim Erwachen greifen. Sie haben ihn in Form großer Rollen oder als stark gepreßten amerikanischen Plattentabak kennen gelernt. Da ihn der Raucher erst schneidet (*χao*), dann in die Pfeife stopft (*!hāi*), nennen sie ihn **χao!hāib*, wenn sie nicht das Fremdwort *ta-bagab* vorziehen. Wilder Hanf, *da-χab*, den die Betschuanen so leidenschaftlich rauchen, ist im Namaland nicht unbekannt, wird aber seltener genossen. Die Hottentotten sind sparsame Raucher, sie ziehen den Rauch tief ein, halten ihn solange als möglich bei sich und

lassen ihn nur langsam aus Mund und Nase abziehen. Die Tabaksschmiere ihrer Pfeifen wischen besonders Sparsame in eine kleine Ledertasche, *!nuni-!ga-irus*. Ist ihr Tabaksvorrat zu Ende, so zerschneiden sie das nikingetränkte Leder und rauchen die Schnitzel mit Häcksel vermengt.

Der Alkohol war dem Hottentotten von Haus aus bekannt. Wo sie weit draußen im Feld den Genuß sich nicht anders als nach alter Väter

Art verschaffen können, brauen sie auch heute noch ihr Honigbier, *!kχa-irib*.

Die wilde afrikanische Honigbiene (h: *!habu-b*) baut im Namalande ihre Waben meist in Felshöhlen, seltener in hohle Bäume. Der Hottentott kennt genau die einzelnen Teile des Bienenbaues: Er unterscheidet genau am Honig (*dani-b*) den in den Waben aufgespeicherten Pollen (*!naio-b*) vom Honigseim (*hū-!danib*). Die wächsernen Bienenzellen, zu einer Wabenscheibe vereinigt, wie sie bei der Zuckerbierbereitung nach Entleerung ihres Inhalts oben aufschwimmt, wird **!ha-tmi* genannt. Davon werden die Waben, in der Brut liegt, als *!āib* unterschieden, und **!tsēb* oder *tsērab* ist die Masse, mit der die Bienen die gefüllten Honigwaben abdecken.

Die Höhle, vor der Bienen gesehen werden, wird zunächst mit einem langen fingerdicken Holz sondiert. Klebt Honig an der Sondenspitze, so wird ein Feuerbrand in den Höhlengang gelegt und dadurch die Bienen so weit möglich vertrieben. Dann kriecht ein Mann in die Höhle und bricht die Honigwaben mit einer spitzen hölzernen Gabelhacke los.

Wo die Höhle zu eng ist, als daß ein Mann hineinkriechen könnte und wo ein kaum handbreiter Spalt den einzigen Zugang bildet, bedienen sie sich eines besonderen Honigstockes, **!a-rub* oder *!a-nib*. Sie schneiden aus den Zweigen des Taaibushes, besser aus den Wurzeln des Dornbaumes, einen langen, etwa kleinenfingerdicken Stock und befestigen an seinem Vorderende mit Lederstreifen zwei schwächere, fingerlange, spitz zulaufende Hölzchen, *!gāinkχa*, die nach hinten gerichtet sind; so kommt ein gabeliger Widerhaken zustande, der die Honigwaben faßt, wenn der Stock aus der Bienenhöhle herausgezogen wird. Aus der Haut des Leguans macht sich der Hottentott endlich auch einen Honigsack, **!kχo-rob*, in dem er den Honigseim sammelt.



Honigstock.
 $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

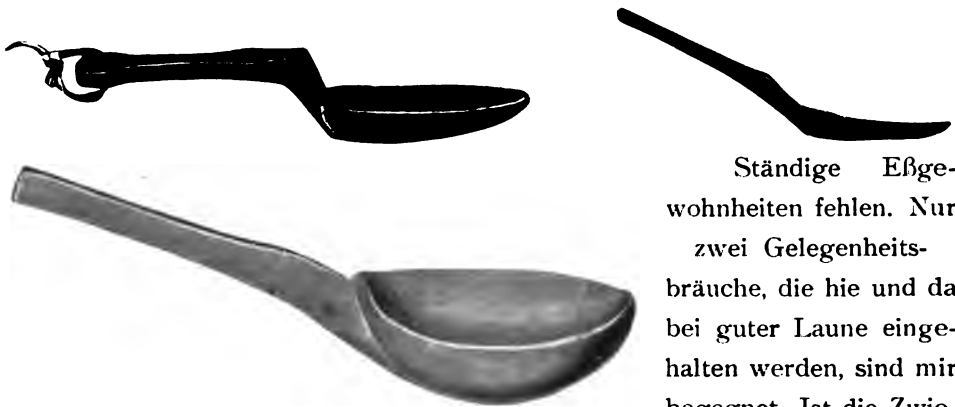
4. Salz

bietet das Namaland in der Küstenwüste reichlich genug für den Haushalt s. Tafel IX unten). Die Weiber sammeln den salzinkrustierten Boden in Eimern, füllen Wasser auf, lassen die Lauge klar abstehen und gießen sie dann in ein flaches Gefäß, um sie in der Sonne verdunsten zu lassen.

5. Das Einnehmen der Mahlzeit

ist an keine bestimmte Stunde gebunden; nur das Frühstück als die erste Mahlzeit des Tages hat einen Namen: *so-bos*. Tagsüber regelt bei der Hütte das Ankommen des Viehes, auf der Wanderung die Einteilung des Marsches in Trecks, auf Jagdzügen ein glücklicher Schuß Zeit und Ort der Mahlzeit.

Im Feld dienen als Schüsseln und Teller mit Vorliebe die Zweige von *Mesembrianthemum Marlothii Pax* (s. S. 85), oft aber auch andere Büsche. In geordneten Verhältnissen dient die hölzerne *lore-s* als Eßschüssel; mit einem großen Holzlöffel, *llgoia-b*, wird aus ihr den Umsitzenden ausgeschöpft.



Holzlöffel. $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

Ständige Eßge-
wohnheiten fehlen. Nur
zwei Gelegenheits-
bräuche, die hie und da
bei guter Laune einge-
halten werden, sind mir
begegnet. Ist die Zwie-
belsuche erfolgreich ge-

wesen, so machen sich alle, die im Kreis um den vollen Topf sitzen, ein kindliches Vergnügen, das sie **a-mllga-ro* nennen. Es handelt sich da nicht um einen improvisierten Scherz, sondern um eine im Volk wohlbekannte Sitte: der Reihe nach darf jeder so lange zugreifen, als es ihm gelingt, die Zwiebel, die er hochwerfen muß, mit dem Mund aufzufangen. Auch alte Leute schließen sich dieser Sitte nicht aus.

Tsu-buguihu-ru nennt der Hottentott den Scherz, den Kinder sich machen, wenn sie ein Stück Fleisch, das ihnen gemeinsam gegeben wurde, in kleine Stücke zerschneiden, eines nach dem anderen auf einen Stein in ihrer Mitte legen und sobald die Hand des Gebenden zurückgezogen wird, mit schnell zufahrenden Händen zu greifen suchen. Dem Schnellsten gehört der Bissen.

E. Die Hautpflege

der Hottentotten kann schon aus dem Grunde, daß Wasser im Lande ein Wertobjekt ist, nicht ausschließlich nach unseren Grundsätzen der

1. Reinlichkeit beurteilt werden. Wo in der heißen Jahreszeit größere Wasseransammlungen, wie im Fischflußgebiet, sich halten, badet auch der Hottentott. Es wird ihm sogar Schwimffertigkeit nachgerühmt⁶⁶). Aber vor Waschwasser als täglichem Reinigungsmittel scheut er.

Dagegen ersetzt ihm frischer Ochsen- und Kuhmist Wasser, Bürste und Seife zugleich und die trockene Luft das Handtuch. So sonderbar es auf den ersten Blick erscheint, so wirksam ist doch eine solche Waschung: Die Mistfeuchtigkeit genügt, die angetrockneten Hautausdünstungen zu lösen, die feinen Pflanzenfasern scheuern um so wirksamer, je trockener sie im Laufe der Einreibungen werden, und schließlich fegt die flache Hand ihren letzten Rest als leichten Staub von dem gereinigten und zugleich angenehm frottierten Körperteil ab.

2. Um der Haut die nötige Geschmeidigkeit zu geben, schmiert sich der Hottentott zum mindesten Gesicht, Kopfhaut, Hände und Arme, am liebsten aber, besonders die Frauen, den ganzen Körper mit Fett ein

(**kχaus(e)n* oder *soibos(e)n*).

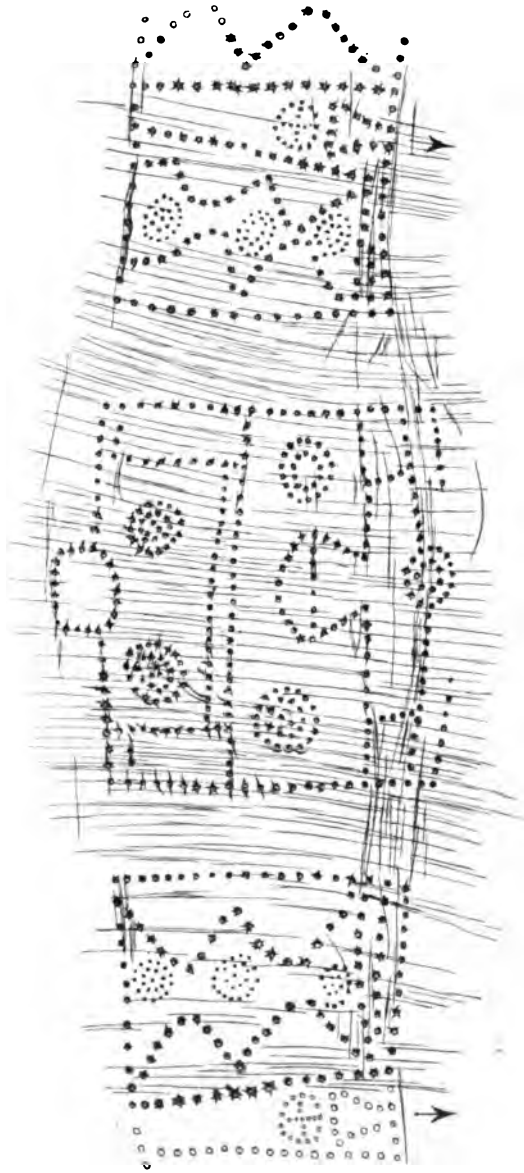
Die Fettbüchse, **kχī-nas* oder **!gōllnāis*, die in keiner Hütte fehlt, wenn die Insassen etwas auf ihr Äußeres halten, wird aus einem Ochsenhorn herausgeschnitten und die beiden Öffnungen des Ausschnitts mit Rindsleder, der Boden fest, der Deckel beweglich, geschlossen. Dem Fett vom Rind und der Ziege wird das des Schwanzes der Fettsteiß-Schafe seiner Weichheit wegen vorgezogen. Der Schmalz wird in die Ochsenhornbüchse über einen kleinen, drinnen liegenden Fellstreifen gegossen, von dem sich die Salbe jederzeit bequem in kleiner Menge zwischen den Fingern abstreifen läßt.



Fetthornbüchsen. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

Das Einschmieren des Körpers mit Fett ist zugleich eine gründliche Massage, das Wort *!gu-ri* bezeichnet beides. Zur Linderung eines allgemeinen Krankheitsgefühls, zur Körperpflege Schwangerer und zur Erhöhung

des Wohlbefindens (z. B. um vor dem Schlafengehen eine angenehme Müdigkeit hervorzurufen) ist die Massage die beliebteste Art der Körperpflege bei den Hottentotten.



Eingestochenes Ornament rund um die Fetthornbüchse.
 1/2 nat. Gr. Die senkrechten Linien geben die natürliche
 Zeichnung des Hornes an.

Wohlgeruch suchen sie der Haut zu geben, indem sie sich mit Buchu einpudern (*linōs(e)n*). Der Buchu, *sātb*, ist ein feines braunes Pulver, das sich die Frauen aus folgenden Bestandteilen, bald einzeln, bald vermischt, je nach Vorrat und Geschmack, zusammensetzen:

- a) Aus den kurzen, fleischigen Blättern gewisser *Mesembrianthemum*-Arten, die sie **gai-* und **tkχari-tga-eb* nennen. Statt dieser Blätter dienen ober- und unterirdische Teile der verschiedensten Sträucher zur Buchubereitung, so der schlank zwiebelähnlich angeschwollene Wurzelteil einer *Cyperus*-Art.
- b) Flechten sind sehr beliebte Buchu-Ingredienzien. Die *Parmelia hottentotta* (*Thbg.*) *Ach.* wird von den Steinen abgekratzt und daher **ju-ilkχao-b*, d. h. „Steinkratz“, genannt. Andere Buchuflechten gehen unter dem Namen **jna-irobeb* und **ju-irisā-b*.

- c) Das Sporenpulver eines Bauchpilzes (wie es scheint einer *Podaxon*-Art) ist an sich schon ein so feiner Puder, daß die Frauen den ge-

trockneten Sporenbehälter an einem Faden um den Hals hängen und ihn von selbst über Hals und Brust sich entleeren lassen. Die unterirdischen Teile des Pilzes werden getrocknet und gepulvert.

Die Buchukräuter heben die Frauen, die sie auch einsammeln, in einem Säckchen auf, das mit Vorliebe aus dem in toto abgezogenen Fell eines vorzeitig geborenen oder dem Mutterleibe entnommenen Lammes hergestellt wird. Die Pflanzenteile werden, wenn sie trocken sind, entweder direkt oder nach kurzem Rösten über dem Feuer auf Steinen pulverisiert, das Pulver häufig noch mit feinem Quarzstaub, *//guru-s*, versetzt, in eine flache Holzschüssel, *tsari-s*, geschüttet und durch Wannen von den groben Bestandteilen gereinigt.

Der so hergestellte Puder wird in eine Schildkrötenbüchse, *!ū-ros*, gefüllt, die den unentbehrlichen Toilettengegenstand jeder Frau und jedes erwachsenen Mädchens darstellt.

Die vordere Öffnung einer Schildkröten- schale wird durch Abschneiden eines Stückes des Bauchschildes erweitert, die hintere Öffnung mit dem geschwärzten Harz derselben Pflanze verklebt, aus der sie Perlen drehen.



Buchubüchsen. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Zuweilen gibt die eintrocknende Haut und die eingezogenen Hinterbeine des Tieres einen genügenden Verschuß. Statt mit Harz wird der hintere Verschuß zuweilen auch mit einem erhärtenden Brei aus den gestampften frischen Speicheldrüsen des Rindes hergestellt. Ein Stück weiches Schakalfell dient als vorderer Verschuß und zugleich als Puderbausch. Durch ein Loch des Bauchschildes wird ein ledernes Henkelband gezogen.

Die Männer reiben sich meist nur die Achselhöhlen und den Hals, die Frauen den ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichtes mit Buchu ein.

Schultze, Namaland und Kalahari.

Sie nehmen damit den Schweiß von der Haut und die Ausscheidungen der Regel weg. Die Angabe eines Hottentotten, daß sich die Frauen auch die Vulva und Scheide mit Buchu bestreuen, um hier durch die zusammenziehende Wirkung des Pulvers jungfräuliche Reize zurückzugewinnen, konnte ich nicht kontrollieren.

Lediglich des Wohlgeruches wegen räuchern sich (*iis(e)n*) die Frauen vielfach auch mit Buchu, indem sie das Pulver auf heiße Steine legen und den Dampf in die Kleider ziehen lassen. Buchu wird dem Säugling in die Fellwindel und dem Toten in das Leichenhemd und auf das Grab gestreut.

4. Die Farbe der Haut zu verschönern, bemalen sich (*ihotbo.*) Frauen und Mädchen das Gesicht. Das Pulver eines durch Eisenoxyd rot gefärbten Tonschiefers, *inaub* genannt, wird mit rohem, durch Kauen geschmeidig gemachtem Fett verrieben und die Salbe mit dem Finger ins Gesicht geschmiert. Eisenrost dient, wo der Stein fehlt, als Ersatz. Der Effekt ist ein gleichmäßig braunroter Überzug des Gesichts, der zuweilen auch für unsere Augen die Reize eines hübschen jungen Gesichts erhöht, wenn er gut abgetönt ist.

Ein merkwürdiges Schönheitsmittel ist eine dunkelbraune klebrige Masse, die sich zuweilen in fingerdicker Schicht auf der Oberfläche von Felsen findet und „Steinschweiß“, **iu-i aos-(e)ni* genannt wird (s. Analysen im Anhang). Die Stückchen werden auf einem flachen Stein wie Tusche mit Wasser angerieben und über das eingefettete Gesicht geführt. Die schmierig-fleckige Verteilung dieser Schminke ist häßlich.

Dunkle phantastische Gesichtsmasken malen sich die Hottentottenweiber mit Vorliebe an. Auf das vorher eingefettete Gesicht wird mit einem Fellwisch schwarzer oder roter Puder aufgetragen. Einen schwarzen Puder gewinnen sie aus den knolligen unteren Stammteilen eines *Pelargonium*, die scharf geröstet werden und dann aus ihrer Rinde eine staubtrockne, zerreibliche, dunkle Masse leicht ausklopfen lassen. Wer Rot vorzieht, stellt sich aus dem trocknen Kernholz der Giraffenakazie ein **igūtb* genanntes Pulver her. Ist das Gesicht fertig gepudert, wird vor dem Spiegel mit einem nassen Zipfel die gemalte Gesichtspartie scharf umrandet, hier und dort wieder rein gewischt, bis das Gesicht wie mit einer Faschingsmaske teilweise zugedeckt ist, aus der je nach dem Geschmack der Künstlerin bald nur die Augen und Nasenlöcher, bald auch die seitlichen Stirnpartien und die Backenränder hervorsehen.

5. Haarpflege fehlt meist gänzlich. An der Küste wäscht sich der Hottentott zuweilen den Kopf mit dem Gelb roher Pinguineier, um den

Haarwuchs zu befördern. Rasur sah ich nirgends. Ein altmodischer Hottentott pflegte sein Haar mit der getrockneten rauhen Schleimhaut einer Rinderzunge zu bürsten.

Unserem Schweißtuch entspricht ein Schakal- oder Silber-Schakalchwanz, oder der dichtbuschige Schwanz des Löffelhundes, zuweilen ein Bündel Straußenfedern; **/na-bes* oder *gams* heißt dieser Schweißwedel.

Flöhe überwiegen auf den Küstenhottentotten, Läuse auf den Bewohnern der höheren Partien des Landes.

F. Medizin.

Die Medizin der Hottentotten wird durch die ausgezeichneten anatomischen Kenntnisse, die jeder einzelne von Jugend auf bei der Zerlegung des Schlachtviehs und Wildprets sich aneignet, in keiner Weise gefördert. Über die Verrichtungen der einzelnen Teile machen sie sich keine oder nur vereinzelt verworrene Vorstellungen, und wo am kranken Körper kein äußerlich wahrnehmbarer Schädigungsgrund ersichtlich ist, geben sie alle anatomische Erfahrung preis.

So führen sie diffuse Schmerzen im Oberschenkel, zuweilen auch im Unterschenkel auf ein Heruntersacken der Eingeweide zurück. Massage in der Richtung nach dem Leibe soll die verlagerten Därme wieder zurückdrängen. Um sie aber vorher zu entleeren, wird das kranke Bein in der Richtung auf den Fuß massiert. Dadurch soll der Kot ausgestrichen werden; wohin er gerät, darüber machen sie sich kein Kopfzerbrechen. Der tatsächlich oft eintretende Erfolg der Kur bestätigt ja in ihren Augen die Diagnose zur Genüge. Am klarsten ist ihr Vorgehen noch, wo ihnen eine

1. Chirurgische Behandlung

angezeigt erscheint.

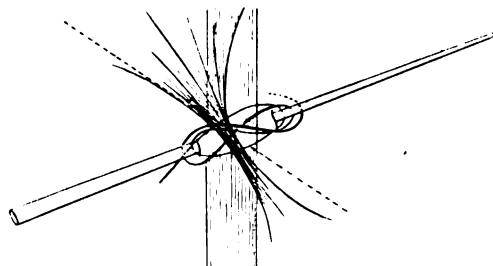
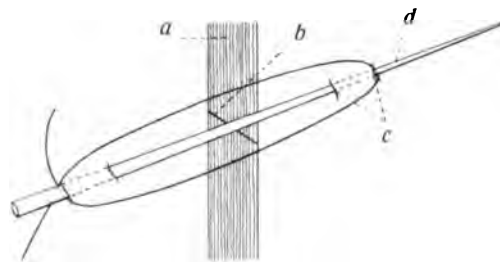
a) Der Aderlaß ist ein Universalmittel gegen jede auch nur einigermaßen lokalisierte Beschwerde. Im einfachsten Fall werden etwa 1 cm lange Einschnitte, *igo-regu*, in die Haut über dem leidenden Körperteil gemacht. Fast alle Hottentotten, die ich bei Körpermessungen näher untersuchte, wiesen Spuren dieser Aderlässe auf. In einem Fall war die Gegend des Schambers und des Kreuzes mit einigen 40 halbzentimeterlangen Narben bedeckt. Die Wunden waren dem Mann als Kind vom Vater beigebracht worden, um „das tiefe Herunterfallen des Darmes in den Unterleib“, an dem der Knabe litt, zu heilen.

Einen Aderlaß im engeren Sinne nennen sie **!hui-#kxu-rub* („Aderaufschlagen“). Er wird speziell gegen Steifheit und Schmerzen in den Gliedern angewandt und soll deren Anschwellung verhindern. Der Patient muß vor dem Eingriff ein heißes Getränk zu sich nehmen, dann wird ihm die Schneide eines scharfen Messers quer auf die Vena mediana cubiti im Ellenbogengelenk des rechten Armes gelegt und gegen den Messerrücken mit einem Stückchen Holz geschlagen, daß die Klinge einfährt. Sie entnehmen bis gegen 100 ccm Blut, soweit ich schätzen konnte.

An das Öffnen der Ader schließt sich das Schröpfen, *igoim*. Als Schröpfinstrument (**!hūmāts*, von **!hū* = das Mark aus den Knochen saugen) dient ein Kalb- oder Ziegenhorn, das durch Kappen der Spitze auch am freien Ende eine Öffnung erhält, die Saugöffnung, die der Schröpfende in dem Mund nimmt. Die entgegengesetzte, ebenfalls glatt abgefeilte, weitere Öffnung wird über den blutenden Einschnitt der Haut fest angedrückt. Das blutgefüllte Horn entleeren sie, um den Anblick des Menschenblutes schnell zu verwischen, nicht auf den Boden, sondern in einen nassen Kuhmistfladen.



Schröpfhorn. 1/2 nat. Gr.



Wundverschluß.

Die Wunde wird folgendermaßen geschlossen: sie stecken einen Dorn, *d*, zweimal tief in der Haut fest (bei *c*, rechts und ebenso links neben der Vene *a*) derart, daß er quer über die Schnittwunde *b* zu liegen kommt. Unter die freien Enden des Dornes schlingen sie einen Faden und schnüren ihn fest zusammen. Die Haut zwischen den Doppelstichstellen wird dadurch in zwei Falten erhoben, die sich fest gegeneinander pressen und so das Gefäß schließen. Der Dorn wird dann an beiden Enden gekürzt, so daß er unter dem Wulst des Schnürfadens verschwindet. Der Arm muß so lange in der Binde getragen werden, bis Dorn und Faden sich spontan ausstoßen.

Westlich von *!Hoaxainas*, im Grenzgebiet der Witboi und der roten Nation, soll ehemals, als das Wasser dort noch reich stand, ein Kurort im hottentottischen Kleinstil bestanden haben: Leute, die irgendwelche Beschwerden hatten und sich zur Ader lassen wollten, wateten barbeinig im Teich von *!Oas* und ließen sich von den zahlreichen Blutegehn, die dort hausten, schröpfen.

Wenn man, ohne Arzt zu sein, nach kraß hervortretenden Symptomen sich ein Urteil erlauben und dabei auch auf den Sprachgebrauch der Buren (der den Ärzten in der Kapkolonie wohl bekannt ist) sich stützen darf, dann möchte ich behaupten, daß die Krankheit, die der Hottentott **tsuitsoia-b* oder häufiger, in Anlehnung an das Burenholländische „vuilziekte“, *fi-lsib* nennt, die Syphilis ist. Einzelne syphilitische Geschwüre werden mit einem halb-scharfen, mehr reißenden als schneidenden Instrument (z. B. einem Quarzsplitter) oberflächlich geöffnet und die Wunde gewaschen, mit Seewasser von den Küstenbewohnern, mit einer Seife aus der Asche eines *!kxanis* genannten Busches im Binnenland. Darauf wird die Wunde tiefer ausgeschabt. Sobald die Blutung steht, bestreuen sie die Wunde mit Seetangpulver. Die starken hohlen Stiele der *Ecklonia buccinalis* (L.) Hornem. (h: **!hāib*), die das Meer überall auswirft, werden langsam verkohlt (nicht verascht) und die Kohle pulverisiert. Vor dem Pudern der Wunde trinkt der Kranke zwei Schluck Seewasser.

Treten die Geschwüre diffus über dem ganzen Körper auf, so wird, wie mir ein eingeborener Augenzeuge mitteilte, der Kranke gewaschen und die Haut solange mit den Fingernägeln bearbeitet, bis der Körper blutüberströmt ist. Ein Mann übernimmt das Zerkratzen der Haut, aber andere sind nötig, um den Patienten festzuhalten, der in seinem Schmerz um sich schlägt, zuweilen schlaff wird, so daß die Prozedur unterbrochen werden muß. Pudern beschließt den Akt. Wenn unter dem Schorf von neuem Geschwüre sich bilden, wird die Haut abermals aufgerissen.

Zur Hilfeleistung werden vom anderen Geschlecht immer nur der Gatte oder bejahrte Personen zugelassen, Die Behandlung selbst darf nur von solchen vorgenommen werden, die bereits von der Krankheit befallen waren. Im anderen Fall, sagen sie, würde die Behandlung nichts nützen. Sie kennen aber auch die Gefahr der Ansteckung, denn der Kranke darf mit Gesunden weder Lager noch Eß- und Trinkgeschirr teilen. Sie glauben nach dem Verschwinden der Geschwüre an eine Heilung und damit erworbene Immunität.

b) Unblutige Behandlung wird einigen Fußleiden zu Teil. Als „Fotzen-Fuß“, **#nū.igye#ai.bes*, oder Erbsenfuß, **#ai-ɲaro-s*, wird eine Krankheit bezeichnet, die mit einem Anschwellen des Fußes und der einzelnen Zehen beginnt. Die auftretenden Teile der Sohle werden schmerzhaft, röten sich und die Haut blättert ab. In der Mitte des entzündeten Bezirks schimmert ein länglicher, ca. 2 cm großer dunkler Körper, **#hōts*, durch. Um sein Herausleiten zu befördern, wird der Fuß in den warmen Magensaft einer frisch geschlachteten Ziege und für eine Nacht in den kleinen Magen desselben Tieres gesteckt. Öffnet sich der entzündete Bezirk, dann wärmen und weichen sie Pferdemist in Wasser und beschmieren den Fuß damit und binden ihn ein bis der genannte dunkle Körper aus der Wunde abgeht.

In der kalten Jahreszeit leidet der Hottentott nicht selten an blutig eiternden Einschnitten auf der Beugeseite der Gelenke an der zweiten bis vierten Zehe. Die Krankheit wird **a.ragyetsi.bes*, d. h. „Ringelzehe“ genannt.

Eiternde Risse, *#a.bagu*, in der Haut der Ferse werden mit Ohrenschmalz verschmiert, unter Umständen zugenäht, wo Nadel und Zwirn nicht zur Hand ist, mit Dorn und Bast. Um die Zehenwunde zur Heilung zu bringen, wird der Fuß in den warmen, ungereinigten Netzmagen einer Ziege oder eines Schafes, am besten (weil am größten) eines Rindes gesteckt. Hier bleibt der Fuß so lange bis der Mageninhalt erkaltet ist. Unter dem Namen **/ha-ɪra#gā/* ist diese Heilmethode jedem Hottentotten geläufig.

Als gutes Pflaster bei Hautabschürfungen an den Füßen gilt die frisch abgezogene Haut der Eidechsen aus der Gattung *Agama*; als Salbe wird das frische Gehirn dieser Tiere aufgeschmiert. Die getrocknete Wurzel des *Zygophyllum cardifolium L. f.* (der braunen Blätter wegen **#nū/haib* genannt) gibt pulverisiert, mit Fett verrieben, eine Wundsalbe.

Die Geschwüre mannigfacher Art, die unter dem Namen *ɲu-ɲngu* gehen, habe ich nicht unterscheiden können.

Bezeichnend für ihre Bildersprache ist eine Ausdrucksweise, mit der das Umsichgreifen eines Krankheitsherdes bezeichnet wird: Die Krankheit „baut Hütten“ (*om*, verb.).

Als letzte chirurgische Leistung sei das Schienen (*igoë*) eines Knochenbruchs (**kχōa-s*) genannt. Sie schnüren um das gebrochene Glied 5 schmale Holzleisten, die sie an den beiden Enden untereinander verbinden, so daß sie eine Art Futteral bilden. Das Glied wird vorher mit einem Fell umwickelt und für freie Blutzirkulation Sorge getragen.

2. Geburtshilfe.

In die intimen Fragen dieses Gebietes kann sich nur Einblick verschaffen, wer nach längerer Anwesenheit im Lande das Vertrauen älterer Weiber so weit gewonnen hat, daß überhaupt ein ernstes Eingehen auf dieses Thema möglich ist. Hat man dieses Vertrauen, dann ist man wohl vor bewußten Täuschungen sicher, aber nie soll man sich auch hier auf eine einzelne Person verlassen, stets das Gehörte aus anderem Munde und am anderen Ort auf seine Zuverlässigkeit prüfen, ohne in jedem einzelnen Fall das geringste der schon gewonnenen Kenntnis durchblicken zu lassen. Auf diese Weise konnte ich mit Zeit und Geduld aus den Angaben der Eingeborenen selbst über eine Reihe von Punkten eine unabhängig übereinstimmende, somit glaubwürdige Auskunft gewinnen. Direkte Beobachtungen auf diesem Gebiete waren mir nicht möglich. Ich habe die Lücken dadurch auszufüllen versucht, daß ich mir Handgriffe, von denen ich in Erfahrung gebracht hatte, daß sie an Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen vorgenommen werden, am Körper einer mir vertrauten Person ad oculos demonstrieren ließ.

a) Schwangerschaft (*ikχū·i*, *igoim*, verb.). Als erstes Symptom der Schwangerschaft sieht das Hottentottenweib meist nicht das Ausbleiben der Regel, sondern das Eintreten von Schwangerschaftsbeschwerden, *//gao·rab, wie Appetitlosigkeit, Übelkeit, Erbrechen etc. an, vorausgesetzt, daß die betreffende Person sonst nicht unter diesen Störungen zu leiden hatte. Das Auftreten der Schwangerschaftsverfärbung im Gesicht bezeichnen sie mit demselben Wort, das Schminken bedeutet: *hoibo*. Ob die früher genannte Sitte der Gesichtsbemalung ursprünglich vielleicht in einem Zusammenhang mit der Schwangerschaft stand, wird schwer zu entscheiden sein.

Mit Sicherheit behaupten Hottentottenweiber, Schwangerschaft im zweiten Monat durch Massieren des Leibes und durch Betasten der veränderten Gebärmutter von den Bauchdecken aus nachweisen zu können. Sobald Schwangerschaft vermutet wird, wird der eingefettete Leib wöchentlich zweibis dreimal von zwei Frauen 1—1½ Stunden lang massiert. Die Massage beginnt, nach abwärts fortschreitend, in der Mittellinie zwischen den Brüsten. Mit breit aufgesetztem Daumen fahren sie den Rippenbogen entlang seitwärts und kehren mit flach aufgelegten fünf Fingern von der Gegend oberhalb der Darmbeinkämme zur vorderen Bauchwand zurück. Sie achten nun sorgfältig darauf, ob sie ein Glucksen im Dickdarm hören; haben sie einen Wind

gefunden, so sind sie zufrieden; sie streichen ihn auf der linken Körperseite abwärts, bis er entweicht, um dadurch zu verhindern, daß er „in den Kopf“ geht, denn dort würde er fieberhafte Erkrankung der Wöchnerin hervorrufen. Den Schluß der Massage bildet ein zartes Aufwärtstreichen auf den Weichen zu beiden Seiten der Mittellinie. Dabei fühlen sie die Gebärmutter durch und stellen bei jeder neuen Sitzung fest, ob und in welchem Grade sie sich vergrößert hat.

Schwangere binden sich zuweilen ein ledernes Band, *do-mrob*, um den Leib, um ein Vorhängen des Bauches zu verhindern.

Über das Geschlecht des erwarteten Kindes sagen sie nichts Bestimmtes aus. Einen Knaben vermuten sie, wenn der Gebärmuttergrund einen großen Breitendurchmesser hat.

Erst vom 7. Monat ab gilt die Frucht als lebend. Über die definitive Lage des Kindes im Uterus sind sie offenbar gut orientiert; sie unterscheiden genau, ob der Rücken des Kindes dem der Mutter zugekehrt ist, ob dementsprechend die Stirn des Kindes gegen die Bauchwand der Mutter sieht oder nicht. Man kann also sagen, daß sie erste und zweite Schädellage (jede in ihrer häufigsten Unterart) wohl unterscheiden. Sie wissen, daß diese Lagen die einzig normalen sind.

Daß sie abnorme Lagen erkennen, ist nach dem Vorgehenden anzunehmen, sie korrigieren sie aber nicht, weder vor noch in der Geburt. Einführung der Hand in die Geschlechtsöffnung zum Zweck der Untersuchung ist unbekannt.

Eine besondere Diät hat die Schwangere nicht zu befolgen. Sie achten nur darauf, daß sie nicht an Verstopfung leide, weil das die Geburt erschwere und den Wochenfluß hemme.

Vorsichtsmaßregeln anderer Art hängen mit dem tiefgewurzelten Glauben an „das Versehen“ Schwangerer zusammen. Die Geschichten, die hier die Hottentottinnen zu erzählen wissen, decken sich im Prinzip mit denen von Frauen unserer Rasse. Charakteristisch für das Hirtenvolk ist, daß eine Schwangere, die noch die Sitten ihrer Eltern ehrt, nicht zugegen sein darf, wenn geschlachtet wird; sonst würde ihr Kind mit aufgeschlitzter Kehle zur Welt kommen. Die Frau darf sich auch nicht mit hochgestreckten Armen oben am Mattenhaus zu schaffen machen, um ihr Kind vor verhängnisvoller Umschnürung durch die Nabelschnur zu bewahren.

Ihre Vorstellungen von der Einbettung des Embryo im Mutterleibe stehen wieder in merkwürdigem Gegensatz zu ihren guten anatomischen

Kenntnissen des Tierkörpers: die Empfängnis findet ihrer Ansicht nach in der Harnblase, *ikxuru-s*, statt. Dort bildet sich eine zweite Blase, in die der Embryo dann eingeschlossen wird. Der Uterus ist nur ein Anhängsel der Embryo, das mit der Ausstoßung des Fruchtwassers, *tsa/nu-b*, der Nachgeburt und des Blutes in Stücke geht und sich bei der nächsten Schwangerschaft neu bildet. Dieser Anschauung entsprechend haben sie für Gebärmutter und Nachgeburt vielfach nur eine Bezeichnung, *ihās*. Aufgeklärtere unterscheiden beides, indem sie *ihās* das „was in der Mutter bleibt“, also den Uterus, nennen und mit *thōs* die Nachgeburt in unserem Sinne bezeichnen. Aus einer stärkeren Inanspruchnahme der Harnblase infolge des Wachstums der Frucht erklären sie sich vielfach die Harnbeschwerden Schwangerer: die Blase ist eben der Mehrbelastung nicht gewachsen.

Den Eintritt der Geburt berechnen sie nur ungenau. Die Rechnung fängt mit dem Neumond nach Auftreten der ersten Schwangerschaftszeichen an. Jeder Neumond wird mit einer Kerbe in einer der Hüttenstangen verzeichnet. Wenn sie die neunte Kerbe geschnitten haben, halten sie sich für das frohe Ereignis bereit. Beispiel: Eine Frau bemerkt am 25. Januar 1904 zur Zeit des ersten Mondviertels, daß sie empfangen hat. Am Tag des folgenden Neumonds (16. Februar) macht sie die erste, am neunten Neumond (9. Oktober) die letzte Kerbe. Jetzt, 246 Tage, nachdem sie die ersten Schwangerschaftszeichen bemerkt hat, erwartet sie das Kind. Der Schwangerschaftskalender einer weißen Frau würde die Geburt auf Ende Oktober festsetzen.

b) Die Geburt. (*ihōra-s* das Gebären, *ina-tes* das Geborenwerden; daneben hört man auch **subu-s* die Erleichterung, *hōts* das Bekommen; *ōā-s* bezeichnet das Kalben des Viehs und ist, vom Menschen gesagt, als roher Ausdruck verpönt). Zwar habe ich Frauen unmittelbar vor der Geburt gesehen mit dem Stabe der Hebammen in Hülfsbereitschaft: einmal und in den Qualm des rußenden Feuers in ihrer Mitte mischte sich der Rauch des Kaffees, den sie brannten, und der Tabakgeruch, die unterbrochen die Runde machten. Es kostete Mühe, im Hintergrund auf dem Boden, mit Fellen zugedeckt, die Frau zu erkennen. In diese Versammlung zu mehreren Familien und deren weiterer Teilnahme an der Geburt zu gelangen, ich konnte auch Wöchnerinnen besuchen, die sich in dem geblüht, Augenzeuge einer Geburt zu sehen. Ich konnte auch Wöchnerinnen Schwangeren selbst eingeholter Erlaubnis

wurde mir entweder erst das eben beendete Ereignis mitgeteilt, oder, wo ich es bevorstehen sah und rechtzeitig kam, die Erlaubnis nachträglich entzogen. Die Rücksicht auf die Kreißende, die den herrschenden Anschauungen entsprechend die Gegenwart auch eines männlichen Hottentotten nicht duldete, zwang dann zum Nachgeben. Zu aufrichtigem Dank bin ich daher meiner hochverehrten betagten Freundin Frau v. B. verpflichtet, die unter Hottentotten groß geworden und in ihren Hütten Jahrzehnte hindurch als Geburtshelferin tätig gewesen ist; sie hat die Geburtsgebräuche, wie sie bei den noch kulturfremden Hottentotten des kleinen Namalandes anzutreffen waren, auf das beste kennen gelernt. Die Mitteilungen, die sie mir machte, habe ich an früheren und späteren Erkundungen im Groß-Namalande eingehend geprüft und würde deshalb auch ohne die persönliche Garantie meiner Gewährsmännin die Verantwortung für das folgende übernehmen.

Fälle, in denen eine Hottentottin im Feld niederkam und abends den Sprößling munter nach Hause trug oder sich selbst in einem warmen Kuhlager entband⁶⁶), dürfen nicht als Norm angesehen werden. Es sind genügend Fälle bekannt, in denen Burenfrauen auf der Wanderschaft nicht minder primitiv gebaren, ohne daß dies einen Schluß auf die Gewohnheiten unserer Rasse zuließe. Die Geburt ist bei den Hottentotten wie bei uns, in geordneten Verhältnissen, ein sorgsam vorbereitetes Ereignis.

Wer irgend kann, läßt sich, und wenn es von weit her wäre, eine in Hebammendiensten erfahrene Frau kommen. Diese wichtige Person bezeichnen die Hottentotten mit verschiedenen Namen. Sie ist entweder die *!kχō-ris*, d. h. „die das Kind fängt (*!kχōt*)“, oder die *#nū-ris*, d. h. „die da sitzt (*#nū*)“, Stunden und halbe Tage lang wartend, bis sie zugreifen kann. Unserer Oberhebamme entspricht, insofern als sie die entscheidenden Anordnungen trifft, die **!kχai-!naëaos*, „die Frau, die den Nabel abschneidet“.

Meist finden sich mehrere Frauen zu einer Geburt ein und nicht bloß als Zuschauerinnen. Wenn die ersten starken Wehen einsetzen, legt sich die Kreißende auf die linke Seite. Die Wehefrauen sollen sich nun, nach dem was ich ermitteln konnte, folgendermaßen gruppieren: Eine sitzt hinter der Kreißenden am Kopfende des Lagers und stützt ihr mit dem Knie Schultern und Rücken, um sie in ihrer halb aufgerichteten, halb liegenden Seitenlage zu halten. Ihr gegenüber sitzt eine zweite Frau und schlingt den rechten Arm um den Oberkörper der Kreißenden. Sie hat die Aufgabe, sobald eine Wehe einsetzt, den Oberkörper der Frau vornüber zu beugen, ihr den Kopf gegen die Brust zu halten und ein Tuch vor den

Mund zu legen, so daß sie nicht frei ausschreien kann. Es würde den Tod des Kindes bedeuten, würde sich die Mutter auf den Rücken legen oder ihre Beine strecken. Ihr linkes Bein liegt, im Knie stark gebeugt, platt auf dem Boden; das rechte Bein, ebenfalls gebeugt, steht frei auf, der Oberschenkel ist so weit als möglich abgespreizt, der Fuß findet im Knie des linken Schenkels eine Stütze. Die dritte Wehefrau, die der Kreißenden gegenüber nahe dem Fußende des Lagers sitzt, hat eine doppelte Aufgabe: Mit der linken Hand muß sie die Schenkel der Frau in der eben genannten Lage erhalten; die rechte Hand drückt durch die Bauchdecken mit abgespreizten Daumen gegen den Gebärmuttergrund, um das Fortschreiten der Austreibung zu kontrollieren. Die Oberleitung der Geburt hat die Alte, die der dritten Wehefrau gegenüber auf der Rückseite der Gebärenden Platz nimmt. Ihre linke Hand liegt, immerzu fühlend, in der Steißgegend der vor ihr Liegenden; die Hand folgt dem vorwärtsdrängenden Kopf des Kindes über das Steißbein zum Damm bis zur Schamspalte. Sobald sie mit der rechten Hand, die zwischen den Beinen der Kreißenden durchgeführt wird, fühlt, daß der Kopf ins Einschneiden kommt, läßt sie die Frau bei der nächsten Wehe so stark als sie kann, mitpressen.

Ist der Kopf geboren, warten sie keine weitere Wehe ab, sondern ziehen das Kind hervor, indem sie es unter den Kinnladen fassen.

Der einzige energische Eingriff in den Verlauf der Geburt, den sie vornehmen, wenn die Austreibung trotz starker Wehen nicht von statten geht, ist die Erweiterung der Schamspalte. Zunächst wird versucht, sie in seitlicher Richtung zu weiten. Nützt das nichts, dehnen sie auch in der Längsrichtung. In einem Falle sollen vier Frauen ihre Finger in der Vulva gehabt haben. Hat auch diese Dehnung nicht Erfolg, dann wird der Damm absichtlich eingerissen, oft bis in den After, um Platz zu schaffen. Heilung eines Dammrisses wird nicht einmal versucht, schon deshalb nicht, weil man ja, wie mir eine Hottentottin als selbstverständlich mitteilte, dem folgenden Kind dadurch den Weg verlegen würde.

Alle Handgriffe werden unter der Feldecke vorgenommen, unter der die Gebärende liegt. Während der Geburt wird der Kreißenden Suppe zur Stärkung gereicht. Die Geburtshilfe liegt ausschließlich in den Händen von Frauen, mögen sie alt oder jung, Mütter oder nicht Mütter sein.

Mit der Niederkunft der Frau bringen sie hie und da den heißen Ostwind in vagen Zusammenhang. Wenn er weht, kann man die Frage hören: „Welche Frau mag heute niedergekommen sein?“

Das Abnabeln wird unverzüglich vorgenommen. Die Nabelschnur wird etwa in der Mitte mit Sehnen- oder Dornbaumbastgarn unterbunden und mit dem langen Fadenende an das linke Bein der Mutter geknüpft, um ein Zurückschlüpfen zu verhindern. Zuweilen binden sie die Schnur an einer der Hüttenstangen fest. Dicht hinter der Unterbindungsstelle, die am mütterlichen Ende bleibt, wird dann die Schnur durchschnitten. Eine Spanne weit (sie messen mit abgespreiztem Daumen und Mittelfinger) vom Nabel des Kindes entfernt wird jetzt die Schnur noch einmal unterbunden und dann durchschnitten. Vom Blut, das aus dem Schnitte tropft, wird der Mutter etwas eingegeben, wenn sie zu stark blutet.

Das Abnabeln nimmt die Alte vor, die bei der Geburt die Oberaufsicht hatte. Sie allein erhält auch Honorar: Das übliche waren zwei Ziegen für einen Jungen und eine Ziege, wenn ein Mädchen geboren wurde.

Sie machen keinen Unterschied zwischen toten und scheinotenen Kindern, kennen keine Wiederbelebungsversuche. Kindern, die mit einem „Helm“, *//ga-baras* (later. Schnalzlaut), unserer Glückshaube, zur Welt kommen, werden prophetische Gaben zugeschrieben.

Über die Lösung der Nachgeburt machen sie sich meist wenig Sorge; es ist ihnen gleich, ob sie nach einer Stunde oder nach Tagen kommt. In einem Fall war die Nachgeburt noch am dritten Tage nicht gekommen, die Frau fieberte, die Nabelschnur, an einer der Hüttenstangen angebunden, war zu einem trockenen Strang zusammengeschrumpft. Keine der Frauen dachte an einen Eingriff. Ein durchreisender Arzt entfernte die Nachgeburt.

In anderen Fällen wiederum wird Medizin gegeben, wenn die Nachgeburt ausbleibt. Aus den unteren Stammteilen eines **#ho-ras* genannten Busches quillt ein Harz, das sich mit Sand und Staub inkrustiert und zu schmutzigen Knollen mit rauher Oberfläche erhärtet. Diese Masse, **/nunu-b*, (s. Analysen im Anhang), wird zermahlen und mit heißem Wasser aufgebriht. Der Trank gilt, besonders stark zubereitet, auch als gutes Mittel, die Nachblutungen, deren Verhaltung als todbringend gilt, herbeizuführen. Zuweilen greifen sie auch, wenn die Nachgeburt am dritten Tage noch nicht gekommen ist, zu dem beliebten Mittel des Fellumschlags: Ein frisch abgezogenes, lebenswarmes Ziegenfell wird (die nasse Seite nach innen) mit dem Schwanzende auf die Kreuzgegend der Frau gepreßt, zwischen den Beinen durchgezogen und auf dem Unterleib ausgebreitet.

Die Nachgeburt wird in die Erde gegraben,

c) Der Säugling. Mit dem neuen Erdenbürger werden nicht viel Umstände gemacht. Er wird nicht gewaschen, sondern mit einem Fell abgewischt, am ganzen Körper eingesalbt und mit zusammengeringelter Nabelschnur in ein Fell gewickelt. Eine Salbe aus Fett und einem Pulver aus gebrannten Straußeneierschalen wird stets für ihn bereit gehalten. Die Masse wird dem Kind auf Stirn, Schläfen und Nase, vor allem auch in die Nasenflügel gestrichen, um Niesen und damit Schleimentleerung herbeizuführen. Die Fontanellen werden dick verschmiert, weil ihrer Ansicht nach an diesen Stellen Krankheiten am leichtesten Zutritt haben.

Die neugeborenen Kinder reiner Hottentotten, die ich am Morgen nach der Geburt sah, hatten nicht fahlgelbe, sondern rosig angehauchte Haut.

Wenn der Nabelschnurrest abfällt, reiben sie in die Wunde eine verkohlte, trockene, zunderartige Masse, die aus den unterirdischen Teilen von *Oxalis caledonica* Sond (h: **ihoiabe-s*) hergestellt wird. Ist die

Nabelwunde entzündet, wird diese Masse mit Fett verrieben aufgestrichen.

Ein weit verbreitetes und für den Fortbestand der Rasse verhängnisvolles Vorurteil der klein-namaländischen Hottentotten war es,

daß sie die Milch der Mutter erst etwa am dritten Tage nach der Geburt dem Kinde für zuträglich hielten. Bis dahin wurde dem Neugeborenen verdünnte Ziegen- oder Kuhmilch zu schlucken gegeben, wenn ihm nicht eine andere Frau, die ein eigenes Kind schon stillte, die Brust gab. Wurden im anderen Falle die künstlich gefütterten armen Geschöpfe am vierten Tage angelegt, waren sie oft schon zu schwach, um ergiebig saugen zu können.



Säugende Topnaarhottentottin, ca. 35 Jahre alt.

Das Kind wird entwöhnt, indem sich die Mutter die Brustwarzen mit dem bitteren Blattsaft einer Aloë einreibt. Leidet die Mutter darunter, daß sie die Milch nicht mehr abgibt, dann melkt man sie ihr einige Male direkt in die heiße Asche des Herdfeuers ab. Wie dort die Milch verbrozelt, so soll sie auch in der Frau austrocknen.

d) Wochenbett. Unmittelbar nach der Geburt wird die Frau so warm als möglich zugedeckt, damit sie in Schweiß komme.

Von einem merkwürdigen Gebrauch, der heute wohl nicht mehr ausgeübt wird, berichteten mir Augenzeuginnen: Der Frau, die eben geboren hat und immer noch auf der Seite liegt, drücken eine oder mehrere Frauen fest auf den Hüftknochen. Zuweilen wurde diese Manipulation des „Hüftensitzens“, **nū+hum*, so vorgenommen, daß die ausübende Person, während sie den Fuß auf die Hüfte der Entbundenen setzte, mit dem Arm an einer der Hüttenstangen Halt suchte, um sich noch fester gegen die Wöchnerin anstemmen zu können. Der Sinn dabei ist: Die Knochen, die ihrer Auffassung nach durch den Geburtsakt auseinandergewichen sind, wieder zusammenzudrücken. Dahin zielt auch die Vorschrift, daß die Wöchnerin nur auf der Seite liegen darf. Die Knochen der einen Seite sollen mit ihrem Gewicht gegen die der anderen drücken; in Rückenlage der Frau würde das Becken, wie sie sagen, auseinanderweichen.

Eine hottentottische Wöchnerin vom alten Schlag kommt mit Wasser nicht in Berührung, nicht einmal im Anschluß an die Geburt wird eine Waschung vorgenommen. Eine Weiße wollte einer Hottentottin, die stark blutete und schon mehrfach ohnmächtig geworden war, ein kaltes, nasses Tuch vorlegen. Als sie es aus dem Wasser nahm und ausrang, verließen die eingeborenen Weiber die Hütte und machten die Weiße für den Tod der Frau, den sie nach der Berührung mit dem Wasser für unabwendbar hielten, verantwortlich.

Die Wöchnerin bleibt in ihren Decken bis zum dritten, zuweilen bis zum siebenten Tage liegen. Nur die Decke, die ihr als Unterlage dient, wird gewechselt. Um ihre Bedürfnisse zu verrichten, verläßt die Wöchnerin vom ersten Tag ab ihr Lager.

Um die Nachwehen zum Verschwinden zu bringen, wird ein heißer Aufguß derselben gerösteten und zermahlenen wurzelartigen Gebilde gegeben, die auch bei der Nabelwundpflege verwandt werden.

Vom siebenten, zuweilen erst zehnten Tage ab geht die Wöchnerin meist wieder ihren Beschäftigungen nach. Die Angabe einer Frau, daß die

Regel, selbst wenn das Kind gestillt wird, schon einen Monat nach der Geburt wieder einsetzt, habe ich nicht kontrollieren können.

Zum Schluß ein Wort über mehrfache Geburten. Zwillinge zu gebären, scheint nicht als Glück zu gelten. Ein Fall von Drillingsgeburt ereignete sich im Jahre 1807 im Orte Spektakel. Die Hottentottin Anna Marie gebar in zweiter Ehe einem freigelassenen Negersklavenabkömmling, Johannes Fortani, zwei Knaben und ein Mädchen, die jedenfalls bis zum Jahre 1902 noch lebten. Auch einen Fall von Fünflingsgeburt konnte ich aus dem Jahre 1884 oder 1885 ermitteln. Der Vater Jacobus van Neel war ein Bastard, die Mutter, Trein genannt, brachte drei Mädchen und zwei Knaben lebend zur Welt. Die Kinder starben unmittelbar nach der Geburt.

Die medizinischen Kenntnisse und Heilmethoden der Hottentotten werden um so unklarer, je mehr sie sich dem Bereich des inneren Klinikers nähern. Das Wenige, was mir hier der Mitteilung wert erscheint, sind einige ausgewählte Beobachtungen über

3. Die Behandlung mit Medikamenten.

Nichts läßt der Hottentott da unversucht. Außer dem praktischen Erfolg, mag er eingebildet oder wahr sein, leitet ihn ab und zu auch eine Überlegung: Er weiß, daß unter den Pflanzen seines Landes manche Heilpflanze ist, doch weiß er auch von manchem Leiden, für das ein Kraut wohl gewachsen ist, das er aber nicht kennt. Weiter weiß jeder Hirtenknabe, daß die Ziege in der Wahl ihrer Futterpflanzen nicht heikel ist, sie frißt fast alles, also wohl auch (so kalkuliert der Hottentott) die Heilkräuter, die er noch nicht kennt. Die wirksamen Substanzen dieser Pflanzen gehen in die Ziege über und werden zum Teil auch im Mist enthalten sein. Deshalb gilt Ziegenmist als Heilmittel.

So besteht die Behandlung der Windpocken, *ikxo-ras*, darin, daß der Kranke einige Male am Tage einen Trank erhält, in dem etwa ein halbes Liter verdünnter Milch mit einer Hand voll frischem (oder dem doppelten von altem) Ziegenmist eingekocht ist. Von anderer Nahrung darf ihm nur mageres Ziegenfleisch gereicht werden.

Ob folgendes Verfahren, von dem mir zwei Augenzeugen unabhängig von einander berichtet haben, noch viel angewandt wird, sei dahingestellt: Mehrere Männer fielen über eine Ziege her, zogen ihr so schnell als möglich das Fell ab, um es noch warm dem Kranken auf den Leib zu legen. Es mag wohl sein, daß dieser Umschlag als wohltätiger Hautreiz wirkt.

Als unfehlbares Gegengift gegen Schlangenbiß gilt der getrocknete Leib der sogenannten Springschlange, **no-iboiáo-is*, *Scelotes capensis* Gthr.

Einige Finger breit oberhalb und unterhalb der Bißstelle wird je ein ca. 1 cm langer, tiefer Einschnitt geführt und das Blut etwa $\frac{1}{2}$ Stunde lang aus jeder dieser Wunden mit dem Schröpfhorn ausgesaugt. Dann wird je ein kleines, kaum 1 mm messendes Bröckchen der getrockneten Eidechse in die Wunde gedrückt und mit Holzkohle eingerieben. Die Bißstelle selbst wird nur mit Wasser gewaschen.

Ebenfalls einer wissenschaftlichen Prüfung wert ist vielleicht die Verwendung des Schlangengiftes selbst als Heilmittel gegen giftigen Schlangenbiß.

Ein Hottentott, der die Giftschlangen seiner Heimat gut kannte, hatte sich angewöhnt, ein Tier, das ihn gebissen hatte, sofort zu verfolgen, ihm die Giftsäcke auszuschneiden und ein wenig von ihrem Inhalt, in Wasser getropft, zu trinken. Den Rest des Giftes trocknete er und hob ihn sorgfältig auf.

Ein anderer nahm als Präservativ gegen die Giftwirkung von Schlangenbissen die frische Galle einer *Cobra* (h: *ihuni-ihui-b*) ein; die Gewohnheit scheint nicht vereinzelt zu sein, denn Männer mit dieser Gewohnheit werden *iaoiigā aon*, d. h. Schlangengiftmänner genannt. Dem Hautsekret solcher Giftesser wird mit Bestimmtheit (ob mit Recht, muß erst entschieden werden) Heilkraft bei Schlangenbißvergiftung zugeschrieben. In eine kleine, neben der Bißstelle beigebrachte Schnittwunde reibt der Giftesser von seinem Schweiß dem Patienten ein; oder er löst, was er sich von der Haut abgerieben hat, in Wasser auf und läßt

es den Gebissenen trinken. Wer die schweißgetränkten Kleidungsstücke eines Hottentotten gerochen hat, dem erscheint die Angabe plausibel, daß, wenn überhaupt der Schweiß der Giftesser heilkräftig ist, dann schon



Die „Springschlange“,
Scelotes capensis Gthr.
 $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

ein wenig des wässerigen Auszugs aus einem Stückchen seiner Kleidung wirksam ist.

Denselben Grundsatz, den der zuerst genannte Giftesser verfolgte (die Giftwirkung des Bisses durch Teile des giftigen Tieres selbst sofort zu bekämpfen), befolgen viele Hottentotten, wenn sie von einem Skorpion gestochen worden sind. Sie suchen unverzüglich einen lebendigen Skorpion, zerquetschen ihn und legen die frische Masse auf die künstlich etwas erweiterte Stichwunde. Gleichzeitig wird dem Kranken eine dünne Lösung von Tabakssaft in Wasser als Brechmittel gegeben, auf Grund der unklaren Vorstellung, auf diesem Wege das eingedrungene Gift aus dem Körper beseitigen zu helfen.

Es scheint, daß Tabakssaft (Pfeifenschmirgel) in die Wunde selbst oder in einen Hauteinschnitt neben ihr eingerieben, als Gegengift bei Schlangen- und Skorpionenstichen wirkt.

Ob sich im Übrigen trotz des blinden Probierens und der Selbsttäuschung der eingeborenen Heilkundigen und Kranken doch auch brauchbare Medikamente in ihrem Arzneyschatz finden?

Alter Klippdachsharn, **jaū-iaru-b*, der sich in Höhlen faustdick ansammelt, gilt als Heilmittel gegen jede Art von Verhaltung. Ein wallnußgroßes Stück wird in etwa $\frac{1}{3}$ l heißen Wassers gelöst und der Trank heiß genommen. Er soll Verstopfung, Harnverhaltung, krankhaftes Ausbleiben der Regel kurieren und den Wochenfluß befördern. In dieselbe Kategorie gehören die vermeintlichen Wirkungen des früher genannten „Steinschweißes.“

Ebensowenig vertrauenerweckend wie die vorhergehenden sind ihre Medikamente gegen Geschlechtskrankheiten. Als Präservativ gegen Gonorrhoe, **igams*, reibt sich der Mann oder die Frau rechts und links in eine kleine Schnittwunde der Leistengegend eine kleine Messerspitze voll eines Pulvers ein, das aus den Wurzeln der **igarisab*-Pflanze*) hergestellt wird. Die Gonorrhoe selbst behandeln sie lokal, indem sie den Milchsaft aus den frischen Blättern einer **iguibi-b* oder **χam#χairab* genannten Pflanze in die Harnröhre tupfen. Oder sie graben die Wurzel der Pflanze aus und trinken den heißen Aufguß der zerstoßenen Masse in möglichst großen Quantitäten.

Syphiliskranke (denen sie empfehlen, frühmorgens einen Schluck ihres eigenen Harns zu trinken) schreiben dem Tee aus den stark aromatisch

*) Wo es mir nicht möglich ist, den botanischen Namen zu nennen, gebe ich wenigstens die Bezeichnung der Eingeborenen, die späteren Untersuchern ein Anhalt sein kann.

Schultze, Namaland und Kalahari.

nach Terpentin riechenden, fleischigen Blättern einer Geraniacee (wie es scheint) eine Heilwirkung gegen den Ausschlag zu.

Die Medizin der Hottentotten ist eng verbunden mit

4. Zauberei.

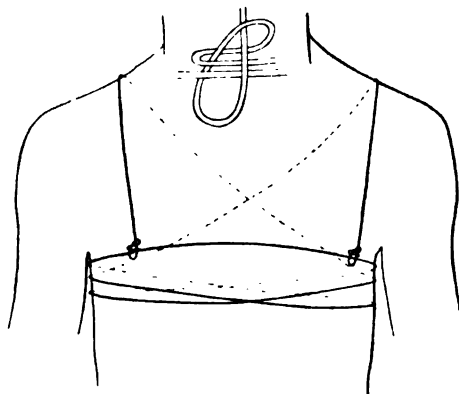
Der *igai-iaob* genannte Arzt oder Zauberer, zu dem sich jeder machen kann, der es sich zutraut, trägt seinen Namen nach der Zaubermasse, *igaiib*, die er in einer Büchse bei sich trägt. Die vegetabilischen Bestandteile dieser Masse sind Wurzelstücke der verschiedensten Pflanzen; das Fleisch und die Knochen von Chamäleon-Arten, Elefanten-Spitzmäusen, Fledermäusen und eines kleinen Vogels aus der Familie der Sylviiden (h: *oregu*) werden getrocknet, bald grob zerkleinert, bald pulverisiert in das rohe Bockfett gesteckt, das die Zauberbüchse füllt und die wirksamen Bestandteile aus den verschiedenen Ingredienzien ausziehen soll.

Die Zauberbüchse ist zugleich der Giftvorrat des Hottentotten. Während das Bockfett nur Heilkraft besitzt, soll der übrige Inhalt, heimlich in den Tabak gemischt oder an das Pfeifenmundstück des Feindes geschmiert, Giftwirkung haben.

Die Büchse ist zugleich ein Wahrsagegerät. Ein Garnfaden wird in das Fett gesenkt; sein Ende, das frei aus der geschlossenen Büchse ragt, wird angebrannt und gegen den Wind gehalten. Die Richtung, in der der Rauch verpufft, schlägt der Hottentott ein, wenn er einmal ratlos ist, wo er entlaufenes Vieh oder einen verloren gegangenen Begleiter suchen soll. Will er seinen Gefährten noch unterwegs erreichen, um vor ihm seine Ochsen an der spärlichen Wasserstelle tränken zu können, so bindet er einen Knoten in den Faden und brennt ihn an: Wie hier am Knoten das heranglimmende Feuer erlischt, gleichsam angehalten wird, so soll der Gefährte auf seinem Weitemarsch angehalten werden, bis er eingeholt ist. Wer in dem Ruf steht, auf diese Weise in den Gang der Dinge eingreifen zu können, steht meist auch als Arzt in Ansehen. Neben zielbewußtem Betrug enthält die ärztliche Zauberei manche Prozedur, die auf gutem Glauben beruht und vielleicht suggestiv wirkt. Kopf- und Gliederschmerzen werden mit zwei speziell diesem Zweck dienenden größeren Glasperlen, *igai-ija-imra*, weggezaubert: Ein Faden wird fest um den Kopf geschnürt, die beiden Perlen liegen dicht beieinander in der Mitte der Stirn. Sind sie im Laufe der Stunden weit auseinandergerückt, dann hat der Schmerz verschwunden zu sein.

Eine Lendenkette, *//nūti-b*, aus runden Straußeneier-Schalenstückchen hergestellt, bindet ein Hottentottenweib sich oder dem Kinde um die Hüften, wenn sie im Unterleib Beschwerden fühlt.

Die sogenannte Schreckkrankheit der Kinder, die sich darin kundgeben soll, daß das Kind aus unbedeutendem Anlaß in Ohnmacht fällt, hat ihren Namen **ikχains* von der Eland-Antilope, deren Fell in diesem Fall als Heilmittel hoch geschätzt wird. Das Fell wird in kleine Platten von Oktavformat und in $\frac{1}{2}$ cm breite Riemen geschnitten, getrocknet und mit Elandfett geschmeidig gemacht. Die Heilmethode besteht darin, daß ein kaum linsengroßes Stückchen der Fellplatte verascht, mit der Nagelfläche zerrieben und, in einen Schluck Milch vermischt, dem kranken Kind zu trinken gegeben wird. Der Riemen wird dem Kinde, wie die Figur zeigt, um die Brust gebunden. Wenn er nach einigen Tagen von selbst abfällt, gilt die Kur als erfolgreich beendet. Als Honorar bekam der Zauberer in dem mir bekannten Fall eine Ziege.



Knüpfung des Elandfellstreifens. In der Halsgegend: Vergrößerung der Endschlinge.

Mangelhafte und unregelmäßige Ernährung, Entbehungen aller Art, Unsauberkeit, vorzeitiger Geschlechtsverkehr und übermäßiger Genuß von Alkohol und Tabak sind die Hauptschädigungen, unter denen der Hottentottenkörper leidet. Lungenschwindsucht (*//noba-b*) und Geschlechtskrankheiten sind weit verbreitet. Die Syphilis fordert viele Opfer.

Wohl abergläubischer Furcht entsprungen, aber praktisch von hohem hygienischem Wert ist die Gewohnheit des Hottentotten, nach einem Todesfall die Hütte abzurechen, um sie abseits, auf reinem Boden, neu aufzubauen.

Capitulum II.

Die Hütte und das Handwerk.

A. Die Hütte.

Die Hütte, *o-mi*, der Hottentotten stellt den Typus einer Nomadenbehausung dar: einen luftigen Wind- und Sonnenschutz, leicht an Gewicht,

einfach im Material wie in der Konstruktion und deshalb leicht einzureißen, aufzupacken und an anderem Ort wieder aufzubauen.

1. Materialien und Bau.

a) Das Gerüst der Hütte wird am besten vom Dornbaum genommen, der Elastizität seines Holzes wegen; demnächst kommt der schon leichter brüchige Hakjesdorn in Betracht, die Verwendung einer anderen Holzart ist Notbehelf.

Der Kuppelform der Hütte entsprechend gibt man den Gerüststangen eine bestimmte Krümmung*). Der frisch gekappte, entzweigte Ast (unten ca. 5 cm im Durchmesser stark) wird platt auf den Boden gelegt, das eine Ende und die Mitte mit je einem großen Stein beschwert, das freie Ende

umgekrümmt, gegen einen Steinklotz gestemmt und in dieser Spannung gehalten bis das Holz getrocknet und damit gestaltfest geworden ist. Oder sie stecken die Äste bündelweise aufrecht in den Boden, schnüren die freien Enden zusammen, biegen sie nach unten und halten sie mit einem Riemen, der am Boden ver-



Hüttengerüst.

ankert ist, gespannt.

Die fertigen Gerüststangen, *!hainagu*, werden senkrecht in den Boden gegraben, je nach der Größe der Hütte zu 20—60 in einen Kreis von $3\frac{1}{2}$ —5 m Durchmesser geordnet. Die aufsteigenden Stammteile bilden dann das Wandgerüst und gehen mit ihren dünn auslaufenden umgebogenen Enden ohne Grenze in den Dachteil des bienenkorbähnlichen Baues über. Das montierte Gerüst stellt ein weitmaschiges Netzwerk von durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ m

*) Diese Krümmung liegt als *tertium comparationis* einer hottentottischen Bezeichnung für Regenbogen zugrunde: **!a-bi/ha-lhab* d. h. „Regen-Hüttenstange.“

Höhe dar; wo sich die Stangen entgegenlaufen oder seitlich überkreuzen, werden sie mit Riemen oder Baststricken aneinander geschnürt. Die Hölzer, die in flachem Bogen mit starker seitlicher Neigung gegen den Boden im unteren Wandteil verlaufen (meist 4 Paare), werden als **nainihaigu* besonders unterschieden. Größere Hütten erhalten zuweilen die nötige Festigkeit noch durch einen armstarken, senkrecht im Mittelpunkt der Hütte eingerammten Pfahl, der, wie bei den Betschuanen, die Dachmitte trägt. Sie nennen ihn dementsprechend **tğurihaib* oder *kχā/nab*, auch **naēhaib*, weil er im „Nabel“ der Hütte steht.

Die Herstellung der Gerüststangen ist Männerarbeit.

b) Die Matten, die Dach und Wände bilden, werden von den Frauen hergestellt. Das Material zur Herstellung der Matten liefert ein Riedgras, gewöhnlich Binse genannt, eine *Cyperus*-Art aus der Sektion *Mariscus*, mit fettglänzenden Halmen und daher von den Hottentotten als *ihu-imiharus* bezeichnet. Die Pflanze ist an Grundwasserstellen häufig.

Die Halme werden einzeln ausgezogen (nicht geschnitten), und, bis sie getrocknet sind, weggelegt.

Das Stechen und Säumen (*kχu-iam* oder **kχu-im*) einer Matte erfordert viel Arbeit. Die Frau sitzt in der früher (S. 181 unten) beschriebenen Haltung auf einem Fell am Boden. Vor ihr liegt, unregelmäßig aufgerollt, die werdende Matte. Etwa 20 Halme faßt sie von dem losen Haufen, der neben ihr aufgeschüttet ist, legt sich das Bündel quer vor die Füße, richtet die neuen Halme den bereits gehefteten an und hält sie dabei mit den Zehen des rechten Fußes in der gewünschten Lage am Boden. Zum Zusammennähen der Halme dient ihr eine knöcherne Nadel, **kχa-ru nā-b*,

aus einer Rippe oder einem Beinknochen gefertigt. Mit der linken Hand hält die Frau die eingefädelte knöcherne Nadel, mit der rechten schiebt sie über deren vorwärts gerichtete Spitze 3—5 Halme gleichzeitig hinüber, so



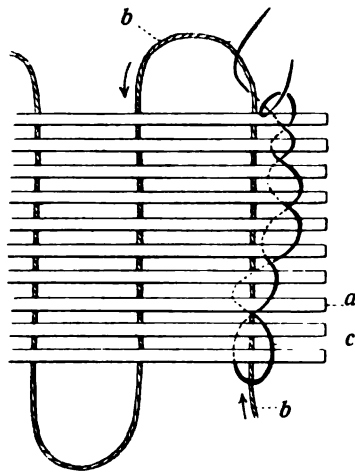
Cyperus, Matthüttenbinse.



a *b*
Knöcherne Nadel
z. Mattenstechen.
a von der Kante.
b v. d. Flachseite.
 $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

daß sie durchbohrt werden. Dann werden die gespießten Halme über die Nadel weg auf den Bastfaden gezogen und den dort angereihten angefügt. *)

Sind auf die geschilderte Art einige Tausend Halme aneinandergereiht, so werden sie in umgekehrter Reihenfolge (siehe die Pfeile in der schematischen Abbildung) in einigen Zentimetern Abstand vom ersten Stichfaden abermals durchbohrt und auf den Bast gezogen. Dasselbe wiederholt sich in abwechselnd entgegengesetzter Richtung so oft, bis jeder Halm bei einer Länge von ca. 1 m 16—18 mal durchstochen ist.



Stechen und Säumen der Matten (Schema).
a Halm, b Stichfaden, c Saumfaden.

Die freien Enden der Halme werden nun noch, in der Weise wie die Figur zeigt, jederseits paarweise oder zu dritt fest aneinander geschnürt und mit dem randständigen Stichfaden am Anfang wie am Ende der Matte verknüpft. Was von den Halmen über diesen Schnürsaum ragt, wird bis auf Fingerbreite mit dem Messer glatt abgeschnitten.

Damit ist die Matte jetzt fertig zum Gebrauch hergerichtet. Sie wird im allgemeinen *iharu-b* (1 Terz steigend) genannt; mit *igūib* wird eine Matte bezeichnet, die aus beträchtlich stärkeren und längeren Halmen gefertigt ist.

Die Länge einer Matte schwankt je nach der Größe der Hütte (deren Wölbung sie ungeteilt überspannen soll) und je nach der Lage der Matte auf dieser Wölbung zwischen 4 und 8 m bei knapp 1 m Breite.

Die Halme liegen in der Matte nur so dicht aneinander, daß sie direktes Sonnenlicht abhalten. Durch die Ritzen lassen sie zerstreutes Licht genügend ein, um die Hütte angenehm zu erhellen, und Luft, sie zu ventilieren. Die Lehmhütte des Herero dagegen ist düster und dumpfig, bietet aber besseren Schutz gegen den Regen. Nur wenn es langsam rieselt und die Matte Zeit hat zu quellen, schließen sich auch die Halme zu einem Regen-

*) Im Klein-Namalande sah ich, daß die Matte nicht mit der eingefädelten Nadel gestochen wurde. Die Binsen wurden vielmehr mit einem platten Eisenpfriemen durchbohrt; der eingeführte Pfriemen wurde halb auf die Kante gestellt und so ein Kanal für den Faden klaffend gehalten. Der Faden wurde an einen Binsenhalm wie an eine Nadel gebunden und damit in den Stichkanal eingeführt. Diesen Einführhalm nennen die Klein-Namaländer *ikxo-rereb*, während die Topnaars mit diesem Wort das in die Knochenadel eingefädelte Ende des Bastfadens bezeichnen.

dach zusammen. Eine Matte hält 10—15 Jahre. In diesem ehrwürdigen Alter wird sie *tha-mi* genannt.

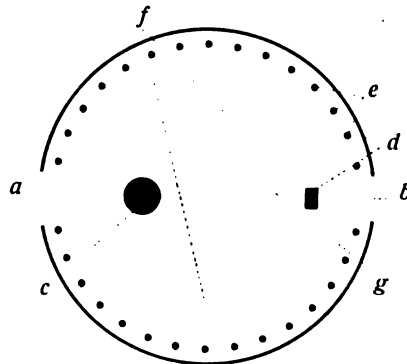
c) Die Befestigung der Matte am Gerüst erfolgt mittelst Riemen oder Baststricken an den henkelartig vorragenden Umbiegungen der Stichefäden, also längs der Mattenschmalseiten. Im Bereich der unteren Hüttenwand bis etwa

in Mannshöhe werden die Matten (meist drei) mit ihren Längsseiten dem Boden parallel aufgehängt (*inaini*); sie umfassen so das Gerüst kranzartig; die Ränder greifen breit übereinander. Die übrigen Matten werden senkrecht dazu längs über das Gerüst hinweggelegt, meist so, daß sie von Tür zu Tür verlaufen.



Fertige Mattenhütte.

2. Die Einrichtung der Hütte enthält nichts, was über die nackten Bedürfnisse des täglichen Lebens hinausginge. Zwei Türen, von denen immer nur die eine benutzt, die andere verschlossen wird, regeln die Ventilation. Die Türöffnungen, **omsamra*, d. h. „Hüttenmünder“, ca. 60 cm breit, 1½ m hoch, liegen einander gegenüber, die vordere ist gegen Osten gerichtet. Der Türflügel selbst ist ein hart und straff getrocknetes Ziegen- oder Kalbsfell, **igūam+goas*. Außer in der Mitte seines oberen Randes ist auch seitlich je ein Riemen am Fell befestigt, mit dem es bei schlechtem Wetter fest an die Hüttenwand angeschlossen wird. Gehen die Bewohner aus, wird zur Vervollständigung des Verschlusses ein Stein auf den niederhängenden Rand des Felles gelegt. Aus alter Zeit hat sich hie und da die Erinnerung erhalten, daß zu Türfellen Elephantenohren verarbeitet wurden.



Schematischer Grundriß einer Hütte.
a Vorder-, *b* Hintertür, *c* Feuerstelle,
d Steiger, *e* Gerüststangen, *f* Seitenräume,
g Hinterraum.

Im Innern ist der geebnete Boden mit Fellen bedeckt. Nur in der vorderen Hälfte, der Tür genähert, bleibt die Feuerstelle frei.

Ist die Familie groß, so wird eine Herdstelle neben der Hütte unter freiem Himmel hergestellt, durch einen Halbkreis von ausgerauften Büschen gegen den Wind geschützt. Aber mag auch in einer solchen Windschirmküche, *//haob*, gekocht werden, die Feuerstelle im Innern der Hütte fehlt niemals. Das Abendfeuer, das gleich nach Sonnenuntergang angezündet wird, vereinigt die Familie und die unvermeidlichen Kostgänger, Freunde, Verwandte und Nachbarn.

Die Schlafstätten, *kxa-rogu*, liegen auf ebener Erde. Felle beliebiger Art sind die Unterlagen, Schafkompersen (s. S. 234 β) die Zudecken. Die Seitenteile der Hütte, *janira*, d. h. der Raum hinter der Feuerstelle rechts und links neben dem Hinterraum (siehe unten) bieten die besten, dem Hausherrn und der Hausfrau, demnächst den älteren Familienmitgliedern reservierten Schlafplätze. Der Türe genähert schläft das ledige Gesinde, Knecht oder Magd, meist Berg-Damara- oder „Buschmann“-Leute, zur Beaufsichtigung der Kinder und des Viehes.

Das Hausgerät (s. Handwerk) und die Vorräte hängen an den Gerüststäben frei oder in Sehnennetzen und in Fellsäcken verpackt. Im Grunde des Hinterraumes, *igu-rub*, d. h. des Raumes zwischen der Feuerstelle und der Hintertür, steht der sogenannte Steiger, *ihāis*, ein aus vier senkrechten, mit Zweigstümpfen als Aufhängehaken benutzten Ästen (*#āiti*).

Ich habe der vorhergehenden Beschreibung solche Hütten zugrunde gelegt, die noch nicht die Zeichen jener rapid fortschreitenden Degeneration trugen, die das Volkstum des Namalandes heute auf allen Gebieten aufweist. Wird in 20 Jahren noch eine Mattenhütte zu finden sein wie die hier beschriebene? Sie werden allmählich alle wie die von Angra Pequena aus Lumpen und Abfällen des Haushalts der Weißen zusammengeflickt werden. Und wo früher, im Kreis zusammengeschlossen ⁶⁷⁾, von einer Hecke aus gekapptem Dornestrüpp umgeben ⁶⁶⁾ ⁶⁸⁾, Hütte an Hütte zu einem Kraal oder einer Werft (*//gaūs*, *ihāis*) vereinigt war, und wo jetzt noch lockere Hüttengruppen (*iharigu*) beisammenstehen, werden bald nach dem Vorgang von Keetmanshoop schnurgerechte, polizei-übersichtliche Straßen entstehen, schließlich in Lokationsbaracken die letzten Reste ursprünglicher Wohnart verschwinden,

B. Lederverarbeitung.

Ehe der Weiße ins Land kam, waren die Felle der Haustiere und des Wildes das ausschließliche Material für die Kleider und Decken der Hottentotten. Heute muß man die Reste aus dieser Zeit mühsam zusammensuchen; sie sind zu finden, man muß sie nur aufzuspüren wissen: so in den Fellsäcken von Frauen, die sich trotz aller Druckstoffe und aller bunten Tücherschunds von ihrer Altvätermode noch nicht ganz getrennt haben und ihren Vorkaross und Fellschurz noch aufheben, — oder draußen im Feld, in den Hütten verarmter Viehknechte, die sich den Luxus europäischer Artikel nur von Zeit zu Zeit einmal leisten, im übrigen ihr Handwerk noch wie die Hottentotten vor 50 Jahren ausüben. Zu ihnen bin ich in die Schule gegangen.

1. Das Gerben, *ino-ro* im weiteren Sinne (gewöhnlich Frauenarbeit).

a) Das Verfahren selbst setzt sich aus folgenden Manipulationen zusammen: Das frisch abgezogene Fell wird, mit der Haarseite nach oben, zunächst zum Trocknen ausgebreitet, meist auf die Hütte gelegt, damit es vor Hunden sicher ist.

Ist das Fell trocken und hart, so wird es mit dem Saft sukkulenter Pflanzen, die auf der Fleischseite des Felles zerstampft (**ia-mai*) werden, aufgeweicht.

Die überschüssige Flüssigkeit wird abgegossen und das Fell zusammengerollt, damit es nicht vorzeitig trockne. Die Frau kniet sich nun auf die Rolle, nachdem sie nur so viel davon flach ausgebreitet gelassen hat, als sie zurzeit bearbeiten kann. Die Fleischseite des Felles wird mit Sandsteinpulver bestreut und mit einem faustgroßen Stück des Gerbesteins (**ikχoms*) fest gerieben (*inūt*).

Hat der Sandstein alle Fleischfetzchen abgeschabt, so lassen sie das Fell wieder halb antrocknen, walken (*ino-ro* im engeren Sinn) und kneten es dann wie Wäsche und schmieren die Außenseite mit weichem Fett ein.

Das Fell ist jetzt zwar trocken-geschmeidig, würde aber, wenn einmal vom Regen durchnäßt, beim Trocknen wieder hart und brüchig werden. Um das zu verhindern, wird das Fell mit dem zerstampften und aufgeweichten roten Bast der *Acacia horrida Willd.* gegerbt (**basi*, wohl entlehnt). Dann wird das Fell, die Bastbäusche darin eingewickelt, für eine Stunde in die rote Bastlauge gelegt bis es sich vollgesogen hat. Halb wieder getrocknet,

wird es noch für etwa eine halbe Stunde in eine flache Grube ausgebreitet und mit schwach angefeuchtem Sand zugedeckt (*ihain*). Zum Schluß faßt ein Mann das Fell am Schwanz-, ein anderer am Kopfende, Frauen und Kinder an den Seiten und zerren und dehnen es glatt.

An der Sonne endgültig getrocknet, ist dann das Fell dauernd weich, regenfest und auf der Innenseite schön rotbraun gefärbt.

b) Die Gebrauchsgegenstände, die aus gegerbten Fellen hergestellt werden, sind:

a) Bodenfelle, *#gola-n*. Sie sind die Teppiche der Hütte. Junge Rinder, Ziegen, Schafe, Springböcke und Ducker liefern das Material. Ein Einzelfell dieser Art wird *#gola-s* genannt. *#gola-b* ist die große Decke, die aus etwa sechs zugeschnittenen und mit Sehnenstreifen zusammengenähten Bodenfelln besteht.

β) Felldecken, „Kompersen“, *#na-mti*, aus Schaf-, Schakal-, Löffelhund-, Klippdachs- oder Luchsfellen hergestellt, als Pelzumhang oder „Kaross“, ein bequemes, solides und warmes Kleidungsstück der Frauen (s. Tafel X); heute ist es fast vollständig durch europäische Kleidung verdrängt.

γ) Der Vorschurz*) (*igale-b*, 1 Terz steigend) der Knaben ist ein Felllatz, der aus jedem beliebigen schwachen Fell geschnitten wird; Ziegen-, Klippdachs- und Schakalfelle werden am häufigsten verwandt (s. Tafel XI). Das Fell ist an einem starken Leibriemen, **ikxo-rogos*, befestigt, der den Körper halb umfaßt und häufig ein Zickzackornament erhält. Die Bezeichnung dieses Ornaments, **ihōtamhoës*, drückt aus, daß ein ähnlich schwarz-weißes Muster um die Mündung des hölzernen Milcheimers eingebrannt wird.

δ) Der Hinterschurz (*igūs*) der Mädchen (als weibliches Kleidungsstück auch speziell noch als *igū-ibes* bezeichnet) wird ausschließlich von Schaffell gefertigt, am liebsten von einem braun-weiß oder schwarz-weiß gescheckten. Mit einem meißelartigen Instrument werden die Haare bis auf einen schmalen Rand und breite Ecken ausgestoßen. Der bunte Fellsaum hebt sich gut vom rotbraunen Leder ab. Der Hinterschurz deckt Gesäß und Schenkel bis zu den Knien. Nach diesem Kleidungsstück wird die Fledermaus *se-rtsi/igū-ibes* benannt, da die Flughaut dem hängenden Tier so anliegt wie einer Frau der Hinterschurz.

ε) Alle Pelzmützen, *igabati*, die ich sah, waren aus dem Rückenfell des Erdwolfs gemacht. Der Rückenkamm des Tieres bildet auch auf der Mütze einen Längskamm langer Borstenhaare (s. Namib-Buschmänner, S. 99).

*) Vor- und Hinterschurz werden im Burischen „Broekkaross“ genannt.

701. X



HOTTENTOTTIN VON KEETMANSHOOP
IM KAROSS

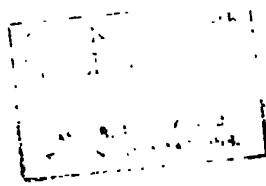


TOPNAAR-HOTTENTOTTIN MIT KIND
IM ABAFELL.

1. S. Kulturb. Aus Namaland und Kwinana



HOTTENTOTTIN VON KEETMANSHOOP
IM SCHURZ.



ζ) Von kleinen Täschen ist der sogenannte Schelmsack, *ihōialhōis*, zu nennen. Er trägt seinen Namen daher, daß er zur Aufbewahrung kleiner entwendeter oder einem anderen vorenthaltener Gegenstände dient. Der hier abgebildete ist aus dem Fell des Erdmännchens (*Cynictis*) hergestellt.

η) Ein Netzbeutel wird aus Gemsbock-Fellstreifen geknüpft.

2. Das Anfaulenlassen, *lōlō*.

Das frische Fell wird fest zusammengeknüllt und, in ein gegerbtes Fell eingewickelt, der Sonne ausgesetzt, nachts in die Nähe des Feuers gelegt, um die Fäulnis zu befördern. Ochsenfelle graben sie auch in den Erdboden der Hütte ein, knietief neben die Feuerstelle. Nach 3—4 Tagen stinkt das Fell und die Haare lassen sich leicht ausziehen. Das enthärtete Fell wird zusammengerollt, ein Mann stellt sich mit beiden Füßen darauf und bearbeitet es von oben und unten und von der Seite her mit Fußritten, bis es weich und fast trocken ist. Dann wird die Fleischseite mit Fett eingerieben.



Mütze aus dem Rückenfell des Erdwolfs. $\frac{1}{6}$ nat. Gr.



ihōialhōis. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Auf diese Weise werden alle Felle vorbereitet, die zu Riemen geschnitten werden sollen. Die ganze Ochsenhaut oder die einer Oryx-Antilope wird in immer engeren Spiralen vom Rande her in einen großen Streifen aufgeschnitten (*ihari*, verb.). Die Weiterbehandlung ist verschieden, je nachdem es sich um Pack- oder um Ochsenriemen handelt.

a) Der Packriemen, *igale/haũb*, muß platt sein, damit er dem Lasttier anliegt und nicht durch Rollen scheidet; er wird deshalb im Gegensatz zum Ochsenriemen nicht gedreht. Der unregelmäßigen Außenkontur des



.Netzbeutel aus Fellstreifen geknotet. $\frac{1}{7}$ nat. Gr.

Felles entsprechend ist der Rohstreifen vielfach geknickt und mit auspringenden Ecken besetzt. Es fordert einen vollen Tag Arbeit, ehe alle

Unebenheiten weggeschnitten und die Verdrehungen glatt gedehnt sind. Der fertige Riemen ist ca. $2\frac{1}{2}$ cm breit. Die Abfälle werden zu Spannfesseln oder Nasenriemen (für den Reitochsen) verarbeitet.



Drehen der Ochsenriemen.

b) Zur Herstellung von Ochsenriemen (Stirnriemen zum Festmachen der Ochsen) wird der naß aus dem stinkenden Fell geschnittene Spiralstreifen an einen genügend abspaltenden Ast eines starken Baumes, in der Weise wie sie die Figur zeigt, aufgehängt und beschwert. Ein schenkelstarkes, knieförmig gebogenes Holz ist mit Riemen an einem schweren großen Stein befestigt. Zwischen Holz und Stein steckt der Drehstock; an ihm geht der Mann wie ein Esel in der Mühle im Kreis herum bis die lang herunter und lose nebeneinander hängenden Hautstreifen sich zu einem fest gedrehten Tau verkürzt haben. Dann zieht der Mann

den Stock heraus, läßt das übergedrehte Tau zurückschnurren und dreht es in entgegengesetzter Richtung von neuem auf. Von Zeit zu Zeit wird das

Tau eingefettet. 4.—5 Tage wird diese Arbeit fortgesetzt, dann ist der Riemen rund, fest und geschmeidig. Er wird dann in einzelne Ochsenriemen zerteilt. Ob diese Art der Lederbearbeitung dem Hottentotten ursprünglich eigen war oder ob er sie entlehnte, erscheint unsicher. Buren sowohl als Betschuanen (in Kanya) sah ich in der geschilderten Weise sich Ochsenriemen herstellen.

c) Schuhnäbriemen, *ĩā-gu*, werden mit Vorliebe aus den Fellen der Raphicerosantilope hergestellt, Peitschen, *saimigu*, wohl nach dem Vorgang der Buren aus Ziegenleder geflochten. Das beste Material für den Vorschlag liefert der Kudubull; der echte Schambok, *ĩnaĩba-b*, wird aus Nilferdhaut geschnitten.

d) Frauen und Mädchen verfertigen sich ihren Vorschurz (hier speziell *ĩa-bib* genannt) folgendermaßen:

Aus einer enthärteten Schaf- oder Ziegenhaut wird ein rechteckiges Stück ausgeschnitten und von einer der Längsseiten (vom späteren Unterrand aus) in tief einschneidende, ca. 2 mm breite Streifen zerschlitzt. An der gegenüber liegenden Längsseite bleibt ein ca. 15 cm breiter Rand erhalten, der spätere Oberrand des Schurzes. Das so zusammengeschnittene Fellstück wird in 3 Lagen gefaltet, so daß das Streifengehänge dicht genug wird, um die Blöße zu verdecken. Der Oberrand wird um-



Vorschurz der Mädchen. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

*) Man hat das Wort *ĩa-bib*, Vorschurz der Frauen, an verschiedene Wortstämme anzuknüpfen versucht: der Vorschurz mag — naturalia non sunt turpia — gelegentlich tropfen; daraufhin hat Schinz⁵⁰⁾ das Wort von der Bezeichnung für „regnen“ abgeleitet und mit „Traufe“ übersetzt. Das ist sprachlich unzulässig, da regnen nicht *ĩa-bi*, sondern *ĩabi* heißt. Krönlein⁵¹⁾ bringt, offenbar an das Streifengeschlitz anknüpfend, das Wort mit der Bezeichnung für „schlitzen“ in Zusammenhang. Aber das gleichbedeutende Einritzen der Haut zu Heilzwecken wird *ĩalbi* (1 Terz steig.) gesprochen, in Toneinsatz, Wort-Tonfall und Lage des Stärke-Akzents verschieden von der Bezeichnung für den Vorschurz. Es handelt sich hier meiner Auffassung nach um drei Worte, die sich nicht voneinander ableiten lassen: drei Stämme mit gleicher Buchstabenfolge, jedes phonetisch und begrifflich selbständig.

geknickt und durch den Knick das Aufhängeband gezogen, ein 1 cm breiter rechts und links noch festgenähter Lederstreifen, *tsō-ab*, der um die Hüften geschlungen und hinten geknüpft wird.

e) Der Sparsack, *na-ma/hōis*, nimmt alle später vielleicht noch brauchbaren Abfälle des Haushalts auf. Da sind ein paar Kaffeebohnen liegen geblieben, dort liegen Kürbiskerne, hier ein Streifen Leder, dort hat jemand ein Stück Tabak fallen lassen, — alles derartige wird in den breiten Sack gesteckt, der mit zwei Riemen seiner Oberecken an Stützpfehlen der Hütte hängt. Zu seiner Herstellung werden zwei Ziegen- oder Klippbockfelle mit ihren Rändern aneinandergesäßt und mit Sehnenstreifen rundum zugenäht, bis auf eine Stelle in der Mitte einer der Längsseiten. Die hier freigelassene Öffnung ist gerade groß genug, eine Hand einzulassen. In Zeiten der Not wird in den Sack gegriffen, er ist die letzte Zuflucht: eine Hand voll Kaffee und einige Pfeifen Tabak sind sicher aus dem Trödelkram, der sich hier angesammelt hat, noch zusammenzusuchen.

f) Eine sonderbare Sparbüchse für Tabak ist bei armen Hottentotten das Kopfkissen, *#kχa-bis*. Aus zwei Ziegen-, Schaf-, Klippspringer- oder Steenbockfellen wird ein Paar gleichgroßer Quadratstücke geschnitten, an drei Seiten zugenäht, die so entstandene Tasche mit Klippspringer- oder Ochsenhaaren oder Federn vollgepfropft und dann geschlossen. Will sich jemand für schlechte Zeiten Tabak sparen, so zerkleinert er ihn, öffnet das Kopfkissen an einer Naht, streut die Krümel zwischen die Kissenfüllung (*ikχaūb*) und näht zu. Auf diese Weise schützt er sich vor eigener Näscherei: Es muß schon harte Notzeit sein, ehe er sich entschließt, das Kissen aufzutrennen, um aus einem Haufen Haare einen Fingerhut voll Tabaksabfall sich auszustauben.

3. Das Frischtrocknen.

a) Was vom Rückenfell einer Oryx-Antilope oder eines Rindes für Sohlenleder bestimmt ist, wird frisch abgezogen, in lange rechteckige Stücke zerschnitten (*ikχa-na*, verb.) und hart getrocknet. Die steifen Platten werden auf ein Lager von frischem Kuhmist gelegt und mit Kuhmist zugedeckt oder in feuchten Sand gegraben, bis sie sich erweicht haben. Dann rollt man sie, schlägt sie mit Holz geschmeidig, feuchtet sie in nassem Sand schwach nach, schneidet sie zu und verwendet sie ohne weiteres. Die Haarseite des Felles wird zur Außenfläche der Schuhsohle (*haibo-b*, auch = Schuh). Es ist anzunehmen, daß nicht der hier abgebildete, jetzt von Hotten-

totten viel getragene Schuh, sondern die Sandale, *ikχabu-s*, die ursprüngliche Fußbekleidung war.

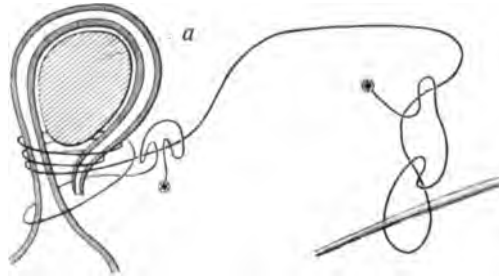
b) Zu einem großen Wassersack, *!gatba-b*, wird die Haut einer Ziege, eines kleinen Kalbes, Oryx-Kalbes oder eines Steenbocks verarbeitet: das linke Vorderbein eines frisch erlegten Steenbocks wird längs geschlitzt und der Schnitt bis zur vorderen Schultergegend verlängert. Aus dieser Öffnung wird der ganze Körper aus dem Fell geschält; Kopf und Beine werden abgeschnitten und, ebenso wie die Schulteröffnung, der After und Biß- oder Schußwunden zugeschnürt; das Fell des rechten Vorderbeines dient als Ein- und Ausgußröhre und erhält einen leicht aufzuknotenden Steinverschluss. Das frisch abgezogene Fell wird umgekrempelt, die Fleischseite von allen Fleisch- und Fettteilchen gesäubert und dann getrocknet. Die Haare bleiben und kleiden die Innenseite des Sackes aus.



Frauenschuh. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

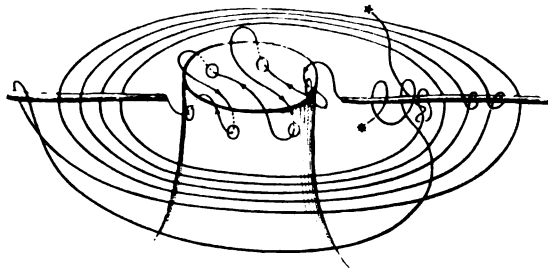
Steinverschluß der Mündung des
Fellwassersacks.

Der Mündungsschlauch wird umgebogen, in den Knick ein Stein (*a*) gebracht und der Schlauch unterhalb des Steins fest auf sich selbst zusammengeschnürt. Die Sternchen bezeichnen Anfang und Ende des Schnürfadens (rechts um ein Flickhölzchen, siehe nächste Figur, geknotet).



Frischer und kühler bleibt das Wasser in Säcken aus Tiermägen, wie sie sich die Küstenhottentotten z. B. aus dem Magen der antarktischen Pelzrobbe herstellen.

Dauernder Verschluß einer Öffnung mittelst Flickholz und Schnürung. Ein Holzstäbchen wird in der Richtung der Pfeile durch Löcher gesteckt, die im Umkreis der verschlußbedürftigen Stelle gestochen sind. Um dieses Hölzchen als festen Halt wird ein Faden in bestimmter Schlingenföhrung geschnürt.



4. Gemischte Behandlung.

a) Für die Knappsäcke, *!hōtti*, müssen Ziege, Kalb, Oryxkalb, Steenbock, Springbock, Klippspringer und Ducker ihr Fell lassen. Dem Tier wird

der Kopf abgeschnitten, dann von einem bogenförmigen Schnitt aus, der längs den Hinterläufen und quer über die Dammgegend geht, das Fell mit der Faust losgestoßen und umgestülpt vom Leib gezogen. Das Fell lassen sie nun zunächst in der oben angegebenen Weise anfaulen. Ist es dann



Wanderknappsack, aus einem Bockfell hergestellt. $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

enthärt und trocken, so wird es gegerbt wie unter 1. beschrieben. Im fertigen Sack ist die ehemalige Haarseite nach innen gekehrt, dem Sackgrund entspricht das Kopfende des Tieres.



Kleiner Hausknappsack, aus dem Fell eines Ziegenlammes hergestellt. $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

Die größeren Knappsäcke dienen zur Aufbewahrung aller Gegenstände, die man bei

einer Fußwanderung benötigt, entsprechen also unserem Rucksack. Kleinere Säckchen dienen als Pompadour, den Frauen für ihre Buchukräuter, den Männern (zuweilen auch Frauen) als Pfeifentabak-, Zunder- und Feuerstein-

dose; der beiden letzteren Gegenstände wegen heißt dieser männliche Pompadour *doro //hōis**).

b) Das Oberleder wird aus der Bauchhaut der Oryx-Antilope geschnitten oder von der Kuh und jungen Rindern, im Notfall von dem frischen Fell alter Tiere genommen. Die Bearbeitung entspricht der des Knappsackleders.



Doro //hōis. ca. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

c) Aus Ziegen-, Steenbock- oder Klippspringerfellen schneidet sich der halbwüchsige Hottentott seinen Hinterschurz (s. Tafel XI). Zuweilen hängen vom Unterrand des Schurzes drei lange, 4 cm breite Riemen bis auf den Boden herunter, ein Schmuck in ihren Augen, wenn sie im Winde flattern.

C. Seilerei.

Der Bau der Hütte und das Anfertigen der Fell- und Leder-Gebrauchsgegenstände (*sa-ran* genannt, soweit sie als Decken oder Kleider direkt dem Körper zugute kommen) erfordert Stricke und Garn. Die Sehnen der erlegten oder geschlachteten Tiere liefern das beste Garn zum Aneinanderstücken der Felle; zum Mattenstechen wird nicht Sehnengarn, *//aba-b*, sondern Baststrick, *tsu-rib*, gebraucht.

Das beste Material für die Herstellung von Stricken liefert die *Acacia horrida Willd.* Die frisch gekappten, von Seitenzweigen und Dornen befreiten Äste werden kurz durch die heiße Asche der Feuerstelle gezogen, die Rinde dann an einem Ende des Zweiges durch Klopfen vollends vom Holz gelockert, mit den Nägeln gelöst und in Streifen abgezogen.

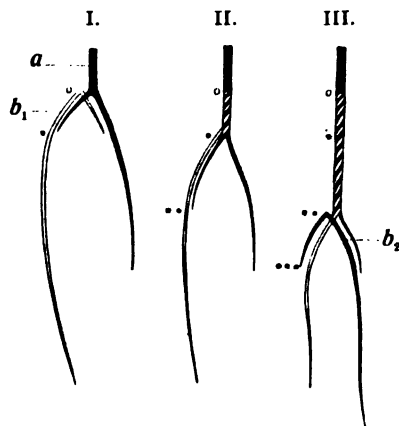
Das weitere ist Frauenarbeit. Die Borke, *soro-b*, die darunter liegende rote Rindenschicht, **basib* (wohl entlehnt), wird nicht zur Strickherstellung benutzt. Nur die innerste weiße Schicht, die sich leicht abschlitzen läßt, ist brauchbar. An dieser weißen Fasermasse, *lātb*, wird wieder die nasse, dem

*) Die Zunderdose, die dem Hottentotten von den Weißen verkauft wird, wird mit demselben Wortstamm *doro* bezeichnet, der „bohren“ bedeutet. Das ist ein Überbleibsel aus der Zeit, da das ursprüngliche, längst verschwundene Feuerzeug der Hottentotten noch Bohrstäbchen waren, wie sie dem Buschmann noch heute zum Feuermachen dienen (s. Kalahari).

Holz unmittelbar anliegende, von der äußeren zäheren, nicht nassen Schicht getrennt. Die Fasern werden zum Trocknen aufgehängt, später in lauwarmer Milch (im Notfall Wasser) wieder aufgeweicht, klumpenweise in den Mund genommen, ausgesaugt und zerkaut. Jetzt sind die Fasern genügend vorbereitet, um zu Stricken gedreht zu werden.

Die folgende Arbeit nehmen die Frauen nur ungern, zuweilen überhaupt nicht in Gegenwart junger Männer vor. Seitwärts auf dem Boden sitzend entblößen sie bis fast zur Hüfte einen der Oberschenkel; dessen Fläche dient ihnen als Unterlage bei der Arbeit: Zwei Bastfasern werden quer über den Schenkel ausgestreckt, zwischen den Fingern der linken Hand gehalten und mit der Fläche der rechten fest über die Schenkelhaut gerollt, so daß sie sich um sich selbst drehen. Durch diese erste, kniewärts gerichtete Rollbewegung wird jede der beiden Fasern einzeln zu einem Faden gedreht; das unmittelbar folgende rückwärtige Rollen dreht dann diese beiden Fäden in entgegengesetztem Sinne wieder zu einem einzigen Faden zusammen.

Die Aufgabe, aus Hunderten kurzer Fasern ohne Knüpfen einen zusammenhängenden Strick von vielen Metern Länge herzustellen, lösen sie folgendermaßen:



Drehen langer Schnüre aus kurzen Fäden (Schema).

1. (Siehe Figur I.) Das Ende des Fadens a , der verlängert werden soll, wird gabelig ausgefasert; dem kürzeren Gabelast wird der längere, dem längeren Gabelast der kürzere Schenkel des anzustückenden, gabelig geknickten Bastfadens b_1 angelegt. Der Faden b_1 ist halb so stark als a .

2. (Siehe Figur II.) Jeder Gabelast wird, soweit er aus den zwei lose nebeneinanderliegenden Fasern oder Fäden besteht (bis *), durch eine kniewärts gerichtete Rollbewegung zu einem einzigen Faden zusammengedreht. Das rückwärtige Rollen

schlingt dann die gedrehten Gabeläste zu einem einzigen Fadenstück zusammen. Der Faden b_1 ist jetzt verankert. Das frei hervorragende Ende des Fadens a wird nun wieder in einen längeren und in einen kürzeren Gabelast ausgefasert; dem letzteren wird das frei vorragende Ende des Fadens b_1 beigegeben.

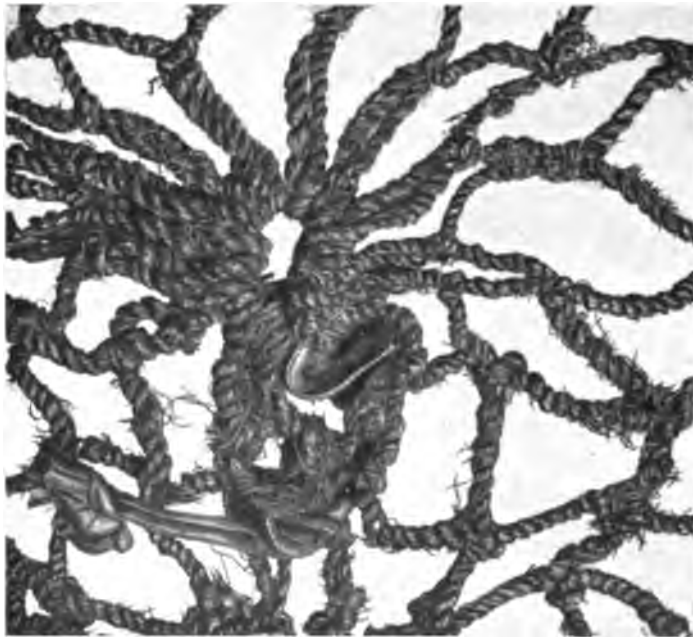
3. (Siehe Figur III.) Eine doppelte Rollbewegung schließt die losen Fäden bis ** zu einem neuen Fadenstück zusammen. An das letzte Enden des Fadens *a* wird dann der längere Schenkel des Fadens *b*₂, an das frei vorragende Ende des Fadens *b*₁ der kürzere Schenkel des Fadens *b*₂ angelegt und alle diese Teile bis *** zu einem Fadenstück zusammengedreht.



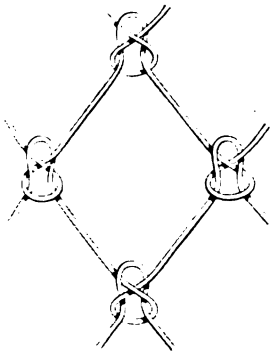
Sehnen-Netzbeutel. $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

Auf diese Weise schließen sich alle kürzeren Fäden zu einem Strick zusammen, dessen Festigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Der einzige ausschließlich aus Sehnen



Vereinigung der Netzmaschen an einem der beiden Enden des Beutels. $\frac{2}{3}$ nat. Gr. 16*



Verschlingung der Sehnen-schnüre im Netzbeutel.

(und zwar am liebsten aus denen der Oryx-Antilope) hergestellte Gebrauchsgegenstand ist ein großer Netzbeutel, *#ūli-s*, der in der Hütte als eine Art Beuteltruhe zur Aufbewahrung aller möglichen Dinge, auf der Wanderung als Rucksack für die Schlafdecke dient. Ein ähnlicher Beutel wird auch aus schmalen Gemsbockfellstreifen geknüpft (s. S. 236).

D. Die Holzschnitzerei und Korbflechterei

sollen hier nur des Zusammenhanges wegen kurz genannt werden. Von Holzgeräten hatten wir den Stuhl (S. 181), den Quirl (S. 199), die Wannschüssel (S. 201), den Löffel (S. 206), Stampf-
becher (S. 200) und Honigstock (S. 205) zu nennen gehabt. Die hier folgenden Ab-



f

bildungen sollen zur Vervollständigung die Haupttypen der Holzschüsseln und -Eimer zeigen.

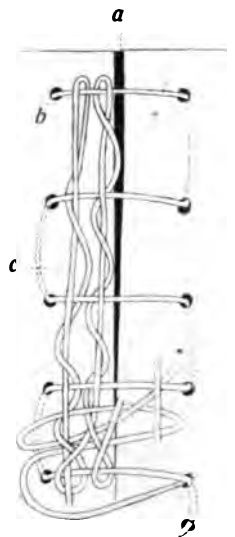
Ein sachkundiger Hottentott berichtete mir, daß man die genannten hölzernen Hohlgefäße, die heute meistens schon durch europäische

Blechwaren verdrängt sind, doch hie und da auch

heute noch halb bohrend, halb kratzend mit einem Instrument herstellt, das

**ligare-s* genannt wird und aus einer rechtwinkelig gekrümmten Messerschneide an hölzernem Griff besteht. Leider gelang es mir nicht, ein solches Werkzeug zu erhalten.

Bemerkenswert ist die Manier der Hottentotten, Holzgefäße zu flicken. Sprünge und Risse in den Schüsseln und Töpfen werden mit zähen Wurzelfäden geschlossen: Rechts und links neben dem Riß (a) wird das Holz durchbohrt und durch die Löcher quer über den Riß der Wurzelfäden (b) gezogen, so daß die Querbrücken außen zu liegen kommen und



Holzflickerei.



a



b



c



d



e



g



h

Holzgefäße.
 $\frac{1}{4}$ nat. Gr.
a, d, e: *ihöeti*,
 gew. Milchbehälter.
h u. *i:* Desgl. mit
 Wurzelflickwerk.
c u. *f:* *iaoihoëti*,
 Milcheimer, „Hals-
 bambusen“.
g: *†aigaihoës*,
 „Fuß-Bambus“. *b:*
lore-s, Eßschüssel.



dem vielfach verschlungenen Flickfaden (*c*) in der Weise, wie es die Figur zeigt, Anhaltepunkte geben. Es sind nur zwei Parallelen des Längsfadens gezeichnet und alles so auseinander gerückt, daß die Art der Verschlingung zu sehen ist. Bei * ist das Endstück des Querfadens; es wird mit einigen Querschlingen fest verankert. Das ganze Flickwerk wird mit Fett bestrichen; dann sammelt sich nebenbei allmählich genügend Staub in dem Wurzelgeflecht an, daß der Riß verklebt.

Die Korbflechterei tritt, wenn wir vom Mattenstechen absehen, ganz zurück. Außer den Narasieben (s. S. 199) wären hier nur noch die Fischreusen zu nennen, mit denen die Hottentotten im Fischfluß auf Fang ausgehen; sie sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

E. Die Ton-, Stein- und Metallarbeit

der Hottentotten ist in den primitivsten Anfängen stehen geblieben.

1. Aus Ton und Sand haben sich die Hottentotten ehemals einfache Töpfe von Urnenform geknetet und gebrannt. Das beweisen die Scherben, die in den alten Schneckenabfallhaufen des südlichen Küstenstrichs vom Kap der guten Hoffnung bis nach Port Nolloth häufig zu finden sind. Heute



Gebranntes Tongefäß alter Art.
1/4 nat. Gr.

wird Töpferei nicht mehr geübt. Aber die Vorzeit des Namalandes liegt nicht weit zurück, die erste geschichtliche Urkunde vom Hottentottenvolk ist ja nur wenige Jahrhunderte alt. Es war deshalb nicht aussichtslos, nach einem jener alten Tongefäße, die ich als Vorzeitsreste im Dünensand der Küste bei Port Nolloth vergraben fand, auch in den Hütten der Überlebenden zu suchen. Der einzige Fund, den ich nach vielen vergeblichen Bemühungen zu verzeichnen habe, ist der nebenstehend abgebildete. Das Tongefäß wird **golasūs*, d. h. Lehmtopf, genannt; eine andere Bezeichnung, **kχoë·kχoësūs*, war mir insofern von Interesse, als sie den einzigen Fall abgab, in dem mir die alte eigene Stammesbezeichnung der Hottentotten (siehe S. 322) zu Ohren kam.

Während auf der einen Seite europäische Importware die Tongefäße abgelöst hat, sind auf der andern Seite verarmte Namib-Nomaden in ihrem

Kochgerät wieder auf den denkbar tiefsten Kulturzustand zurückgesunken, indem sie statt des Topfes das Brustbein eines Straußes, *//gūs genannt, auf das Feuer setzen.

2. Der Stein, wie ihn die Natur roh bietet, spielt heute im Haushalt der Hottentotten eine untergeordnete Rolle.

Nur ein Steingerät ist heute wie ehemals unentbehrlich: die Handmühle. Sie besteht aus



Handsteinmühle. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

zwei Steinen, einer dünnen Steinplatte, *//ui aib (stets masc. gen.), als der Unterlage und einem Rundstein*), *//uiams (stets fem. gen.), der geradlinig auf der Platte vor- und rückwärts gerieben und dabei schwach gerollt wird. Auf dieser Mühle werden Wurzeln, Schoten, Kaffeebohnen, Buchukräuter, Schminkefarben, kurzum alles gemahlen, was in Pulverform verwendet wird.

Die drei Kochsteine, //nōtti, auf denen der Kochtopf im Feuer steht, der Schleifstein, //kχō-uis, und der Feuerstein, //nōtns (bei Keetmanshoop nicht selten), mit dem sie gegen einen Eisengriff Funken an den Zunder (meist morsches Holz) schlagen, sind die letzten rohen Steingeräte, die der Hottentott in Gebrauch hat.

Für Steinbearbeitung ist weder der Sand- oder Kalkstein der Tafellandschaften noch der Gneis und Granit des Urgebirges ihrer Heimat geeignet, wohl aber lokal der Serpentin, dessen Vorkommen ⁴²⁾ bei Kaukaussib und an der Südseite des Brandberges im Kaokoland nachgewiesen und an

*) Die Geschlechtsendungen der beiden Bezeichnungen sind hervorzuheben, weil ihr Gegensatz in diesem Zusammenhang konstant gewahrt und diese Art Gegensätzlichkeit typisch für das Sprachgefühl der Hottentotten ist: Der platte Stein ist stets männlichen Geschlechts, weil er eckig und schwächlich ist (im Verhältnis zu seiner Masse eine große Oberfläche hat), während der kompakte Rundstein an die gerundeten und gedrunghenen Formen des Frauenkörpers erinnert und daher die weibliche Endung erhält.

In der Umgebung von Kubub liegen nahe beieinander zwei Wasserstellen, *//kχanu·b und *//kχanu·s, jede am Hang einer hohen Urgesteinserhebung. Der eine Berg erhebt sich schlank mit spitzerem Grat: Seine Wasserstelle wird ausschließlich und scharf durch die männliche Namensendung von der anderen Wasserstelle unterschieden, die denselben Namen aber mit weiblicher Endung führt, da sie von sanfter gerundeten, massigen Kuppen überragt wird.

Wie hier die Kontur, so ist in anderen Fällen die Größe der verglichenen Objekte bei der Wahl der Geschlechtsendung entscheidend: So sind die hottentottischen Bezeichnungen für die Frauenbrust und für die Hinterbacken des Weibes männlichen Geschlechts, während die entsprechenden Teile des männlichen Körpers, ihrer geringen Entwicklung wegen, die weibliche Endung erhalten.

So ist sich der Hottentott überall noch der sinnlichen Wurzel seiner Genusregeln bewußt.

anderen Stellen, die nur den Eingeborenen bekannt sind, zu vermuten ist. Den Serpentin schneidet der Hottentott mit dem Messer zu Pfeifen; als Modell dient ihm dabei die Pfeife, die sich, wo er den weichen Stein nicht hat, am einfachsten aus den Markknochen mittelgroßer Säugetiere herstellen ließ. Diese Knochenpfeife, *!hāi-b*, ist viel im Gebrauch; der Markraum wird mit einem Grasbüschel dicht genug zugestopft, daß die Asche nicht mit eingesogen wird. Die gewöhnliche Serpentinpfeife, *!ui|kχōb*, wird ebenso benutzt. Man würde sie für eine nach europäischem Muster geschnittene



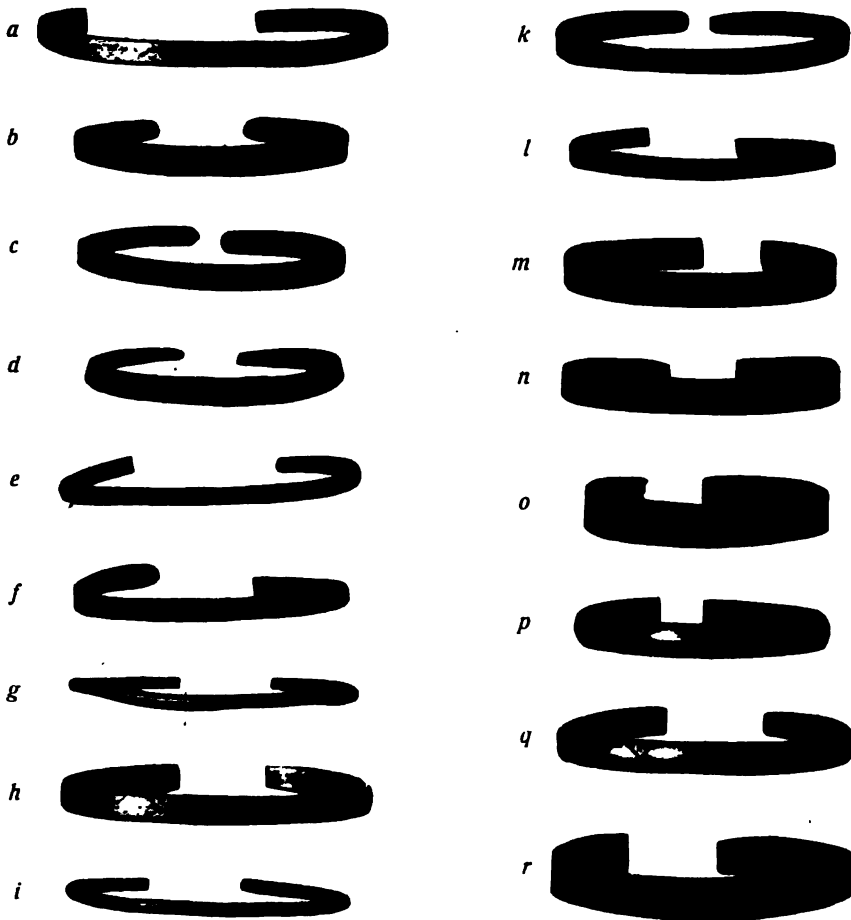
a und *b* Knochen-Tabakspfeifen. *c—e* Serpentinpfeifen einheimischen Modells.
f Serpentinpfeife nach europäischem Muster.

Zigarrenspitze halten, wenn der Hottentott überhaupt Zigarren rauchte. Dagegen ist die europäische Stummelpfeife unverkennbar das Modell für die Pfeifenform, die sie *!ha-bes* nennen.

3. Ein Metall war dem Hottentotten schon vor seiner Berührung mit europäischer Kultur ein geschätzter Artikel: das Kupfer, das er vermutlich von seinen Bantunachbarn im Norden eintauschte. Mit dem Verschwinden des einheimischen Schmuckes und bei der leichten Gelegenheit, alle technisch nützlichen Metalle vom Weißen zu erhandeln oder zu stehlen, ist das Kupfer jetzt vielfach vom Eisen und Messing verdrängt. Der männliche

Hottentott schneidet jetzt dreierlei Schmuck, je nach dem verfügbaren Material aus Eisen, Messing oder Kupfer, seltener Blei.

Armbänder und Armringe, *iganuti*, tragen Frauen und Mädchen an beiden Armen dicht oberhalb des Handgelenks, zuweilen 10 Stück beisammen. Bei Männern sah ich — wenn überhaupt — dann nur eines am



Armreifen. $\frac{4}{5}$ nat. Gr.

rechten Handgelenk. Eine einfache Ornamentik wird durch Einkratzungen, Einkerbungen und Einstöße hervorgebracht. Die Muster, stets nur an der Außenseite angebracht, ähneln denen aus unserer Vorgeschichte und sind das einzig Bemerkenswerte an diesen Schmucksachen. Denn weder das Material noch die Instrumente zu seiner Bearbeitung sind den Hottentotten original, sind vielmehr den Werkstätten der Weißen entnommen.

Im einfachsten Fall stellt der Armschmuck einen einfachen, ringförmig umgebogenen, offenen, unverzierten Eisendraht dar, von D-förmigem Querschnitt oder von vierkantiger, außen schwach gewölbter Gestalt. Ein solches glattes, unverziertes Eisenband ist in Fig. *a* abgebildet.

Das in *b* abgebildete vierkantige Messingarmband mit verjüngten Enden ist mit eingehauenen oder eingeschnittenen Querlinien verziert, die von der Mitte des Bandes nach beiden Seiten zu divergieren. Gekreuzt werden diese Linien von unregelmäßigen, den Rändern genähert und parallel verlaufenden Längsrillen. Ein kupfernes Armband (*c*) mit abgerundeten Kanten ist in unsauberer Arbeit mit dichtgestellten, unregelmäßigen Quereinschnitten und Gruppen längsverlaufender Rillen verziert.

Der vierkantige Messingstreif *d* zeigt neben einer plump und unzusammenhängend gezogenen Mittellinie regellos verteilte Einkerbungen an den Rändern. Diese Kerben legen sich auf einer etwas fortgeschritteneren Stufe regelmäßiger so zusammen, daß sie nach einer Mittellinie konvergieren; so in dem schmalen Eisenband *e*, dessen Kerben so tief eingehackt sind, daß das Material sich seitlich aufgewulstet hat und so die Plastik erhöht. Das folgende Eisenband *f* zeigt ein regelmäßig von kleinen glatten Feldern unterbrochenes „Fischgräten“-Muster, wie ich es nach Analogie prähistorischer Ornamentik auf Anregung meines verehrten Kollegen Dr. Eichhorn nenne. Als zusammenhängendes Muster tritt dieses Ornament noch primitiv im dicken, plattgedrückten Kupferdrahtring *g* und im Eisenreifen *h*, endlich am deutlichsten und regelmäßigsten, mit Divergenz der Winkel-linien nach den freien Enden zu, im Messingring *i* uns entgegen.

Weit verbreitet, gleich beliebt auf Holzgefäßen (eingebrannt) wie auf Schurzgurten (eingeflochten) und auf Serpentinpfeifen (eingekritz), ist das Zickzackornament auch auf den Armbändern der Hottentotten (eingeschnitten oder eingeschlagen). Bald stellt es eine einfache und fortlaufende Linie (*k*), bald ein doppeltes bis dreifaches und nicht überall geschlossen durchgeführtes Liniensystem dar (*l*). Die beiden zickzackornamentierten vierkantigen Armbänder sind aus Messing geschmiedet.

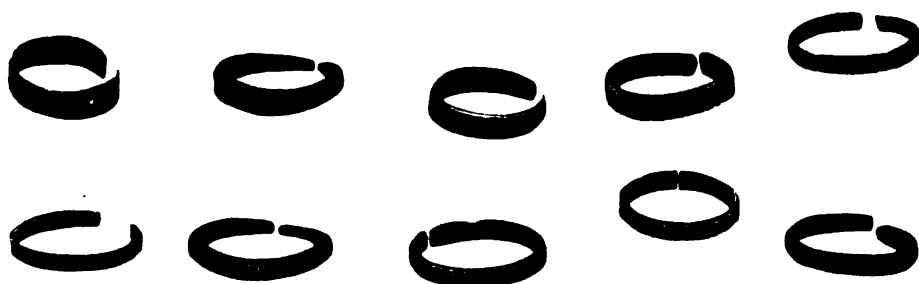
Nur in messingenen (*m*) und kupfernen (*n*) Armbändern sah ich ein Punktmuster in Gestalt tiefer viereckiger oder runder, in zwei- oder dreireihiger Anordnung stempelförmig eingeschlagener Eindrücke.

Als letztes Ornament sind schraffierte oder karierte Felder verschiedener Gestalt auf den Armringen zu nennen. Ein bandförmiger, dünner.

vierkantiger Eisenring (*o*) zeigt vier Parallelogrammfelder mit seitenparallelen Karrierlinien. Ein goldig glänzendes Metallband (*p*) von flach-dachförmigem Querschnitt zeigt zwei Reihen mit Kerbschnitten ausgefüllter Dreiecke, die mit der Basis dem Rand aufsitzen, mit den Spitzen auf die Mittelkante stoßen. In der regelmäßigen Schraffur seiner Dreiecksfelder erinnert ein Eisenband (*q*) mit flach D-förmigem Querschnitt auffallend an die prähistorischen „schraffierten Dreiecksmuster“. Eine regellose Kombination von Randkerben, Längsrillen und karierten Dreiecksfeldern zeigt der letzte der hier abgebildeten Armringe (*r*).

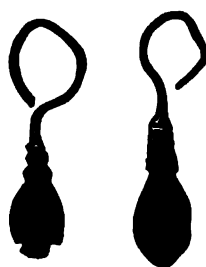
Selten sind Armringe aus spiral um eine Drahtachse gewundenem Messing- oder Eisendraht mit Haken und Öse.

Fingerringe haben keine Eingeborenenbezeichnung. Frauen tragen zuweilen bis 15 Stück am dritten bis fünften Finger beider Hände.



Fingerringe aus Kupfer, Messing und Eisen. $\frac{9}{10}$ nat. Gr.

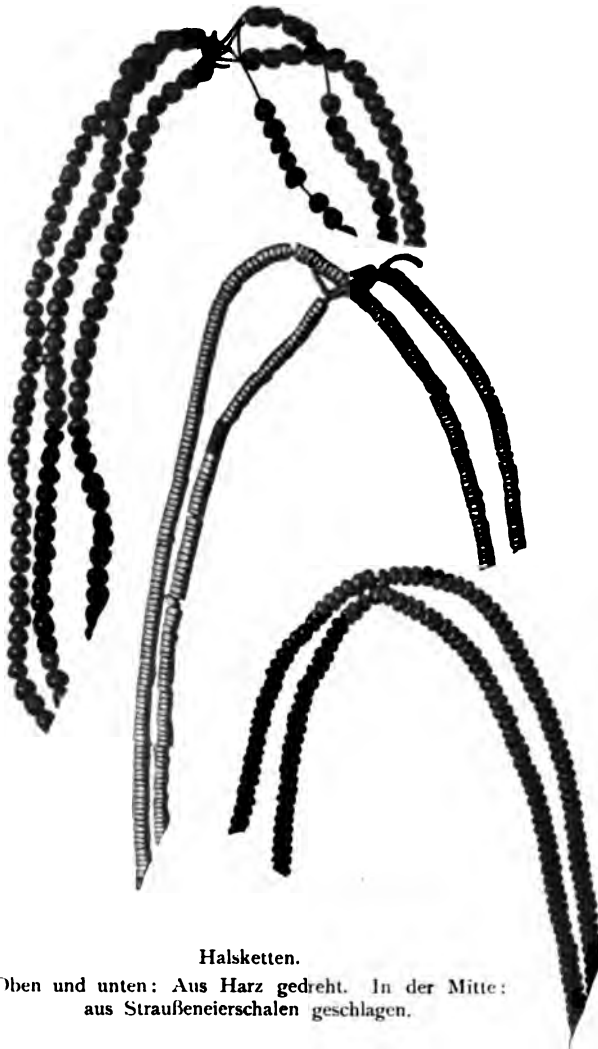
Ohringe, *igamti*, sind bei beiden Geschlechtern beliebt. Die Durchbohrung des Ohrläppchens wird an den Kindern beiderlei Geschlechts im Alter von 3—4 Jahren von der Mutter vorgenommen. Das Ohrläppchen wird zunächst zwischen den Fingern eine Zeit lang geknetet und dann mit einer kreisförmig zurecht gebogenen Nadel durchbohrt. Die Blutung wird mit der heißen Asche des Herdfeuers gestillt. Wenn nach einigen Tagen die Heilung vollendet ist, wird die Nadel entfernt und durch den Ohrring ersetzt. Über schmerzhafte Schwellung des Ohrläppchens nach der Durchbohrung wurde häufig geklagt.



Eiserne Ohrringe. $\frac{9}{10}$ nat. Gr.

Ein Schmuck, der sich trotz seiner mühsamen Herstellung und seines unscheinbaren Aussehens gegen allen bunten eingeführten Glaskram hält,

sind Harz-Perlketten. Das gelbe Harz einer *Othonna*-Art (h: *†güts*) wird mit der kalten Kohle des Herdfeuers verrieben. Dieses Gemisch (ein Pulver) wird mit einem brennenden Holzspahn erwärmt und mit der anderen Hand gleichzeitig geknetet. Die warme Masse wird dann mit der flachen Hand über einer ebenen Unterlage zu Würsten gerollt. Von diesen Würsten



Halsketten.

Oben und unten: Aus Harz gedreht. In der Mitte:
aus Straußeneierschalen geschlagen.

werden kleine Stücke abgenommen und über dem daneben stehenden Feuer zu Pillen geformt, die Pillen auf ein Holzstäbchen gespießt und nach dem Erhärten auf Sehnengarn gereiht, häufig mit regelmäßiger Einschaltung einiger bunter Steine oder Glasperlen. Die Perlketten (wie die Pflanze, aus der sie gefertigt werden, genannt) sind oft zu einem dicken Kettenbündel, **||ga-imi*, vereinigt, das unter Hottentotten guten Handelswert hat: Ein zehnfach weit um den Hals zu schlingendes und auf die Brust fallendes Kettenbündel hat den Wert einer Mutterziege.

Eingeführte Glasperlen sind beliebt. Die großperlige Kette wird als */aims* von der kleinperligen, **ga-rab*, unterschieden. Der Knöchelring, **|go-ro|kxu-ib*, aus dichtgedrängten kleinen Glasperlreihen hergestellt, wird nur noch selten unter dem Fellschuh getragen.

Capitulum III.

Lebensführung.

Das Groß-Namaland ist als eines der typischen Trockengebiete Südafrikas zu spärlich bewachsen, als daß es der Tierwelt auf beschränktem Raum genügend Futter und Wasser bieten könnte. Die Charaktertiere der südafrikanischen Grasflur, zugleich ihr wertvollstes Wild, die Antilopen, müssen daher über weite Strecken schweifen, um sich den dünn gesäten Lebensunterhalt zusammensuchen. Wie das Raubwild, so folgt der Jäger diesen Herden; und wo der Eingeborene diese unstete Lebensführung, die ihn heute in Not, morgen in Überfluß läßt, mit dem geregelten Leben eines Hirten vertauscht hat, tritt die Notwendigkeit weiter Wanderungen um so gebieterischer an ihn heran, je zahlreicher sein Vieh (*igo-an*) ist.

In normalen Regenjahren sind diese Wanderzüge in das Weidefeld (*#habu.*, verb.) nach Zeitpunkt und Ziel durch langjährige Erfah-



Südafrikanischer Ochsenwagen.

rungen geregelt. In Dürrezeiten ist die Weidesuche schwieriger und drängender, und mehr Familien als sonst machen sich reisefertig; wir kennen Fälle genug, in denen schließlich der ganze Stamm seine Wohnsitze verließ. Für eine weite Wanderschaft wird die Hütte abgebrochen und mit Stangen, Matten und dem inneren Hausgerät auf Tragochsen gepackt. Der wohlhabende Hottentott ist im Besitz eines Ochsenwagens, jenes bekannten schweren 10—22-spännigen Gefährts, das der Bur in Südafrika eingeführt hat. Vor dem soll der auswandernde Hottentott aus starken Zweigen ein Lager verfertigt, darauf seine Binsenmatten, Felle und Hausgeräte aufgepackt und davor Ochsen gespannt haben, die das Ganze wie einen Schlitten fortzuschleifen. Wie der Wagen den Packochsen, so hat das Pferd den Reitochsen im Namalande fast verdrängt. Immerhin sieht man noch Ochsen,

denen die Nasenscheidewand zum Durchtritt des Zügelholzes, **hai#gui-s*, durchbohrt ist.

Also wenn möglich beritten und im Wagen zieht der Hottentott ins Weidefeld. Die halbwüchsigen Kinder haben die Kälber und das Kleinvieh zu treiben, so langsam, daß die Tiere dabei weiden und die Lämmer Schritt halten können. Deshalb pflegen die Kleinviehtreiber frühmorgens eher als die Alten aufzubrechen. Die Rinder werden auf dem Marsch meist zu schnell getrieben, als daß sie gehörig weiden könnten; dafür werden sie des Nachts ins Feld gelassen.

Vor 250 Jahren waren die Hottentotten die reichsten Viehbesitzer des westlichen Südafrika vom Wendekreis bis zum Kap der guten Hoffnung. Van Riebeeck war ein nüchterner Beobachter und schrieb sein Tagebuch nicht zur Unterhaltung des Publikums: Wenn er sagt⁶⁹⁾, daß zu Zeiten im



Namaqua-Trekkochse. ca. 6 Jahr alt.

Umkreis des Tafelberges das Land mit Vieh wie mit Gras bedeckt war, so dürfen wir ihm glauben. Noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts waren vielhundertköpfige Herden von Rindern und Schafen nicht selten. Die Jagd scheint damals mehr von Buschmännern ausgeübt worden zu sein; heute

ist ein Teil der Hottentotten auf das Niveau dieser seiner verachteten Feinde und Leibeigenen gesunken. Der Hottentott von heute hat sich, wenn er nicht in den Dienst des Weißen tritt, als Hirt und Jäger zugleich durchzuschlagen.

A. Haustiere und Viehwirtschaft.

1. Das Rind.

Mit der dunklen Frage nach der Herkunft der Hottentotten wird immer auch die verbunden sein, wie sie in den Besitz des Rindes kamen. Wie kam das Volk am äußersten Südende der alten Welt in den Besitz dieses

Haustierés, dessen Ursprung in Asien zu suchen ist? Ägypten wird als das Land angesehen, das in vorgeschichtlicher Zeit die Rinderzucht von Westasien her den Hirtenvölkern Afrikas übermittelte hat. Ein schmaler Landstreifen, der nahe der Ostküste Afrikas vom oberen Nil zum Südkap zieht und mit einzelnen Unterbrechungen von rinderbesitzenden Negerstämmen bewohnt wird, bezeichnet vielleicht die Straße, auf der das Rind als Haustier von Norden nach Süden gewandert ist^{71, 72}).

a) Die Viehraubzüge der Hottentotten in das Gebiet der benachbarten Bantustämme (vor allem der Herero, zum Teil auch der Ovambo), ferner der Austausch ihres Viehes mit dem der Kapholländer von Süden, der Betschuanen von Osten her, hat den Rinderbestand des Namalandes stark



Hottentottenkuh.

Spannweite der Hörner:
71,3 cm. Höchster Punkt
der Stirn bis zum oberen
Rand der Schnauze in
oberer Nüsternhöhe:
53,5 cm. Vordere
Rückenhöhe: 129,5 cm.
Hörnermitte bis
Schwanzwurzel: 195 cm.

Als Namaqua - Kuh
wird von den Ansiedlern
noch eine Rasse unter-
schieden, die sich von
der Hottentottenkuh
durch kürzeren, dickeren
Kopf, kürzere Beine und
gedrungeneren Körper-
bau unterscheiden soll.

durcheinander gemengt, sodaß sich die Rasse nicht mehr klar feststellen läßt, die den Hottentotten ursprünglich, d. h. zur Zeit ihrer Entdeckung, zu eigen war. Den einzigen Anhaltspunkt gibt hier eine von Eingeborenen und Ansiedlern aufrecht gehaltene Überlieferung, die, ohne sich kontrollieren zu lassen, einen gewissen Rindertypus als den im Namaland heimischen, als Abbild des alten Rindes der Hottentotten bezeichnet. Es wird sich aber dabei nur um eine Annäherung an dieses Rind handeln. Zwei solcher Rinder sind hier dargestellt. Ein Kenner der Hausrindrassen wird vielleicht aus einem Vergleich⁷³) dieser Abbildungen mit denen des „Afrikaner“- , Betschuanen- und Damararindes das Charakteristische der namaländischen Rasse präzisieren können. **hō-nati* nennt der Hottentott die

von Europa eingeführten Kühe, deren auffallendster Charakter ihm die kleinen Hörner sind.

b) Die Fortpflanzung des südafrikanischen Rindes weist trotz der verschiedenen Rassenmischungen gemeinsame Grundzüge auf. Zur Zeit der besten Weide, d. h. im Herbst, wenn die Sommerregen der sogenannten großen Periode niedergegangen sind, also in unserem Gebiet im März-April, springt der Bulle im allgemeinen am häufigsten und am wirksamsten. Dementsprechend fällt bei der neunmonatlichen Trächtigkeitsdauer der Kuh die Hauptkalbezeit in den Dezember und Januar. Die Unregelmäßigkeiten im Eintreffen der Regen und deshalb auch im Aussprießen der Weide ver-



„Afrikaner“-Kuh, im ehemaligen Freistaat und Transvaal heimisch, 5 Jahre alt, mit ihrem dritten Kalb.

schieben im einzelnen die Sprungzeit des Bullen und somit den Termin des Kalbens.

Den Zuwachs seiner Herde verfolgt der Hottentott genau an der Lebensgeschichte jeder einzelnen Kuh. Das Alter der Rinder kennt er besser als sein eigenes; er weiß auch von jeder Kuh seiner Herde, ob sie zum erstenmal trächtig ist (**tra·nu*, verb.) und zum erstenmal kalbt (*!kχainī*), oder ob sie zum zweiten und drittenmal trägt (*!gam* und **!nona· !kχum go!ma·s*).

Wenn die Partie dicht unter der Schwanzwurzel der trächtigen Kuh ihre Prallheit verliert und die inneren Teile mit jedem Schritt unter der Haut schlottern, wird das Kalb noch am selben Tage erwartet. Ein Hirt

hat dann speziell die Kuh zu hüten und Mutter und Kalb sogleich nach Hause zu bringen.

Die Milchsekretion der südafrikanischen Kuh hat im Gegensatz zu der unserer einheimischen Rinder noch ganz die ursprüngliche Form einer Teilerscheinung der Fortpflanzung bewahrt, ist periodisch wie diese und in ihrer Quantität dem Nahrungsbedürfnis des Kalbes angepaßt. Deshalb nennt der Hottentott die Milchkuh **lora-goimas* (von *lora*, gebären). Ist das Kalb so weit, daß es sich selbst ernähren kann, so hört die Milchsekretion auf, die Kuh „wird trocken“, **lō* oder *ūl*. Im einzelnen schwankt der Milch-ertrag der Kuh innerhalb weiter Grenzen. Es gibt eingeborene Kühe, die bei guter Weide bis kurz vor dem nächsten Kalben, wenn auch stets abnehmend, Milch geben. Treten alle die Milchproduktion günstig bestimmenden Umstände zusammen, dann soll auch die südafrikanische Kuh 10 bis 15 Liter Milch täglich geben können; ca. 4 Liter pro Tag scheint für die „Afrikaner“-Rasse das Mittelmaß zu sein⁷³). In trockenen Jahren gibt die Kuh unter Umständen so wenig Milch, daß das Kalb verhungert, von Melken also nicht die Rede ist.

Stirbt das Kalb vor der Zeit oder hat die Kuh ein totes ausgetragenes Kalb geworfen (**kχaim*), gibt sie zunächst mit Ausnahme der Biesmilch (s. unten), die sich leicht abmelken läßt, nur wenig Milch, je $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Liter früh und abends in der ersten Woche, allmählich gibt sie bei geeigneter Behandlung so viel wie eine Kuh mit lebendem Kalb. Will die kalblose Kuh ihre Milch nicht von sich geben, bläst ihr der Hottentott mit Erfolg Luft in die Schamteile, oder er täuscht sie mit dem Fell des krepiereten Kalbes. Jedes Stück Vieh, gleichgültig ob Kuh, Ziege oder Schaf, das ohne Hilfe des Kalbes oder Lammes gemolken wird, heißt *oro-s*. Die Milchproduktion der südafrikanischen Kuh soll nach dem dritten oder vierten Kalbe am ergiebigsten sein.

c) Während bei den viehhaltenden Bantustämmen Südafrikas das Melken Geschäft des Mannes ist, melken bei den Hottentotten regelmäßig die Frauen und Mädchen, der Mann nur aushilfsweise (über die Tageszeit des Melkens siehe Herdenbetrieb).

Der Kuh werden vor dem Melken die Hinterbeine mit Riemen zusammengebunden, oberhalb der Fußgelenke bei ruhigen, dicht unterhalb der Keulen bei unruhigen Tieren. Stößige werden außerdem mit einem Riemen, der um die Hörner geschlungen wird, an einem Pfahl bei der Hütte oder beim Kraal festgebunden. Die genannten drei Arten der Fesselung werden als **igo-robis*, **tī-bis* und **χo-mais* unterschieden.

⁷³ Schultze, Namaland und Kalahari.

Steht die Kuh, so wird das Kalb für kurze Zeit zugelassen (die jüngeren länger als die alten), dann kommt die Frau mit dem Holzeimer, jagt das Kalb mit dem Stock vom Euter und melkt. Wo viele Kühe sind, wird in einer Sitzung nur einmal gemolken. Im anderen Falle wird das Kalb zum zweitenmal zugelassen. Die Milch, die die Kuh dann gibt, die Nachmilch, *igubib*, ist nach Aussage der Hottentotten dicker und vielfach auch gelber als die erste, die sie *ai-daib* oder Vormilch nennen. Die Nachmilch wird deshalb mit Wasser verdünnt. Die Milch, die die Kuh gibt, nachdem das Kalb zum drittenmal angesaugt hat, heißt **tsaūigubib*, die vierte Milch **tsaūigāigubib*; doch wird die Kuh nur selten in dieser Weise bis auf den letzten Tropfen ausgemolken.

Von der gewöhnlichen Nachmilch unterscheidet der Hottentott als *#nunidaib* die Milch, die gewonnen wird, wenn die Kuh nach dem ersten Abmelken einige Stunden lang wieder weidet und dann unter Vorsaugen des Kalbes von neuem ausgemolken wird.

Die unmittelbar nach dem Kalben abgemolkene Milch, *#haimi*, „Biesmilch“, gilt als schädlich für das Kalb, weil sie zu harter Masse im Magen gerinne. Um so mehr schätzt sie der Hottentott für sich selbst. Er trinkt sie meist gekocht und mit gewöhnlicher Milch verdünnt. Die Zitzen der Kuh dürfen mit dieser Milch nicht in direkte Berührung kommen, sie werden deshalb mit Speichel befeuchtet. Hat sich das Euter entzündet, so werden die erkrankten Teile mit einer Salbe aus Fett und dem Sporenpulver eines Pilzes (**#hīrasāib*, d. h. Hyänenbuche) bestrichen. Ist die Biesmilch gelb, so wird sie, nach einem gelbgrünblättrigen Busch, **!kχā!gyere!haimi* genannt; ist sie weiß, heißt sie **dai!haimi*.

d) Der Herdenbetrieb eines Viehbesitzers im Groß-Namalande, der aus den oben genannten Gründen sich über weite Strecken ausdehnen muß, wird anderseits durch die Trockenheit, die ihn so weitläufig macht, wieder vereinfacht: Wasser steht dauernd nur an wenigen bestimmten, Menschen und Vieh wohlbekanntem Stellen, und beide wissen auch, wo es vorübergehend nach gutem Regen zu finden ist. Das sind die gegebenen Sammelpunkte der Zerstreuten.

Volle Wanderfreiheit hat jedoch nur das erwachsene Rind, da es weder Schutz noch Leitung braucht. Die Ochsen, *gotma-gu*, kommen je nach der Jahreszeit alle 2—3, zuweilen erst alle 4—5 Tage zum Wasser und sind hier, wenn sie zur Arbeit gebraucht werden, leicht einzufangen, während sie saufen. In eiligen Fällen müssen sie im Feld gesucht werden.

Der Mann, der diesen Auftrag hat, erkennt in den Spuren, die seinen Weg nach allen Richtungen kreuzen, mit Sicherheit die seiner Herde heraus, und in ihnen macht er wieder die Spur desjenigen Ochsen, den er fangen will, ausfindig. Sinne, die Generationen hindurch geschärft und von Jugend ab geübt sind, dann das Bewußtsein, daß ein Irrtum zu tagelangem, entbehrungsreichem, fruchtlosem Umherschweifen führt, befähigen ihn hier zu Leistungen, in denen ihm kein Weißer gleichkommt.



Damara-Trekkochse. Spannweite der Hörner: 1,60 m.

Die Kühe, *goima-ti*, werden frühmorgens in die Weide getrieben, dann sich selbst überlassen; abends kommen sie aus eigenem Antrieb zur Werft zurück; die milchenden Kühe wissen, daß sie dort ihr Kalb finden, und die übrigen sind gewohnt, mit den Muttertieren zu gehen. Alte Kühe, die nicht mehr kalben, werden als Schlachtvieh in der Weise gemästet, daß sie den Ochsen zugesellt werden: Die gehen weiter als die allabendlich heimkehrenden Kühe in die Weide, finden daher besseres Gras und weiden länger, da sie keine Zeit mit dem Hin und Her verlieren. Eine sterile, junge Kuh, *†gōia-s* (auch *gaulkxās* d. h. Fettleib genannt), wird, weil sie

meist wohl genährt bleibt und glänzendes Fell hat, gern als Schmuck bei der Herde gelassen.

Die Kälber (*tsaūna*, so bis zur Entwöhnung genannt) werden des Abends nach dem Saugen von den Kühen abgesondert in den Kraal gestellt. Der Kraal, *ihaira-s* (1 Terz. steig.), eine etwa mannshohe Umfriedigung unter freiem Himmel, wird vom Hottentotten meist aus gekappten Dornbüschen, seltener aus Steinen und Lehm hergestellt. Die Muttertiere lagern frei in der Nähe; früh werden die Kälber wieder zu den Müttern gelassen, darauf in anderer Richtung als diese ins Feld getrieben, wo sie



„Afrikaner“-Bulle, 9 Jahre alt.

bis zum Abend unter ständiger Aufsicht eines Hirten bleiben. Nur wenn ein Kalb ernstlich abmagert, wird es der Mutter auf die Weide mitgegeben (*saol*, verb.).

Eine Zucht im Sinne einer Auswahl bestimmter Tiere oder einer Regelung der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse bei der Fortpflanzung kennt der Hottentott nicht. Der Bulle, *igōlb*, schaltet im Feld, am Wasser, beim Kraal völlig frei über seinen Harem. Während der Regenzeit, von Oktober—November bis Februar—März, folgt er den Kühen auf Schritt und Tritt. Am Anfang der Trockenzeit, wenn er sie alle besprungen hat, sondert er sich ab und lebt bis zur Zeit der ersten Regen als Einsiedler im Feld. Nur wenn er dort nicht genügend Wasser findet, kommt er zur Tränke in die Nähe der Werft. Im übrigen „wohnt“ er (*ian*) draußen. Darum und seiner Bösartigkeit wegen wird er **ikχao||an||igōlb* genannt; *ikχaob* ist die große giftige Stachelwolfsmilch (s. S. 150), der man, wie jenem, aus dem Wege geht. Dieser „Weidebull“ fällt jeden anderen Bullen und jedes ungeschnittene

Kalb an, verfolgt gelegentlich auch Menschen; man sieht ihn mit den Hörnern in den Erdboden stoßen.

Ist die Weide im weiteren Umkreis der Ansiedlung schlecht, so wird das Vieh für Wochen oder Monate ins Außenfeld geschickt unter der Aufsicht eines oder mehrerer Hirten, die den Viehposten halten (*harollan* oder *gaūmaïlan*).

e) Während der Bulle das ganze Jahr über, zeitweise halb verwildert, ungestört seines Weges geht und die Kuh am Melkpfahl sich friedlich überlisten läßt, muß der junge Ochse bewältigt werden, soll er von Nutzen



18spänniger südafrikanischer Ochsenwagen.

Der Treiber mit der langen Zweep, der Tauleiter kauend, der Ochsenwächter auf dem Wagen.

sein. So lange der Ochse noch ungelehrt ist, heißt er **kχamgoimab*, Jungochse, mag er noch so alt sein.

Der Hottentott, der mit dem Einfangen des jungen ungezähmten Ochsen beauftragt ist, bahnt sich schnell einen Weg durch den Viehhaufen, in dem das Tier steht, und hält ihm einen Stock mit der lose aufgelegten Schlinge eines ca. 10 m langen Fangriemens so zwischen die Beine, daß das erschreckt fortspringende Tier mit einem Fuß, gleichviel welchem, sich fängt; 4—6 Mann halten das andere Ende des Fangriemens fest und warten, bis das Tier sich einigermaßen ausgetobt hat. Dann nähern sich zwei Männer vorsichtig dem Ochsen von hinten, der eine geht rechts, der andere links, einen langen Riemen quer über den Rücken des Ochsen haltend. Wenn der Riemen an die Hörner des Ochsen sich anlegt, geht der eine Mann in

respektvoller Entfernung vorn um das Tier herum, schließt die Schlinge und läßt den anderen Mann sie zuziehen. Während das Tier nun von den Männern am Fangriemen und von dem, der die Hörnerschlinge hält, nach der einen Seite gezogen wird, dreht ein Mann mit so kräftigem Ruck nach der entgegengesetzten Seite den Schwanz im Bogen über den Rücken des Tieres hinweg, daß der Ochse stürzt und dann allen Widerstand aufgibt. Die Herero sollen ebenso verfahren.

Wie die Hottentotten die Tiere kastrieren, *dabi*, habe ich nicht beobachtet. Erkundigungen bei den Eingeborenen ergaben, daß ehemals reiche Hottentotten die glücklich beendete Arbeit eines Massenkastrierens mit dem Schlachten eines Kalbes feierten. Das Fleisch soll mit den Hoden der kastrierten Tiere zusammen gekocht und verstampft worden sein. Wenn die Hörner des Kalbes kleinfingerlang bis handlang geworden sind, sehen



Nama-Mutterschaf, Rückenhöhe 76 cm.

sie den Zeitpunkt für die Kastration gekommen: ein nachträglich noch geschnittener Bulle wird von den übrigen Ochsen als **kχoa-kχoa-dabi-b* unterschieden, weil er durch das Hinausschieben des Kastrierens „stark gemacht“ worden ist (*kχoa-kχoa*, verb.). Er ist in der Tat stärker als die jung geschnittenen Tiere, aber bei weitem nicht so ausdauernd.

Wie sie den Reit- und Packochsen (beide *!ga-rub* genannt) schulen und den Zug- oder Trekkochsen (*!gaëgoimab*) an das Joch gewöhnen, konnte ich nicht beobachten.

2. Das Schaf und die Ziege

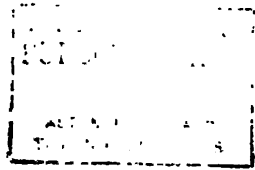
haben im Laufe des letzten Jahrhunderts ihre Rollen im Herdenbestand der Hottentotten vertauscht: Das Fettschwanzschaf, *gūtb*, nach Berichten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts⁶⁾ einst in ungeheurer Zahl vorhanden, tritt jetzt hinter der Ziege, *b(i)ri-b*, die ehemals fehlte, zurück.



TOPNAAR-HÜTTE UNTER EINER GIRAFFEN-AKAZIE.



HOTTENTOTTENKNABE IM SCHURZ.



Wie die ursprünglich von den Hottentotten gehaltene Schafrasse angesehen hat, ist nicht mehr anzugeben. Die nebenstehenden Abbildungen zeigen Schafe, wie sie heute von Ansiedlern und Eingeborenen als Namarasse bezeichnet werden. Dasselbe gilt von der Ziege.

Ziegen und Schafe werden, wie die Kälber, tagsüber im Feld gehütet und nachts im Kraal untergebracht.

Einzelne Ziegen oder kleine Trupps bedürfen keiner Aufsicht; sie gewöhnen sich leicht daran, abends von selbst zurückzukommen, erkennen Gefahren, die ihnen von seiten der Raubtiere drohen, und

fliehen, während das Schaf blöde ist. Eine größere Ziegen- sowohl als Schafherde bedarf aber stets eines Hirten. Ohne ihn (von Gefahren und Diebstählen abgesehen)

beeinträchtigen die Tiere sich gegenseitig beim Weiden oder zerstreuen sich zu weit. Eine wichtige Aufgabe des Hirten ist es, das Vieh in den

heißen Stunden im Schatten eines Baumes oder Felsens zu sammeln, damit es ruht. Das Zusammenkommen des schattensuchenden Viehes ist charakteristisch für eine Mittagslandschaft im Weidegebiet.

Die Lämmer (*ikxaogu* vom Schaf, *b(i)ri-rogu* von der Ziege) bleiben, so lange sie noch klein sind, dauernd in einem besonderen Kraal und werden



Namahammel.



Namaziegen.

nur früh und abends zu den Müttern gelassen. Größere Lämmer gehen mit der Herde; um sie zu entwöhnen, werden die Euter der Muttertiere mit Mist eingeschmiert (**#hau·tbe*, verb., ältere Leute hörte ich *#hau·tra* sagen).

Der Bockkramm (*#kxatra b(i)rib*, d. h. Hodenbock) sowohl wie der Schaframm (*baib*, d. h. der Stößige)⁵⁷⁾ weidet jederzeit frei mit der Herde. Der erstere aber verläßt zeitweilig die Ziegen, wenn er sie alle gedeckt hat, und sucht sich in eine andere Herde, meist nicht ohne Kampf, Eintritt zu verschaffen.

Die Ziege ist das Hauptmilchtier ($\frac{3}{4}$ bis 1 Liter pro Tag) der ärmeren,

d. h. der großen Mehrzahl der Hottentotten.

Junge Böckchen werden kastriert, um später als fette Kapater bei frohen

Gelegenheiten geschlachtet zu werden.

Da ihr Fleisch im Gegensatz zu dem der ungeschnittenen Böcke

zart ist, werden die Kapater *tsau·b(i)rigu* genannt.

Das Schaf spielt im Herdenbetrieb der Hottentotten der Menge

und der Verwertung nach eine untergeordnete Rolle.

Die Milch wird nur gelegentlich, z. B. von den Tieren, die ihr Lamm verloren haben, abgemolken; die Wolle wird nur im Fell verwertet, das Fleisch aber wird dem der Ziege vorgezogen und durch Kastrieren der Widder verfeinert. Das Fett des Schwanzes ist seiner Weichheit (es hat ausgelassen die Konsistenz von Gänseschmalz) und seines Wohlgeschmacks wegen mit das begehrteste Stück des Körpers.

3. Die Unterscheidung der Individuen in einer Viehherde.

Als guter Hirt kennt der Hottentott natürlich jedes einzelne Tier seines Besitzes. Da der Zugochse vor dem Burenwagen auf Anruf anzieht, so gibt ihm auch der Hottentott einen Rufnamen und zwar einen kapholländischen, wie er ihn vom Buren her gewohnt ist. Nur zwei Fälle be-



Kapater der Namaziegenrasse.

gegneten mir, in denen er dem Rind (Kühen) einen Namen in seiner eigenen Sprache gegeben hatte: *bituru-s* und **χā-sas*. Der letztere Name besagt, daß die Kuh von ihrem jetzigen Besitzer einst im Feld gefunden wurde, als er in Kriegszeiten auf der Flucht war (**χā*).

Viel geeigneter zur Orientierung und Verständigung als Eigennamen ist eine Bezeichnung des einzelnen Stückes nach Farbe und Zeichnung. Wie reichhaltig die Skala ist, deren sich die Hottentotten hier bedienen, zeigt die folgende Liste, die ich in zahlreichen Gesprächen mit Hirten gesammelt habe.

Man ist hier gezwungen, einige Vulgärbezeichnungen etwas zu präzisieren. Gescheckt: wenige, große, unregelmäßige, oft miteinander verbundene Farbenpartien. Gefleckt: zahlreiche, nur mittelgroße, gesonderte Farbenpartien. Gesprenkelt oder getüpfelt: ungezählte, kleine, gesonderte Farbflecken. Von den einfachen Farbenbezeichnungen können wir hier absehen.

a) Ausschließlich für Rinder (wo nicht anderes vermerkt ist) gelten folgende Bezeichnungen:

1. **ikχīnalm*: bei beliebiger Gesamtfärbung ist je ein schwarzer Seitenfleck charakteristisch.
2. *ihōl*: schwarz und weiß gescheckt; (auch für Schaf, Ziege und Hund).
3. *ngani*: rotbraun und weiß gescheckt; (auch für Schaf, Ziege und Pferd).
4. **nūlgaru*: schwarz und weiß gesprenkelt, (auch für Schaf, Ziege und Hund). Die Zeichnung des Perlhuhns z. B. wird mit *lgaru* charakterisiert (vgl. den Leoparden).
5. **la-balgaru*: rot und weiß gesprenkelt.
6. **laūlhuni*: auf die grau-gelbbraune Färbung des Klippdachs verweisend; (auch für Pferd, Ziege und Hund).
7. **lulri#guilgāt*: weiß um Maul, Nüstern und Ende des Nasenrückens.
8. *la-baχlgā-l*: rote Gesamtfärbung mit weißem Rücken (nicht umgekehrt, wie eine nahe liegende, aber dem Sinn zuwiderlaufende Übersetzung vermuten lassen könnte).
9. *#nūlχlgāt*: schwarze Gesamtfärbung mit weißem Rücken.
10. **#nūlnalmeri*: schwarze Gesamtfärbung, Bauch weiß bis zu den Flanken.
11. **la-balnalmeri*: rote Gesamtfärbung, Bauch weiß.

12. *#nū!nā! : schwarze Gesamtfärbung, Stirnmitte und Nasenrücken weiß; (auch für Pferd, Ziege und Hund).



Fettschwanzhammel der in den Burenstaaten heimischen Schafrasse.

13. *!a-ba!nā! : rotbraune Gesamtfärbung, im übrigen wie 12.

14. *!huni!nā! : gelbe Gesamtfärbung mit Bleß, d. h. weißem Streifen auf Stirnmitte und Nasenrücken.

15. #nū!ao : Gesamtfärbung beliebig, um den Nacken aber einen schwarzen Ring.

16. *!a-ba!ao : wie 15, aber mit rotbraunem Nackenring.

17. *!nā!kxao : Gesamtfärbung beliebig, aber mit Weiß an den Hinterbacken, auch für Ziege.

18. *!huni-!gani : gelb und weiß gescheckt; auch für Ziege

19. *!nā!laë : Gesamtfärbung beliebig, nur in der Leisten-
gegend weiß.

b) Ausschließlich für Ziegen geltend:

20. *#nū!#ūra : schwarz gefleckt.

21. *!a-ba#ū-ra : rot gefleckt.

22. *!goal!ao : mit schwarzbraunem Band um den Hals.

23. *!hai+ga-e : Ohrenhinterseite weiß.

24. *!kxan!gā! : mit hellem Rückenstreif wie die Eland-Antilope.



Im ehemaligen Freistaat und Transvaal heimisches Fettschwanzschaf, 3 Jahre alter Ramm.

25. *llaru*·: (von alten Hottentotten gebraucht) schwarz und weiß gesprenkelt.

c) Ausschließlich für Schafe geltend:

26. **ɬuɲiam*·: schwarze Zeichnung um das Maul (das Schwarze fällt am Maul des weißen Schafes ähnlich in die Augen wie die schwarzen Kiefer an einer farblosen Insektenlarve (*ɬuɲi*·s)).

27. **ɬnūl*·- oder *la-ba-χō-b*·: mit schwarzen oder rotbraunen Wangen.

28. **a·rib*, von Kindern im Spott auch **b(i)ritsinā·χas* genannt wird ein Schaf oder eine Ziege mit natürlichen Stumpfohren.



4 Jahre alter Ramm derselben südafrikanischen Fettschwanzrasse. (Schwanz weiß.)

Eine verbreitete Liebhaberei der Hottentotten ist es, gleichartig gefärbte Tiere zu sammeln (*igē*, verb.). Sie tauschen zu diesem Zweck Rinder, Schafe und Ziegen gegeneinander aus. Durch bestimmte Einschnitte oder Auskerbungen, Durchbohrungen oder durch Kappen der Ohren markt der Hottentott sein Vieh.

4. Das Pferd

lebt wie das Rind frei im Feld und wird am Wasser leicht eingefangen. Zuweilen, so in den weiten Ebenen der Kalahari, fängt das Pferd an zu verwildern und flieht schon, wenn es den Menschen von weitem kommen sieht. Gewöhnen sich die zahmeren Pferde (allein leicht einzufangen) an die Führung eines solchen scheuen Tieres, so ist der Besitzer in mißlicher Lage. In einem Fall war das Niederschießen des unnahbaren Pferdes das einzige Mittel, wieder in den Besitz der übrigen zu kommen.

Mutterstuten werden beaufsichtigt, und da das Füllen eine leichte Beute des Leoparden ist, steht es nachts im Kraal.

Auf die Manier der Hottentotten, ein Pferd zureiten, sei hier nicht eingegangen; denn sie steht zu stark unter europäischem Einfluß, als daß sie uns etwas dem Volk eigentümliches kennen lehren könnte.

5. Der Hund

ist neben dem Rind und Schaf ein Haustier der Hottentotten von Alters her. Er hält das Raubzeug vom Vieh fern und ist durch Milch leicht an die Herde zu gewöhnen. Auf der Jagd leistet er besonders hinter den hundeartigen Raubtieren ausgezeichnete Dienste; die Oryx-Antilope hetzt er mit Erfolg. Über das Äußere des Hottentottenhundes vermag ich nichts auszusagen. Meine Bemühungen, ihn auf die Platte zu bekommen, scheiterten, ebenso mehrere Kaufangebote.

Der Hottentott sucht das meist scheue Tier durch seinen Geruch an sich zu gewöhnen (*llama*-, verb.). Er schmiert zu diesem Zweck etwas von seinem Achselschweiß dem Tier um die Nasenlöcher oder er trägt ein Stück rohes Fleisch einige Stunden im Fellschuh und füttert es dann dem Hund. Hündinnen, die nicht trüchtig werden sollen, brennen sie mit einem heißen Eisen die Schamteile. Die Tiere werden dann so empfindlich gegen Berührung, daß sie jeden Hund abweisen.

B. Die Jagd

der Hottentotten hat seit der Einführung der Feuerwaffen und des Pferdes europäischen Anstrich bekommen. Damit steht sie technisch der Jagd in unserer Heimat gleich, erhebt sich aber himmelhoch über sie, wenn man unter einem Jäger nicht nur einen Jagdschützen, sondern einen Kenner des Wildes und seiner Naturgeschichte versteht. Waidgerecht auch insofern, als er im Wilde nicht wütet, ist der Hottentott schon deshalb, weil er im allgemeinen jede Tätigkeit scheut, die über seine und seiner Familie unmittelbare Bedürfnisse hinausgeht. Die beispiellose Geschäfts-Aasjägerei der Buren insgesamt und einiger Sportsspekulanten anderer Nationen, der innerhalb kurzer Zeit auf weite Strecken das edelste Wild bis auf das letzte Tier unwiederbringlich zum Opfer gefallen ist, ist ein Schandfleck in der Zivilisationsgeschichte Südafrikas. Klimatische Veränderungen und Seuchen haben gleichzeitig die Wildbestände gelichtet.

1. Das Wild*),

das der Hottentott heute noch jagt, ist nur ein kümmerlicher Rest des Reichtums seiner alten Jagdgründe. Alles jagdbare Wild wird *aminēn*,

*) Es soll hier nur eine Aufzählung und, wo es im Interesse der Anschaulichkeit für ferner Stehende zweckmäßig erscheint, eine kurze Beschreibung der jagdbaren Tiere des Groß-Namalandes

χα-manin, **χabaran* oder *χamaren* genannt. Das Großwild des Hottentottenjägers hat mit Ausnahme des Straußes und des Zebras nur noch historisches Interesse. Voran steht

1. Der Elephant, *Elephas africanus* (*Blumenb.*), Oliphant der Buren, h: #*kχoa-b*.

Obwohl seit zwei Menschenaltern oder länger kein Hottentott mehr in seiner Heimat einen Elephanten gesehen hat, sind mir doch noch einige Erinnerungen aus der Zeit seiner Jagd begegnet. Eine Hauptregel soll es gewesen sein, daß keiner der Jäger in der Nacht vor dem Jagen mit einem Weib Gemeinschaft haben durfte; der Elephant würde mit dem Rüssel auf ihn gewiesen und Erde gegen ihn aufgehoben haben. Der Schuldige durfte dann an der Jagd nicht länger teilnehmen.

Die Lage der Zitzen vorn an der Brust und die Gestalt der Vulva weckte die leicht erregbare Sinnlichkeit der Hottentotten. So erzählte mir ein Hottentott in einer Jagdgeschichte, wie zwei Schwäger auszogen und nach erfolgreicher Pürsch der ältere den jüngeren warnt, nicht von hinten an die erlegte Elefantin heranzutreten, wie dieser die Warnung in den Wind schlägt und mit einer unbezwingbaren Erektion bestraft wird, die ihn lahm (**l*) gehen macht und ihm noch heute das Spottgelächter der Zuhörer dieses Schnacks einträgt. Der Wortlaut der Erzählung war: *kχoë luigukχα χα i gye gye !auhe #kχoana. okχα gye #kχoasa gye !gam. ob gye gaiba go sī tsī: „tā kχaos ikχāb ai ī“, ti go mī. χabeb gye #kχama go ī tsī #kχoas di !oasa mū tsī #gūi tsī ī go ikχī. ob gye gaiba: „tareë dī tsi?“ ob gye: „m'm, χū tomaī“ ti go mī.*

Heute ist der Elephant aus dem Namalande für immer verschwunden; in die nördlichen Teile des Hererolandes soll er langsam wieder vordringen.

In Südafrika war der Elephant ehemals weit verbreitet. In Transvaal, im Gebiet des Matabelehäuptlings Moselikatse fand Kapitän Harris erstaunliche Mengen von Elephanten, in einem Tal allein, friedlich abgeschieden, Hunderte der Riesen. Heute kann ein Jäger das Matabele- und Mashonaland ein Jahr durchstreifen, ohne einen Elephanten zu Gesicht zu bekommen. Kaffraria, Natal und das Zululand, noch im vorigen Jahrhundert von reichen Elephantenherden bewohnt, sind für immer verödet. Im nördlichen Betschuanenland (im Gebiet der Bamangwato) und vor allem im Umkreis des

nach ihren augenfälligsten Merkmalen gegeben werden. Nähere Beobachtungen über ihre Lebensweise und eine Vervollständigung der Liste nach zoologischen Gesichtspunkten sollen später an anderem Ort Platz finden.

Ngamisees blühte das brutale Geschäft der Elfenbeinjäger. Man hat berechnet, daß der jährliche Verbrauch der Welt an Elfenbein einer jährlich zu tötenden Masse von 100 000 Elefanten entspricht⁷⁴). Südafrika hat seinen Tribut gegeben und ist auf dem Elfenbeinmarkt jetzt bankrott. Nur als Naturdenkmäler werden einige Elefantenrudel in der äußersten Südostspitze, im Addo-Busch, in den Knysna- und in der Zitzikammawäldern erhalten bleiben.

2. Vom Rhinoceros, — unentschieden ob *Rh. simus Burch.* oder *Rh. bicornis (L.)*, — Rhenoster, hat sich im Namaland nur eine verschwommene Erinnerung, an den Namen *inaiba-b* anknüpfend, erhalten. Der Name der S. 201 erwähnten Pflanze läßt darauf schließen, daß das Rhinoceros ehemals im Namalande wohl bekannt war. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das *Rh. bicornis* in der Kapkolonie verbreitet (vgl. S. 168, No. 75). Das letzte soll im Jahre 1849 im Addo-Busch gesehen worden sein.

3. Das echte Quagga, *Equus quagga Gmel.*, ist völlig ausgerottet; nicht einmal sein alter Hottentottenname hat sich sicher erhalten; nur ein einziges Mal wurde mir von einem Eingeborenen auf meine Erkundigung nach dem verschwundenen Zebra, das nur an der vorderen Körperhälfte gestreift ist, der Name *igoa-χab* genannt.

Über die ehemalige Verbreitung des Quaggas in Südafrika haben wir nur wenig brauchbare Angaben. Sicher ist, daß es hier einst in großen Scharen lebte. In der großen Karroo und in den Ebenen der nördlichen Kapkolonie, in Griqualand und im Oranjefreistaat war es meist in Gesellschaft des schwarzen Wildebeestes und des Straußes zu finden. Die Buren jagten das Quagga um ihre Hottentotten- und Buschmannsklaven zu füttern und so ihr Vieh zu sparen. Mit den Häuten handelten sie und ruhten nicht eher als bis das letzte Quagga vom Erdboden verschwunden war. Das war um 1880 erreicht.

4. Das Zebra, *igo-reb*, ist den Hottentotten in den beiden Arten bekannt, die wir als *Equus zebra L.* (= *E. montanus Burch.*, Wildepaard) und *E. burchelli Gray* (Bonte Quagga) unterscheiden. Das erstgenannte Zebra, das er selbst als die kleinere, in den Bergen lebende Art bezeichnet, nennt der Hottentott **ikχao-igoreb*, wahrscheinlich nach der Wolfsmilch (s. S. 150), mit deren Milchsaft er die Tiere an der Tränke vergiftet. Ein anderer Name für *E. zebra* ist **ihō-igoreb*, d. h. das „schwarz-weiß gezeichnete“. Diese Bezeichnung, die an sich auf jedes Zebra passen würde, wird als diagnostische Bezeichnung erst durch den Gegensatz verständlich:

Die dunkle Streifung von *E. burchelli*, das die weiten Ebenen bewohnt, erscheint spärlicher als die bei der anderen Art, die weiße Grundfarbe des Körpers leuchtet entsprechend breiter hervor, daher nennen sie diese Art *!u-iriigoreb oder das „weiße Zebra“.

Das schwer zugängliche Gebirgsland im Westen des Fischflußunterlaufs und die östlichen Namibflächen im nördlichen Grenzgebiet sind die letzten Zufluchtsstätten kleiner Zebratrupps im Groß-Namaland.

Ende der 80er Jahre war *Equus zebra* in den gebirgigen Teilen der östlichen Kapkolonie noch zu finden. In den Bergen um Naroekaspoort⁷⁴⁾ (70 Meilen von Willomore) fiel um diese Zeit den Verfolgungen der Buren



Equus burchelli Gray.

und Eingeborenen eine Zebraherde zum Opfer, mit Ausnahme eines Hengstes. Vereinsamt, schloß sich das Tier den Pferden eines Farmers an, die hier frei weideten, folgte ihnen auf allen Wanderungen, folgte ihnen sogar in den Kraal der Farm. Hier verhungerte das Zebra, da es selbst das Futter, das ihm von seinen alten Weidegründen gebracht wurde, nicht annahm.

5. Das Nilpferd, *Hippopotamus amphibius* L., Zeekoe, h: !kχaos oder *!kχums, ehemals in allen Flußläufen des Kaplandes häufig, hat sich in einigen wenigen Exemplaren im Unterlauf des Oranje gehalten.

6. Die Giraffe, *Giraffa capensis* (Lesson), Kameel, h: !nait·b, wie ältere Reiseberichte übereinstimmend angeben noch um die Wende des 18. und

19. Jahrhunderts im Groß-Namaland zu finden, ist jetzt dort ausgerottet und lebt nur in Sagen weiter.

7. Der Strauß, *Struthio australis* L., vool struis, h: *iami-b*, (Abbild. s. bei den Sagen) ist in allen ebenen Teilen des Groß-Namalandes anzutreffen, am reichsten in der Übergangzone der Namib zum Hinterland. Ich sah ihn auch südlich des Oranje, im kleinen Buschmannland.

Seines unvergleichlich scharfen Gesichts wegen nennt ihn der Hottentott auch *//gaiba mûts (von *//gaiba. = scharf in die Ferne sehen, mûts = Auge). Unter den weiblichen Tieren unterscheidet der eingeborene Jäger eine vereinzelt im Trupp auftretende, leichter abzutreibende, zu Fettbildungen neigende Henne als *sā-bes vom gewöhnlichen Straußenweibchen, das er *//hai-//noro-s, „die mit dem fahlen Hinterkopf“ nennt. //naba-b (1 Terz steig.) ist der junge Strauß.

Nächst dem Strauß sind die Trappen, *Eupodotis*-Arten, das stattlichste Vogelwild des Namalandes.

8. Der Löwe, *Felis leo* L., Leeuw, h: *χa-mi*, ist heute auch aus der Namib

und den angrenzenden Gebieten, seinen letzten Refugien, verschwunden und nur noch im Nordosten in der Übergangzone des Groß-Namalandes zur Kalahari anzutreffen.

9. Das Kudu, *Strepsiceros capensis* (A. Smith), h: *χaib*, eröffnet die Reihe der Antilopen. Groß, stark und dabei von herrlichem Ebenmaß der Form gilt das Kudu mit Recht, wie in unseren Wäldern der Hirsch, dem



Junger Giraffenhengst.

es auch in der Größe gleicht, als das edelste gehörnte Wild der südafrikanischen Savanne. Auch darin erinnert es an unseren Hirsch, daß nur das Männchen eine Kopfwehr besitzt; es gibt keine schönere Trophäe als das in kühnen Spiralen aufstrebende Gehörn eines alten Kudubullen.

Die Farbe des Kudus ist ein unscheinbares Gelbgrau; gegen 7 schmale weißliche Querstreifen ziehen über den Rücken und über die Keulen. Von der Schwanzwurzel bis zum Hinterhaupt zieht in der Mittellinie des Rückens



Felis leo L.

ein Streifen etwas verlängerter Haare, zu kurz, als daß man von Mähne sprechen möchte. Aber ein stattlicher Bart beginnt beim Bullen zwischen den Unterkiefern, schmückt, in der Mittellinie heruntersteigend, die Vorderfläche des dunkler grauen Halses und setzt sich seitlich oberhalb der Schultern in eine schwache Halsmähne fort.

Das Kudu liebt dichten Busch und ist im Innern des Groß-Namalandes auf die gebirgigen Teile beschränkt. Es schreckt, wenn es den Feind bemerkt. Der nächste Verwandte dieser herrlichen Antilope,

Schultze, Namaland und Kalahari.

10. das Eland, *Taurotragus oryx* (Pall.), h: *ikxains*, ist in seiner ganzen äußeren Erscheinung das Gegenteil des Kudus. Die kurzen, starken Beine mit den plumpen Hufen und die schwerfällige Last des umfangreichen, langgestreckten Körpers zeigen nichts antilopenhaftes. Die weit heruntersteigende, dunkle Stirnmähne des Bullen, die stark entwickelte Wamme und die bucklige Erhöhung des Rückens über den Schultern erwecken vielmehr die Vorstellung eines Riesenrindes. Der lange dünne Schwanz mit seiner (schwarzen) Endquaste ist ebenfalls rindähnlich. Das Gehörn besteht beim männlichen Geschlecht aus starken, kurzgedrungenen, beim weiblichen Geschlecht aus schwächeren und etwas längeren, also schlankeren Zapfen, die schräg nach oben und hinten laufen, mit einem kräftig vortretenden Spiralwulst in der unteren Hälfte. 8—10 dünne weißliche Querstreifen des Rückens, die sich im unteren Teil der Flanken verlieren, erinnern wie das Graugelb der Gesamtfärbung an das Fell des Kudus. Das Eland scheint auf den äußersten Nordosten des Namalandes beschränkt und auch hier selten zu sein.

11. Der „Gemsbock“, *Oryx gazella* (L.), h: *igaëb*, ist die Antilope der flachen Halbwüste, das Grenzgebiet der Namib und des Hinterlandes ist zur Zeit der besten Weide sein Lieblingsrevier.

Der Gemsbock hat die Größe etwa eines schwachen Hirsches. Nächst dem Springbock zeigt er die abwechslungsreichste Färbung unter den südafrikanischen Antilopen. Die Grundfarbe des Rumpfes und Halses ist ein helles Graubraun, das sich am Spiegel weißlich lichtet. Ein dunkelbrauner Streifen zieht über den Rücken, setzt sich vorn an die kurze Mähne des Rückens, hinten breit auf das Kreuz und in den langen, buschigen, zuweilen tiefschwarz erscheinenden Schwanz fort. Ein gleicher dunkler Streifen zieht vorn von der Kehle die Mittellinie des Halses herunter und gabelt sich zwischen den Vorderläufen. Die Gabeläste ziehen divergierend als breite Längsbänder am Bauch entlang und gehen auf die Keulen über. Das weiße, keilförmige Feld, das sie auf dem Bauch zwischen sich fassen, setzt sich breit auf die Kniegegend der Hinterläufe fort. Ein breites dunkelbraunes Band endlich umschließt die Oberschenkel der Vorderläufe; die weiße Knie- und Hufgegend wird auf der Streckseite von einem langen, dunkelbraunen Fleck unterbrochen. Die schwarz-braune Zeichnung des Gesichts gleicht einer tief und reich eingeschlitzten Maske, die sich scharf von den freigelegenen, leuchtendweißen Gesichtspartien abhebt.

Junge Gemsböcke mit etwa halbfingerlangen, an den Spitzen umgekrümmten Stangen, sind gleichmäßig hellbraun gefärbt. Nur das buschige

Schwanzende enthält reichlich schwarzes Haar, und ein dunkler Streifen, der vom Vorderrand des Auges gegen den Mundwinkel hin zieht, deutet (verschwommen über Stirn und Nase) die schwarze Gesichtsfärbung des erwachsenen Tieres an. Der Hottentott nennt ein Oryxkalb bis zu diesem Stadium *!kχa-reb*. Ein älteres Kalb, dessen Gehörn bereits die Länge eines kleinen Armes hat, ist **saub*. Endlich unterscheidet der Jäger das ausgewachsene Tier vor der ersten Paarung als **#nū//nāiseb*, d. h. „Schwarzhorn“, weil das Gehörn noch frische, dunkle Farbe, noch nicht die graue, abgeschürfte Oberfläche des älteren Tieres zeigt. Den alten, aus der Herde ausgestoßenen Gemsbockbullen nennt der eingeborene Jäger *//naisib*.

Das Gehörn (beim Männchen stärker und gedrungener) stellt zwei kräftige, bis 1 m lange, in der unteren Hälfte geringelte Spieße dar, die schwach divergierend in der Ebene der Stirn schräg nach hinten aufsteigen. Der Burenname „Gemsbock“, der sich in Südafrika überall eingebürgert hat, zeigt, wie so viele andere Namen, mit welcher kindlich verschwommenen Fibernennung der Bur an die Tierwelt seiner neuen Heimat herantrat.



Antidorcas euchores Zimmerm. Junger Springbock ♂.

12. Der Springbock,

Antidorcas euchores Zimmerm., h: *//gūtb*, ist in Bau, Zeichnung und Größe das Urbild der zierlichen, leichtfüßigen Gazelle. Er hat die Größe eines starken Rehes. Auf hohen, zarten Läufen ruht der ebenmäßige Rumpf, ein schlanker Hals trägt das Köpfchen mit dem Lyragehörn. Von der unteren Schultergegend zieht ein dunkelbraunes, breites Band schräg aufwärts nach hinten zur Hüfte und grenzt scharf das lichte Gelbbraun des Rückens vom Schneeweiß der Bauchseiten ab. Vorn setzt sich das Rückenbraun auf den Hals und auf die Streckseiten der Vorderläufe fort, hinten zieht es auf die

Außenseite der Keulen über, läßt aber deren ganze vordere Hälfte frei. Der Spiegel bleibt ebenfalls weiß; von da schneidet ein scharf gezogener weißer Streifen mitten in den Rücken ein und endet kurz vor der Körpermitte. Das Weiß der Bauchseiten deckt auch die Brust und zieht als schmales Band in der Mittellinie des Halses zur Kehle. Weiß ist auch das Gesicht des Springbocks. Ausdrucksvoll sehen daraus die großen dunklen Augen hervor. Ein dunkelbraunes Band, das die Oberlippe mit dem vorderen Augenwinkel verbindet, belebt die Züge; ein Fleck über dem Auge und einer auf der Stirn (zuweilen, besonders bei jungen Männchen, über den ganzen Nasenrücken fortgesetzt) vollenden die einfache und doch so lebendige Zeichnung des Tierchens.

Der Springbock bewohnt in vielhundert-, zuweilen vieltausendköpfigen Rudeln die offenen Flächen. Seine auffallenden Bewegungen haben ihm den Namen eingetragen. Die Tiere springen so hoch, daß bei aller Geschwindigkeit jeder Bewegung doch ein meßbares Zeitmoment vergeht, ehe sie den Boden wieder berühren. Sie scheinen dann, wenn der Sprung annähernd senkrecht in die Höhe geht, eine Sekunde lang mit allen vier Beinen in der Luft zu stehen. Noch anmutiger sind die Bewegungen, wenn die Tiere, plötzlich beunruhigt, wie von unsichtbarer Kraft in die Luft geschneilt, bald nach rechts, bald nach links in unberechenbaren halb Seiten-, halb Vorwärtssprüngen ihre Erregung kundgeben. Dann setzen sie in voller Flucht davon. Aber auch dann sieht man sie zuweilen mitten im flüchtigsten Galopp steil in die Höhe springen, känguruartig über die Büsche setzen. Dabei ist der Rücken gekrümmt, der Kopf gestreckt und der Rückenfächer, ein Bündel schneeweiß, langer, erektiler Haare, leuchtet breit entfaltet auf.

Das Springbockklamm wird vom Jäger *igu-nib* genannt, der aus der Herde ausgestoßene alte Ramm **igu-riseb* oder **igurimāb*, d. h. „der allein steht“.

13. Der Steenbock, *Rhaphiceros campestris* (Thunberg), h: *!a-ris*, ist ein kleines (rehkitzgroßes), rotbraunes, meist einzeln äsendes Böckchen. Das Männchen ist mit einem geraden, dünnen, glatten, schwarzen, spitzen, steil aufragenden Spießgehörn bewehrt. Auf dem Nasenrücken fällt vielfach ein schwarzer Fleck auf, der bis halbwegs zum Auge zieht. Einen Hottentotten, der sich über die schmutzige Nase Jemandes lustig machen will, hört man deshalb gelegentlich sagen: „*!aris kχoma #nū #guisa ū*“, d. h. „Du mit der Nase, die schwarz wie die eines Steenbocks ist“.

14. Den Klippspringer (s. Abbild. S. 278), *Oreotragus saltator* (Layard), Klipbok, h: *ἰκχαῖ-ἰς* oder *ἰκχαῖ-ἰς*, könnte man die Gemse Südafrikas nennen. Er lebt in kleinen Rudeln ausschließlich in zerklüftetem Bergland. Sicher und graziös klettert er über die zerklüfteten Felsen; ohne Anlauf, nur kurz die hinteren Kniee beugend, springt er fast senkrecht um die Höhe des eigenen Körpers die steilen Stufen der verwitterten Gneis- und Granithügel hinan. So genau weiß er die Entfernungen und den nötigen Kraftaufwand abzuschätzen, daß er selbst nach kühnem Sprung auf einem kaum handbreiten Grat mit erstaunlicher Sicherheit Fuß faßt. Die Hufe des Tierchens laufen nicht, wie die der anderen Antilopen, spitz-dreieckig flach nach vorn zu aus, sondern sind zu schräg aufgerichteten, kräftigen Zylindern umgebildet. Das Tier steht auf den äußersten Spitzen dieser Hufe wie auf Kothurnen.



Rhaphiceros campestris (Thbg.). Steenbock, ♀.

Merkwürdig ist auch das Fell des Klippspringers: Dichte borstige Haare bilden eine weiche elastische

Decke, die eigentümlich rauscht, wenn die Hand über sie hinstreicht. Die Spitzen der meisten Haare sind hellgelblich gefärbt, sie setzen sich scharf von den freiliegenden dunklen Partien der Haarschäfte ab; das Fell, von weitem einförmig graubraun, erweist sich so in der Nähe als lebhaft meliert. Das Männchen trägt ein Gehörn ähnlich dem des Steenbocks.

15. Der Duiker, Ducker, *Cephalophus grimmi* (Gray), h: **tōa-s* oder auch **hainu-s* genannt, lebt wie der Steenbock einzeln oder paarweise. Das Männchen, seltener das Weibchen, besitzt ein kurzes, gerades Spießgehörn. Der Duiker duckt sich zu Boden, sobald er einen Feind geäugt hat und kriecht eine Strecke weit fort im Schutze des dichten Gebüsches, das sein Lieblingsaufenthalt ist.

16. Das blaue Wildebeest, *Connochaetes taurinus* (Burchell), h: *igā-ob*, gleicht, wie das nahe verwandte, hier abgebildete Gnu, in der äußeren Erscheinung, besonders in der Bildung des Kopfes einschließlich des Gehörns, weit mehr einem kleinen Rind als einer Antilope. Die Grundfärbung des Körpers ist ein bald dunkleres, bald helleres Grau, das auf dem Kreuz



Oreotragus saltator (Layard). Junger Klippspringer, ♂.

und den Beinen in leicht bräunliche Töne übergeht. Der Hals und die Seitenteile des vorderen Rumpfes sind quer gebändert; bald sind es breite, braunschwarze, zusammenhängende, bald schmale, zerrissene Streifen. Der buschige schwarze Schweif berührt fast die Erde. Eine langhaarige, halb liegende, schwarze Mähne zieht vom Hinterkopf bis ungefähr zur Rückenmitte. Hinter dem Mundwinkel sproßt ein bartartiges Haarbüschel heraus, nach der Kehle zu geht es in eine dünne struppige Mähne über, die ein Stück weit auf der vorderen Mittellinie des Halses heruntersteigt.

Ich habe das blaue Wildebeest weder von Angesicht noch in Fährten im Groß-Namaland selbst, sondern nur in der Kalahari gesehen. Ob und wo es im Namalande heute noch zu finden sein mag, kann ich nicht angeben.

17. Das rote Hartebeest, *Bubalis caama* (Cuv.), h: *!kχama-b*, beschließt die Reihe der Antilopen im groß-namaländischen Jagdrevier; in

dessen nördlichsten und nordöstlichen Grenzgebieten (Komashochland, Rehoboth und Nosobgebiet) ist es noch zu treffen.

Dicht über den starken Augenbrauenwülsten erhebt sich der turmartige Unterbau des Gehörns; vorn fällt er geradlinig in die Stirn und den stark verlängerten, steil abwärts gerichteten Nasenrücken ab, hinten ebenso geradlinig in den Hals, der steif in den Schultern sitzt. So scheint dem Tier ein Hinterkopf ganz zu fehlen: Nacken und Stirnnasenrücken laufen in eine hohe Dreiecksspitze aus; auf sie ist dann ein wunderlich rückwärts geknicktes Gehörn aufgesetzt, massig im männlichen, schlank im weiblichen



Connochaetes gnu (Zimmermann). Schwarzes Wildebeest, Bulle.

Geschlecht. Der Rücken steigt sanft nach vorn an und erhebt sich buckelartig über der Schultergegend. Die Gesamtfärbung des Hartebeests ist ein helles Kastanienbraun, das sich am Kopf und an der Streckseite besonders der Vorderläufe verdunkelt. Ein schwarzbrauner, breiter Streifen zieht über den Nasenrücken bis zur Stirn, und als dunklere wallnußgroße Warzen erheben sich schräg vorn unter den Augen zwei Haarwülste. Sie scheinen, ebenso wie die Zeichnung des Kopfes, beim Männchen stärker als beim Weibchen ausgeprägt zu sein.

Der Schwanz ist unscheinbar: „*inaësi gye #kχaris #aresa i*“ „von seinem Trab (infolge seiner vielen schwanz-schlenkernden Bewegungen) ist es kleinschwänzig geworden“, sang eine Frau in einem Jagdlied vom Hartebeest.

Während die Antilopen in gleicher Weise ihres Fleisches und Leders wegen gejagt werden, gilt die Jagd auf Raubtiere, wo sie nicht einfach als Notwehr aufzufassen ist, ausschließlich dem Fell.

18. Von den Raubtieren des Groß-Namalandes ist der Leopard, *Felis pardus L.*, Tijger, h: *igaru·b*, das gefährlichste. Der Hottentott unter-



Bubalis caama (Cuv.). Das rote Hartebeest, ♂.

scheidet zwei Arten von Leoparden: die eine, *ihurdu·igaru·b* genannt, soll kleinfleckiger, in der Gesamtfarbe gelber sein als die zweite Art. Da dieser Leopard nicht allein raubt, sondern jedes Stück Vieh im Kraal tötet, dessen er habhaft werden kann, ist er besonders gefürchtet. Er bewohnt das flachere Land und die Täler. Die zweite Art, weniger blutdürstig, dunkler, schlechtweg *iguru·b* genannt, wohnt in den Bergen.

Nach dem Jägerglauben der Eingeborenen springt der Leopard, wenn er nicht angegriffen wird, nur den Menschen an, der nach ihm hinsieht,

während er den, der ohne Seitenblick an ihm vorbeigeht, unbehelligt läßt. Weil also der Leopard nicht will (**kχā* = sich weigern), daß er bemerkt (**hau*) wird (*-he* Passivendung, *-sa* Adjekt.-Endung, *gye* Hilfszeitwort), nennen ihn die (alten) Hottentotten **#hau·thesagye#kχā·b*. Offenbar ebenfalls ein alter Jägername des Leoparden (denn ich hörte ihn nur von betagten Männern) ist **#hūiseb*.

19. Der Gepard, *Cynaelurus guttatus Herm.*, Luipard, h: *!a-rub*, ist, von der Zeichnung seines Felles abgesehen (kleine, runde, ungeteilte, nicht gruppierte, weit auseinanderstehende, schwarze Flecken auf lichtem Braungelb), auf den ersten Blick an den hundeartig-schwächtigen Beinen zu erkennen, die mehr zum Lauf als zum Sprung und Tatzenschlag geschaffen sind. Der Rücken erscheint in die Länge gestreckt; man kann den Hottentott gelegentlich einen langen Menschen mit den Worten schimpfen hören: „*!arub kχoma gaχu !gāba ū*“ d. h. „Du mit dem langen Rücken wie ein Gepard“. Der Gepard ist ein seltenes Wild im Namaland, gegen die Kalahari hin wird er häufiger.

20. Die Wildkatze, *Felis caffra Desm.*, Graauwkat, h: *!hōia·b*, ist die häufigste der kleinen Katzen des Groß-Namalandes. Sie erinnert am meisten an unsere Hauskatze, ist aber stärker und vor allem hochbeiniger als diese. Der Schwanz läuft schwach buschig aus. Die Grundfärbung ist grau, vermischt mit hellbraunen Tönen, die auf der Bauchseite bis zur Kehle hinauf reiner hervortreten. Die Beugeseite der Vorderbeine und die der Hinterbeine von der Ferse abwärts ist bald mehr, bald weniger zusammenhängend schwarz gefärbt. Die Streck- und Außenseiten der Vorderbeine sind schwarz gefleckt, die der Hinterbeine vom Knie abwärts schwarz quer gebändert. Unregelmäßig ist die reiche, schwarze Bänderung des Schwanzes. Am Bauch sowie an der Innenseite der Glieder und in der Kehlgegend lichtet sich das Braungelb zuweilen bis zu reinem Weiß. An der Innenfläche der Vorderbeine treten schwarze Querbänder auf.

21. Der Luchs, *Felis caracal Guldenst.*, Rooikat, h: *!hārb*, ist nicht selten im Groß-Namaland. Die Haarpinsel an den Ohrspitzen lassen das Fell auf den ersten Blick als das seinige erkennen. Der Pelz ist unscheinbar, mit geringen Schattierungen gleichmäßig braunrot gefärbt, nur am Kopf, an Ohren und Oberlippe und auf einem Streifen zwischen innerem Augwinkel und Nase tritt Schwarz hinzu.

Ob die übrigen aus Südafrika bekannten Katzenarten, die sogenannte Tijgerkat, *Felis serval Erxleben* und die kleine *Felis nigripes Burchell* im

Groß-Namaland angetroffen werden, kann ich nicht sagen. Die Hottentotten, mit denen ich jagte, kannten sie nicht. Die erstere soll im nördlichen Namaland⁵¹⁾ nicht selten sein, die letztere könnte von Osten aus der Kalahari herüberreichen.

22. Ein beliebtes Wild jugendlicher Jäger ist eine Viverride, das „Erdmännchen“, eine Cynictis-Art, vermutlich *Cynictis penicillata* (G. Cuv.), geel Meerkat, h: **juri/ēb*, in der Flucht einem Wiesel nicht unähnlich. Die Tierchen sind häufig aufrecht vor den Löchern ihrer Kolonie sitzend zu sehen.

Eine verwandte, etwas größere und dunklere Art, der **nū/ēb* der Hottentotten, scheint einer *Herpestes*-Art anzugehören.

Ob die Ginsterkatze, *Genetta*, im Groß-Namaland vorkommt, wie ich annehme, konnte ich nicht feststellen. Häufig scheint sie nicht zu sein, obwohl sie im Klein-Namaland, im südlichen Hereroland und in der Kalahari gemein ist, also von Süden, Norden und Osten her in unser Gebiet eindringen könnte.

23. Das Stinktief, *Zorilla striata* (Shaw.), Stink muishond, eine schwarz und weiß gestreifte Mustelide, nennen die Hottentotten *igamirob*, den Stern, dem Volksglauben entsprechend, daß das Tierchen in den Sternen lebt und als Sternschnuppe zur Erde fällt.

Aus der Familie der Marder sind noch zwei in ihrer Lebensweise extrem auseinandergelagerte Vertreter zu nennen, zunächst

24. der Honigdachs, *Mellivora ratel* (Sparrm.), h: **iha-irebab* oder **ihatretsub*, ein Verwandter unseres Dachses, mit so dicker Haut ausgerüstet, daß er ungestraft die Bienennester plündern kann. Das Weiß der Rückenseite kontrastiert scharf mit dem tiefen Braunschwarz des übrigen Körpers. Die weiße Kappe, die den Schädel deckt und seitlich bis fingerbreit über das Auge, median etwas tiefer in die Stirn reicht, setzt sich breit über den Nacken fort und teilt sich in der Schultergegend in zwei Schenkel; die ziehen seitlich divergierend nach hinten und vereinigen sich wieder in der Schwanzwurzel; in der Mittellinie des Rückens gehen sie in ein meliertes, im Gesamteindruck grau erscheinendes Rückenschild über.

25. Eine Fischotter, wahrscheinlich zu *Lutra capensis* Schinz gehörig, ist auf die größeren Wassertümpel des Großen Fischflusses angewiesen. Die Hottentotten nennen sie wie die Ohrenrobbe der Küste *ihotmi*.

Von mittelgroßen Raubtieren liefert die Familie der Hunde dem Jäger die zahlreichsten und besten Pelze. An erster Stelle steht hier

26. der Schabrackenschakal (Abbildung siehe bei den Sagen), *Canis mesomelas* Schrbr., Fox, h: *igī-rib*, von alten Hottentotten auch häufig *igai-rab* genannt, abgeleitet von **igai* = durcheinandersingen: Die Schakale umschweifen heulend ein gefallenes Tier oder den Lagerplatz, an dem sie Fleisch wittern*).

Die lichtgoldbraune Farbe seines Pelzes hat ihm auch den Namen Goldschakal eingetragen. Ein breiter, schwarzer, weißmelierter Streifen deckt wie eine lange Schabracke den Rücken vom Nacken bis zur Schwanzwurzel und die oberen Partien der Flanke. Die letzten zwei Drittel der langen schlanken Rute sind schwarz, die Kehle und ein Saum längs der Oberlippe sind weißlich gefärbt.

27. Einer der zierlichsten Schakale Südafrikas ist der Silberschakal, *Vulpes chama* (A. Smith), h: *ikχama-b*. Die drehrunde, wolligweiche Rute ist stärker als der schwächliche Rumpf und kommt ihm an Länge ungefähr gleich. Der Rumpf selbst ist nicht stärker als der eines Kaphasen. Rücken und Nacken, Außenseite der Oberschenkel und der Schwanzwurzel sind silbergrau mit feiner dunkler Melierung, der übrige Körper gelbbraun, verschieden schattiert. Das breite Ende der Rute ist schwarz, und schwarze Flecken zeichnen sie jederseits im ersten Drittel.

Der Järgerglaube sagt, daß, wer den Namen des Silberschakals auf der Jagd nennt, keinen Fang macht. Wer gezwungen ist, von ihm zu sprechen, bezeichnet ihn daher als **igai-thetoma-b*, als den, der (-b) nicht (*toma*) gerufen (*gai*) worden (-he Passivendung) ist.

28. Wie der Silberschakal, so ist auch der Löffelhund, *Otocyon megalotis* (Desmar.), A-Jackal, h: *iiāib*, ein kleiner, harmloser Bursche, der nie in eine Herde fällt. Sein graubrauner Pelz ist hoch geschätzt. Der buschige Schwanz ist lang, aber schwächlich, sein Ende schwarzbraun gefärbt.

29. Im Gegensatz zu allen seinen südafrikanischen Familienmitgliedern ist der wilde Hund, *Lycaon pictus* (Temm.), in höchstem Grade gefährlich. Er hetzt in Rudeln das flüchtigste Wild, bricht in Herden ein und greift selbst den Menschen an.

Der wilde Hund hat nicht die feine, spitze Schnauze des Schakals, auch nicht den breiten Schädel der Hyäne; man würde seinen Kopf viel-

*) Der Ableitung des Wortes von *igīb* = Fettgeruch und dementsprechend der Bezeichnung des Schakals als „Fettgeruch-Nachläufer“⁵⁷⁾ kann ich nicht zustimmen, da die Bezeichnung für Fettgeruch nicht *igīb* sondern *igūib* lautet; **igī-tri* = ein Stück Fett am Stäbchen über der Flamme braten.

mehr für den eines unserer Haushunde halten. Sein Fell ist schwarzbraun weiß und hellbraungelb gescheckt. Am Hals sowie über und hinter den Schultern fließt das Gelb zu einigen größeren Flecken zusammen; Gesicht und Kehle sind dunkelgraubraun gefärbt; ein dunkler Streifen zieht meist in der Mittellinie zwischen den Augenbrauen über den Schädel und setzt sich schmaler werdend über den Nacken fort. Im Verhältnis zum Kopf ist der Rumpf und Hals sehr lang; unwillkürlich vergleichen wir eben das Tier mit einem Haushund, deshalb erscheinen uns auch die Beine verhältnismäßig lang und stark. Der schwächliche, schwach buschige Schwanz reicht etwas über die Ferse.

Weil die vordere schwarze Schnauzenpartie des Tieres sich wie ein „Musbart“ von der helleren Färbung der benachbarten Teile abhebt, nennen die Hottentotten den wilden Hund *!gatu-b* (von **!gatu-* = Speise rings um den Mund kleben haben). Der Name des Tieres darf ebensowenig wie der des Löffelhundes auf der Jagd genannt werden.

30. Daß die gefleckte Hyäne, die *Hyaena crocuta* (Erxl.), Tigerwolf, aus einer Kreuzung von Leopard und Hyäne entsprungen sei, ist fester Burenglaube. Die dunkelbraunen oder schwarzen Flecken, die über das ganze schmutzig gelbgraue, kurzhaarige Fell (mit Ausnahme des Kopfes und der Halsunterseite) gestreut sind, ferner die Raubgier und Kraft, mit der das Tier das Vieh befällt, erinnern in der Tat an den Leoparden. Im übrigen ist das Tier äußerlich sowohl als seinem inneren Bau nach eine echte Hyäne.

31. Die braune Hyäne, *Hyaena brunnea* Thunbg., Strandwolf, unterscheidet sich vom Tigerwolf, von ihrer geringeren Größe abgesehen, durch die Einförmigkeit ihrer braunen bis grauen Färbung, die nur wenige verschwommene, größere, dunkle Flecken aufweist. An den Feinen ist die Zeichnung etwas schärfer; dunkle Querbänder ringeln sich deutlicher um die Vorder- als um die Hinterbeine. Der Pelz ist langhaarig, nur den breiten Schädel mit der plumpen, stumpfen Schnauze deckt kurzhaariges Fell. Der Kopf sieht zuweilen wie aus einer Mähne hervor, denn dicht hinter den spitzen Ohren und den Kinnbacken ist der Pelz besonders dicht und lang.

Wie der Hottentott die beiden eben genannten Hyänen unterscheidet, kann ich aus meinen Aufzeichnungen nicht mit Sicherheit entnehmen. Nur so viel steht fest, daß die allgemeine Bezeichnung für Hyäne, *#hī-ras*, weiter spezifiziert wird in **#nū/be#hī-ras* und *!nau/be#hī-rab*. Ich vermute, daß

die erstere Bezeichnung der dunkleren (*#nūl* = schwarz) *H. brunnea*, die zweite der *H. crocuta* gilt, deren Fleckenzeichnung den Jäger von ehemals an die Giraffe (*Inali-b*) erinnerte. Dazu kommt die Konstanz des Geschlechtsunterschiedes beider Namen: Der erste hat stets die weibliche, der zweite stets die männliche Endung; das würde objektiv den Unterschieden in der Kraft und dem Charakter der beiden Tiere, subjektiv ganz dem Sprachempfinden der Hottentotten entsprechen; doch sei dies nur als Vermutung geäußert.

32. Die Raubtierreihe des Wildes beschließt der Erdwolf, *Proteles cristatus* (Sparrm.), h: *igūb*. Dieses kleine Raubtier, ungefähr fuchsgrößer, gleicht bei aller Zierlichkeit äußerlich einer Hyäne: Der Schädel erscheint breit, der Rücken fällt stark nach hinten ab und geht in einen dunklen buschigen Schwanz über, ähnlich dem des Strandwolfs, aber der Besitz von fünf Zehen an den Vorderbeinen und Eigentümlichkeiten seines Gebisses entfernen das Tier von Hyänen wie von Hunden und räumen ihm eine Sonderstellung als Vertreter einer eigenen Familie ein.

Über den gelbbraunen Rumpf ziehen 4–6 schwarze Querbänder. Sie stoßen oben in der Mittellinie an einen schwarzen Längsstreifen, der sich da, wo der Rücken am höchsten ist, zu einem Fleck verbreitert. Die Beine sind ebenfalls quer gestreift. Im Nacken und Rücken sind die Haare länger und starrer, sie bilden hier einen aufrichtbaren Kamm; Stirn und Backen tragen kurzen, silbergrauen Pelz, der sich scharf von dem gleichmäßigen Schwarz des übrigen Gesichts abhebt.

33. Den Antilopen und Raubtieren gegenüber spielen die Nager jählich eine untergeordnete Rolle. Das Vorurteil, das die Hottentotten früher dem Hasen, *!ō-as*, als Wildpret entgegenbrachten⁶⁰⁾, ist jetzt geschwunden. Sie unterscheiden drei Arten: der größte, *Lepus saxatilis* Cuv., Felschase, Koolhaas, den sie *!kχa-erab* nennen, gleicht in der Färbung noch am ersten unserem Feldhasen, da ein schwach bräunlicher Ton die Grundfarbe seines schwarzmelierten Pelzes bildet.

Kleiner ist der *Lepus capensis* L., vlackte Haas, h: *!kχa-rus*. Die jungen Tiere werden ihrer rot durchscheinenden Ohren wegen **!a-bara+ga-en* genannt. Ein leichtes Grau mit schwach gelblichen Tönen und schwarzer Melierung bildet die Grundfarbe seines etwas rauhen Pelzes.

Während der Fels- und der Kap'sche Hase ein kleines Schwänzchen haben, das oben schwarze und unten weiße Wolle trägt, ist die letzte Art, *Lepus crassicaudatus* Geoffr., Klipphaas, h: *!solaru-s* oder *!solara-s*, leicht kennt-

lich an der gleichmäßig braunroten Farbe seines dichtbuschigen, kräftigen Schwanzes.

34. Der Springhase, *Pedetes caffer* (Pallas), h: *χα-*rab*, ist im nördlichen Grenzgebiet häufig. Wer es der drückenden Tageshitze wegen vorzieht nachts zu reiten, sieht oft im Mondschein das känguruartige Tier zwischen dem Savannengebüsch springen. Die Hinterläufe des Tieres mit ihren stark verlängerten Zehen sind zu kräftigen Sprungbeinen umgestaltet und nur als zwei kurze Ärmchen hängen die Vordergliedmaßen dem Körper an. Der Körper ist oben gelblich graubraun, unten weiß gefärbt. Der lange, buschige, oben gelbbraune Schwanz endet in seinem letzten Drittel schwarz.

35. Das Stachelschwein, *Hystrix africae-australis* (Peters), Ijzervark, liefert einen schmackhaften Braten. Viererlei Haargebilde decken den



Hystrix africae australis (Peters.).

Körper. Schmiegsame, kräftige Haare sind nur an den Gliedmaßen und auf der Bauchseite zu finden. Dicht hinter dem Ohr beginnen die erst etwa fingerlangen, schwachen, starren Stacheln, die sich aber dem Körper noch als dunkelbrauner Pelz anlegen. Nach hinten gehen sie ohne viele Zwischenglieder in die weiß und dunkelbraun quer gebänderten bis bleistiftdicken spitzen Stacheln über. Vom Nacken bis zum An-

fang der Stachelwehr zieht in der Mittellinie des Rückens ein Kamm langer, biegsamer Borsten, der mit den langen Stacheln dahinter aufgerichtet das Tier doppelt so hoch erscheinen läßt als es tatsächlich ist. Die Rasseln am hinteren Körperende vervollständigen die Schreckwaffen des Tiers.

Der Hottentottenname des Stachelschweins, *inoa-b*, hängt vielleicht mit *inoa* = ergrauen zusammen, im Toneinsatz und dem steigenden Worttonfall stimmen beide Worte überein. *inoa-b* würde dann „Graukopf“ bedeuten, dem Gesamteindruck entsprechend, den in der Tat das nächtliche Tier im Dunklen oder im matten Licht des Sternscheins hervorruft.

36. Die maus- und rattenähnlichen Nager werden, wie von den erwachsenen Bergdamara, so auch von halbwüchsigen Hottentotten gejagt und gegessen. Eine Untersuchung der mitgebrachten Felle und Skelette wird lehren, wohin das rattengroße Tier gehört, das sie **!haëb* nennen. *duru-s* (1 Terz steig.) ist ein Sammelname für verschiedene Mäusearten. Im Einzelnen unterscheiden sie unter anderem eine Nachtmaus, *tsū-χudurus* oder *juru-s*, und eine Art mit längsgestreiftem Pelz, zu *Arvicanthis* gehörig, als **!goma-b*.

37. Das Erdeichhörnchen, *Xerus capensis Kerr.*, wird **!ga-eta #nāib* genannt.

38. Das kleinste Huftier, nagerähnlich im Gebahren, der Klippschliefer, *Procavia (Hyrax) capensis (Pall.)*, Dassie, h: *!aūib*, wandert oft in den Topf des Jägers. Die Jungen werden **!gībigu* genannt. Der Klippschliefer bewohnt in großen Scharen die Felsklüfte in der Nähe von Wasserstellen.

39. Zum Schluß sind eine Anzahl Säugetiere zu nennen, denen der Hottentott mehr gelegentlich nachstellt, als daß er sie regelmäßig jagte. Er wird sich ein Erdferkel, *Orycteropus afer (Pall.)*, h: *!kχubu-s*, nicht entgehen lassen, wenn er es einmal bei Tag im freien Feld antrifft. Aber der Hunger muß ihn schon plagen, ehe er sich zu dem unsicheren und beschwerlichen Nachtanstand vor der Höhle entschließt (s. Kalahari).

40. Die Jagd auf die Elephantenspitzmaus, *Macroscelides*, h: *baus* (im Klein-Namaland *!kχaut#guib* genannt), ist ein Vergnügen der Knaben. Sie unterscheiden, wie mir scheint mit Recht, zwei Arten: Eine träge, die sich leicht einfangen läßt, „Schlafmaus“, **!um-baus*, und die „Eilmaus“, **!kχoë-baus*, die an den kahlen, im Leben rot durchscheinenden Ohren kenntlich ist.

41. Dem Pavian, *Papio porcaius (Boddaert)*, Baviaan, h: *inē-irab*, oder, wie ihn ältere Leute nennen, *inō-rab*, wird von den Hottentotten seltener nachgestellt. Der Jäger kennt seine Lebensweise genau, unterscheidet den Vorposten der Paviansherde als *!kχē-aob*, „Spähemann“, und das älteste Führermännchen als **!gairo inēirab*, weil es als erstes zum Wasser drängt

(*igairo*.) und keinen anderen der durstigen Herde trinken läßt, bevor er sich selbst sein Teil gesichert hat.

Als Paviansart betrachtet der Hottentott einen kleinen baumbewohnenden Affen der Gattung *Cercopithecus*, der im Busch des Oranje hausen soll. Sie nennen ihn seiner Farbe wegen **ihai-inēirab*, d. h. „Fahlpavian“, oder *no-regyeb*, Kobold (von *no-re* = Unfug treiben).



Papio porcarius (Boddaert). Altes Männchen.

Bekannt ist jedem eingeborenen Jäger die Wut und Hartnäckigkeit, mit der die Paviansherde in corpore den Leoparden, ihren Hauptfeind, angreift und zerreißt.

Die Hirten behaupten übereinstimmend steif und fest, daß der Pavian Ziegen fängt und sich die Milch in den Mund melkt.

2. Die Jagdarten.

Den kleinen Tagesjagdausflug unterscheidet der Hottentott als *iaus* von einem größeren Jagdzug, *ihalmi*, der mehrere Tage oder Wochen in Anspruch nimmt.

a) Auf der Pürsch zeigt der Hottentott seine Meisterschaft. Nur der Buschmann kann mit ihm in der Kunst konkurrieren, das Wild zu beschleichen (*ikχuri*, *igam*, *uru*). Er sichtet das Wild zunächst auf große Entfernungen und erkennt es trotz aller Schutzfärbungen, die unser ungebühtes Auge täuschen, unfehlbar aus der Nähe. Im Spurenlesen hat er es zu einer Höhe der Sinnesschärfe und der verstandesmäßig kombinierenden Erfahrung gebracht, der gegenüber der Weiße blöde erscheint. Man sehe nur einmal einen Hottentotten einer Antilope folgen, die gezeichnet hat und krank geschossen abgegangen ist. Wo Schweiß und Fährten liegen, ist das Spurensuchen Kinderspiel; aber wo wir ratlos vor einem Geröllfeld stehen, dessen Kiesel dicht gedrängt, einer wie der andere gleich blendend, vor uns liegen, da weist er auf Einen unter den Hunderten hin: Der dreht kaum nagelgroß eine seiner Unterflächen der Sonne zu, den wird also das flüchtige Tier mit dem Huf umgewandt haben, der gibt also einen Fingerzeig nach der Richtung, in der weiter zu suchen ist. Dann nimmt dichter Dornbusch jeden Ausblick, der Boden ist auch zu wirr bewachsen, als daß er irgend einen Anhalt gäbe. Der Hottentott mustert die umstehenden Büsche, schwenkt plötzlich ein Paar Schritte zur Seite und bringt ein Blatt, an dem zwei Grannenhaare hängen: Hier also hat das Tier angestreift; er nimmt die veränderte Richtung auf und mögen Stunden vergehen, er findet die Stelle, wo das Wild verendet liegt.

Eine unübertreffliche Kenntnis der Lebensweise des Wildes und der Örtlichkeit fördert ihm die Pürsch. Es mag uns nicht waidgerecht erscheinen, aber dem eingeborenen Jäger, dem in der Einöde jede einzelne Patrone einen Wertgegenstand darstellt, ist es das Sicherste, an eine Oryx-Antilope sich anzuschleichen und ruhig zu warten, bis sie nach beendeter Äsung in den Busch geht, um hier die heißen Mittagsstunden zu verschlafen. Der Hottentott folgt ihr dann lautlos und schießt das schlafende Tier aus nächster Nähe nieder.

Der Hund ist für die Raubtierpürsch unentbehrlich.

Unter dem Schutze der Viehherde nähert sich der Hirt dem Steenbock, der arglos mit den Ziegen und Schafen äst, und tötet ihn mit einem sicheren Steinwurf (*#nola-s*), oder er jagt mit seinem Hund den Klippspringer in die Enge. Der Hund leistet auch bei der Pürsch auf die Oryx-Antilope gute Dienste; er stellt sie unter Umständen so fest, daß der Hottentott sie selbst mit dem Assagai, seinem „Wurfmesser“, *//haũgõab*, erlegen kann. Ein besonders scharfer Hund hatte die Gewohnheit, sich dem

gestellten Gemsbock in die Nüstern fest zu beißen, sodaß das Tier sich nicht von der Stelle rühren konnte. Der Hund ist schließlich einem verendenden Gemsbock, dem er sich unvorsichtig näherte, zum Opfer gefallen; mit einer kurzen seitlichen Rückwärtsbewegung des Nackens stieß ihm das bereits niedergestreckte Tier eine Stange in den Leib.

b) Die Hetzjagd zu Pferd, *ihale-s*, scheint der Hottentott schon frühzeitig betrieben zu haben, wenn die Mitteilung eines eingeborenen Jägers, daß auf diese Art der Elefant gejagt worden sei, auf Wahrheit beruht. Der Elefant wäre dabei als Verfolger, indem ein Reiter nach dem anderen sich von ihm jagen ließ, so lange müde gehetzt worden, bis er zu überwältigen war.

Das Eland soll leicht zu hetzen sein.

Die Hetzjagd auf den Strauß ist aussichtsvoller als die Pürsch, die der enormen Scharfsichtigkeit des Vogels wegen selbst für den Eingeborenen Schwierigkeiten hat.

Eine einzelne Oryx-Antilope ist an sich schon ein schöner Anblick, ähnlich dem eines äsenden Hirsches; aber es fehlt jeder Vergleich mit Wild und Landschaft unserer Heimat, wenn man das Glück hat (wie es mir im Mai 1904 südlich von Kubub zu Teil wurde), einige Hunderte, etwa 250 Stück dieses herrlichen Hochwildes beisammenstehen zu sehen, keine Gefahr ahnend, die Köpfe tief ins Gras gesenkt, von der Abendsonne so scharf beleuchtet, daß die Bewegungen jedes einzelnen Tieres klar zu verfolgen sind. Da plötzlich gewahren sie den Reiter: Die Unruhe der Nächststehenden teilt sich der ganzen Herde mit, in wenigen Sekunden ist die Schar im Galopp und bald zeigt nur noch eine hohe gelbe Staubwolke den Weg der Flüchtigen an. Ein gutes Jagdpferd, das selbst Passion hat, bringt den Jäger bald auf Schußweite heran. Dann heißt es schnell abspringen und ruhiges Blut zu einem sicheren Schuß haben.

Eine Eigentümlichkeit der Oryx-Antilope, die ihre Verfolgung erleichtert, ist die Gewohnheit, stets in der Richtung gegen den Wind flüchtig zu werden. Eine Oryx-Herde, der man sich z. B. von Osten her nähert, wird bei Nordwind nie nach Westen, sondern stets nach Norden fliehen. Man braucht in diesem Fall nur rechts zur Seite zu schwenken und wird, wenn das Pferd den scharfen Galopp lange genug aushält, das Wild aus nächster Nähe von links her schräg nach rechts hinüber an sich vorbeiflüchten sehen.

c) Der Anstand an der Wasserstelle ist die sicherste Art der Lauer auf größeres Antilopenwild und auf das Zebra.

Der Leopard schleppt, wenn er keine Jungen hat, die Beute meist nicht in seine Höhle, sondern zerreißt sie in einem Versteck nicht weit von der Stelle, wo er sie geschlagen hat. Der Hottentott verfolgt deshalb die frische Spur des Räubers vom Kraal, in den er eingebrochen ist, bis zu der Stelle, an der er gefressen hat, und erlegt ihn, wenn er dahin zurückkehrt, um den Rest zu holen.

Den whlenden (*Orycteropus*) oder in Felsspalten wohnenden Tieren (Klippschliefern) wird abends oder morgens vor der Höhle aufgelauert.

Die geselligen Antilopen, vor allem der Springbock und der Gemsbock, ziehen während der Trockenzeit aus dem Innern des Landes nach Westen in das Winterregengebiet und wandern hier langsam, bald auf gewohnten Wechselln, bald scheinbar blindlings querfeldein, den regenbringenden Nordwinden entgegen. Der Hottentott pflegt sich dann neben dem Wechsel (**ga-rob*) im Schutz eines Buschkraals anzusetzen. Von den Wanderungen kleinen Stils, wie sie je nach der Jahreszeit und den lokalen Weideverhltnissen abhängen, sind jene ungeheuren Massenwanderungen zu unterscheiden, die der Springbock zu Zeiten der Dürre unternimmt. Der Strom der wandernden Springböcke (*trekkbokken*) ist zuweilen so breit und so dicht, daß an ein Ausweichen vor menschlichen Ansiedelungen nicht zu denken ist. Die Tiere berrennen in der Tat die Gehöfte, Saaten und Gärten niedertretend. Im Jahre 1892⁷⁴⁾ mußte der civil commissioner des Klein-Namalandes gegen 100 Gewehre amtlich an die Buren verteilen, um den Ansturm der Springbockherden abzuwehren. In einem Falle berliefen die Springböcke in so dichter und breiter Kolonne eine Farm, daß ein Teil von ihnen — da sie nirgends ausweichen konnten — wie eine Herde in einen Viehkraal gedrängt und dort niedergemetzelt wurde. Vor einem Ochsenwagen teilt sich der Strom, die Tiere scheuen so weit, als die nachdrängenden Massen erlauben, zur Seite, um wenige Schritte hinter dem Wagen wieder geschlossen weiter zu ziehen. Tage und Nächte kann solch ein Trekk ohne Unterbrechung dauern. Wie Hyänen und Schakale (in früheren Zeiten auch Löwen und Leoparden), so folgt der Hottentott dem Springbockzug (**do//gs*). Noch im Jahre 1896¹⁹⁾ wurde in der nördlichen Kapkolonie ein Springbockzug von mindestens einer halben Million Köpfen beobachtet.

d) Treibjagd scheint früher (s. Erzählung No. XIII) die Art, Giraffen zu jagen, gewesen zu sein. Heute gilt sie nur noch dem Hasen. Die Einzeljagd auf den Hasen, die Suche mit Hunden, ist beschwerlich, denn

der Hund betrachtet den gehetzten, totgebissenen Hasen meist als sein Eigentum, und der Jäger muß scharf hinterdrein laufen, soll ihm der Hund nicht mit vollem Magen entgegenkommen. Lohnender ist die Hasenjagd im Kesseltreiben mit Kirris. Die Hunde bleiben dann zu Hause. Ist ein Bezirk von einigen hundert Metern Durchmesser eingekreist, so schiebt sich die eine Halbperipherie der Jäger gegen die andere, die stehen bleibt, vor.



Kirri.
1/3 nat. Gr.

Bei diesem Halbbumzingeln, *χᾶι*, wird Zentrum, *igubi-s*, und Flügel unterschieden, letztere nach einem dem Hirtenvolk näherliegenden Vergleich, *inā-ikχa*, Hörner, oder *ἰῶa-kχa*, Arme, genannt.

Der aufgehende Hase wird mit dem Kirri (*ihō-as*, am besten aus Taaiboschholz) geworfen. Das Kirriwerfen, *†gūi* oder *inami*, geschieht mit seitlich ausholendem Arme und so, daß das Holz annähernd horizontal durch die Luft wirbelt. Je nachdem das Stielende oder die Keule trifft, wird die Beute erstochen oder erschlagen. Dabei rufen die Leute: „*ikχaru ἰῶä, χam χam ἰaraë, naū ἰaoë, aū ἰaoë, aχagu χaëse!*“ Der Magen des Hasen wird im Feuer knusprig gebraten. Vorher wird das frisch erlegte Tier mit Kirris so lange gegen die Rippen geschlagen, bis die Leibeshöhle voll Blut gelaufen ist. Dann wird der ausgeweidete Hase (die Brustorgane bleiben im Leib) mit Haut und Haaren in der heißen Asche gebacken. Der dicke Blutkuchen im Innern ist ein Leckerbissen. So wird der eben genannte Treiber- und Schützenruf verständlich: „Karu-Hase, du Brotzelmagen (**χam χam* = schnorpsendes Geräusch hervorrufen, von knusperigen Sachen gesagt), du Dickblut (**naū, aū* = dick, *ἰaob* = Blut), Dickblut, du Liebling (*χa-es* ist das heiratsfähige Mädchen) der Knaben!“ (*a-χagu*) (bis auf die letzte Anrede ist statt des Suffixes der 2. pers. das der 3. pers. comm. sing., -*ë*, gebraucht).

Dem erlegten Hasen werden beide Oberschenkelknochen gebrochen; unterbleibt das, so wird der Hund dem Jägerglauben nach steif in den Beinen. Dem Hasen darf beim Zerlegen die Gurgel nicht durchschnitten werden.

e) Der Fallenfang ist gut ausgebildet und entspricht der Vorliebe des Hottentotten, sein Opfer, Mensch oder Tier, zu überlisten.

Fallgruben, die die Hottentotten von den Bergdamara gelernt zu haben scheinen, dienen zum Fang des Zebras. Im Wechsel des Wildes zum Wasser wurde, wie mir ein eingeborener Jäger berichtete, eine etwa

3 m lange und ebenso tiefe, 1 m breite Grube mit senkrechten Wänden ausgehoben und querüber mit schwachen Zweigen frischen grünen Buschwerks zugedeckt. Die Bergdamara nennen eine solche Fallgrube *igai-seb*.

Steinerne Kastenfallen, *inu-igu*, dienen zum Fang des Schakals und der Hyäne. Aus großen platten Steinen bauen die Hottentotten eine ca. $\frac{3}{4}$ m hohe Schakalsfalle mit einem Durchmesser von ca. 2 m, dem Unterbau eines kleinen runden Turmes ähnelnd.



Schakalsfalle, bei Aruguams (S. 167, No. 63).

Beim Zubauen der oberen Öffnung wird eine Lücke gelassen, durch die man in den Fallenraum hineinsieht und das gefangene Tier mit einem Knüppel ins Rückgrat stößt. Durch eine Seitenöffnung gelangt der Schakal an den Köder, der im Mittelpunkt des Fallenraumes liegt. Sobald das Tier am Köder zerrt, wird eine einfache, mit Zweigstücken hergerichtete Stellvorrichtung ausgelöst, die einen schweren Stein vor die Eingangsöffnung, bald von oben herunter, bald schräg von der Seite her, fallen läßt.



Hyänenfalle auf der Fläche nördlich von Chamie.

Stärker als die Schakalsfalle ist die Hyänenfalle gebaut. Aus schweren platten Steinen, die lückenhaft, aber im eigenen Gewicht festruhend aufgeschichtet werden, bauen sie einen rechteckigen Kasten, dessen Binnenraum $1\frac{1}{2}$ m lang, reichlich $\frac{1}{2}$ m breit und $\frac{3}{4}$ —1 m hoch ist. Das Dach bilden große Steinplatten. An der einen Schmal-

seite des Kastens ist die $1,2$ m hohe, $1,3$ m breite Eingangsöffnung freigelassen. Dicht hinter dieser Öffnung ist im Dach ein Querspalt ausgespart und von besonders starken Steinen umgeben, damit die Wand der Wucht des fallenden Steines standhält. Im Hintergrund des Fallenraumes liegt der Köder (Vieh-därme u. dgl.), durch Stricke am Boden mit den beiden aufrecht stehenden Holzstäben verbunden, auf denen der zentnerschwere Fallstein lose aufsitzt. Durch Zerren am Köder zieht die Hyäne die Stäbe unter dem Fallstein fort, der im selben Moment stürzt und die Zugangsöffnung verrammelt. Ein breiter Wall unregelmäßig übereinander getürmter Steinklötze stützt die Seitenwände der Falle rings von außen; das Dach ist ebenfalls mit solchen Steinen beschwert, so daß die ganze Falle einen Steinbau von insgesamt $3\frac{1}{2}$ m Länge, 2 m Breite und reichlich $1\frac{1}{2}$ m Höhe darstellt. Eine solche Falle steht Jahre lang.

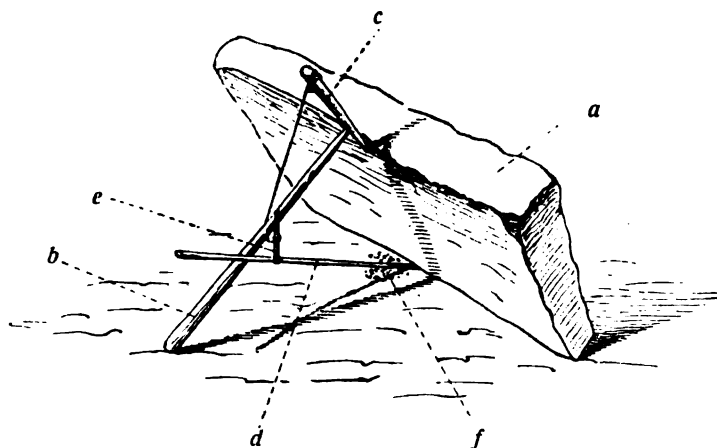
Schwippgalgen (s. Kalahari) kann man kurz den Fallentypus nennen, der zum Fang kleiner Antilopen, speziell des Klippspringers dient. Ein armstarker, mehrere Meter langer, frischer Ast wird mit dem dicken Ende fest in den Boden gesteckt. An seinem freien Ende wird eine Schlinge aus starkem Sehnengarn befestigt. Mitten durch die Schlinge läuft, an beiden Enden fest mit ihr verknüpft, ein Mittelfaden, auf dem das Lieblingsfutter des Klippspringers befestigt wird. Die Schlinge wird gestellt, indem man das dünne Astende bis etwa $\frac{1}{2}$ m über den Boden niederbiegt. Die Verbindung zwischen Ast und Schlinge stellt ein Sehnengarn her, das besonders kräftig sein muß, da es den ganzen Zug des Astes auszuhalten und später das gefangene Tier zu tragen hat. Die Schlinge wird von vier kurzen Pflöcken platt auf den Boden gehalten. Der Klippbock entwurzelt die Pflöcke, sobald er am Mittelfaden der Schlinge zerrt; der Ast schwippt in die Höhe, zieht dabei dem Tier die Schlinge über den Hals und reißt es mit nach oben; es hängt dann wie an einem Galgen.

Schlagfallen, //nō-agu, dienen zum Fang des Stachelschweines und kleinerer Säugetiere, z. B. der Mäuse, die eine beliebte Speise der Bergdamara bilden. Der Einstellungs- und Abzugsmechanismus ist hier feiner als bei den vorhergenannten Fallen. Ein platter Stein (*a*) wird schräg gegen einen Stützstab (*b*) gelehnt. Dieser Stab ruht unten locker auf dem Boden auf; oben an der äußersten Kante des Steins drückt er ein Klemmholz (*c*) zwischen sich und den Stein. Seitlichen Halt gibt dem schrägen Stützstabe ein schwach aufwärts weisendes Horizontalstäbchen (*d*), dessen eines Ende der unteren Steinkante fest anliegt, während das andere Ende frei

vorragt. Stützstab und Horizontalstäbchen werden durch das *ja-r(a)das*-Hölzchen (*e*) gegeneinander gedrückt; dieses Hölzchen endlich wird durch ein straffes Sehnengarn, das es mit dem Klemmholz verbindet, in seiner Lage erhalten.

Sobald jetzt das Horizontalstäbchen von dem Tier, das sich am

Köder (*f*) zu schaffen macht, niedergetreten wird, wird dem Stützstab der seitliche Halt entzogen, gleichzeitig schnippt das *ja-r(a)das*-



Schlagfalle.

a Stein, *b* Stützstab, *c* Klemmholz, *d* Horizontalstäbchen, *e* *ja-r(a)das*-Hölzchen, *f* Köder.

Hölzchen aus seiner Zwangslage heraus und stört sowohl in loco als mittelst des Sehnengarns oben am Klemmholz das lose Gleichgewicht des ganzen Aufbaues. Die genannten kleinen Holzgeräte, die zur Herstellung einer Schlagsteinfalle notwendig sind, nennt der Bergdamara **thāiru-n*.

Capitulum IV.

Zusammenleben.

A. Familie.

1. Gründung einer Familie.

a) Der Eintritt in die Mannbarkeit, das Auftreten der ersten Menstruation, *kxaru-b* oder *haiba-b*, ist als erste Bürgschaft zukünftigen Familienglücks ein freudiges Ereignis und wird entsprechend gefeiert: Das Mädchen wird durch eine Mattenwand von den übrigen Bewohnern der Hütte getrennt. Sie legt ihren Schmuck an, Verwandte und Freunde bringen ihr Armringe und behängen ihre Brust mit Perlketten. Ein Teil davon bleibt als Geschenk zurück. Die Eltern schlachten und bewirten die Gäste mit Honigbier.

Ehe europäische Kleidung bei den Hottentotten Eingang fand, vertauschte das reife Mädchen ihren Kinderschurz mit dem der Erwachsenen; heute ist diese Sitte aufgegeben. Aber ein anderer Brauch hat sich noch hie und da erhalten, wo er den Blicken der Mission sich entziehen konnte: Männlichen Personen, vom kleinsten Kinde ab bis zum alternden Manne (Greise sind dispensiert), wird als Vorbeugungsmittel gegen Geschlechtskrankheiten von dem erstmenstruierten Mädchen das Scrotum mit Buchupulver eingerieben. Die Ausübung dieser Prozedur wird **ina-ra#kχaira* genannt (*#kχaira-b* = der Hoden; **ina-ra* ist das sanfte Streichen über die Euter einer Kuh, deren Kalb verendet ist und die durch das Streichen veranlaßt werden soll, ihre Milch von sich zu geben; so zart wird also das Scrotum mit Puder bearbeitet).

Ist die erste Regel beendet, so wird das Mädchen von einer Frau vom Kopf bis zu den Füßen gereinigt mit nassem Kuhmist (besser Schafmist), der mit wenig Milch dickbreiig angerührt ist (vergl. Körperpflege, S. 207). Diese Masse wird auf dem Körper in der üblichen Weise verschmiert und verrieben; sie trocknet dabei auf der warmen Haut schnell ein und fällt am Ende der Säuberung von selbst ab.

So gereinigt tritt das Mädchen aus ihrem Separatraum aus der Hütte heraus. Dieses Heraustreten des Mädchens, **//aim#ui* (*//aim* ist die spezielle Bezeichnung für die genannte Art der Reinigung mit Mist; *#u.i* = hinausgehen), ist das allen Werftbewohnern sichtbare Zeichen der vollendeten Mannbarkeit. Bis zur ersten Menstruation gilt das Mädchen als Kind, *igō-as*. Von der ersten Menstruation ab bis zur Verheiratung wird sie als *o-αχα-es* bezeichnet (nicht *ōαχais*⁵⁷).

Die Eitelkeit der Mädchen ist häufig darauf bedacht, der Entwicklung ihrer Reize nachzuhelfen. Der Warzenhof fühlt sich zur Zeit beginnender Pubertät hart an. Aus der Warze läßt sich dann bei starkem Druck eine schwach fadenziehende Flüssigkeit pressen. Wenn die Brüste eben anfangen hervorzuknospen und die Umgebung der Warze fest wird, pressen die Mädchen den hellen Saft geflissentlich aus, um die Entwicklung der Brüste zu befördern. Die aus den Milchdrüsen zur Zeit des Pubertätsanfangs auspreßbare Flüssigkeit nennen sie **//gu-rurubeb*.

Die Menstruation tritt in der Regel zwischen dem 13. und 15. Lebensjahre zum erstenmal ein. Von da ab wird sie in ihrer regelmäßigen Wiederkehr **//kχā/a-es(e)ni*, d. h. „Mondkrankheit“, genannt; sie soll durchschnittlich

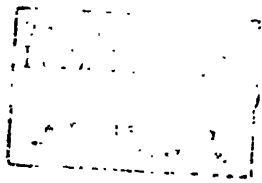


Verdij, 1917, K. S. van der Velden



L. S. phot.

TOPNAAR-HOTTENICHTTIN



drei Tage dauern und wenig ergiebig sein. Häufig schminken sie um diese Zeit das Gesicht mit einer dunklen Fettsalbe (s. Körperpflege S. 210).

Menstruierende dürfen nicht in den Viehkraal gehen, geschweige denn melken. Über das Aufhören der Regel ist es schwer, zuverlässige Mitteilungen zu bekommen. Von zwei Frauen weiß ich, daß sie noch mit 47 Jahren geboren haben und von einer anderen, daß sie noch im 55. Jahre die Regel hatte. Im allgemeinen scheint der Eintritt des Klimakteriums nicht von den Normen unserer Rasse abzuweichen.

b) Die Heirat, */ga-meb*, ist nun das erstrebenswerte Ziel des Mädchens. Ich war erstaunt, wie sorgsam geregelte Bräuche sich versteckt noch da erhalten haben, wo das Sittenleben noch nicht verwildert oder noch nicht in christliches Gewand gehüllt ist. Zufällige Beobachtungen und gelegentliche Äußerungen meiner Begleiter brachten mich auch hier auf Spuren, die ich nur mit Geduld zu verfolgen brauchte, um den Rest ursprünglichen Volkstums noch gut erhalten unter der Tünche der Halbzivilisation zu finden.

Ein Mann, der sich das Eingeständnis der Gegenliebe holen will, reicht dem Mädchen seiner Wahl ein Stäbchen hin. Sind die Beiden einig, so zerbrechen sie das Stäbchen, jeder an einem Ende festhaltend, und werfen sich gegenseitig das abgebrochene Stückchen an die Brust. Der Mann ist jetzt der **taob* des Mädchens, das Mädchen die **taos* des Mannes. Sie treten damit, wie das Wort (*tao* = sich schämen) anzeigt und die alte Sitte es tatsächlich fordert, in ein Liebesverhältnis, das ihnen folgende Pflichten der Scham auferlegt: Die Liebenden dürfen kein Wort mit einander sprechen, nichts sich selbst reichen. Was sie sich zu sagen oder zu geben haben, muß ihnen ein Vermittler, Mann oder Mädchen, bringen. Übertretungen werden mit Bußgeschenken gesühnt — es sind im Grund Liebesbezeugungen und das ganze ein verliebtes Versteckspiel, das zur Sitte erstarrt ist.

So kann es monatelang, ein Jahr lang oder länger gehen, ehe das Verhältnis enger wird. Das kann dann auf zweierlei Weise geschehen: offenkundig durch die Werbung bei den Eltern, oder heimlich und abwegs auf Grund einer symbolischen Handlung, die das Einverständnis des Mädchens zu völliger Hingabe ausdrückt. Unter vier Augen zieht der Liebhaber einen seiner Fellschuhe aus und wirft ihn dem Mädchen zu. Läßt sie den Schuh unbeachtet liegen, so ist der Antrag vorzeitiger Vereinigung abgewiesen; will sie den Antrag annehmen, so gibt sie den Schuh zurück.

Bei Liebesintriguen ist wieder Zauberei im Spiel. Ein wirksames Mittel, Liebende auseinander zu bringen, ist nach der Auffassung sachver-

ständiger Zauberer in den Sprungbeinen der Heuschrecke enthalten. Ein Mädchen, das seinem Liebhaber abspenstig gemacht werden soll, wird — wie es ohne Harm im täglichen Leben oft geschieht — gebeten, einen Haufen trockener Buchukräuter zu Puder zu reiben. Zwischen den Blättern ist unbemerkt ein Heuschreckenbein verbröckelt. Wenn sich das Mädchen nach getaner Arbeit, wie üblich, die buchubestäubten Hände in den Achselhöhlen sauber reibt, reibt sie sich unbewußt das Zaubermittel ein, das ihre Liebe tötet. In anderen Fällen wurden die Heuschreckenbeine zu innerst in die Knochenpfeife gestopft, die Pfeife macht die übliche Runde und wenn es richtig so abgepaßt wurde, daß das Liebespaar von den Bein- stücken zu rauchen bekommt, gilt die Zauberei als geglückt. Es ist mir auch ein Fall bekannt geworden, in dem die Eltern des Mädchens einen Berufszauberer konsultierten, der ein Stäbchen mit dem Inhalt seiner Gift- büchse beschmierte (s. Medizin S. 226), das Stäbchen zerbrach und die Stück- chen mit den Worten auseinanderwarf: „*llāigu hā kχoëra gye nī igoira*“ d. h. „die Beiden, die einander lieben, sollen sich trennen“.

Ehe die Einwanderung des Weißen überhand nahm und die alte Sitte umstieß, wurde uneheliche Liebe bestraft. Alte Hottentotten, die kopf- schüttelnd mit ansehen, wie es heute zugeht, haben mir das vielfach und unabhängig von einander gesagt. Die Schuldigen wurden im Einverständnis mit den Eltern entweder beide verprügelt oder dem Liebhaber der Straf- anteil der Geliebten mit versetzt. Die Strafe wurde auf Anordnung des Unterkapitäns vollzogen, war also ein Akt öffentlicher Sittenpflege.

Die Werbung übernehmen die Eltern des jungen Mannes. Ablehnung des Antrags, langes Hin- und Herparlamentieren und endlich sich Erweichen lassen gehört zum guten Ton: Der Mann soll nicht denken, daß man auf ihn gewartet habe.

Die Hochzeit wird mit großem Schlachten gefeiert. Der Bräutigam oder seine Eltern haben den Festbraten zu liefern (vergl. Erzählung No. XXXIV). An diesem Hochzeitsschlachten, *!gū!#ās*, beteiligen sich aber zuweilen auch beide Familien. Arme tauschen unter Umständen ihre einzige Milchkuh gegen ein Schlacht- tier aus, um ihrer Hochzeitspflicht nachzukommen.

Am Tage der Hochzeit schenkt der junge Ehemann und die junge Ehefrau, jedes seiner Schwiegermutter eine Kuh, *abagoimas*, in Erinnerung daran, daß die Alte einst den Geliebten resp. die Geliebte im *Aba*-Fell ge- tragen hat (s. folg. Seite). Da sie ihnen auch die Brüste gereicht haben, wird jene Hochzeitskuh auch **samagoimas* genannt. Die Bezeichnung

kχāigoimas, die ich seltener hörte, besagt, daß den Müttern gleichsam etwas, worauf sie Anspruch haben, zurückerstattet wird (= *kχāi*): Das Geschenk soll die Mütter für den Verlust der Kinder entschädigen.

Das Ankommen der jungen Frau, *tara-s*, im Dorf des Mannes wird wiederum mit Schlachten gefeiert, eine Begrüßung, auf die sie Anspruch hat (s. Erzählung No. LVIII).

Nur wenige Hottentotten würden sich heute bei der Verarmung des Volks einen Vielweiberhausstand leisten können, wie ihn die alte Sitte zuläßt. Zudem ist der Geschlechtsverkehr jetzt vielfach zu verwahrlost, als daß die intime Gemeinschaft eines Mannes mit mehreren Weibern ehelich sanktioniert zu werden brauchte.

2. Das Verhältnis der Familienmitglieder untereinander.

a) Im Verhältnis der Ehegatten unterscheidet die würdige Stellung der Frau die Familie der Hottentotten scharf von der der Herero: Die Frau gilt in allen häuslichen Angelegenheiten als die Herrin der Hütte; sie hat dementsprechend das Recht, dem Mann unter Umständen den Eintritt zu verwehren. Sie hat die Verwaltung der Vorräte unter sich, der Mann bittet um Milch und sie gibt ihm. Auch daß sie in erster Linie die wichtigste Handlung im Haushalt des Hirten, das Melken, vornimmt, unterscheidet sie vom Hereroweib. Die geachtete Stellung des Weibes in der Ehe schließt gelegentliche Zwistigkeiten, in denen der Mann von seiner physischen Überlegenheit ausgiebig Gebrauch macht, nicht aus.

Nur Unfruchtbarkeit setzt das Ansehen einer Frau dauernd und tief herunter.

b) Das Verhältnis der Eltern, *||gū-ira*, zu den Kindern, *igō-an*. Die kleinen Kinder zu warten, *aba-*, ist selbstverständlich Sache der Mutter. Sie trägt das Kind auf dem Rücken in einem Lammfell, *||hani-b* genannt (s. Taf. X).

„*||Haniba !kχara!*“, d. h. „Schlepp das Abafell hinter dir her!“ ist ein Prositruf, der kleinen Kindern, wenn sie niesen (*sīi*), zugerufen wird. In anderen Fällen hörte ich die Mütter dem niesenden Kind wünschen „*!oiman kχao!*“ d. h. „Stoß dir den Hintern!“ (*-*an* scheint Reflexivpartikel zu sein). Beide Wünsche beziehen sich auf die ersten, freudig erwarteten Gehversuche des Kindes: Das Kleine sucht sich aus der hilflosen Sitzstellung am Boden aufzurichten und fällt dabei zunächst immer wieder auf den Hintern zurück; wenn es dann gehen kann, schleppt es das Abafell, dem es nun entwachsen ist, als Spielzeug nach.

Jedem Kind, auch dem erwachsenen, wird von den Eltern eine bestimmte Kuh zur Nutznießung zugeteilt (**maīam*, d. h. dem Munde hinstellen); nur die Milch dieser bestimmten Kuh, *āihes*, darf das Kind sich früh und abends melken. Tagsüber, wenn die Rinder auf der Weide sind, wird ihm aus dem gemolkenen Vorrat gegeben. Verheiratete bekommen von ihren Eltern bisweilen 4—5 Kühe in dieser Weise zugeteilt.

Von einer Erziehung der Kinder habe ich nur alltägliche Rügen augenfälliger Unarten oder Torheiten wahrgenommen. Ehedem erstreckte sich die Erziehung auch auf das spätere Knaben- und Jünglingsalter⁸³⁾, heute bleibt sie meist der Jugend unter sich überlassen (s. S. 309). Die Erziehungsgewalt der Eltern hat mit dem Überhandnehmen des Einflusses der Weißen viel eingebüßt. Während vorher der Sohn, *igō-ab*, so lange er halbwüchsig war, zum großen Teil von dem, was ihm der Vater zum Unterhalt gab, materiell abhing und dementsprechend sich auch moralisch abhängig fühlte, kann er sich heute im Dienste der Weißen frühzeitig selbständig machen. Die Tochter, *igō-as*, ehedem bis zur Verheiratung auf die Eltern angewiesen, kann sich heute mit ihren Reizen jeden Unterhalt und Kleinluxus selbst verschaffen, den sie begehrt.

Aber trotz dieser Erschütterung der Erziehungsgewalt ist das Ansehen der Eltern in der Familie doch gewahrt geblieben. Das spricht sich am deutlichsten im vorgeschrittenen Alter aus: Die Großeltern werden von niemandem in der Familie zur Arbeit angehalten und jeder hat die Pflicht, ihnen behilflich zu sein. Daß alte, hilflose Leute ausgesetzt werden, wie man gelegentlich im Land behaupten hört, ist meiner Überzeugung nach eine Fabel oder eine Verwechslung mit Notmaßregeln der Buschmänner. Denn eine solche Behandlung des Alters steht in schroffem Gegensatz zu den Anschauungen des Volkes, wie sie sich am deutlichsten in seinen Sagen und Erzählungen widerspiegeln. Die Anrede *ti //naoib* oder *ti //naoisa*, d. h. „mein Großvater“ oder „meine Großmutter“, werden als Ausdrücke höchster Ehrerbietung auch Personen gegenüber gebraucht, die in keinerlei Verwandtschafts-Beziehungen zum Redenden stehen. Über die Kindespflichten im häuslichen Leben gibt uns die Erzählung Nr. XXIV ein Bild.

Die Bezeichnungen für Vater und Mutter sind verschieden, je nachdem es sich um die Eltern einer ersten, zweiten oder dritten Person handelt: Ein Kind redet den Vater nur mit *ti*dāb* oder *dā-tse*, die Mutter mit *ti ais* oder *aise* an: mein Vater! meine Mutter! Die Ausdrücke *dāda-b* und *mama-s* sind wohl dem Kapholländischen entlehnt.

Als grobe Sprachverkehrtheit empfindet es der Hottentott, daß die Kinder der Namib-Buschmänner ihre Eltern *saoib* und *saios* anreden. Denn diese Bezeichnungen sind reserviert für den Fall, daß man von den Eltern einer zweiten Person spricht, mag man dabei ein Kind oder einen Greis anreden: *sa saoib*, dein Vater etc.

Handelt es sich um die Eltern einer dritten Person, so heißt es gewöhnlich */(e)ĩb di //gũib* (resp. -s) oder */(e)ĩb di ũb* (resp. -s), d. h. sein Vater (resp. seine Mutter).

Ohne die genannten Regeln zu durchbrechen, sind noch folgende Ausdrucksweisen, die ich ebenfalls häufig hörte, korrekt: *sa //gũib*, *sa ũb*, dein Vater, und entsprechend deine Mutter. Ferner hörte ich */(e)ĩb di dāb(ais)*, sein Vater (seine Mutter).

Die Stiefmutter ist **ōa!gā//gũis*, d. h. „die Mutter, die hinter der steht, die das Kind gebar“.

Die Bezeichnung **abo-b* für den Vater ist mir nur in der Sagensprache, nie im Gespräch begegnet.

c) Im Verkehr der Geschwister untereinander fiel mir eine Mannigfaltigkeit der Anreden auf. Ich glaubte hier anfangs Kose- oder Spottnamen zu hören; als ich aber ihren Sinn zu ermitteln suchte, stieß ich auf feststehende Normen, die den starken Sinn der Hottentotten für Altersrangordnung auch innerhalb des Geschwisterkreises (*//gāb*, -s, -n = Bruder, Schwester, Geschwister) erweisen: Es ist das ausschließliche Vorrecht der älteren Geschwister, die jüngeren beim Namen zu nennen. Die jüngeren Geschwister bezeichnen (anderen gegenüber sowohl wie in der Anrede) ihre älteste Schwester, die erste Respektsperson unter den Geschwistern, als **ausis* (1 Terz fall.); die dann folgende oder folgenden werden **sirā-s* (1 Terz steig.) genannt. Den ältesten Bruder reden die jüngeren Geschwister **a-budib* an; der oder die dann folgenden nächstältesten werden **bi-dirob* genannt.

d) Über die Schwiegerverhältnisse habe ich am wenigsten ermitteln können. Das Verhältnis der vier Schwiegereltern zu den Schwiegerkindern ist in der Anrede, also in der zweiten Person, dasselbe wie zwischen Eltern und Kindern. In der dritten Person werden die Schwiegereltern *!ui-b* und *!ui-s* genannt.

Die Frau wird von den Angehörigen ihres Mannes in der Anrede mit Namen, wenn in der dritten Person von ihr die Rede ist, **!oaras* genannt. Mit allen weiblichen Angehörigen ihres Mannes, mit Ausnahme der Schwiegermutter, nennt sie sich ohne Rücksicht auf Altersverschiedenheiten: *χaë-s*.

iu-iaob bedeutet Schwager; in dem Worte *iu-igukʰa*, das zur Bezeichnung zweier Schwäger gebraucht wird, scheint die Reziprokalpartikel *-gu*, die Gleichheit des Ranges der Beiden einander gegenüber, dem einseitigen Respektsverhältnis den Schwiegereltern gegenüber, auszudrücken.

Ein kleines Streiflicht auf die Stellung des Schwagers in der Familie wirft die Redensart, mit der der Hottentott gelegentlich einen Wirbelwind beschwichtigt: „*iuiaob //goë!*“ Wie man in Gegenwart seines Schwagers die Kinder nicht durch Schlagen zum Schreien bringt und sich nicht zankt, kurzum sich gesetzt benimmt, so wird der Wind gemahnt, die Gegenstände, die er erfaßt hat, nicht so wild durcheinander zu werfen: „Der Schwager ist da!“

e) Neffen- und Vetternschaft (direkte und verschwägte). Das Verhältnis der Kinder zu den Geschwistern und Schwägern der Eltern ist folgendermaßen geregelt: Die Kinder werden von Jenen beim Namen genannt, die Kinder aber nennen in der Anrede sowohl wie im Gespräch mit anderen:

1. Den älteren Bruder des Vaters und den Mann der älteren Schwester der Mutter: **gai-dāb*, d. h. wörtlich „großer (oder alter) Vater“.
2. Den jüngeren Bruder des Vaters und den Mann der jüngeren Schwester der Mutter: **dā-daro-b*, d. h. „Väterchen“ (*-ro* ist Diminutivpartikel).
3. Die ältere Schwester des Vaters: **migyī-s*.
4. Die jüngere Schwester des Vaters: **mī-gyiro-s*.
5. Den älteren Bruder der Mutter und den Mann der älteren Schwester des Vaters: **o-meb*.
6. Den jüngeren Bruder der Mutter: **o-mero-b*; den Mann der jüngeren Schwester des Vaters: *o-meda-b*.
7. Die ältere Schwester der Mutter: **ais gais* oder **gai mās*, d. h. gleicherweise „große Mutter“.
8. Die jüngere Schwester der Mutter: **ai-ros* oder **ma-maros*, d. h. „Mütterchen“.

Als Neffe und Nichte, *//nuiri-b*, *-s*, bezeichnet der männliche Hottentott nur die Kinder seiner Schwester. Eine Hottentottin hat keinen *//nuiri-b* oder *//nuiri-s*; es gibt kein Wort, das ausdrückte, was ihr die Kinder ihrer Geschwister sind. Was sie selbst den Kindern ist, ist oben gesagt worden.

Geschwisterkinder nennen sich untereinander, wie es oben für die Geschwister angegeben wurde. Nur in einem Fall sah ich zwischen den Kindern zweier Brüder die sonst beobachteten Respektsbezeichnungen wegfallen.

Zwischen den Kindern eines Weibes und dessen Brüdern besteht ein Verhältnis, das (von den Beziehungen der Eltern und Kinder abgesehen) dem Hottentotten als das innigste gilt, das zwischen zwei Generationen einer Verwandtschaft existieren kann. Ob dieses Verhältnis einen erbrechtlichen Hintergrund hat, konnte ich nicht feststellen, ich glaube es nicht. Wie dem auch sei, — eine naiv-sympathische Annäherung des Mutterbruders und seiner Neffenschaft, hier das Bewußtsein einer Liebespflicht gegen die Kinder der Schwester, dort freundliche Abhängigkeitsgefühle gegen den avunculus sind das einzige was unmittelbar zu beobachten ist. Seinen Ausdruck findet dieses Verhältnis in einem eigenartigen Tausch-Rechtsverhältnis. Der Onkel (hier also der Bruder der Mutter) hat das Recht, einen schadhafte oder verunstalteten Gegenstand aus dem Besitz des Neffen sich anzueignen. Bei nächster Gelegenheit entschädigt sich der Neffe dadurch, daß er einen entsprechenden makellosen Gegenstand dem Onkel ausführt. So trieb einst ein junger Hottentott eine Milchkuh mit Kalb und 10 Ziegen als Entgelt dafür heim, daß ihm der Bruder seiner Mutter vor Jahren ein Pferd mit einem Hufschaden abgenommen hatte. Buskopprinder (hornlos oder mit Schlotterhörnern), Ziegen mit Stumpföhren, Rinder mit unsymmetrischen Hörnern, eine Felldecke mit Löchern, ein schartiger Holzeimer, eine Steinpfeife mit ausgebrochenem Rand etc. etc. darf der Onkel sich aneignen. Er sucht zuweilen die ganze Hütte des Neffen ab, um dergleichen zu finden. Kommt sein Besuch überraschend, so kann er manchen guten Fund machen; in anderen Fällen hat die junge Frau alles Zweifelhafte ihres Haushalts rechtzeitig beiseite gesteckt. Das Auswahlrecht des Neffen wird *nuiriigab*, das des Onkels **ūigab* genannt. In keinem der mir bekannten Fälle hörte ich eine Klage über Mißbrauch dieser Rechte. Das Verwandtschaftsverhältnis ist im allgemeinen zu sehr auf gegenseitiges Vertrauen gegründet, als daß es egoistisch ausgebeutet würde.

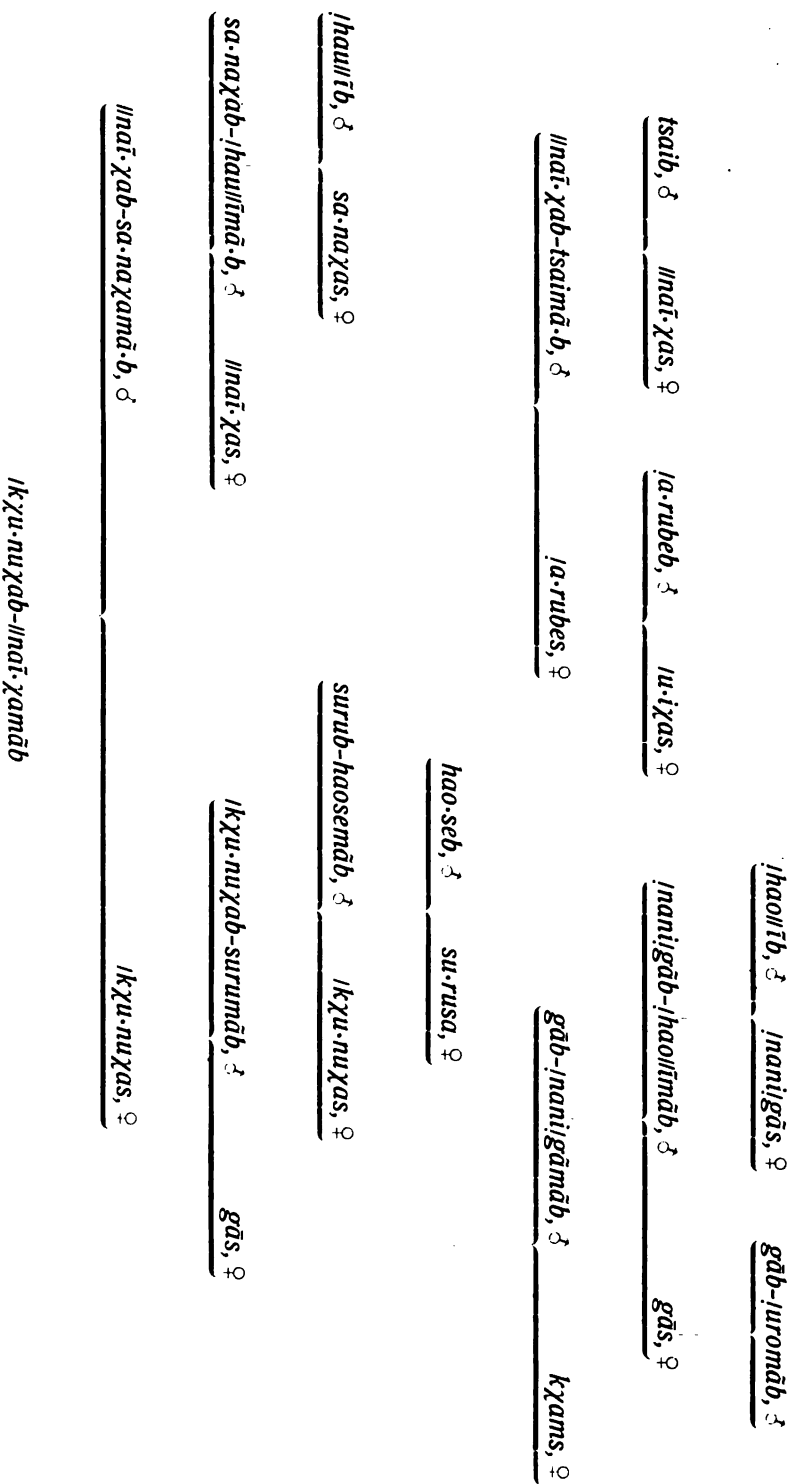
Die bevorzugte Stellung des Bruders der Frau in der Familie erinnert an alte indogermanische Anschauungen²¹⁾.

3. Namengebung.

Wir haben zwei Hauptgruppen von Eigennamen, *io-Inti*, zu unterscheiden, soll uns die Mannigfaltigkeit, die hier herrscht, nicht verwirren.

a) Die erste Gruppe mag die der Elternnamen heißen. Vorauszuschicken ist hier, daß jeder Hottentotten-Eigennamen je nach dem An-

Stammbaum einer Topnaarfamilie zur Demonstration der Namensvererbung.



hängen des männlichen (*-b* oder *-ba*) oder des weiblichen (*-s* oder *-sa*) Personalsuffixes als Knaben- oder als Mädchenname verwandt werden kann.

Die allgemeine Regel ist nun, daß der Sohn den Namen der Mutter und die Tochter den Namen des Vaters als Hauptnamen erbt. Heißt also z. B. der Vater *gomarib* und die Mutter *ikχunibes*, so wird der Sohn *ikχunibeb* und die Tochter *gomaris* genannt.

Zu diesem Hauptnamen nimmt nun der Sohn, wenn er erwachsen ist, einen Nebennamen an. Als Nebenname des Sohnes dient der Hauptname des Vaters unter Einfügung der Silbe *-mā* vor das schließende Personalsuffix. Der Sohn der eben genannten Eltern heißt also mit vollständigem Namen *ikχunibeb-gomarimāb*. (Im weiblichen Geschlecht scheint von solcher Doppelbenennung weniger Gebrauch gemacht zu werden. Die Tochter der genannten Eltern würde mit vollem Namen *gomaris-ikχunibemās* heißen.)

Um mich zu überzeugen, ob diese Art der Namengebung auch über mehrere Generationen hinaus konsequent durchgeführt wird, habe ich mit Hilfe der Dorfältesten der Topnaaransiedelung in Rooibank hinter Walfischbai eine Familie, soweit das Gedächtnis der Gewährsmänner reichte, zurückverfolgt. Das Resultat ergab die Konstanz der genannten Regel der Namengebung.

Für das praktische Leben ergeben sich aus der Art, wie die Namen vererbt werden, Folgen, die leicht zu Verwirrungen Anlaß geben könnten, wenn nicht, wie wir sehen werden, eine zweite Gruppe von Namen Abhilfe schaffte. Die Regel, nach der die Kinder ihre Elternnamen erhalten, hat als nächste Folge die, daß alle natürlichen Brüder unter sich und alle natürlichen Schwestern unter sich völlig gleichen Namen haben. Eine einfache Überlegung am Beispiel der letzten Generation des zweiten Stammbaums ergibt ferner folgendes: Denselben Hauptnamen, *ikχu-nuχab*, den die Brüder führen, führen auch alle ihre Vettern, soweit sie die Söhne einer Tante mütterlicherseits sind, also alle Söhne von *ikχu-nuχas'* Schwestern. Verschieden von diesen und untereinander verschieden sind die Namen der Vettern, die von Vaters und von Mutters Brüdern stammen. Die Vettern, die von Vaters Schwestern stammen, heißen alle *sa-naχab*.

Analog liegen die Verhältnisse bei den Schwestern der Gebrüder *ikχu-nuχab*: Denselben Hauptnamen, den sie führen, *inaī-χas*, führen auch alle ihre Kousinen, soweit sie die Töchter eines Onkels väterlicherseits sind, also alle Töchter von Vaters Brüdern. Die Töchter von Vaters Schwestern würden alle *sa-naχas* heißen. -- Die Kousinen mütterlicherseits, soweit sie die Töchter eines Onkels (eines Bruders der *ikχu-nuχas*) sind, würden alle

gās heißen. Verschieden von diesen und untereinander verschieden sind die Namen derjenigen Kousinen, die von Mutters Schwestern stammen.

Mögen die Elternnamen über die Abkunft ihres Trägers einem Hottentotten auch meist so weit Aufschluß geben, daß sie zur Legitimation in einer fremden Werft genügen, so lassen sie doch keine genügende Unterscheidung innerhalb der engeren Verwandtschaft zu. Diese Lücken füllen Namen einer zweiten Gruppe aus, die wir

b) Beinamen nennen wollen.

Im einfachsten Fall geben diese Namen eine schlichte Charakteristik der betreffenden Person auf Grund irgend eines äußeren Kennzeichens oder eines Faktums. So wurde eine junge Hottentottin mit dünnem Kopfhhaar kurzweg **gā/s* d. h. Glatze, Kahlköpf, genannt. Ein Junge hieß **!gu-rulla-reb*, weil er linkshändig war. Ein Mann, der Kälte gut ertrug, war unter dem Namen **!kχai-t(o)mab* bekannt, als „Einer, der nicht (*t(o)ma*) kalt (*!kχai*) hat.“ Ein Anderer, seiner Unpünktlichkeit wegen berüchtigt, hieß **!aū-!kχui-b*, „der vergeblich (*!kχui*-, vermissen) auf sich warten (*!aū*) läßt.“ Ein gefürchteter Viehräuber im unteren Swakop-Gebiet hieß nach der Farbe seines Haares **!hahāb*, das „Fahlpferd“. Ein friedlicher Alter, der sich beim Wasser ein Tabaksbeet angelegt hatte, das immer grünte (*!am*), hieß *!a-mχab* usw.

Bestimmte Ereignisse liegen zwei anderen Namen zugrunde: **hā-!gyeb*, d. h. „der da kam“, denn der Betreffende wanderte einst von fremd her dem Orte zu, an dem er jetzt seßhaft war. Ein Junge, dessen Mutter kurz nach der Geburt starb, erhielt und behielt den Namen, mit dem ein Hottentott ein Neugeborenes, gleichviel ob Mensch, Lamm oder Kalb bezeichnet, das mit der Milch eines fremden Weibes oder Muttertieres aufgezogen wird: **hā-sib*.

Solche Namen können sich so fest einbürgern, daß sie zeitlebens den Rufnamen des Betreffenden bilden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß solche Beinamen einst die einzigen und ursprünglichen Eigennamen der Hottentotten bildeten und daß sie auch heute noch zu erblichen Hauptnamen werden, also in den Wortschatz der Elternnamen neue Elemente bringen.

Eine persönliche Beziehung auf eine Eigenart des Trägers gibt sich oft nur den Nächststehenden zu erkennen. So habe ich nicht ermitteln können, worauf einige Beinamen Hendrik Witboois, die ich mehrfach hörte, *!hu-iseb*, **!gā-mab* und **kχabu-b* anspielen.

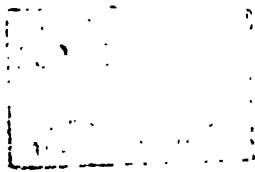
Ein Teil der Beinamen erweist sich als Kose-Bezeichnungen, die nur für gewisse Zeit in Gebrauch sind, dann vergessen oder nur noch



1. 5. 1907

Venag Gustaf, Suva, Fidschi

TUGELAAR KNABEN



gelegentlich angewandt werden. So nannte eine Hottentottin ihr Söhnchen **kχa-ri/kχu-bib*, d. h. „die kleine Vlej“; sie wollte damit ausdrücken, daß sie der Anblick des Kindes so freudig stimme wie der eines Wasserspiegels in der trockenen Einöde. Eine andere Mutter hatte ihre naive Freude an den niedlichen („sauberen“) Schamteilen des Töchterchens und nannte es deshalb *!a-nu+nūi-s*. Ein Hottentottenkind, das von Vaters Seite Negerblut und entsprechend dunklere Hautfarbe hatte, pflegte von seiner Mutter **nū-isagyeanu-s* genannt zu werden, d. h. „die du so nett schwarz bist“.

Auch der Weiße bekommt hie und da seinen Schmeichelnamen. So sprach einst ein Hottentott in dankbarer Erinnerung an eine empfangene Wohltat von einem hochverdienten Missionar, der schwarze Bartkoteletts trug, in einem Bild, das dem Hirten nahe liegt und von keinem Hottentotten anders denn als Kosebezeichnung aufgefaßt wurde: **nūiχōgūrsōatse*, „o, du Sohn des schwarzwangigen Schafs“ (s. Abbild. S. 263).

Der ausgeprägte Sinn des Hottentotten für Satire ergeht sich frei und mit Behagen in Spottnamen für seinesgleichen und seine weißen Herren:

**!kχa-nsab* hieß ein Junge mit vorgestrecktem Bauch (von **!kχan*, sich den Stuhlgang verkneifen); **!go-res+nōa-tsoia-b* ein Junge von ungelinkiger Körperhaltung, dem „der Genickwirbel im After sitzt“; **!hoimχōs*, d. h. die „Bergwange“, hieß ein dickbackiger Neger; **kχōre-b*, d. h. „Knochenbold“, ein magerer Bursche; **!gaorab* hieß ein Schmutzfink, „der ekelhaft schmeckt“ etc.

Knaben in den Übergangsjahren mit ihrem Gemisch von kindlichen und männlichen Zügen fordern den Spott auch eines Hottentotten heraus. So wurde ein solcher Jüngling der besten Flegeljahre **a-ru//gui-b* genannt: Das Wort *aru* bedeutet das Abjagen der jungen Lämmer von den alten Tieren, die auf die Weide gehen, während die jungen bei der Hütte bleiben; das Wort spielt also auf die kindlichen Züge des Flegels an. *//gu-i* bedeutet in der Hirtensprache: einem Vieh, das eigentlich kastriert werden sollte, einstweilen noch die Hoden lassen; das Wort weist also auf die erwachende Männlichkeit des Knaben hin.

Bezeichnend für die Abnahme der Vielweiberei ist, daß ein Mann, der diesen Luxus noch trieb, unter dem Spitznamen **a-mikχoma+gu-ita-raseb* bekannt war, d. h. als einer „der viele (*+gui*) Frauen (*tara-s*) wie ein Strauß (*ami-s*) Hennen hat.“

Am Körper des Weißen findet der Hottentott noch leichter als am eigenen schwache Punkte heraus. Der Eine hat in seinen Augen einen zu langen Hals, er heißt also der „Halsige“, **!ao-χab*; dem Anderen hängt

der Schnurrbart über den Mund (*ams*) wie einem Hunde die Lefzen (**//gaibu·b*) über die Schnauze, er heißt deshalb **//gabū·χaa·mi*.

Der wird nach dem eigenartigen Ausdruck seiner Augen nach einer gleichnamigen Gecko-Eidechse, einer *Pachydactylus*-Art, **//na·nigyemürs*, jener seines Stampfganges wegen **//nō·larib*, der „Fersenmann“, genannt. Einen auffallend langen Menschen nannten die Hottentotten in Kubub *//a·batoma//nao·b*, d. h. „der nicht auf den Wagen zu klettern (*//a·ba*) braucht, um aufzuladen“ (*//naio·*).

Einen anderen nannten sie, *//a·osa//ā·batana·s* (mit weiblicher Endung), weil er den Kopf (*tana·s*) schlaff zur Seite hängen und mit jedem Schritt pendeln ließ, ihn gleichsam auf einem „nassen“ (*//ā* d. h. gleich einem jungsaftigen Blumenstiel noch weichen, haltlosen) Halse (*//aos*) trug. Sein Gegenstück, ein Mann, dessen Männerstolz sich in ständiger Überstreckung des Rückgrats aussprach, nannten die Männer: „den Hohlen“, **//nēib*, die Weiber: **//ā·saχā·b*, weil sein Penis (*χāb*) neu (*//āsa*), d. h. recht gebrauchsfähig war.

Daß der Obeinige (**//kχō·aseb*), der Dickbäuchige (**//ā·etab*), der Rothaarige (**//a·batana·b*), ein jeder sein Epitheton schon eine Stunde nach seinem Erscheinen weg hat, ist selbstverständlich.

Andere Spottnamen spielen auf Begebenheiten an: Ein höherer Beamter, der ab und zu mitten im Marsch vom Pferde stieg, um einen Stein oder einen Käfer aufzulesen, hieß vom ersten Reisetag ab der „Lumpensammler“, **na·boreb*. Ein Anderer wurde **//u·iri//a·ogorab*, „der weißhalsige Rabe“, getauft, nachdem er, der sonst ruppig angezogen war, gelegentlich eines Empfanges im weißen Stehkragen und schwarzem Rock sich sehen ließ.

Ein Soldat endlich, der den ganzen Tag hartnäckig um die Gunst eines Bastardmädchens warb, das ihn abfahren ließ, hieß allgemein unter den Hottentotten seiner Station: **//nū·sore†gā·ib*, „der da sitzt (*†nū*), auch wenn die Sonne (*so·res*) untergeht“ (*†gāi*).

4. Kinderspiele

habe ich vielfach beobachten können.

a) Wo sie eine Nachahmung der Tätigkeit Erwachsener sind, spiegeln sie die Doppelnatur des Hottentotten als eines Hirten und eines Jägers wider. So fangen sich die Knaben gelegentlich Mäuse lebendig ein (eine leichte Aufgabe, wenn sie das Nest gefunden haben), sperren sie als Milchvieh in kleine Lehmkraale und kastrieren die Männchen bis auf eines, das sie als Ramm bei der kleinen Herde halten.

Auf ihren Jagden, mit selbstgefertigten kleinen Bogen und befiederten *Eragrostis*-Halmen als Pfeilen oder mit Steinen als einziger Waffe, sehen sie in den Eidechsen ihre Springböcke, die Rüsselmäuse (s. S. 287, No. 40) sind die Elephanten, ein rattenartiger Nager der Löwe, die Streifenmaus das Zebra. Das erbeutete Wild wird regelrecht abgehäutet und zerteilt. Wer einen Vogel erlegt hat, rupft ihn und macht wie mit Straußenfedern einen guten Handel.

Der Ochsenwagen der Buren ist auch im Namalande so populär, daß ihn die Kinder in ihre Spiele mit übernommen haben. Große flügellose Heuschrecken sind ihnen willkommene Zugtiere. Sie spannen die starken, halb fingerlangen Insekten vor einen kleinen Ochsenwagen, den sie sich selbst zurecht zimmern. An das Trekktau binden sie die Joche und spannen die Tiere regelrecht ein: zuerst den linken Hinterochsen mit der Jochstrippe außen, dann den rechten mit der Strippe nahe am Trekktau usw. Es scheint ihnen weniger darauf anzukommen, den wunderlichen Anblick eines 24köpfigen Heuschreckengespanns zu haben, als darauf, hier ihren Kräften entsprechend nach allen landesüblichen Regeln den Erwachsenen es gleich zu tun.

In ihren gemeinsamen Spielen liegt trotz alles kindischen Treibens im Einzelnen nicht selten ein Ernst von erzieherischem Wert. Die Knaben rotten sich keineswegs immer nur zu kurzem Zeitvertreib zusammen, um dann wieder auseinander zu stieben, sie organisieren sich häufig fest für ein Jahr und länger. Sie wählen sich ein Oberhaupt, Kapitän, der wählt sich einen Vormann; beide nehmen, wie alle älteren, einen jüngeren als persönlichen Diener. Ungehorsam wird nicht nur spielerisch mit Tribut von Tabak oder Kost bestraft, die Strafe ist für einen Jungen, der sich sein Brot selbst zu verdienen hat, oft empfindlich genug. Der Kapitän hat sich jeder Handgreiflichkeit zu enthalten; er beauftragt einen seiner Leute zur Strafvollziehung, wo er sie für angebracht hält. Die Erwachsenen überlassen ihre Knaben dieser Gerichtsbarkeit der eigenen Altersgenossen und stärken damit dieses System der Selbsterziehung der Jugend.

Bei der sinnlichen Fröheife des Volkes ist es nicht zu verwundern, daß Knaben oft schon Geschlechtsverkehr haben, ehe sie den Kinderspielen entwachsen sind. In einem Fall hatte der Liebhaber eine einmalige Abgabe an das Oberhaupt zu entrichten. In einem anderen Falle entschied der Kapitän sogar Streitfragen in Liebessachen, sprach ein Mädchen diesem ab und jenem zu und trat damit weit aus den Grenzen des Kinderspiels.

Wo keine Reibereien mit anderen Spielrotten den kriegerischen Sinn befriedigen, werden gelegentlich Kampfspiele veranstaltet. Hat z. B. einer

der Viehwärter einen Dornbaum mit Wespennestern gefunden, dann bewaffnet sich die Schar mit kurzen Steinschleudern, die sie sich aus einem Stückchen Fell und zwei Riemen herstellen. Etwa 20 Schritte vom Baum entfernt stellen sie sich auf. Es ist jetzt die Aufgabe des Vormannes, auf den Baum zu klettern, von einem der Nester ein Stück loszubrechen und dem Kapitän zu überbringen. Es ist keine leichte Probe auf den Mut des Jungen, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, sich in den bösartigen Schwarm vorzuwagen. Hat er sich dieser Aufgabe entledigt, eröffnet die Bande ein Bombardement auf die Nester. In dem Fall, den ich hier in Erinnerung habe, gelang es den Knaben nicht, die Nester zu zerstören; zur Strafe dafür durften sie an diesem Abend nicht von der Milch ihrer Ziegen trinken, die ihnen wie üblich die Eltern oder der Brotherr zur Nutznießung überlassen hatten.

Das *llabi*-Spiel ahmt im Äußeren nur noch symbolisch, in der Vorstellung aber unmittelbar anschaulich, die Kriegsgebräuche Erwachsener nach. Ein Dorn der Giraffenakazie oder des Dornbaumes wird auf ein etwas über fingerlanges, dünnes Holzstäbchen gesteckt. Dieses pfeilähnliche Spielzeug wird in der Weise, wie die Figur zeigt, zwischen die Finger geklemmt



Haltung der Hand
im Beute-Verlosungs-Spiel.

und unter Abziehen des Daumens nach unten und vorwärts geschnippt, in ein Häufchen fingerlanger Binsenstücke hinein, die entweder offen daliegen oder mit Sand bedeckt werden, damit sie nicht wegspringen, wenn der Dorn zwischen sie fährt. Die gespießten Binsenstückchen sind in der Phantasie der Kinder Kühe, werden dementsprechend *goimati* genannt; die Kinder selbst fühlen sich als siegreiche Krieger, die sich im Hazardspiel in ihre Beute teilen.

Die Nachahmungsspiele der Hottentottenkinder sind insofern noch spezieller beachtenswert, als sie das einzige Stadium im Leben des Mannes darstellen, in dem ein künstlerischer Trieb nach plastischer Betätigung sucht. Die halbwüchsigen Jungen, im Alter etwa zwischen 8 und 16 Jahren, formen sich aus Lehm ihr Spielzeug, brennen den Lehm auch am Feuer, um ihm außer der Härte auch Farbnuancen zu geben.

Den Mittelpunkt der ersten Gruppe nimmt die Figur eines weißen Mannes ein, der hinter dem Pferd steht. Dem Hottentotten mit seiner breiten,

niedrigen Nase fällt der schmale, hohe Nasenrücken unserer Rasse auf und reizt ihn, wie hier, zur Karrikatur. Rechts daneben steht ein rauchendes eingeborenes Weib mit Steatopygie; hinter ihr, bei den Schweinen, ein Junge am dreifüßigen eisernen Burenkochtopf. Am Reitochsen ist das Nasenholz



I.



II.

beachtenswert. Der Fettschwanzhammel stößt sich mit einem Ziegenbock. Der knieende Schütze im Anschlag, mit dem zugekniffenen Auge, ist gut beobachtet.

Fig. II zeigt links ein Straußenpaar, das Männchen durch natürlichen Federschmuck und seine Größe hervorgehoben. Die Giraffe hat der Künstler jedenfalls nicht im Namaland, sondern wohl gelegentlich in einem Tierpark der Kapkolonie gesehen. Die Oryx-Antilope ist an ihrem Stangengehörn, der Springbock an der Lyraform seiner Hörner kenntlich. Von den beiden Skorpionen mit dem drohend erhobenen Stachel ist der rechte der gelungenere. Paviane zu beobachten hat der junge Hirt reichlich Gelegenheit; die hier wiedergegebenen Vorgänge hat er sichtlich mit Aufmerksamkeit verfolgt. Die übrigen Figuren stellen einen Frosch, einen Leguan und eine Schildkröte dar.

Die letzte Gruppe der Lehmfiguren (Fig. III) stellt einen Ochsenwagen dar, den von der Vorkiste aus der alte Bur mit der langen Peitsche dirigiert,



III.

während der eingeborene Tauleiter den Weg sucht. Auf die naturgetreue Wiedergabe der Vorderochsen, die sich stark in die Joche legen, sei besonders hingewiesen.

Was überall in gleicher Weise in diesen plastischen Versuchen sich zu erkennen gibt, ist die Fähigkeit, das Charakteristische des Gegenstandes ohne Reflexion, nur aus lebendiger Anschauung heraus, wiederzugeben. Es ist das dieselbe Ursprünglichkeit, die die Zeichnungen der vorgeschichtlichen Menschen von denen unserer mehr denkend reproduzierenden Kinder (mit denen sie gerade jetzt wieder eingehend verglichen werden) unterscheidet.

Seltsam ist, wie die unzweifelhafte plastisch-nachbildende Fähigkeit des Hottentotten erlischt, wenn das Alter der Kinderspiele vorüber gegangen ist.

b) Wettspiele treiben die Knaben auf zweierlei Art mit Wurfhölzern. Ein armlanger Stock, *lla-rab* genannt, am besten aus dem Holz einer *Rhus*-Art oder einer *Grewia* geschnitten, wird am dicken Ende (von ca. 1 cm Durchmesser) gefaßt und mit kräftigem Anlauf so platt auf den Boden geworfen, daß er elastisch aufspringt und pfeilartig vorwärts schießt.

Verwandt ist das Spiel mit den etwas kürzeren **ikχauts*-Stöcken; sie werden etwas vor dem hinteren, spitz zulaufenden Ende gefaßt und, ebenfalls mit Anlauf, derart von unten gegen einen Busch geworfen, daß ihm die Zweige (besonders die glatten *Cyperus*-Büsche sind geeignet) eine feste Haltung im Flug geben. Der Stock fliegt dann in höherem oder niedrigerem Bogen mit dem schweren Ende voran über Strecken, die ich mit keinem Steinwurf erreichen konnte.

Ihre Fingergewandtheit üben die Kinder hie und da in kleinen Taschenspielerkünsten. Sie nehmen z. B., am Boden hockend, in jede Hand drei Steinchen und werfen, gleichzeitig beide Hände senkend, zwei Steinchen symmetrisch vor sich hin, — wie jedermann glaubt, je einen Stein aus einer Hand. Dann öffnen sie die Hände und zeigen lachend drei Steinchen in der einen und ein Steinchen in der anderen Hand. Es erfordert immerhin einige Geschicklichkeit, aus der eben noch fest geschlossenen Hand zwei Steinchen so zu werfen, daß das eine gerade herunter, das andere seitwärts vor die Nachbarhand fällt.

Auf andere Weise messen sie sich in Gewandtheit, indem sie auf verschnörkelten Wegen, die sie in den Sand gezogen haben, so schnell als möglich daherzulaufen suchen, ohne einen Fehltritt zu tun. Dabei rufen sie einen Bussardartigen Vogel mit den Worten an: „*hisaruse*, *llgama daose*, *hisabese*, *llgama daose*“, d. h. „*Hisarus*, der Wasserweg, *Hisabes* etc.“ (Warum sie gerade diesen Vogel anrufen, ob er ihnen wie der Taubenflug die Richtung des Weges zum Wasser anzeigt, ist unklar.)

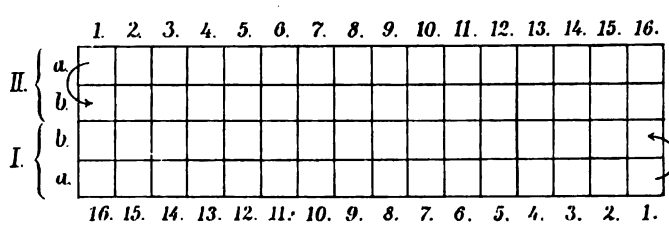
Weit verbreitet in Südafrika und von Hottentottenkindern ebenso gern gespielt wie von Erwachsenen, ist das Grubenspiel, *llhūts* genannt, bei dem ich den Eingeborenen mit besonderem Interesse zugesehen habe, da es Überlegung erfordert und mit Leidenschaft gespielt wird. Ohne Bezug



ikχauts- und
lla-rab-Wurf-
stock.

darauf zu nehmen, wie dieses weitverbreitete Spiel in anderen Teilen Südafrikas gehandhabt wird, seien hier nur kurz die Beobachtungen mitgeteilt, die ich über diesen Gegenstand unter Hottentotten gemacht habe.

a) Das Spiel wird ausgefochten von zwei einander gegenüberstehenden Parteien (*I* und *II*) mit beliebig vielen Teilnehmern. Die Parteimitglieder können jeden Zug gemeinsam beraten, einer führt ihn aus.



β) Das Spielfeld besteht aus 4 Reihen von je 16 bis 22 mit der Hand im losen Sande ausgehobenen Gruben, *ihū-tti*, die

sich gleichmäßig auf beide Parteien verteilen. In der ersten Reihe (*a*) jeder Partei wird jedes Loch mit zwei Marken besetzt, in der zweiten Reihe (*b*) nur die rechte Hälfte jeder Spielfront. Als Marken dienen kleine Steinchen, häufig auch Ziegenmist.

γ) Vier Anfänge sind möglich. Es kann gesetzt werden:

- aus a^7 in b^6 und b^5
- oder „ a^6 „ b^7 „ b^6
- „ „ b^5 „ b^7 „ b^6
- „ „ a^9 „ b^8 „ b^7 .

δ) Das Setzen der Marken. Nur beim ersten Anziehen ist es erlaubt, aus der Mitte der einen Reihe in die andere zu setzen. Im übrigen erfolgt das Setzen, ohne ein Loch zu überspringen, nur gegen die Richtung des Uhrzeigers. Ein Übergang von einer Reihe zur anderen erfolgt für jeden Spieler nur an der rechten Ecke seines Spielfeldes (siehe Pfeil).

Das Setzen besteht darin, daß der Spieler die Marken einer seiner Gruben aufnimmt und einzeln auf die folgenden Gruben verteilt. Diese Marken aufnehmen muß jeder, der beim Setzen mit mehr als einer Marke in einer Grube endet. Die Marken dieser Grube werden also ausgenommen und weiter gesetzt. Kommt in das letzte Loch, das besetzt wird, nur eine Marke zu liegen, so spielt der Gegner weiter; kommen in das jeweilige letzte Loch, das benutzt wird, zwei oder mehr Marken zu liegen und hat gleichzeitig der Gegner in der entsprechenden (gleichzahligen) Grube seiner Reihe *b* eine oder mehrere Marken, so nimmt man die eigene Grube, in der man endete, nicht aus, sondern raubt dem Gegner alle Marken, die,

kurz gesagt, in der Flucht dieser Gruben liegen (d. h. alle Marken, die in den gleichzahligen Löchern der *a*- und *b*-Reihe des Gegners sich befinden).

Die geraubten Marken legt man sich nach den Regeln, die für das Setzen gelten, in die eigenen Gruben. Die Zahl der Marken in einer Grube kann beliebig steigen.

Gewonnen hat, wem es gelingt, dem Gegner auf dem angegebenen Wege alle Marken abzunehmen.

c) Als Phantasiespiel sei endlich eine Kurzweil der Kinder und Frauen genannt, die darin besteht, bestimmte rhythmische Geräusche zu erzeugen. Das eine Spielzeug wird *χa-bubu-s* genannt. Ein rechteckiges, flaches Stückchen Holz wird an zwei Stellen durchbohrt, durch die Löcher ein Riemenfaden gezogen und durch Schwingen die beiden Riemenfäden derartig überdreht, daß durch taktmäßiges Anspannen und Schlaffgeben das Hölzchen von den überdrehten und sich wieder abdrehenden Riemen in lebhaft schwirrende Bewegung versetzt wird. Je nach dem Rhythmus, den sie dabei anwenden, rufen sie sich die Vorstellung erst eines trabenden, dann eines galoppierenden, dann eines durchgehenden Pferdes wach. Durch Blasen gegen das Schwirrhölzchen lassen sie das flüchtige Pferd schnauben. Demselben Zweck dient ein dünnes Stäbchen, dessen Name, *//ha-buhaib* (von *ha-bu* — Durchgehen scheuer Tiere) aus dem Vorhergesagten verständlich ist. Das Stäbchen oder der Halm einer bestimmten Grasart wird zwischen die Lippen genommen und mit dem Finger auf- und niedergeschlagen, daß es im Surren den drohend sich überstürzenden Hufschlag eines wild gewordenen Pferdes nachahmt.

Ehe wir die Kinder verlassen, ist darauf hinzuweisen, wie sie ihr gemeinsames Treiben in Freundschaft verbindet. Knaben unter sich und Mädchen unter sich, oder beide miteinander, betrachten sich, wenn sie gleichalterig (*//hāi*, verb.) und an einem Ort aufgewachsen sind, ihr Leben lang als Alterskameraden, */gui//hāin*. Jeder ist der **//hā-Isab* oder der **//hō-Isab* des anderen. Meist hörte ich sie nicht sich bei Namen nennen, sondern in einer besonderen Form von Vertraulichkeit mit *ao-tse* im männlichen und *a-χase* im weiblichen Geschlecht sich anrufen. Es ist nicht nötig, die Pflichten der Altersgenossen gegeneinander einzeln aufzuzählen; die Generalpflicht der Altersgenossenschaft, die alle anderen einschließt, ist: Zusammenhalten in allen Lebenslagen.

5. Auflösung der Familie

findet unter den heutigen Verhältnissen meist frühzeitig statt. Früher wird der große Herdenbestand, wie bei uns etwa ein großes Bauerngut, die Familie im Interesse ökonomischer Bewirtschaftung und voller Auswertung des Besitzes lange zusammengehalten haben. Heute ist der Hottentott frühzeitig auf Broterwerb im Dienst des Weißen angewiesen und so stieben die Kinder oft schon halbwüchsig auseinander.

Inwieweit der Tod eines der Ehegatten die Familienbande lockert, läßt sich ohne Kenntnis des Erbrechts nicht ermessen. Ich habe in dieser Richtung keine Studien angestellt.

Nur über die Totenbräuche konnte ich mich informieren. Wie sie heute gehandhabt werden, stellen sie ein Gemisch alter Traditionen, christlichen Einflusses und der auch hier fortschreitenden Degeneration des Volkstums dar. Dem Toten werden die Augen zugedrückt, der Leichnam von alten Frauen gewaschen und in Rückenlage gestreckt; die Arme liegen lang herunter neben dem Leib, die Hände sind, mit dem Rücken nach oben, im Schoß nebeneinander gelegt. Felle bilden das Leichengewand; mit der Haarseite nach innen und mit Buchupulver bestreut werden sie um den Körper gewickelt und zusammengenäht. Das Gesicht bleibt bis kurz vor der Beerdigung frei, dann wird ein ausgesparter Fellzipfel darübergedeckt und locker festgeheftet.

Der Tote bleibt allein in der Hütte, auf Decken am Boden liegend. Die Angehörigen, Nachbarn und Freunde bringen die Nacht außerhalb der Hütte gemeinsam mit Singen zu. Noch ehe die Leiche beerdigt ist, fängt der Totenschmaus an. Die Männer, die die Grube graben, essen schon, ehe sie an die Arbeit gehen. Wenn die Grube etwa $\frac{3}{4}$ m breit und knapp mannstief ausgehoben ist, wird in der Tiefe, der einen Längswand des Grabes folgend, eine niedrige enge Seitennische zur Aufnahme der Leiche gehöhlt. Meist am Nachmittag des Tages nach dem Tode findet die Beerdigung statt. Der eingenähte Tote wird auf Riemen heruntergelassen. Dann steigen zwei Männer nach und schieben die Leiche in die Nische stets so, daß sie die Grube zur Rechten hat und das Kopfende nach Westen gekehrt ist. Die Leiche, deren Beerdigung ich mit ansah, wurde in gestreckter Rückenlage gebettet; kauernde Haltung wird als ursprüngliche Sitte angegeben⁶⁸⁾.

Mit dichtem Buschwerk, das den ganzen Boden der Grube deckt, wird die Totennische geschlossen. Auf das Buschwerk folgt eine Steinschicht;

mit Erde oder Sand wird die Grube dann vollends gefüllt und der Hügel aufgeworfen. Den Abschluß bilden wieder Steine, die sich in mehrfachen Schichten über den Boden häufen. Ein großer Stein, senkrecht eingepflanzt, halb armlang aufragend, zuweilen auch eine Gemsbockstange, bezeichnen das Kopfende des Grabes. Die geschilderte Bestattungsweise bildet den besten Schutz der Leiche gegen Hyänen und findet wohl von diesem Gesichtspunkt aus ihre Erklärung.

Alle Angehörigen und Freunde bis zu den kleinsten Kindern, die sonst noch zu keiner Arbeit angehalten werden, helfen das Grab schließen. Wie wir Blumen niederlegen, so streuen sie wohlriechendes Buchupulver auf den Hügel.

Wer nach langer Abwesenheit zum Grabe zurückkommt, legt einen Stein oder ein Holzscheit oder einen Zweig dort nieder. Das gleiche tut jeder, der in den Ort kommt und einen Freund nicht mehr am Leben findet, als Symbol dafür, daß auch er ihn mit bestattet hat.

Wer sanft stirbt, lebt ebenso mild in den Träumen der Überlebenden weiter. Wer im schweren Kampf oder wild phantasierend starb, erscheint den Überlebenden nachts als Schreckgespenst. Die Frage aber, ob der Abgeschiedene an sich in irgend einer Gestalt noch eine Schattenexistenz fristet, habe ich nirgends erwogen gefunden. Ihre Phantasie endet hier in der Sage vom Hasen, dessen Feigheit die Menschen um die Unsterblichkeit, die ihnen der Mond verheißten hatte, betrog (siehe Sage No. XXX).

Regen, Sturm oder dichtes Gewölk, das etwa eine Woche nach dem Todesfall erscheint, gilt hie und da als Zeichen, daß die Galle aus dem verwesenden Körper fließt. Auch jeder Witterungswechsel, Windstille, Sturm, Kälte, Hitze, Gewitter, gelten als eine Sendung des Toten; so hielten die Hottentotten einst eine große Cirruswolke für die Totensendung eines verstorbenen weißen Mannes.

B. Stammesgemeinschaft.

Die Zerstreung der Bevölkerung über weite Gebiete und ihre unstete Lebensweise, beides eine Folge der klimatischen Bedingungen des Landes, hat das gesellschaftliche und staatliche Leben der Hottentotten niemals zu festen Normen erstarren lassen. Zudem haben die Wirren der letzten Jahre, was sich von alten Einrichtungen noch bis vor kurzem erhalten hat, weggefegt, so daß eine geschlossene Darstellung des Zusammenlebens der Hottentotten in Staat und Gemeinde heute gegenstandslos wäre. Dem Reisenden

bleibt hier nur übrig, im Verkehr mit den Eingeborenen auf diejenigen Grundanschauungen zu achten, die vielleicht noch im Volke lebendig sind, auch wenn sie sich nicht mehr offenkundig ausprägen. Das wenige, über das ich hier zu berichten habe, bezieht sich auf die Anschauungen der Hottentotten in Fragen des Eigentums, des Geschlechtsverkehrs und der Macht.

1. Eigentum.

Im Nara-Buschfeld des Kuiseb-Gebiets hinter der Walfischbai liegen wohl die einzigen Fälle von Privatbesitz nicht beweglicher Güter vor. Die Hütte ist bewegliches Gut und die sogenannten Gärten sind dem Hottentottenbesitz etwas ursprünglich Fremdes, das hier nicht mitzählt. Die nutzbaren Strecken des Landes, die Weidegebiete, sind Allgemeinbesitz der Familien, die ihr Vieh auf ihnen stehen haben. Das Recht auf dieses Weidefeld besteht aber nur so lange als keine stärkere Gemeinschaft es streitig macht; Kämpfe um Weide und Vieh sind von den ältesten Zeiten ab zwischen den Hottentotten ausgefochten worden. Der Mangel einer Organisation, die über die engen Stammesgrenzen hinausginge, hat viel zur Zersplitterung nationaler Kraft beigetragen.

Innerhalb des Stammes (dem Weißen gegenüber gilt eine andere Moral) ist das Privateigentum an beweglichem Gut, also vor allem an Vieh, genügend geschützt. Diebstahl gilt hier als schweres Unrecht und wird auf das strengste bestraft (siehe Macht).

Die Tilgung einer Schuld (wieder nur unter ihresgleichen) gilt zwar als Ehrensache, wird aber oft genug leicht genommen: „*!aūs ga #arexa ota nī ra ma tsi*,“ d. h. „wenn der Klippdachs einen Schwanz bekommt (also niemals), dann werde ich Dir's zurückgeben“.

Bei aller Strenge in der Wahrung seines Eigentumsrechts liegt dem Hottentotten doch Geiz fern. Er teilt nicht nur mit seinesgleichen sein Letztes, er ist auch (und war es vor allem, wie alle älteren Berichte bezeugen), von hervorragender Gastlichkeit dem durchreisenden Fremden gegenüber. Es wäre überflüssig, hier noch einmal zu beweisen, daß diese Gastlichkeit nicht lediglich in kluger Berechnung auf einen Vorteil gewährt wurde, sondern einem tief eingewurzelten Zug von Brüderlichkeit entspricht.

Dieser Charakterzug gibt sich auch in einer Art Liebesgaben-Verhältnis kund, für das wir im Deutschen keine Bezeichnung haben, das deshalb am besten bei seinem Eingeborenennamen **soregus* genannt wird. Die Sore-schaft wird durch Zutrinken eingeleitet. Mit den Worten: „*ū soreb*“ oder

„*sore llgams*“, d. h. „das ist Sorewasser“, wird dem oder der Erwählten ein Trunk gereicht, von dem der Geber selbst zuerst einen Zug getan hat. Ein Knabe, der auf diese Weise in ein näheres Verhältnis zu einem alten Hottentotten trat, bekam ein Pferd und etliche Stück Kleinvieh geschenkt; er überlebte seinen Wohltäter, fühlt sich aber noch heute verpflichtet, dessen Kindern später — darüber mögen 20 Jahre vergehen — einmal ein Gegengeschenk zu machen, wenn ihn auch niemand dazu zwingen könnte. Auch Frauen untereinander treten in dieses Verhältnis. Ohne nach einer Gegenleistung zu fragen, schenkte eine Frau ihrem kleinen Günstling, einem Mädchen, mehrere Ziegen; nach Jahren bekam sie dafür einen Sack Kaffee gelegentlich geschenkt. Charakteristisch für das Soreverhältnis ist, daß es keinerlei Rechtsschutz, wie etwa ein Tauschgeschäft, beansprucht, sondern lediglich auf gegenseitigem Vertrauen beruht. Eine Kritik der treibenden Motive gab mir in keinem Fall Anhalt zu der Annahme, daß Gewinnsucht im Spiele war: Gebefreudigkeit als ein Charakterzug des Volkes ist jedenfalls eine der Triebfedern des Sorebrauchs. Ob sie die ursprüngliche war oder ob hier geschlechtliche Neigungen von vornherein mitspielten (s. weiter unten), wage ich nicht zu entscheiden.

2. Der Geschlechtsverkehr

der Hottentotten wird nicht mehr wie früher im Interesse der Stammesgemeinschaft durch Sittenvorschriften geregelt. Heute stößt man sich — mit Ausnahme der treu zu den Lehren der Mission haltenden Familien — selbst an den freiesten Geschlechtsverkehr nicht mehr. Ehedem war Sittensstrengung auch unter den Hottentotten zu finden. Augenzeugen aus der Zeit vor 30—40 Jahren berichten, daß ein Mädchen, das sich vergangen hatte, in Gegenwart des Schuldigen von ihren Eltern mit Riemen gepeitscht wurde und daß sich dann der Mann in Gegenwart des Mädchens derselben Strafe unterziehen mußte. Ähnlich wurde mit einem Mädchen verfahren, bei dem die massierenden Frauen Striae als Zeichen einer alten verheimlichten Schwangerschaft fanden. Heute denken die Hottentottenmütter anders. Die Moral unter Verheirateten ist nicht besser. Das oben genannte Soreverhältnis, das zwar in einem großen Teil der Fälle durchaus ehrbar ist, bedeutet in anderen Fällen eine verschwiegene Übereinkunft zu intemem Verkehr außerhalb der Ehe.

Auch die Zauberei steht hier und da im Dienst der Unzucht; *inatminaim* bedeutet das Behexen zur Sicherung der Liebe: Das Mundstück der Pfeife

wird unbemerkt mit dem Inhalt der Medizindose bestrichen; der Mann raucht an und reicht die Pfeife der Frau, deren Liebe er sich verschaffen will.

Vergewaltigungen werden natürlich trotz aller Sittenlosigkeit als schweres Unrecht empfunden; man würde das kaum erwähnen, wenn man nicht ab und zu einer gegenteiligen Auffassung bei den Weißen im Lande begegnete. Einem Hottentotten, der sich unverbesserlich nachts in die Hütten schlich, um allein schlafende Frauen zu vergewaltigen, wurde (dem Bericht eines alten Hottentotten nach) ein Hoden ausgeschnitten, mit der Drohung, im Rückfall auch den anderen lassen zu müssen. Der diese Halbkastrierung vorgenommen hatte, starb kurz darauf, und darin sahen die Hottentotten des Kraals einen Fingerzeig, daß ihre Methode doch nicht einwandfrei sei, und wandten sie seitdem nicht wieder an. Derartige Fälle haben vielleicht Anlaß zu der Vorstellung gegeben, daß halbseitige Kastrierung ein Brauch der Hottentotten sei.

Abtreibungen sind nichts ungewöhnliches. Ein heißer Aufguß von alten Klippdachsharn (s. Analyse im Anhang), wenn nötig, mehrere Tage hintereinander getrunken, gilt als wirksames Abtreibemittel. Die Prozedur selbst nennen sie bezeichnenderweise **ā//nāi*, d. h. „Trinken und Fallen“.

Um das wenig erfreuliche Bild zu vervollständigen, sollen die Flüche sexuellen Inhalts, die man häufig hört, nicht verschwiegen werden. Zuvor sei betont, daß selbst bei freiestem Geschlechtsverkehr (wähllos-handwerksmäßige Prostitution ausgenommen) das Schamgefühl meist nicht verloren gegangen ist. Die Tat ist frei, Blicke und Worte verletzen. Deshalb werden Schimpfreden, die das Schamgefühl laut beleidigen, wie das häufige „*gai-χāba ū*“, „Du mit dem großen Penis“ auch von den wenigst Prüden als Herausforderung empfunden. Die Häßlichkeit des Bildes verstärkt dann weiter die Beleidigung: „*jara χāba ūts*“, „Du mit dem Penis gleich dem Schamwulst des Pavians“. (**!a-ras* ist die grell gerötete, periodisch dick anschwellende, nackte Hautwulstung im Umkreis der Scham des weiblichen Pavians).

Am schwersten sind die Flüche, die außer dem Schamgefühl auch die Pietät verletzen, indem sie mit dem Beschimpften selbst gleichzeitig dessen Mutter oder dessen Schwester treffen: „*!hāi#nūisōats*“, „Du (*-ts*) Sohn (*ōab*) der Scham (*#nūis*, vulva), ekelhaft wie die Milch-Kalabas-Schmutzkruste“ (*!hāis*). Der Fluch: „*sa !gāsa χāë*“, „Treib Schande mit Deiner Schwester“, kann selbst den stumpfsten Hottentotten zur Wut stacheln.

Mehr darauf abzielend, den Beschimpften lächerlich zu machen, ist der Zuruf: „**gūits go hā o*“, „ei, Du bist ja steif geworden“ (**gūi*, Erektion haben).

Die Zustände im Verkehr der Geschlechter dokumentieren den rapiden Verfall des sozialen Lebens der Hottentotten.

3. Die Macht

innerhalb der Stammesgemeinschaft lag noch zur Zeit meines Aufenthalts im Namaland wie von alters her in der Hand eines Oberhauptes, *gao-aob* oder **gao-b*, eines „Kapitäns“, und eines Rates älterer Männer, mit dem der Kapitän alle wichtigen Angelegenheiten, je nach der Persönlichkeit bald selbstherrlich führend, bald selbst geschoben, besprach. Das Recht, im Rat zu sitzen, ist nicht an bestimmte Bedingungen geknüpft: Fähigkeit, Erfahrung und Alter qualifizieren. Im einzelnen aber steht heute diese althottentottische Regierungsform schon stark unter dem Einfluß kapholländischer Vorbilder und christlicher Elemente (vergl. den Troß Hendrik Witboois)⁷³).

Sind die Werften der Hottentotten, die unter einem Kapitän stehen, weit voneinander entfernt, so setzt der Kapitän einen Mann aus seiner Verwandtschaft als eine Art Statthalter über die fernen Werften ein. Auf diesem Wege verzweigt sich die Herrscherfamilie in räumlich getrennte Sippen, die mit besonderem Namen (häufig einem ihrer Vorfahren entlehnt) unterschieden werden. So unterscheiden die Topnaars in der Verwandtschaft ihres Kapitäns: *!hai-begu*, *mū!(e)in* und *!norabagu*.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden, über Wanderzüge und Handelsbeziehungen, die Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten und die Verhängung von Strafen waren noch bis vor kurzem die Machtbefugnisse des Kapitäns und seines Rats. Der letzte Auflehnungsversuch der Hottentotten gegen die weiße Oberherrschaft wird bald restlos mit der eingeborenen Regierungsform aufgeräumt haben. Mit Hendrik Witbooi ist ihr letzter, in seiner Art respektabler Vertreter dahingegangen.

C. Das Verhältnis der Hottentotten zu den fremden Menschenrassen in ihrer Heimat und Nachbarschaft

soll uns hier nur kurz und nur in seinem persönlichen Moment, soweit es zur Charakteristik des Eingeborenen beiträgt, beschäftigen.

Man nimmt unbestritten an, die Hottentotten hätten ihrem Selbstbewußtsein dadurch Ausdruck gegeben, daß sie sich über alle anderen

Menschen erhebend *Kχoī-kχoīn*, „Menschen der Menschen“, nennen, in demselben verherrlichenden Sinne wie wir etwa von einem „Buch der Bücher“ reden. Diese Auffassung ist zu modifizieren. Fragt man einen Hottentotten: „*mā ihaos kχoētsa?*“, d. h. wörtlich „ein Mensch welchen Stammes bist Du?“, so antwortet er entweder: „*na-imata*“, „ich bin ein Nama“, oder er setzt diese Kenntnis voraus und sieht dann in der Frage einen Zweifel an der Reinheit seines Menschentums: seine Antwort lautet in diesem Fall: „*kχoē-kχoēta*“, „ich bin ein echter Mensch“. Die Verdoppelung hat hier denselben Sinn wie in der Antwort eines Hottentotten, den ich auf die skeptische Frage: „*tarebe hāba?*“, „was für ein Pferd ist das?“, erwidern hörte: „*hā-hāba gluimo*“, „ei, doch ein Pferd-Pferd“, d. h. ein echtes Pferd. Mit der Verdoppelung der Bezeichnung „Mensch“ drückt also der Hottentott im gegebenen Falle aus, daß er ein Mensch ohne fremde Zutat ist, kein Zwitterwesen wie etwa ein Buschmanns-Bastard oder wie der verachtete Bergdamara, der ihrer Auffassung nach mit dem Pavian verwandt ist (siehe Sage No. XV). In demselben Sinne würde der Hottentott die Antwort „*kχoē-kχoēta*“ auch aus dem Munde eines Weißen verstehen. Wenn also die Benennung *kχoī-kχoīn* eine Sammelbezeichnung für sämtliche Hottentottenstämme war (sie scheint als solche heute nicht mehr im Volke lebendig zu sein), dann hat sie nicht den Sinn von „Menschen-Elite“ gehabt, sondern ist nur der Ausdruck dafür gewesen, daß sich der Hottentott inmitten der Völker, die ihn umgeben, seiner „Echtheit“, d. h. des rassenreinen Ursprungs seines Menschentums bewußt ist. Das schließt nicht aus, daß er das gleiche auch anderen Völkern zuerkennt. Im einzelnen bestimmt aber die Erfahrung seine Wertschätzung einer fremden Rasse. In seinem persönlichen

1. Verhältnis zu den übrigen Eingeborenen Südafrikas

a) nimmt der Buschmann die tiefste Stelle ein. Die Buschmänner sind wohl von allen südafrikanischen Menschenrassen dem Hottentotten am ältesten verbunden. Aber wann und wie sie seine Sklaven wurden, wissen wir nicht. Sie werden mit Verachtung und äußerster Strenge behandelt. Viehdiebstahl, den sie als besitzlos nicht mit Eigentumsstrafen büßen können, verwirkt meist den Tod. Das nomadisierende Jägerleben der kläglichen Buschmannsreste im Namaland läßt einen Anschluß ihrer Familien an die ihrer Herrn meist nicht zu und läßt das Abhängigkeitsverhältnis lockerer erscheinen, als man gewöhnlich mit dem Begriff des Sklaventums verbindet.

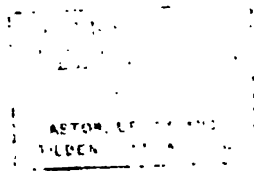


Verlag Gustav Fischer, Jena



Verlag Gustav Fischer, Jena

BUSCHIMANN AUS DEM SANDFELD, VOM STAMM DER GORANIN



Es ist weniger auf Zwang begründet als auf freiwilliger Unterordnung des Schwächeren, in der Erwartung kleiner Vorteile im Lebensunterhalt, wenn auch mit dem Bewußtsein völliger Rechtlosigkeit im Hintergrunde. Enger sind

b) die Bergdamara oder „Klippkaffern“ der Hottentottenfamilie angegliedert. Auf den rätselhaften Ursprung und die ethnologischen Merkmale dieser tiefschwarzen, gedrungenen, mittelgroßen Menschen gehen wir ebenso wenig wie auf die der Buschmänner ein, auch hier interessiert uns nur die Stellungnahme der Hottentotten.

Die erste Berührung der Hottentotten mit den Bergdamara reicht über die Zeit zurück, aus der uns geschichtliche Daten überliefert sind. Denn schon Pieter Brand, der Begleiter des entdeckungsfreudigen Willem van Reenen¹⁴⁾, der im September 1791 eine Expedition in das Groß-Namaland führte, fand bei den Bergdamara die Sprache der Hottentotten im Gebrauch; die eigene Muttersprache schien damals schon wie heute vergessen gewesen zu sein. Obwohl die Bergdamara unter deutscher Schutzherrschaft ihre Freiheit erhalten haben und wie vom Joch der Herero, so auch von dem der Hottentotten befreit sind, sind sie doch bei den letzteren wie die Buschmänner vielfach in freiwilliger Abhängigkeit als Hausgesinde geblieben.

Obwohl allgemein als gutartig und anleitsam bekannt und dementprechend vom Weißen geschätzt, ist dem Bergdamara der geringschätzig Name, den seine Unterdrücker ihm gegeben haben, doch geblieben. Der Hottentott nennt die Bergdamara *χau-daman*, d. h. „Scheißkaffern“, ich hörte sie auch als *#hau-ikχoïn* bezeichnet werden, d. h. (nach Angabe der Hottentotten selbst) „Mistmensen“*). Eine freundliche, halb scherzhaft, auch für den Pavian gebrauchte Anrede, mit der der Hottentott sich gelegentlich an einen Bergdamara wendet, ist **/no-ro ikχo-nibetse*, mit einer mir unklaren Anspielung auf eine eßbare Pflanze; oder er nennt ihn ebenfalls wie den Pavian, **/hu-nitsi /thai-tse*, spottend, er sei so fahl (*/thai*) wie der *ihunis*-Baum (eine *Boscia*-Art).

*) Abgeleitet von **#hau/b* (Mist. Krönlein⁵⁷⁾) kennt dieses Wort nicht und leitet die genannte Bezeichnung, die sich nach ihm die Bergdamara selbst gegeben haben sollen, von dem Wort für „richtig sein“ ab, das aber für mein Ohr nicht *#haul* sondern mit getrennter Aussprache der beiden Vokale und steigendem (Terz) Worttonfall *#hau* lautet. Ich kann der Krönleinschen Anschauung die meinige nur als nacktes Resultat meiner Aufnahmen ohne Entscheidung, welcher von beiden der Vorzug gebührt, gegenüberstellen. Schinz⁵⁸⁾ schreibt irrtümlicherweise */haukhoin*, und sein Setzer verwechselt den Schnalzer noch weiter im Register.

c) Von den Stämmen, die man auf Grund ihres gemeinsamen Sprachbaues als Bantu zusammenfaßt, können wir die Ovambo, *inabe-n*, und die Betschuanen, *b(e)rin*, d. h. Ziegen, als nur gelegentlich mit den Hottentotten in Berührung gekommen, übergehen. Nur mit einem Bantustamm haben die Hottentotten in Jahrhunderte alter Feindschaft ihre Kräfte gemessen, mit den Ovaherero, die vor etwa 100 Jahren von Nordosten in die Länder süd-



Herero von 17 Jahren mit geöffnetem Munde, zur Demonstration des Zahnzeichens: Ausbrechen der 4 unteren und Ausfeilen der oberen mittleren Schneidezähne.

lich des Kunene eindringen⁷⁰). Vom Hottentottentamm der Roten Nation und dem Anhang Jonker Afrikaaners wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Macht der andrängenden Herero gebrochen. Von Anfang der 60er Jahre ab wandte sich aber das Blatt und nach blutigen Kämpfen unterlagen die Hottentotten endgültig. Zu einem Abhängigkeitsverhältnis der Sieger und Besiegten, ähnlich dem der Hottentotten und Bergdamara, ist es nicht gekommen.

Der reiche Viehbesitz, um den sich die ganzen Kämpfe drehten, hat dem Herero den Namen *goima-damab*, d. h. „Rinderkaffer“ gegeben. Eine andere spöttische Bezeichnung für die Herero ist **#na-intomagye//habo-kχoīs-ō-an* d. h. „die Menschen- (*kχoīs*, fem.) Kinder (*ō-an*) mit Fellschuhen (*//habo-*), die sich nicht (*toma*) umsehen (*#nain*)“: Der verschlagene Hottentott, der nie einen Platz verlassen wird, ohne zurückzusehen, um sich zu orientieren, was hinter seinem Rücken vorgeht, gibt der Achtlosigkeit seines Gegners mit diesem Spitznamen Ausdruck.

lich des Kunene eindringen⁷⁰). Vom Hottentottentamm der Roten Nation und dem Anhang Jonker Afrikaaners wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Macht der andrängenden Herero gebrochen. Von Anfang der 60er Jahre ab wandte sich aber das Blatt und nach blutigen Kämpfen unterlagen die Hottentotten endgültig. Zu einem Abhängigkeitsverhältnis der Sieger und Besiegten, ähnlich dem der Hottentotten und Bergdamara, ist es nicht gekommen.

Der reiche Viehbesitz, um den sich die ganzen Kämpfe drehten, hat dem Herero den Namen

goima-damab, d. h. „Rinderkaffer“ gegeben. Eine an-

2. Das Verhältnis der Hottentotten zur weißen Rasse.

a) Die erste Berührung des Hottentotten mit dem weißen Mann, *ihūb*, fällt in das Ende des 15. Jahrhunderts, in die Glanzzeit der Portugiesen. Neugierde und Wissensdurst auf der einen, Furcht auf der anderen Seite waren die begreiflicherweise vorherrschenden Empfindungen bei der ersten Begegnung. So mußten Vasco da Gama's Leute¹⁴⁾ die Eingeborenen, die sie im November 1497 am Fuße eines Hügels in der St. Helenabai entdeckten, umzingeln und wie ein Stück Wild einfangen, um überhaupt mit ihnen Fühlung zu gewinnen. Die gute Behandlung des einen glücklich Ge-griffenen und reich beschenkt wieder Entlassenen lockte andere seines Stammes zum Schiff; auch sie kamen auf ihre Rechnung und so war man beiderseits im besten Einvernehmen.

Mißtrauen, in der Unmöglichkeit begründet, sich ausreichend zu verständigen, zerriß bald das eben geknüpfte Band. Der Soldat Fernão Veloso war auf dem Weg, die Eingeborenen zu ihrem Dorfe zu begleiten, als er Verdacht an ihrer rechtlichen Gesinnung schöpfte und eilig zum Schiff sich zurückwandte. Die Hottentotten folgten ihm — wie es schien, nicht in feindlicher Absicht, denn es wäre ihnen leicht gewesen, ihn niederzumachen; — die Mannschaft an Bord wurde mobil gemacht, Bewaffnete an Land gesetzt, und mit blutigen Köpfen trennten sich die Parteien, ohne offenbar zu wissen, was denn der Grund des ganzen Auftritts gewesen war. Mißtrauen scheint auch die Ursache einer Plänkelei gewesen zu sein, die um 1503 Saldanha mit den Hottentotten in der Nähe des Tafelberges bei Kapstadt hatte.

Der heißblütige Entschluß, eine anscheinend selbstverschuldete Prügelei zwischen Hottentotten und Schiffssoldaten mit einer Strafexpedition zu rächen, trieb dann am 1. März 1510 über 60 Portugiesen ins Verderben. Es erscheint uns heute unfasslich, wie um einer Lappalie willen, die kein Menschenleben gefordert, nur den Stolz verletzt hatte, der durchreisende Vizekönig von Indien, Francisco d'Almeida, diesen Rache- und Viehraubzug, bei dem selbst Kinder aus dem friedlichen Kraal entführt wurden, nicht nur dulden, sondern in eigener Person leiten konnte. Er fand dabei mit einem Dutzend Würdenträgern unter Stock- und Steinschlägen und Assagaistischen seinen Tod.

Die Nachfolger der Portugiesen am Kap, die Engländer (s. S. 24) machten gute Erfahrungen mit den Hottentotten. Der Handel ging gut (für ein Messer wurde ein Schaf, für zwei Messer ein Ochse eingehandelt)

und Raubereien fanden nicht statt. Aber auf die Dauer werden die Beziehungen der Weißen zu den Eingeborenen unter der Gewohnheit der Portugiesen sowohl wie der Engländer gelitten haben, Verbrecher am Kap auszusetzen, Männer, die in der Heimat Leben oder Freiheit verwirkt hatten, aber als Spürhunde gegen Hottentotten noch verwendbar schienen. Obwohl uns über das Schicksal dieser Deportierten wenig, über ihr Treiben im Einzelnen fast nichts bekannt ist, so spricht doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie den Eingeborenen weder Respekt noch Vertrauen unserer Rasse gegenüber eingeflößt haben.

So trafen die Holländer zu Anfang des 17. Jahrhunderts schon übel vorbereiteten Boden an; sie trugen selbst nichts dazu bei, ihn zu verbessern⁶⁹), bis Johann van Riebeeck in der klaren Erkenntnis, daß die Erschließung der natürlichen Hilfsmittel des Landes nur mit Hilfe der Eingeborenen eingeleitet werden könne, System in den Verkehr der gelben und weißen Rasse brachte.

Für die Zeit der ersten näheren Anknüpfung zwischen Holländern und Hottentotten ist das Tagebuch van Riebeeck's ein um so wertvolleres Dokument, als es nicht nur Tatsachen, sondern in den täglichen kleinen Entwicklungsphasen der Handlung, die alle kurz und klar eingetragen werden, auch die Motive und Ziele der Beteiligten registriert. Hier kommt nicht nur der Geschichtsschreiber, sondern auch der auf seine Rechnung, der mit psychologischem Interesse die Begegnung zweier extremen Menschenrassen verfolgt. Wir müssen uns hier mit Hinweisen begnügen: Im ersten Stadium herrschte gegenseitig freundliches Entgegenkommen, und beiderseits befriedigende Geschäfte wurden abgeschlossen. Kupfer und Tabak, daneben Spirituosen, bildeten die besten Tauschartikel. Drei Pfund Plattenkupfer und $\frac{1}{8}$ Pfund Tabak war der Preis einer Kuh, ein Pfund Plattenkupfer und etwas Tabak wog ein Schaf, $\frac{1}{4}$ Pfund Kupferdraht und etwas Tabak ein Lamm auf. Wildpret, hie und da Elefantenzähne und junge Strauße, wurden wohlfeil eingehandelt.

Im zweiten Stadium führt ein Erlahmen der Nachfrage nach Kupfer zu Preissteigerungen von Seiten der Hottentotten. Die Hottentotten wollen, nachdem ihr Kupferbedarf gedeckt ist, ihr Vieh, von dem sie leben, nicht weiter veräußern. Frisches Schlachtvieh ist aber unentbehrlich für eine befriedigende Proviantierung der Indiefahrer, und da diese Proviantierung der einzige Zweck der weißen Ansiedlung in Südafrika ist, so ist der Viehbesitz für den Holländer am Kap nicht minder eine Lebensfrage wie für

den Hottentotten. So treten die ersten Verstimmungen ein und mit ihnen wird wieder das alte Mißtrauen wach — nicht ohne Grund, auf beiden Seiten. Der Hottentott kann der Versuchung, sich mühelos wieder in den Besitz des veräußerten Viehes zu setzen, nicht widerstehen und stiehlt. Was er weiterhin noch veräußert, ist minderwertige Ware; er nährt dabei bei den Weißen Hoffnung auf guten Nachschub und täuscht sie am Ende.

Auf der anderen Seite hat auch der Holländer, durch dieses Verhalten der Hottentotten gereizt, keine sauberen Hintergedanken. Er wartet nur auf den geeigneten Augenblick, seine Interessen brutal durchzusetzen und verbirgt sie bis dahin geschickt. Wie man vorher in England die Verwendung von Verbrechern als Avantgarde gegen die Hottentotten mit der Begründung anführte, es sei das für diese Sträflinge „eine sehr barmherzige Tat und ein Mittel, sie zu Gott zu führen, indem man ihnen Zeit zur Buße ließe, Vergebung für ihre Sünden zu erflehen etc.“, so wurde der holländischen Indien-Handelsgesellschaft von ihren Berichterstattern (26. Juli 1649) im Anschluß an gut kaufmännische Kalkulation der Bau einer befestigten Station am Kap auch mit der Begründung empfohlen, daß damit durch Heidenbekehrungen „viele Seelen zu Gott gebracht würden, — sicherlich die ausgezeichnetste Tat, den Namen des Allerheiligsten zu verherrlichen und sein heiliges Evangelium zu verbreiten. Auf diesem Wege wird auch Ihr Unternehmen in Indien mehr und mehr gesegnet werden.“ Van Riebeeck glaubt auch ohne daß man dem lieben Gott Aktienanteile anbietet, zum Ziele zu kommen. Er hofft, die Vertrauensseligkeit der Hottentotten zur rechten Zeit zu einem Viehraub großen Stils und einem ergiebigen Sklavengang für Indien ausbeuten zu können (Tagebucheintragung vom 13. Dezember 1652). Daß er zu diesem Zweck, seinen Verdruß herunterkämpfend, überall Nachsicht und Freundlichkeit an den Tag legt, wird ihm von Seiten der Hottentotten als Schwäche gedeutet. Gleichzeitig wächst die Erbitterung auf dieser Seite in dem Maße, als sich der Eingeborene durch die Fremdlinge von wertvollen Strecken seiner alten Weidegründe verdrängt sieht.

So kommt es im dritten Stadium zum offenen Ausbruch der Feindseligkeiten, kompliziert durch Verräterei eines einzelnen einflußreichen Hottentotten, der mit den Holländern und mit seinesgleichen doppeltes Spiel trieb. Viehraub und Mord hüben und drüben schienen jedes Einvernehmen für immer zu vereiteln; aber mit der Zeit bahnen sich friedliche Beziehungen neu an und der Tauschhandel blüht wieder. Dieser unberechenbare Wandel von Freundschaft und Feindschaft kennzeichnet den Verkehr der Weißen

mit den Hottentotten von Anfang an, kennzeichnet ihn bis in unsere Tage, in denen die Beziehungen der beiden Rassen über gelegentliche Reibereien hinaus immer ernster in das Stadium bewußt tiefgreifender Interessenskollisionen eintraten.

Wir wollen hier keine Geschichte der Hottentottenkämpfe geben; wer sie schreiben will, müßte im einzelnen verfolgen, wie aus der kleinen Feste und dem Gemüsegarten der holländischen Indiengesellschaft die Kapkolonie des britischen Weltreichs wurde. Uns kommt es nur darauf an, die Typen kennen zu lernen, die in den Kämpfen der folgenden Jahrhunderte auf weißer Seite ausschlaggebend waren. Wir haben hier an van Riebeecks Gründung anzuknüpfen. Sie erhielt in erster Linie aus Holland, nach Aufhebung des Edikts von Nantes auch aus Frankreich neuen Nachschub, den Stamm der heutigen Burenbevölkerung.

b) Der Bur ist der Kulturpionier Südafrikas geworden. Ein wetterharter Körper, im neuen Klima ungeschwächte Fruchtbarkeit, Beharrlichkeit und ein Minimalmaß körperlicher und geistiger Bedürfnisse befähigten ihn, mit den wenigen Kulturmitteln, die er aus der Heimat mitbrachte, dauernde Ansiedlungen zu gründen und sich immer tiefer ins Innere des Landes vorzuschieben. Die Geschichte zeigt ihn uns hier als brutalen Egoisten. Um zu verstehen, wie der Hottentott sich zu ihm gestellt hat, muß man den Buren heute in den entlegenen nördlichen Teilen der Kapkolonie aufsuchen. Hier begegnet man noch einem starken Rest jenes Selbstherrenwesens, das dem Buren im 17. und 18. Jahrhundert auf seiner einsamen Vorpostenlinie der Zivilisation zur zweiten Natur geworden ist; das läßt ihn nur da sich heimisch fühlen, wo im Umkreis vieler Meilen kein Weißer in den Bereich seiner Hütte kommt, wo nur er sich selbst, seiner Familie und vor allem den Eingeborenen, die in seiner Gewalt sind, Recht und Sitte vorschreibt. Nur mit Murren fügt er sich heute dem Gesetz, vor dem der Eingeborene ein Wesen mit Menschenrechten ist. Der Sinn für Nächstenpflichten, wo sie zum Wohle des Ganzen mit irgend einer ernststen Verzichtleistung für den Einzelnen verknüpft sind, ist diesem Familieneinsiedler im nördlichen Klein-Namaland noch kaum wieder aufgedämmert, weder auf politischem, noch sozialem, noch religiösem Gebiet. Selbst eine formale Eheschließung gilt ihnen vielfach für unnötig; daß ihre Kinder vor dem Gesetz illegitim sind, kümmert sie nicht; daß sie ungetauft aufwachsen, tut dem Ansehen der christlichen Familien unter ihresgleichen keinen Abbruch. Ende der 90er Jahre deckte ein englischer Geistlicher solche paradiesischen Zustände

in dem Landstrich zwischen der Oranjemündung und Port Nolloth auf. Da wurden dann bärtige Männer getauft und Großeltern getraut, um die Enkel ehrlich zu machen. Der einzige soziale Instinkt, der in diesen Buren noch lebendig ist, ist ihre Gastlichkeit.

Dieser Mangel eines politischen Zusammenschlusses degradiert den Buren des Namalandes in den Augen der Hottentotten. Ihm ist die erbliche Kapitänenschaft der stolze Ausdruck seines angestammten Landbesitzrechts sowohl als eines (nach seinen Begriffen) geordneten Nationallebens. Von diesem Standpunkt aus verachtet der Hottentott, von seinem Haß gegen den Eindringling abgesehen, noch heute den einsiedelnden Buren als zugelaufen und herrenlos, weist zum Vergleich auf die Deutschen, die doch, wie er selbst, einen Oberkapitän hätten und eine Nation seien, wie die ihrige.

Weit stärker als solche nationale Empfindungen sind die rein menschlichen Gefühle, die dem Hottentotten den Buren für immer entfremdet haben. Der Bur ist dem Eingeborenen von vorn herein mit jener prinzipiell jeder Verständigung unzugänglichen Verachtung der farbigen Rasse, die auch dem Kaukasier auf der niederen Stufe seines Rassen- und Nationalitätsbewußtseins eigen ist, unverhohlen gegenübergetreten. Noch heute bezeichnet der Bur den Hottentotten schlechtweg als „schepsel“, d. h. als ein Geschöpf im Sinne eines Wesens, das nun einmal neben ihm noch existiert wie so manches andere Unverständliche oder Überflüssige in der Welt. Oder er nennt den Hottentotten „geel goed“, „gelbe Ware“, die man wie Vieh einspannen oder verhandeln kann. Die Gewohnheit, Hottentottenkinder aufzugreifen und aufzuziehn, „groot maak“, ist heute weniger lohnend als früher, da der Hausherr noch über Leben und Tod seiner Leibeigenen frei verfügte und Ungehorsam oder Entlaufen kurzerhand mit Erschießen bestrafte. Daß ihm die nachdrängende Kultur diese alten Gewohnheitsrechte genommen hat, ist dem Burentypus, den ich im Klein-Namaland kennen lernte, ein Hauptmotiv, die englische Herrschaft (die ihn im übrigen so frei als nur denkbar gewähren läßt) zu verabscheuen.

Diese Buren waren komisch enttäuscht, als sie erfuhren, daß auch auf deutschem Gebiet, in das sie auswandern wollten, der Hottentott Rechte habe. Näher mit den Buren bekannt geworden, suchte ich mir im Gespräch Aufklärung darüber zu verschaffen, wie wohl in ihren Augen der Gott, vor dem sie dreimal am Tage auf den Knien liegen, ihre Auffassung der Nächstenliebe farbigen Menschen gegenüber ansehen möge? Man verwies mich auf die Bibel. Ich würde ihre Argumentation aus dem alten Testament

nicht ernst genommen haben, wenn sie mir nicht so ernst vorgetragen worden wäre und sich in der Tat, auch an anderem Ort, als Richtschnur ihres Handelns erwiesen hätte: Im neunten Kapitel der Genesis verflucht Noah den Sohn Ham's, Kanaan, und seine Nachkommen zur Knechtschaft. Der Bur dehnt diesen Fluch auf alle Hamiten aus, den Hottentotten rechnet er dazu, sieht also in ihm einen geborenen Sklaven. Wer ist nun der Herr, den Gott über sie gesetzt hat? Was das Volk Israel im alten Bunde war, das ist der Christ im neuen. Im 7. Kapitel des 5. Buches Mose wird die Austilgung der Kanaaniter geboten. So hat Gott den christlichen Buren als den Erben Israels zum Herren über Leben und Tod der verfluchten Nachkommen Kanaans bis in ihr jüngstes Glied (das sind die Eingeborenen Südafrikas) gesetzt. An dieser Auffassung hängt der Bur um so fester je beschränkter und rassenstolzer er ist. Den freier Denkenden ist diese Art Evangelium ein Deckmäntelchen, das selbst am klarsten zeigt, was es verbergen soll: den maßlosen Egoismus des Buren, der bald dem Hottentotten nichts anderes übrig ließ, als den langsamen Würgekrieg auch seinerseits schonungslos zu führen. Wer in der gegebenen Situation die Oberhand hatte, handelte und handelt noch jetzt, wo das Gesetz nicht hinreicht, nach diesem Grundsatz.

c) In ein extrem entgegengesetztes Verhältnis trat der Hottentott zu einer anderen Klasse weißer Männer, zu den Vertretern der christlichen Mission, die heute im Groß-Namalande von den Sendboten der rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen ausgeübt wird. Wer die älteren Berichte dieser Gesellschaft liest, ermißt den Abstand der heutigen Nama-Mission von der vor 50 Jahren. Damals war die Tätigkeit unter den Hottentotten im herrenlosen, von Kämpfen der Eingeborenen untereinander heimgesuchten Land ein Opfer ersten Ranges. Ohne jeden Schutz einer Regierung lieferte sich der Missionar dem Volk auf Gnade und Ungnade aus, folgte den ruhelosen Stämmen auf ihre Wanderzüge, teilte mit ihnen Hungersnot und Durst. Um in engster Fühlung mit dem Volke zu bleiben, scheute der Missionar selbst vor der Ehe mit einer Eingeborenen nicht zurück. Allmählich führte die Erschließung des Landes zur Anlage fester Missionsstationen; der Schutz des Reiches gab Leben und Eigentum neue Garantien, und heute sind die Missionshäuser dank der vorzüglichen Handwerker-schulung der Missionare die besten und schmucksten Bauten im Lande, Stätten nicht nur der Arbeit, sondern zugleich auch der Behaglichkeit und, wie ich mit aufrichtigem Dank hervorhebe, auch liebevoller Gastfreundschaft

für den Reisenden. Dieser Umschwung zum Besseren in den äußeren Lebensbedingungen der Mission hat sicherlich nicht wenig zur Festigung ihres Ansehens unter den Hottentotten beigetragen. Aber auch hiervon abgesehen bringt der Hottentott dem Missionar in der Erkenntnis, daß er in ihm den besten Vertreter seiner geistigen und leiblichen Interessen hat, ein großes Maß von Ehrfurcht und (wo er religiösen Anstoß nicht zu scheuen hat) auch Vertrauen entgegen.

Nur ein blinder Missionsfeind wird die Bedeutung dieser Brücke, die das Christentum hier zu friedlicher Verständigung zwischen zwei heterogenen und doch aufeinander angewiesenen Menschenrassen schlägt, in ihrer Tragweite für die kulturelle Entwicklung des Landes verkennen. Aber ebenso sonnenklar ist, daß die Mission zum Fluch des Landes wird, wo sie in einseitiger Verfolgung geistlicher und hierarchischer Ziele das politische oder kolonialwirtschaftliche Wohl des Landes aus dem Auge verliert. Daß dieses Wohl zum großen Teil davon abhängig ist, wie weit der Interessenkampf der eingeborenen und der eingedrungenen Rasse nach Maßgabe der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Konkurrenten auf friedlichem Wege sich regulieren läßt, ist eine alte, aber von Humanitätsutopisten wie von brutalen Kraftaposteln gleich oft beiseite geschobene Wahrheit. Man muß sich die Kalamitäten der Eingeborenen-Arbeiterfrage in der Kapkolonie vergegenwärtigen, um einzusehen, welche Ersparnis es bedeutet, seine Interessen mit denen der Eingeborenen (und sei es auch nur der verachtete Hottentott) verknüpfen zu können. Die erste Bedingung dazu ist selbstverständlich eine genaue Kenntnis der Daseinsbedingungen und Anschauungen der Eingeborenen; und solange bei uns die Missionare mit wenigen Ausnahmen die einzigen im Lande bleiben, die es der Mühe für wert halten, diese Fühlung auf Grund eingehender Studien herzustellen, solange hat die Mission einen hohen weltlichen Trumpf in der Hand. Sie hat ihn mit Erfolg in den 80er Jahren im Herero- und Namalande ausgespielt, indem sie den englischen Einfluß zugunsten des deutschen lahm legte ⁷⁵⁾.

Wie steht es nun auf geistlichem Gebiet? Darf die Mission mit den Erfolgen der Christianisierung der Hottentotten, wie sie heute vorliegt, zufrieden sein?

Ältere Missionare, die ich sprach, verneinten die Frage: Die Arbeit fast eines Jahrhunderts hätte andere Früchte zeitigen müssen. Inwieweit überhaupt ein Hottentott imstande ist, den Geist des Christentums so aufzunehmen, daß er nicht nur sein Lassen, sondern auch sein Tun bestimmt, könnte ein vorurteilsfreier Missionar am besten beurteilen. Meine eigenen,

wenig ermutigenden Erfahrungen in diesem Punkte haben sich mir immerhin zu oft bestätigt, als daß ich sie alle für zufällig ungünstig ausgefallene und deshalb das Gesamturteil einseitig bestimmende Eindrücke halten könnte. Obwohl ich vorwiegend mit solchen Hottentotten zu tun hatte, die nicht zur Missionselite gehörten, so hütete ich mich doch, jenes tiefe Niveau, aus dem sich mit Leichtigkeit jedes pessimistische Urteil begründen ließe, der Beurteilung zugrunde zu legen.

Der Durchschnitts-Hottentott sieht im Christentum nicht zum Geringsten ein Vorzugsattribut des weißen Mannes. Wie er sich in dessen Joppe und Hose oder Buntdruckrock mehr dünkt als sein Bruder oder seine Schwester im Fellschurz, so sieht er auch in seiner Zugehörigkeit zur christlichen Kirche eine standesgemäße Errungenschaft des modernen Hottentotten. Diese Anschauung ist meist mit Verachtung alter Volkssitten verbunden, auch da, wo sie mit der neuen Religion nicht in Konflikt stehen. Als Übereifer eines tatkräftigen Vorsatzes, sich auf neuer Grundlage hoch zu bringen, würde man diese Selbstverstümmelung hinnehmen. Aber der Hottentott ist zu träge und überdies zu gewitzigt, sieht im sozialen wie im Privatleben des Weißen zu klar den Gegensatz von christlicher Theorie und Praxis (s. Erzählung No. XXVIII), als daß er für gewöhnlich andere ethische Anforderungen an sich stellte als im besten Falle die, die ihm als soziale Normen des eigenen Volkslebens aus der Heidenzeit an sich noch einleuchten: Die Nächstenliebe der Hottentotten im Sinn steter gegenseitiger Hilfe, ihre Ehrfurcht vor dem Alter, Enthaltbarkeit fremdem Eigentum gegenüber (wenn auch nur gegenüber dem Eigentum der Stammesgenossen untereinander) sind solche autochthonen Gebote, die sich mit denen des nachträglich eingeführten Christentums decken.

Die Sagen und die übrigen Phantasievorstellungen der Hottentotten boten vielleicht zu wenig Berührungspunkte, um die christlichen Ideen, ähnlich wie sie in unserem Volk mit dem germanischen Heidentum verwachsen, so auch hier organisch anzugliedern. In der Tradition der Volkssitten wurzelte, was man von guten Grundsätzen und Lebensregeln der Hottentotten kennen gelernt hat. Der Verlust dieser volkstümlichen Grundlage im Zusammenhang mit einer vollständigen Umwälzung der wirtschaftlichen Grundlage ihrer Existenz seit Überhandnehmen des weißen Einflusses hat das Hottentottenvolk auch sittlich verwahrlosen lassen. Mit Bibel, Katechismus und Gesangbuch, Kirchengang, Sonntagsschule und Abendmahl, Lese-, Schreib- und Singstunden läßt sich ein solcher Ruin nicht aufhalten.

Daß man versucht hat, auf diesem Wege zum Ziel zu kommen, wird niemand dem einzelnen Missionar, der seine Lebensarbeit an das Volk ge-

setzt hat, zum Vorwurf machen wollen. Im System liegt der Schaden: Den Namen des Stifters, dessen Leben ein einziges großes Sichselbstopfern war, darf doch nur der führen, der wenigstens des kleinsten Opfers im Dienste der Mitmenschen, der Arbeit, sei es auch nur für sich und seine Familie, fähig ist. In diesem Sinne sind wenig Hottentotten Christen geworden. Die systematische Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit ist wirtschaftlich oft genug gefordert worden. Sie scheint mir aber auch eine unabweisliche religiöse Forderung an die christliche Mission zu sein. Arbeit stellt im Namaland, wie in jeder Kolonie, die einzige Möglichkeit für den Eingeborenen dar, in dem hereinbrechenden Kulturstrom wirtschaftlich sich über Wasser zu halten. Und die Erfahrung hat weiter gezeigt, daß ein wirtschaftlich verkommenes Naturvolk auch sittlich sinkt, weil es um des täglichen Brotes willen zu jedem Dienst der überlegenen Rasse feil wird. So mutet also die Forderung der Arbeitserziehung des Eingeborenen dem Missionar keine programmwidrige Verweltlichung seiner Aufgaben zu, weist nur auf einen Weg zur sichereren Fundierung seiner religiösen Aufgabe hin. Die weiße Bevölkerung andererseits wird der Mission für einen geschulten Arbeitschristen dankbarer sein als für 99 bibelfeste, aber arbeitsscheue Himmelskandidaten.

Ob es sich bewähren wird, nach englischem Vorbild einen eigenen Beamten für Eingeborenen-Angelegenheiten zu bestellen, ob ein solcher Beamter bei Ausübung seiner Pflicht auch in der genannten Richtung einer systematischen Arbeitserziehung der Eingeborenen, eines organisierten Arbeitsnachweises und einer Arbeiterfürsorge, mit der Mission zusammen arbeiten könnte, müßte ein Versuch lehren, womöglich ehe die englischen Arbeiterwerber uns die besten Kräfte über die Grenze gezogen haben. Dann wird sich auch zeigen, ob die protestantische oder die katholische Mission sich in diesem Punkte als die lebensfähigere erweist. Die Entscheidung darüber kann einmal weit über die Grenzen der Mission Tragweite erlangen.

d) Das Verhältnis des Hottentotten zu seinem deutschen Herrn. Der Hottentott lernt unsere Sprache schnell, wenigstens verstehen, er beobachtet den Fremden scharf und hat die Klugheit, mit seinem Ergebnis zurückzuhalten. In allen drei Punkten unterscheidet er sich vorteilhaft von der Mehrzahl unserer Landsleute. Daß der Ansiedler und Kaufmann der schwierigen Sprache kein Interesse entgegenbringt, ist ihm nicht zu verübeln. Daß der Beamte seinen Einfluß auf die Eingeborenen verdreifacht, wenn er ihre Sprache beherrscht, ist eine alte Weisheit, aus der die Lehre

zu ziehen in hottentottischem Sprachgebiet auf abnorme Schwierigkeiten gestoßen haben würde, hätte man je daran gedacht, sie zu beherzigen.

Man hat draußen für die Sprache der Hottentotten ihrer Schnalzlaute wegen gewöhnlich nur Spott. Daß mag an sich harmlos sein; aber ein großer Teil unserer Landsleute begnügt sich überhaupt damit, am Hottentotten das Lächerliche herauszufinden, und das ist bedenklicher. Kommen dazu dann die hundert kleinen Verstimmungen, die Niemandem erspart bleiben, der bei seiner Arbeit auf Eingeborene angewiesen ist, dann kombinieren sich bald diese Empfindungen unter dem äußeren Eindruck der zerlumpten, schmutzigen Gestalten zu einem Gesamturteil, dessen Ergebnis unverhohlene Verachtung ist. Mag diese Verachtung nun je nach den Erfahrungen und der Anlage des Einzelnen humoristischer oder erbitterter Natur sein, meist paart sich jedenfalls mit ihr auf unserer Seite ein Bewußtsein gewaltiger Überlegenheit, das jede nähere Beschäftigung mit dem Hottentotten als überflüssig erscheinen läßt; man glaubt eben, auch so mit ihm fertig zu werden.

Dabei treten dann die größten Gegensätze im Verkehr zutage. Demselben Kapitän, der bei Gelegenheit als „Spitze“ vom Beamten ins Haus geladen wird, bietet der Händler mit den Worten „Willst Du einen Schnaps haben, altes Schwein?“ auf seine Weise Gastfreundschaft an. Hier wird ein Weißer bestraft, weil er einen naseweisen Hottentotten handgreiflich vom Hofe gejagt hat, dort teilt einmal der Beamte selbst in begreiflicher Erregung blaue Striemen aus. Die Züchtigung an sich ist nicht das Verwerfliche, sondern der Widerspruch in der Behandlung. Man mag das rücksichtslose Vorgehen der Buren im einzelnen mißbilligen; die Konsequenz aber, mit der auch der milder denkende Bur, in voller Übereinstimmung mit seinesgleichen, seine strengen Grundsätze dem Hottentotten gegenüber wahr, ist der gute Kern dessen, was man an der Fähigkeit des Buren, mit Eingeborenen umzugehen, rühmen muß.

Eine solche Einheitlichkeit in der Behandlung der Eingeborenen läßt sich nicht durch Verordnungen erreichen, sie muß der spontane Ausdruck übereinstimmender Beurteilung des Eingeborenen-Charakters und der Situation werden. Alle Kenner der Hottentotten stimmen darin überein, daß zweierlei im gedeihlichen Verkehr mit ihnen unentbehrlich ist: In ungezählten Fällen habe ich die Erfahrung gemacht, daß ein Hottentott die Strafe, die er seiner eigenen Überzeugung nach verdient hat, auch erwartet. Es ist in seinen Augen ein Zeichen von Schwäche oder Beschränktheit, wenn ihm die Strafe dann geschenkt oder irgendwie umzuckert verabfolgt wird. Er mag sich für

glimpfliche Absolution noch so gerührt bedanken und wenn er Christ ist, den Lohn des „Heere Jezus“ herabwünschen, — wer hinter die Kulissen sieht, weiß, daß er sich über diese Art der Behandlung nur lustig macht (vergl. Sage Nr. XLI), er will streng angefaßt sein. Die Forderung der Gerechtigkeit ist gleichfalls schon im Interesse der Auktorität zu erheben, auch da, wo es sich nicht um empfindliche Strafen handelt. Das harte und blinde Abkanzeln einer Anzahl Hottentotten durch einen oberen Beamten, der sich nicht einmal holländisch mit ihnen verständigen konnte, hörte ich einen der Hottentotten (der nur seinesgleichen verständlich zu sein glaubte) mit der Mahnung an seine Begleiter abschneiden: „*ikχau! hā χuigye tā kχom*“, „er ist verrückt, darum spricht nicht“. Solche Situationen können sich selbst bei der Kürze der Gastrolle, die man bisher den einzelnen Beamten in Südwest spielen ließ (vgl. die Chronik des Bezirksamts von Keetmanshoop), öfter wiederholen als es zur Stärkung unseres Ansehens förderlich ist.

Auch der Mann, der kein Amt bekleidet, sollte sich bewußt sein, daß sein privater Verkehr mit den Eingeborenen im halbzivilisierten Lande keine reine Privatangelegenheit ist. Jeder einzelne trägt unmittelbar einen Teil der Verantwortung für die guten oder schlechten Beziehungen der beiderlei Rassen. Das Ergebnis dieser direkt verantwortlichen Konfrontierung ist die schärfste Probe auf die Reife eines Volkes im Völkerverkehr. Hier zeigen wir uns deutlich als Anfänger. Wir schwanken innerhalb zu weiter Grenzen zwischen auktoritätsloser Fraternisiererei und amtlich posierendem Herrentum. Der Mittelweg: Verständnis der fremden Eigenart bei ruhig fester Wahrung der eigenen Überlegenheit, liegt uns noch nicht. Der Vetter jenseits des Kanals ist weltmännischer.

Einstweilen müssen wir also offen bekennen, daß der Hottentott uns besser kennt als wir ihn. Schon im Bewußtsein seiner Schwäche verliert er niemals das Interesse am Studium des weißen Eindringlings. Seit Generationen und von Jugend auf geschult, mit List zu Werke zu gehen, läßt er den Weißen nur in den seltensten Fällen in die Ergebnisse seiner eigenen Menschenbeobachtungen blicken. Wir haben in der Verkennung dieser Sachlage viel preisgegeben: Was ist nicht in der kritischen Zeit nach Ausbruch der Warmbader Unruhen an der Bierbank der Verkaufsläden in Gegenwart von Hottentottenmännern für Kriegspolitik getrieben worden!, unaufhaltsam, wenn jenseits der sechsten Flasche der Patriotismus seinen Höhepunkt erreicht hatte. „Was können denn die Kerle machen?“ war der Refrain auf den Hinweis, daß unberufene Zuhörer da seien. Und denen entgeht nichts;

sie kommentieren sich solche wahnwitzig unbesonnene Reden eindringlicher als jeden Erlaß des Gouverneurs. Wer glaubt, für Tabak und Fusel von einem Hottentotten jeden Dienst fordern zu können, sollte in kritischen Zeiten wenigstens so viel Familienkenntnis des „Lumpengesindels“ haben, daß er den Spion gegen einen Bandenführer nicht gerade aus einer verschwägerten Familie wählt.

Aber wir wollen hier nicht weiter exemplifizieren. Es wird sich auch ohnedies die Überzeugung Bahn brechen, daß die Unterschätzung des Hottentotten in den kleinen Fragen des täglichen Lebens, wie in solchen, die seinen Lebensnerv berühren, ein Grundfehler in unserem Verkehr mit den Eingeborenen war. Wir haben diesen Fehler mit so viel teurerem Blute bezahlen müssen, daß es die Pflicht jedes Zeugen ist, auf ihn zu weisen, damit er vermieden werde.

Wer den Hottentotten als Krieger nicht ausschließlich nach Gardemaß und nach den Paragraphen der Genfer Konvention mißt, wird ihm Anerkennung in mehr als einem Punkte nicht versagen können. Es gehört freilich kein Feldherrnblick zu der Erkenntnis, daß im Kampf mit den Hottentotten nicht Hendrik Witbooi unser Hauptgegner war, sondern sein Bundesgenosse: das Land, das immer wieder zwischen den Feind und uns wasserlose Einöden, unwegsame Gebirge oder unübersehbare Flächen schiebt. Mit seinem ganzen Troß verschwindet hier der Feind. Sein Proviant ist das lebende Vieh, das die Kinder treiben und die Weiber melken. In entlegenen Revieren oder Felshöhlungen, die nur der eingeborene Hirt und Jäger kennt, finden sie Wasser, im offenen Buschkraal nächtigen sie wie sonst auch, wenn sie mit Kind und Kegel für Wochen und Monate auf die Weidesuche gehen. So fühlt sich der Oorloghottentott, mag es ihm gelegentlich noch so schlecht gehen, doch stets in seinem Element. Solchen Gegnern gegenüber sahen wir uns vor die Aufgabe gestellt, mit einem Schlag und mit der Forderung augenblicklicher Leistungsfähigkeit unsere ganze kulturelle Übermacht in ein Land zu verpflanzen, das im normalen Laufe der Dinge Jahrzehnte brauchen würde, um der Kultur gewonnen zu werden. Jetzt alle Hilfsmittel moderner Kriegführung hier mobil machen bedeutete — lange ehe es mit der blanken Waffe an den Feind ging — einen Kampf mit der Natur, der heute noch ungeheure Anforderungen an jeden einzelnen Mann stellt.

In diesem Kampfe ist uns der Hottentott überlegen, nicht deshalb allein, weil er von Fleisch und Wurzeln leben kann, — Erfahrung gibt

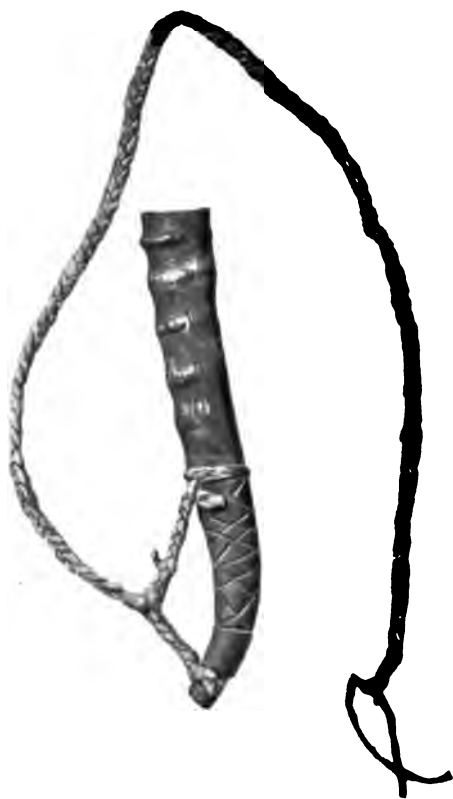
ihm das Übergewicht. Unsere Truppe ist dem Hottentotten ein Wild, auf das er um so zuversichtlicher Jagd macht, als er seine Gewohnheiten aus früheren Kämpfen kennt. Während unsere Soldaten immer von neuem blutiges Lehrgeld zahlen, übt jener seine alte Praxis aus: Er lauert dem Feind an der Wasserstelle auf wie ehemals dem Zebra an der Vlej; er feuert aus seiner Felsenschanze auf eine vorbeiziehende Abteilung, wie er sich auf ein Rudel wandernder Springböcke in den Hinterhalt legte; er pirscht sich an eine schwache Patrouille heran wie an eine Oryx-Antilope im Morgengrauen; er umzingelt einen Transport, wie er in seinen Kessel-treiben die Hasen umstellt, um sie mit dem Kirri zu werfen.

Und wenn er selbst im Kesseltreiben saß, wie kam es, daß er immer wieder entschlüpfte? Unsere Truppe hatte während der ganzen Kämpfe unermüdlich das Kriegsfeld nach allen Winden mit Patrouillen beschwärmt, hatte mit bewunderungswerten Opfern das Land mit einem Netz von Telegraphen und Heliographen übersponnen und mit drahtloser Telegraphie bisher unüberwindliche Schwierigkeiten des Raumes und der Zeit bewältigt⁷⁶). Daß uns der Hottentott trotzdem im Nachrichtendienst oft gemeistert hat, bringt uns in unliebsame Erinnerung, was wir im Stolz unserer Kulturhöhe leicht vergessen: Die Tatsache, daß einfache Übung der nackten Sinne eines Naturvolks und primitive Verstandestätigkeit, nur an alltäglichen Dingen geschärft, zu solcher Vollkommenheit gesteigert werden können, daß sie dem angestrengten Aufwand modernster Technik einer numerisch und intellektuell unvergleichbar überlegenen Macht erfolgreich Stand halten.

Die Stärke des Hottentotten seinem Feind gegenüber, der von Haus aus in vorschrittmäßigem Zusammenarbeiten geschult ist, liegt in der Selbstständigkeit jedes Einzelnen, und da ergibt ein Vergleich mit dem deutschen Soldaten bald, wieviel uns Gehirnmenschen an primitiven Fähigkeiten im direkten Verkehr mit der Natur verloren gegangen ist.

Dazu kommt, daß der Hottentottenkämpfer vielfach schon im reifen Mannesalter steht; das jugendliche Alter unserer Soldaten fällt ihm auf und bringt ihm die genannte Überlegenheit auch von dieser Seite her zum Bewußtsein. Eine Bezeichnung für den deutschen Soldaten, die sich noch aus der Zeit unserer früheren Hottentottenkämpfe erhalten hat, ist **!gaëkχaosa* //*gaū-saxarob*, d. h. „das Jüngelchen (*a-χab*, Knabe; *-ro*, Diminut.), aus dem fremden Ort (*!gaūs*), dessen Kleid (der fest im Kreuz anliegende Uniform-rock) am Hintern (*kχaos*) festgemacht (*!gaë*) ist“. Aber wenn er sich auch hier über seinen Gegner etwa wie ein alter gerissener Wilderer über einen

jugen Forsteleven lustig macht, so hat er doch auch zur Genüge die starken Seiten unserer Soldaten gefühlt. Er gibt seiner Anerkennung in der Bezeichnung **ihuni/olm* Ausdruck: *olm* ist ein sog. Buskop-Rind. Diese Tiere sind ihrer Hornlosigkeit wegen schwerer als gewöhnliche Ochsen zu behandeln: Sie ziehen den Kopf aus der Schlinge, wenn sie in der sonst üblichen Weise an das Joch gebunden werden; sie stecken ihren Kopf ohne Scheu durch Hindernisse, die vor einem gehörnten Tier sonst Schutz geben würden, kurzum, man ist ihrer nicht sicher. Mit dieser Anerkennung der Schlagfertigkeit verbinden sie im Namen, ohne aus dem Bilde zu fallen, unsere ihnen auffallende blonde (*ihuni*, gelb) Haarfarbe.



Kriegspfeife der Hottentotten.

Über die Kriegsgewohnheiten der Hottentotten im Einzelnen habe ich von Hottentotten selbst nur wenig erfahren können: Um sich zu seinem blutigen Handwerk zu stählen, soll, wer noch keinen Menschen getötet hat, vor dem Aufbruch gegen den Feind das rohe Blut des Schlachtviehs trinken.

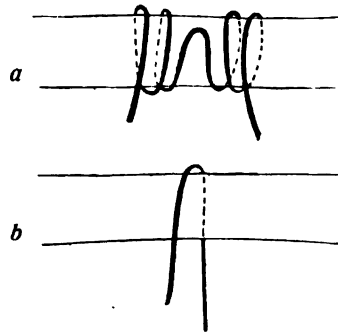
Über die Taktik werden die Gefechtsberichte der Truppen die beste Auskunft geben. Signale werden vielfach auf einer Pfeife gegeben, die aus einem weiblichen Springbockhorn geschnitten ist. Da diese Signalpfeife, **gīts*, wie das Tanzried angeblasen wird, heißt sie auch das Ried- oder Blashorn, *χāīlnāis* oder **īnāīlnāis*.

Eine der Aufgaben des Unterkapitäns ist es, festzustellen, ob der Ort oder die Wasserstelle, dem sich der Trupp nähert, vom Feind besetzt ist oder nicht. Er reitet spionierend ein, während seine Leute rings versteckt liegen; erst wenn ein lang gezogener Pfiff ertönt, erscheinen sie. Auf diese Art sollen die Hottentotten im Jahre 1893 der Wasserstelle *IAOs* sich genähert haben, um am folgenden Morgen Kubub zu überfallen. Kurz hintereinander ausgestoßene Pfiffe, die

von den gegenüber oder abseits Liegenden beantwortet werden müssen, sind häufig das verabredete Zeichen zu gemeinsamem Angriffe gewesen.

Auch im Kriege sucht der Hottentott in mystischen Vorstellungen Anhaltspunkte, wo ihn sein Wissen im Stich und die Ungewißheit nicht zur Ruhe kommen läßt. Da gibt ihm unter Umständen ein Orakelholz, **go-bo go-bos* genannt, Beruhigung; es ist ein etwa bleistiftlanges und -dickes Hölzchen, um das ein runder Riemenfaden so aufgerollt wird, wie die

Figur *a* zeigt. Nachdem das Hölzchen auf diese Weise in der Mitte dick umwickelt worden ist, wird es wie ein Quirl in den flachen Händen gerollt und im Takt dazu die Frage gestellt, die man beantwortet haben will. Z. B.: „*go-bo go-bo a-maë, kχo-egu go #no-aë?*“, d. h. „Goboholz, Goboholz, ist es wahr, haben die Männer geschossen?“ Dann wird der Faden zurückgerollt. Liegt er nun dem Hölzchen noch



ebenso lose auf wie vorher, so ist der Wunsch, der in der Frage lag, nicht in Erfüllung gegangen; er ist erfüllt, wenn sich der Faden, wie die Figur *b* zeigt, über das Hölzchen gelegt hat.

Ein Hof um den Mond, **ao#gāib*, (der Mond ist gleichsam in den Farbring hinein-, *#gāi*, geworfen, *ao*) gilt, wie mir ebenfalls ein Hottentottenkämpfer mitteilte, als Zeichen, daß eine Entscheidung irgendwo gefallen und das Vieh der Besiegten weggetrieben worden ist. Plötzliches Ohrenklingen oder das Hineinfliegen eines Insekts in den Mund gilt als Unglücksbotschaft.

Die Fähigkeit, im Traum zukünftige oder räumlich fern sich abspielende Ereignisse zu sehen (*uga-barab*), hat wohl manchen Führer, auch wenn er weniger orakelhaft als der alte Hendrik Witbooi veranlagt war, zu einem entscheidenden Schritt angetrieben.

Capitulum V.

Geistestätigkeit.

A. Zur Sprache der Hottentotten.

Aus älteren Aufzeichnungen wissen wir, daß die Sprache der Hottentotten in viele Dialekte gespalten war. Sie sind bis auf einen, wie die

Stämme selbst, die sie redeten, untergegangen. Reste stauben in Manuskripten der Greyschen Bibliothek in Kapstadt⁷⁷⁾. Ob die von Lichtenstein, Burchell und Wuras veröffentlichten Bruchstücke des *Kora*-Dialekts, ferner die eines östlichen Dialekts, den Sparrmann, Thunberg und Barrow gehört haben, ob endlich die Aufzeichnungen Herberts, Ten Rhines und Witzens aus dem Dialekt der Kapland-Hottentotten des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts sich so verarbeiten lassen, daß sie uns wenigstens ein Schattenbild der verlorenen Sprachen geben, hat noch kein Versuch gelehrt. Die Stämme des Groß-Namalandes bilden jetzt mit den Flüchtlingen aus dem Süden eine sprachlich einheitliche Gruppe. Ihre Sprache ist die der alten Naman oder Namaqua, wie ältere Autoren im Anschluß an die ehemalige Endung des pluralis mascul. schreiben.

Die Sprache der Hottentotten war mir im ersten Reisehalbjahre das schwerste Hindernis, dem Geistesleben des Volkes näher zu kommen. Im zweiten und dritten Jahre wurde sie mir die ergiebigste Quelle meiner Studien. Wo kriegerische Verwickelung oder die Ungunst der Jahreszeit meinen zoologischen Arbeiten Halt gebot, wandte ich mich dem Studium der Sprache zu. Eine kleine Schrift von Theophilus Hahn⁷⁸⁾, ferner eine übersichtliche, aber vielfach irrtümliche Darstellung der Sprache von A. Seidel⁷⁹⁾ und vor allem Kroenleins Wortschatz⁵⁷⁾ gaben mir den ersten Anhalt und später die Grundlage zu eingehender Kontrolle der eigenen gegen ältere Resultate.

Bei meinen Aufnahmen selbst habe ich mich streng an die Eingeborenen gehalten. Wenn ich jede Vermittelung eines sprachkundigen Weißen im Lande vermieden habe, so ist das keine Unterschätzung der Hilfe, die mir von dieser Seite hätte zuteil werden können, sondern ist nur dem Wunsch entsprungen, ausschließlich aus der Quelle zu schöpfen. Deshalb habe ich auch Eingeborene vermieden, die lesen und schreiben konnten, denn die sahen ja ihre Sprache schon durch die Brille des Weißen an, der ihren Lauten nach seiner Weise, zum Teil im engen Anschluß an das Holländische, erst Schriftzeichen gegeben hat. Mir kam es auf das gesprochene Wort des sprachlich noch originalen Hottentotten an. Die Schwierigkeiten einer Verständigung mit Analphabeten hatten den Vorteil, daß sie alle Aufmerksamkeit auf das Gehör konzentrierten und bei dem Versuch, das Gehörte phonetisch korrekt wiederzugeben, eine viel strengere Rechenschaft forderten als eine Einigung auf dem Papier auf Grund konventioneller Zeichen je angeregt hätte. Auf diese Weise habe ich zunächst für die Tiere

und dann für die Pflanzen, die ich sammelte, die einheimischen Namen festgestellt. Aus diesen Studien erwachsen immer neue sprachliche Anregungen, auf welchem Wege, mag ein einfaches Beispiel illustrieren. Ein Hottentott, den ich fragte, ob er schon einmal den großen südafrikanischen Ameisenfresser, das schwer zum Schuß zu bekommende Erdferkel, gesehen habe, versprach mir zu meiner größten Verwunderung, ein Exemplar noch am selben Abend zu bringen. Er brachte eine Wurzel, denn ich hatte die hottentottische Bezeichnung für Erdferkel nicht mit Stärkeakzent auf der letzten Silbe und mit steigendem Worttonfall (*ikχubu-s*), sondern mit stark akzentuierter erster Silbe und sinkendem Worttonfall (*ikχu-bus*) ausgesprochen. Solche Mißverständnisse sind mir im Laufe des ersten Jahres reichlich begegnet. Sie wiesen immer wieder auf die Notwendigkeit hin, die phonetische Seite der Sprache nie außer Acht zu lassen und jedes neu aufgenommene Wort schon in der Vorerwartung, es später von einem ähnlich lautenden unterscheiden zu müssen, von vornherein mit diakritischen Zeichen zu versehen.

Die Gegenprobe darauf, ob man zur Unterscheidung ähnlich lautender Worte genügend Zeichen angewandt und die richtigen ausgewählt hat, ist einfach: Nach einigen Tagen sprach ich die nachzuprüfenden Worte unter genauer Wiedergabe der gewählten Sprachzeichen einem Eingeborenen zu und sah alsbald, ob er den Begriff in dem Sinne, den die gewählte Schreibweise fixieren wollte, eindeutig auffaßte oder nicht. Die Resultate dieser Analysen verglich ich dann mit der bisher üblichen Schreibweise und kam bald zu der Überzeugung, daß die jetzt im Gebrauch befindlichen Zeichen nicht genügen, die Lautverhältnisse der Namasprache so wiederzugeben, wie es vom rein phonetischen Gesichtspunkt aus wünschenswert, im Interesse einer klaren Unterscheidung ähnlich lautender Begriffe notwendig ist.

Indem ich auf die später folgenden Erzählungen verweise, in deren Texterklärungen Beiträge zur Formenlehre und Syntax des Hottentottischen gegeben sind, beschränke ich mich hier darauf, die Resultate meiner Untersuchungen zur Lautlehre mitzuteilen.

1. Die Schnalzer

oder Klixen, diese auffallendsten Laute der Namasprache unterscheiden und aussprechen zu lernen, gehört zu den ersten unumgänglichen ABC-Studien; an ihnen scheitert bei vielen der gute Wille, Nama zu lernen. Hat man die vier Klixen mit dem Gehör unterscheiden gelernt, so kann man sich die

Aufgabe, sie nun selbst wiederzugeben, dadurch erleichtern, daß man einen Eingeborenen bestimmt ausgewählte Klixworte langsam sprechen läßt und ihm dabei so tief als möglich in den Mund sieht, ohne durch irgendwelche Eingriffe die Stimmgebung zu beeinflussen. Man sieht und hört dann, daß Form, Ansatz und Abzug der Zunge den Charakter jedes Klixes bestimmen.

Die Schnalzlauten der Hottentotten sind als „Inspirata“ den Konsonanten oder „Exspirata“ gegenübergestellt worden⁷⁾, mit Unrecht meiner Überzeugung nach. Die Frage, ob überhaupt In- und Expirationen an der Bildung der Schnalzer beteiligt sind, kann jeder Schnalzende an sich selbst prüfen. Man halte den Atem fest an und versuche zu schnalzen: Die Laute kommen mühelos kräftig und typisch zustande. Dasselbe gilt für alle vier Laute, gleichgültig ob sie bei einer Inspiration oder bei einer Expiration gebildet werden. Die Atmung spielt also hierbei keine Rolle. Die Klixbildung ist vielmehr ausschließlich eine Wirkung des energischen Abzuges der Zunge von ihrer Ansatzfläche. In den dabei entstehenden leeren Raum dringt dann die Luft ohne physiologische Beihilfe mit vierfach verschiedenem Geräusch ein. Sie nimmt dabei ihren Weg auch durch die Mundöffnung, aber dieses Einströmen ist keine Inspiration: Die Unabhängigkeit von Zwerchfell und Lunge ist meiner Auffassung nach das Charakteristische der Schnalzlautbildung.

Der Gebrauch klixartiger Laute in der Sprache anderer Völker als der der Hottentotten-Buschmanns-Gruppe Südafrikas ist noch nicht systematisch untersucht worden. Der dentale und der zerebrale Schnalzlaut scheint am wenigsten modifiziert in die Sprache einiger südafrikanischen Bantustämme übergegangen zu sein; ihre Verwendung bei der Wortbildung soll aber der im Hottentottischen nicht entsprechen. Ich selbst hatte keine Gelegenheit, die schnalzartigen Laute der Zulu, Basuto etc. mit denen der Hottentotten zu vergleichen.

2. Die musikalischen Modifikationen der Namalauten

glaubt man mit drei Zeichen genügend unterscheiden zu können. Die Kroenleinschen Zeichen werden vom Autor selbst nicht präzisiert. Büttner sagt von ihnen im Vorwort zum „Wortschatz“, vermutlich in Anlehnung an Th. Hahn oder ältere Autoren, daß sie den „mittleren, tiefen und hohen Ton“ bezeichnen. Ein Vergleich mit der lebenden Sprache selbst ergibt aber, daß sie nur in einer Anzahl von Fällen reine Tonhöhen angeben; in der Mehrzahl der Fälle werden sie vielmehr zur Bezeichnung solcher Laut-

Übersicht des verschiedenen Verhaltens der Zunge bei der Bildung der Klixe.

Name und Zeichen des Klixes.	Form der Zunge beim Schmalz-Ansatz.	Ansatzstelle der schmalzenden Zungenteile.	Verhalten der nicht-schmalzenden Zungenteile während des Schmalz-Ansatzes.	Richtung des Abzuges der schmalzenden Zungenteile von der Ansatzstelle.
Dentalis. /	Flach und breit.	Der Vorderend der Zunge legt sich der Innenfläche der oberen Schneide- und Eckzähne an.	Die Seitenränder der Zunge liegen, während der Vorderend zum Schmalzen ansetzt, den Innenflächen, z. T. auch den Kauflächen der seitlichen Zähne derart an, daß ein Einblick in die Mundhöhle nicht gegeben ist.	Tief nach unten, dicht hinter die Schneidezähne.
Lateralis. //	Kegelförmig gerundet, so daß zu beiden Seiten der Zunge, auch während ihres Ansatzes zum Schmalzen, die Mundhöhle sichtbar ist.	Der größte Teil des Zungenrückens legt sich dem Gaumendach an.	Die Zungenspitze liegt ruhend dem vordersten Gaumendach, z. T. auch der Innenfläche der oberen Schneidezähne an. Die Seitenränder der Zunge legen sich an die Innenfläche der oberen Backzähne.	Senkrecht nach unten, aber nur soweit, daß der Zungenrücken beträchtlich über dem Kauflächen-Niveau der Unterkieferzähne stehen bleibt.
Cerebralis. /	Napfförmig gehöhlt und breit.	Das Vorderende der Zunge legt sich in einiger Entfernung von den Schneidezähnen dem vorderen und dem mittleren Gaumendach an.	Die Seitenränder des hinteren Zungenabschnittes liegen den Innenflächen der seitlichen Zähne an, deren Kauflächen nur berührend.	Nach unten und hinten.
Palatalis. #	Flach und breit.	Die Zungenspitze legt sich dem vorderen Gaumendach dicht hinter den Schneidezähnen an.	Die Seitenränder des hinteren Zungenabschnittes liegen den Innen- und Kauflächen der seitlichen Zähne an.	Nach unten und so weit nach hinten, daß zwischen dem Vorderrand der Zunge und den Schneidezähnen das Zungenbändchen sichtbar wird.

verhältnisse verwandt, die sich als Kombinationen aus sehr verschiedenen musikalischen Elementen darstellen. Die üblichen drei Zeichen geben also in den meisten Fällen nicht einfache, sondern komplexe Lautverhältnisse wieder, geben sie unvollkommen wieder, da die Lautelemente an sich nur zum Teil, die Art ihrer Kombinierung überhaupt nicht beachtet wird — und geben sie vieldeutig wieder, da sie ohne Rücksicht auf die jeweilig verschiedenartigen Lautkomponenten ähnlich Lautendes zusammenfassen.

A. Seidel, der die Namasprache nie selbst gehört hat, also rein theoretisch vorgeht, unterscheidet zwar als „Intonationen“ die üblichen drei „Tonhöhen“, sieht jedoch als entscheidenden Charakter nicht verschiedene Tonhöhen an sich, sondern Steigen und Fallen der Töne an. Dieses Steigen und Fallen des Tones ist mit der Tonhöhe nun vollends dadurch auf das Unglücklichste verquickt worden, daß der Einsatz der Stimme in mittlerer Tonhöhe durchgreifend als Ausgangspunkt statuiert wird. Das steht einfach mit den Tatsachen in schroffem Widerspruch. Die Voraussetzung, daß die Stimme, wenn ihre Höhe wechselt, immer über der mittleren Tonhöhe steigt oder fällt, ist tatsächlich falsch und damit fällt das ganze darauf aufgebaute Lautsystem.

Klarheit läßt sich hier eben nicht abstrakt durch Aus- und Angleichungen alter Begriffe, sondern nur aus einem erneuten Studium der lebendigen Sprache selbst gewinnen. Ich habe deshalb, rein empirisch vorgehend, alle phonetischen Elemente, die die Tonhöhe und ihren Wechsel betreffen, neu aufgezeichnet, sobald ich sie in einem Wort konstant wiederkehren hörte. Eine besondere Berücksichtigung des Stärkeakzents erwies sich später als notwendig und forderte eine Revision der Aufzeichnungen speziell nach dieser Richtung. Die Resultate meiner Beobachtungen, die mehrfach und in gewissen Zeitabständen auf jede Einzelheit hin durchkontrolliert wurden, sind folgende: Der musikalische Charakter der Laute wird in der Namasprache nicht durch drei isoliert auftretende und mit dem Stärkeakzent zusammenfallende, sondern im ganzen durch acht Lautmodifikationen bestimmt, die untereinander sowohl als mit dem 9. Faktor, dem Stärkeakzent, in mannigfaltiger Weise sich kombinieren.

Der Umstand, daß die Zeichen Krönleins schon in zwei verschiedenen Definitionen in Umlauf sind, von denen die eine zu allgemein ist, die andere mit den Tatsachen in Widerspruch steht, bestimmt mich, nach mehrfachen und immer wieder verworfenen Anlehnungsversuchen diese Zeichen in meine Orthographie nicht aufzunehmen. Es könnte das nur geschehen, wenn sie abermals umdefiniert würden. Ihre Anwendung würde dann der in Krön-

eins Wortschatz nicht entsprechen und damit wäre nur Mißverständnissen Vorschub geleistet. Die im folgenden unterschiedenen neun musikalischen Modifikationen der Namalaute verteilen sich auf drei Gruppen*).

a) Der Ton-Einsatz. Darunter verstehe ich die Höhe, in der die Stimme regelmäßig beim Aussprechen gewisser Worte einsetzt, verglichen mit dem Einsetzen der Stimme in anderen Worten.

Es sind drei Arten des Ton-Einsatzes zu unterscheiden; die Lautzeichen, die ich dafür wähle, sind in Klammern beigefügt:

a) Der mittlere Ton-Einsatz ist dadurch gekennzeichnet, daß die Stimme weder tiefer noch höher als durchschnittlich einsetzt. Was unter dem „durchschnittlichen Tonniveau“ eines Menschen zu verstehen ist und wie es nach Alter, Geschlecht und individueller Eigenart schwankt, braucht dabei nicht in Schwingungszahlen festgelegt zu werden. Man ist auf das Organ auch seines hottentottischen Gegenüber bald so eingestimmt, daß einem ein Abweichen der Stimme nach der Höhe oder nach der Tiefe ohne weiteres auffällt. Der mittlere Ton-Einsatz bedarf keines Lautzeichens. Er ist (wenn im Übrigen die Tonhöhe-Bezeichnungen vollständig sind) überall da gegeben, wo ein solches Zeichen fehlt.

β) Der hohe Ton-Einsatz (Zeichen: / hinter dem Laut) ist dadurch gekennzeichnet, daß die Stimme höher,

γ) der tiefe Ton-Einsatz (Zeichen: / hinter dem Laut) dadurch, daß sie tiefer als normal einsetzt.

Wenn bei einem Wort Zweifel über die Art des Ton-Einsatzes bestehen, dann ist ein Vergleich des fraglichen Worts mit anderen von der gleichen Laut-Zusammensetzung entscheidend. So könnte man zweifeln, ob das Wort für „grün“ *!am* oder *!am* zu schreiben ist, so nahe an der Grenze von mittlerem und hohem Ton-Einsatz liegt hier die Stimme. Für den Hochtton (hier kombiniert mit sinkendem Ton-Ausklang) entscheidet ein Vergleich mit dem deutlich tiefer ausgesprochenen Wort *!am* „aneinanderfügen“. Daß wiederum in diesem Wort die Stimme in der Tat mittleren und nicht etwa tiefen Toneinsatz hat, lehrt die Bezeichnung für „Glasperle“, das Wort *!am*, denn erst bei dessen Aussprache tritt die Stimme in ihre tiefste Lage.

*) Die Termini technici, die ich mir zur Benennung der neu unterschiedenen Lautelemente der Namaspache gebildet hatte, hat Herr Professor Eduard Sievers in Leipzig freundlichst durchgesehen und, wo es im Interesse einer einheitlichen Nomenklatur⁸¹⁾ nötig war, verbessert. Auch bei der Aufgabe, die phonetischen Elemente im Druck so wiederzugeben, daß sie den Satz nicht allzusehr erschweren und in ihrer Kombination sich nicht unübersichtlich häufen, habe ich entscheidende Ratschläge erhalten. Ich wiederhole Herrn Professor Sievers an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank.

Die musikalischen Modifikationen der Namalaute treten in ihren Unterschieden und in ihrem Verständigungswerth in der Sprache am klarsten hervor, wo ihr Wechsel zwei sonst gleichlautende Worte begrifflich scharf voneinander trennt*. Um diese Bedeutung der drei unterschiedenen Ton-Einsatzarten zu illustrieren, seien folgende Beispiele angeführt:

1. *laba* = rot.
laba·s = der Norden.
**laba·b* = der Blutgeschmack im Munde.
2. *lāi* = prüfen.
lāi = springen.
3. *laim* = grün (als Verb: umherleuchten).
laim = aneinanderfügen.
laims = die Glasperle.
4. *laii* = huren.
laii = lauschen.
(aii = bespritzen.)
5. *lgaim* = warm sein.
lgaim = zwei.
6. *llgāi* = Perlenketten um den Hals hängen.
llgāi = dünn sein.
(llgāi = zum Krieg aufbrechen.)
7. *llgairu·s* = das Fellsäckchen.
llgaru·b = das Wassersammelloch im Felsen.
8. *lgara·b* = das Hindernis.
**lgaira·b* = die beerenartige Frucht vom *Rhus lancea* L. f. (*Anacardiacee*).
9. **lgalba·b* = Name einer *Rhizogum*-Art (*Bignoniacee*).
lgalba·b = der Wassersack.
10. *lgaūi* = ein Fell zum Trocknen ausgespannt auf den Boden pflöcken.
lgaū = etwas auf seinem Weg kreuzen.
lgaūi = etwas durch Kappen gleich machen, beim Gehen die Knöchel aneinanderstoßen.
11. *†gāi* = Zuckerbier bereiten, einpflanzen.

*) Die hier und im Folgenden aufgeführten Lautzeichen fehlen noch einigen wenigen der Worte, die auch auf den vorhergehenden Bogen, im Text eingeschaltet, genannt waren. Für sie ist die Schreibweise, die in den folgenden Listen angewandt ist, die maßgebende.

- †gāi* = kahlköpfig sein.
12. *gauī* = sich verstecken.
gauī = fett werden.
13. *igoim* = buschhaarig.
igoim = Blut saugen.
14. *igauī* = dem Säugling eine andere Milchmutter geben.
igauī† = im Dunkeln tappen.
15. *||goa·* = flehen.
||goia· = drohen.
(||go·a = hell werden.)
16. *†goia·b* = der Lehm, der Bodensatz des Zuckerbiers.
†goia·b = das Bettfell.
17. *†goima·b* = der Bodensatz einer Flüssigkeit.
**†gotma·b* = die Streifenmaus (s. S. 287, No. 36).
18. *†gaūī* = mit der Faust von sich stoßen.
†gaūī = anecken, anstoßen.
19. *||gūib* = der Vater.
||gūib = der Springbock.
||gūib = der Zahn.
20. *||hai·* = fliehen.
||hai· = Haare von einem Fell schaben.
21. *†haiib* = die Knochenpfeife.
†haiib = das Zerschneiden einer Frucht.
22. *†haūib* = der Riemen.
**†haūib* = das Eisen am Kieselstein-Feuerzeug.
23. *†hoim* = fettig sein.
†hoim = vom Asche-Gebackenen das Verbrannte abklopfen.
24. *†hu·imi* = lügen.
†hu·imi = sich fertig halten.
25. *†hui·* = aufdecken, bloß legen.
**†hui·* = Luft ausblasen, fauchen (von der Hornvipser).
26. *||huti·* = das Sichaufrichten der Schlange.
||hui· = etwas zum ersten Mal tun.
27. *||kχatn* = fassen.
**||kχan* = sich den Stuhlgang verkneifen.
28. *†kχāt* = schielen.
†kχāt = Kleinvieh sich heimlich in den Mund melken.

29. *!kχari* = die Spur verfolgen.
!kχairi-b = das Honigbier.
30. *#kχaim* = jung.
#kχaim = totkalben.
#kχaim = die Ohren zurücklegen.
31. *#kχairi* = ausgleiten.
#kχari = klein.
32. *#kχai* = erwachen.
#kχaii = blinken.
33. *!kχo-!mas* = das Flehen.
!kχo-mab = das Hügel- oder Gebirgsland, das Komas-Hochland im südlichen Hererogebiet.
34. *!kχō!i* = begraben.
!kχō!i = grob sein.
35. *nairu* = einen Bogen machen, umgehen.
naru-s = der Klumpen.
36. *!nai/n* = umbinden.
**!nai/n* = die Urinblase übertoll haben.
37. *!nais* = das Suchen.
!nais = die Niere.
38. *!no!bo* = sich hären.
!nobo = schaben.
39. *!noa* = ergrauen.
!noia = durchgehen (scheue Tiere), erwachen.
40. *!nō-!as* = die Schlappheit.
!nō-!as = die Ferse.
!nō!a-s = das Straucheln.
41. *#noa* = streiten.
#no!a = werfen.
42. *ō-a* = suchen.
ō-!a = zunehmen.
ōa = kalben, lammen, Junge werfen.
43. *o-re* = Milch erbrechen (vom Säugling), als Substantiv (-s) auch:
Die Milch im Magen junger erlegter Wildkälber.
o-!re = vom Raubtier: hinlaufen, um die eingescharte Beute zu holen.
(ore = losmachen).

44. *ioim* = stoßen.
ioim = hornlos sein (vom Vieh).
ioim = hart werden, Dorn ausziehen.
45. *saos* = deine Mutter.
saos = die Verfolgung.
46. *sīl* = niesen.
sīl = senden.
47. *uru* = Wild beschleichen.
**uru* = auf ein ungesatteltes Pferd springen.
48. *tsabi* = die Gewohnheit die Augen lauernd umherzubewegen.
tsabi-s = der Schwarzeichenholzbaum.

b) Der Ton-Ausklang. Darunter verstehe ich den Unterschied der Stimmhöhe beim Anklingen und beim Ausklingen eines und desselben Vokals oder Diphthongs eines einsilbigen Wortes.

Es sind drei Arten des Ton-Ausklangs zu unterscheiden.

a) Der ebene Ton-Ausklang ist dadurch gekennzeichnet, daß die Stimme in derselben Höhe ausklingt, in der sie einsetzte. Dieses Sichgleichbleiben braucht durch kein Lautzeichen markiert zu werden; es ist als gegeben anzunehmen, wo ein derartiges Zeichen fehlt.

β) Der steigende Ton-Ausklang (Zeichen: *ʔ* hinter dem Laut) ist durch ein Ansteigen,

γ) der sinkende Ton-Ausklang (Zeichen: *ʋ* hinter dem Laut) durch ein Absinken der ausklingenden Stimme gekennzeichnet.

An diese Unterschiede muß sich das Ohr des Weißen langsam gewöhnen. Dem Eingeborenen sind sie so unzweideutig wie uns das Steigen der Stimme in der Frage oder ihr Sinken am Ende eines Aussagesatzes. Beispiele:

1. *ā* = weinen.
āʋ = trinken.
āʔ = ja! (wird im Tonausklang leicht durch Affekte modifiziert.)
2. *lā* = auswinden.
lāʋ = scharf sein.
3. *lā* = naß sein.
lāʋ = entwenden.
4. *ams* = der Mund.
atms = der Braten.
aim = rechts.
5. *llgain* = Kuchen in der Pfanne backen.

- ||gaj̄n* = den Kopf einziehen.
(||gaj̄n = verb. das Zurücklassen des Lammes an einer bestimmten Stelle von seiten des Muttertieres.)
6. **|gaj̄m* = den Tripper haben.
**|gaj̄m* = tief.
(|gaj̄m = sich bücken.)
(|gaj̄m = töten.)
7. *|gē* = gleichfarbiges Vieh sammeln.
**|gēʔ* = sein Letztes nicht weggeben wollen.
(gēt = Zwillinge bekommen.)
8. *#gōʔ* = spitz sein.
#gōʔ = eine Tierscheuche aufstellen.
(#gōʔ = ausweichen.)
9. *||gūʔs* = die Schüssel die aus dem Brustbein des Straußes hergestellt ist.
||gūʔb = der Zwang.
10. *|gūʔb* = die lange Binsenmatte.
|gūʔb = das Verfolgen einer Spur.
|gūʔ = einen Hinterschurz tragen.
|gūʔ = jemand auf den Schultern reiten lassen.
11. *||haj̄m* = verschiedene Speisen gleichzeitig kauen.
||haj̄m = einschenken.
12. *#hāj̄b* = die Fläche.
#hāj̄b = das vor sich Herstoßen oder Schieben.
13. *#hāj̄b* = die Not.
**#hāj̄b* = ein schwarzes Gestein (wie es z. B. bei Aar in der Umgebung von Kubub vorkommt).
14. *||hōʔs* = das Ausgießen.
||hōʔs = der Knappsack.
15. *|hōʔ* = auf die Ellbogen niedersinken (gesagt vom kleinen Kind, das auf Knien und Händen kriecht).
|hōʔ = verspotten.
16. *|hu-ʔmi* = der Berg.
|hu-ʔmi = die Robbe (s. S. 41).
17. *|hoʔm* = lahm sein, auch: Ochsen in den Jochen vom Trekktau loskoppeln (um sie vor einen anderen Wagen zu spannen).
|hoʔm = Heißes einschlürfen.

18. *kχūl* = etwas aufblähen.
kχūr = sich aufblähen, aufgeblasen sein.
19. *līnāl* = lassen.
līnāl = fallen.
(līnā = dort.)
20. **līnālb* = der weiße Bleßstreifen über Stirn- und Nasenmitte.
līnārb = der Unterleib.
(līnālb = eine große Land-Schildkrötenart.)
21. **līnālm* = platt und dünn.
līnālm = pfeifen.
22. *līnōlb* = der Stein unter dem Kochtopf.
līnōb = die Ruhe.
23. *lō* = lärmern.
lōl = aufhören Milch zu geben.
24. *sālīb* = das Ausruhen.
sālīb = der Buchupuder.
25. *salm* = Baumrinde abziehen.
salm = Honig ausnehmen.
(salm = einen Vogel mit einem Wurf so einschüchtern, daß er sich zu Boden duckt.)
26. *lūs* = die Klaue, der Huf.
lūs = die Stirn.
(lūs = Pflanzen).
27. *tsālīb* = die Gelenkschmiere.
tsālīb = das Lecken.
28. *līnūlb* = die Ferne.
līnūrb = die Staubwolke.
(līnūlb = die Buschhütte, der Buschschirm).

c) Der Wort-Tonfall. Darunter verstehe ich den Unterschied der Stimmhöhe zwischen Anfangs- und Endsilbe eines Wortes. Von dreisilbigen Wörtern können wir hier ganz absehen, da nie mehr als zwei Silben den charakteristischen Höhenunterschied zeigen, die dritte vielmehr der einen oder der anderen betonten Silbe sich angleicht. Es sind zwei Arten des Wort-Tonfalles zu unterscheiden.

1. Der steigende Wort-Tonfall ist dadurch gekennzeichnet, daß die Stimme in der Endsilbe höher als in der Anfangsilbe ist.

2. Der sinkende Wort-Tonfall ist umgekehrt durch die tiefere Stimm-
lage der Endsilbe charakterisiert.

Bei steigendem sowohl wie bei sinkendem Tonfall ist zuweilen unab-
hängig von individuellen Schwankungen ein großes und ein kleines Intervall
zu unterscheiden. Das große beträgt eine kleine Terz bis Quart, das kleine
nur einen halben Ton. Unter den folgenden Beispielen sind solche ent-
halten, die zeigen, daß auch schon dieses Ausmaß des Wort-Tonfalles
begriffs-unterscheidende Bedeutung haben kann.

Ein besonderes Zeichen für die Unterschiede des Wort-Tonfalles habe
ich, um die Buchstaben nicht weiter mit diakritischen Zeichen zu bepacken,
nicht eingeführt. Das ist ohne weiteres gerechtfertigt, wo diese Unterschiede
des Wort-Tonfalles Hand in Hand mit solchen in der Lage des Stärkeakzents
gehen, der sein eigenes Zeichen erhält. Wo es sich aber, wie in den folgenden
Beispielen, bei gleicher Lage des Stärkeakzents und bei gleichsinnigem
Wort-Tonfall um eine Präzisierung reiner Intervall-Unterschiede handelt, sind
folgende Abkürzungen in Klammern beigefügt:

- $\frac{1}{2}$, st. bedeutet . . . um $\frac{1}{2}$ Ton steigenden Wort-Tonfall.
3, st. „ . . . „ ca. 1 Terz „ „
 $\frac{1}{2}$, f. „ . . . „ $\frac{1}{2}$ Ton sinkenden (fallenden) Wort-Tonfall.
3, f. „ . . . „ ca. 1 Terz „ „ „

Beispiele:

1. *igari·b* (3, st.), Name eines Ufergrases.
igari·s ($\frac{1}{2}$, st.) = das Blutgeschwür.
2. *igoia·b* (3, st.), Name einer sukkulenten eßbaren Pflanze.
**igoia·b* ($\frac{1}{2}$, st.), der Ruf der sitzenden *ihunos*-Eule.
3. *igoiro·* (3, st.) = zurückbleiben.
igoiro· ($\frac{1}{2}$, st.) = brüllen.
4. *iguru·b* (3, st.) = das Gift.
iguru·b ($\frac{1}{2}$, st.) = der Donner.
5. *ihaina·* (3, st.) = langsam sein.
ihaina· ($\frac{1}{2}$, st.) = nach Pisse riechen.
6. *ihaira·* (3, st.) = zusehen.
ihaira· ($\frac{1}{2}$, st.) = schnauben, hart ausspucken.
7. *ihaira·b* (3, st.) = die Warze.
ihaira·b ($\frac{1}{2}$, st.) = der Panseninhalt bei den Wiederkäuern.
8. *iharu·s* (3, st.), Name einer *Cyperus*-Art.
**iharu·s* ($\frac{1}{2}$, st.), Name von *Mesembrianthemum*-Arten.

9. *ihau·b* (3, st.) = der Ziegenbart.
ihau·b (1/2, st.) = der sichtbare Atemhauch.
10. *iholbo·* (3, st.) = das Gesicht bemalen.
**iholbo·* (1/2, st.) = ein Neugeborenes herrichten.
11. *nairi·* (3, st.) = verdickt sein.
nairi· (1/2, st.) = heute früh.
12. *inaiba·b* (3, st.) = der Flicken.
inaiba·b (1/2, st.) = das Nashorn.
13. *inoira·b* (3, st.) = die Tabaksrolle.
inoira·s (1/2, st.) = die schwarze Mistkugel der kleinen Wiederkäuer.

d) Der Stärkeakzent (Zeichen: · hinter dem Laut) sei hier als rhythmischer Bestandteil den musikalischen Lautmodifikationen angeeignet. Eine Verquickung der Akzentbezeichnung mit den Zeichen der „Tonhöhe“-bestimmenden Elemente (wie sie Kroenlein versucht hat) ist nicht durchführbar. Ein ausschließlich dem Akzent gewidmetes Zeichen halte ich für eine erschöpfende Lautanalyse des Nama für unentbehrlich.

Bei der Aussprache der einzelnen Vokabeln kann in vielen Fällen nicht zwischen betonten und unbetonten, sondern nur zwischen mehr und weniger betonten Silben unterschieden werden. Besonders wenn der sinkende Tonfall eine Terz beträgt, liegt der Akzent meist so gleichmäßig auf Anfangs- und Endsilbe, daß eine Akzentunterscheidung nicht möglich ist. In solchen und ähnlichen Fällen kann das Zeichen weggelassen werden.

Im Allgemeinen liegt in zweisilbigen Worten mit steigendem Worttonfall der Akzent auf der letzten, bei solchen mit sinkendem Tonfall auf der ersten Silbe. Wie

e) Kombinationen der vier vorhergenannten musikalischen Elemente den phonetischen Charakter und damit meist auch die Bedeutung der Worte bestimmen, sollen die folgenden Beispiele zeigen:

a) Kombination von Unterschieden in Ton-Einsatz und Ton-Ausklang. Die Kombination von hohem Ton-Einsatz und sinkendem Ton-Ausklang wird mit *ˊ*, die Kombination von tiefem Ton-Einsatz und steigendem Ton-Ausklang mit *ˋ* bezeichnet.

1. *#āˊ* = aufplatzen.
#āˋ = schlachten.
2. *ˊaˋn* = stöhnen.
ˋaˋn = rauchen (vom Feuer).
3. *ˋaˋtˋm* = sich mit Kuhmist reinigen.

- llaɪm* == das Setzen der Steine beim Lochspiel (s. S. 314), in die Hände klatschen.
- llaɪm* == ausschalten.
- **llaɪm* == verheimlichend zudecken.
4. *llaɪn* == wohnen.
- llaɪn* == reifen.
- llaɪn* == fest aneinander halten.
5. *ʃaɪn* == wissen.
- ʃaɪn* == einen Hieb versetzen.
6. *dāɪ* == jubeln, sich belustigen.
- dāɪ* == jemand feind sein.
7. *gāɪ* == verloren sein.
- gāɪ* = klug sein, jemand überlisten.
8. *ɪgāɪ* == bersten.
- ɪgāɪb* == das Wiederaufleben, das Wiedererscheinen der Mondsichel.
- ɪgāɪb* == das Gift.
- ɪgāɪb* == der Knecht.
- **ɪgāɪb* == Name einer *Euphorbia*, die wohl mit der auf S. 260 identisch ist.
9. *ɪgāɪni* == das Kinn.
- ɪgāɪni* == der Weg.
- (*ɪgāɪni* = drücken).
10. *ʃgāɪ* == hereingehen.
- **ʃgāɪ* == steil sein.
11. *χoɪm* == abstäuben.
- **χoɪm* == eine Schlinge zuziehen.
12. *ʃgāɪm* == Zerbrochenes zusammenbinden.
- ʃgāɪm* == umherspringen.
13. *ʃgāɪn* == zudecken.
- ʃgāɪn* == fragen.
14. *ɪgāɪɪ* == geizen.
- ɪgāɪɪ* == Felle zum Lager ausbreiten.
15. *llaɪɪ* == erwürgen.
- llaɪɪ* == ausscheiden.
16. *gōɪ* == verweigern.
- gōɪ* == sehen.
17. *ɪgoɪm* == schwanger sein.

- !gɔɪm* = das Brummen des Straußes.
18. *ʔgɔɪm* = eintunken.
ʔgɔɪm = glauben.
19. *!gūʔ* = nahe.
!gūr = schmutzig.
20. *!gɑɪm* = beugen.
!gɑɪm = töten.
**!gɑɪm* = tief.
21. *!gɑuɪ* = übrig bleiben.
!gɑuʔ = hinwerfen.
22. *!hāɪb* = das Auswannen.
!hāɪb = der Luchs (s. S. 281).
!hāɪb = der Eckzahn des Pferdes.
23. *ʔhāūɪ* = sich mit etwas Süßem beschmieren.
**ʔhāūɪ* = die Tsamma-Frucht (s. S. 200) stampfen.
24. *!hūɪb* = der Skorpion.
!hūɪb = die Beklemmung, Erstickung.
25. *!hūʔb* = der weiße Mann.
!hūɪb = der Bockgestank.
26. *!!hūʔ* = durchbohren.
!!hūɪ = bellen.
27. *!hūʔ* = fliehen.
!hūɪb = das Land.
28. *!hūr* = verknüpfen.
!hūɪ = gekochtes Fleisch stampfen, mit der Faust aufwärts von
von sich stoßen.
**!hūɪ* = Mark aus den Knochen saugen (vgl. S. 212).
29. *!kχɑɪm* = pissen.
!kχɑɪm = durchsickern.
**!kχɑɪms* = die eßbaren Weichteile der Meeresschnecken (s. S. 31).
30. *kχɔɪm* = fein stampfen.
kχɔɪm = sprechen.
31. *!!kχɔɪm* = am Topf festgebackene Reste auskratzen.
!!kχɔɪm = eine Leiche einbinden (s. S. 316).
32. *!kχūɪ* = zittern.
!kχūʔ = herausziehen.
33. *ʔnāɪ* = gießen.

- #nāI* = trocken sein.
 34. *#naIn* = Feuer schlagen.
#natn = sich umdrehen.
 35. *!noIm* = buckelig-verwachsen.
!notm = Bienen ausräuchern (s. S. 205).
 36. *#nauI* = schlagen.
#nauI = helfen.
 37. *!oIm* = atmen.
!oIm = abwischen.
 38. *sāI* = sich wärmen.
sāI = in der Nase kribbeln.
 39. *sī* = hinkommen.
sīI = pforzen.

β) Unterschiede in Ton-Einsatz und Wort-Tonfall.

1. *!abi*. (¹/₂, st.) = regnen (vgl. S. 237 Anmerkung).
!abi. (3, st.) = zu Heilzwecken die Haut einritzen.
2. *χore*. (¹/₂, st.) = losmachen.
χoire. (3, st.) = scherzen.
3. *!gali-b* (3, st.) Name heiner Eidechse, der *Mabuia acutilabris Ptrs.*
!gali-b (¹/₂, st.) = das Tanzen.
4. *guṇi*. (3, st.) = Wild beschleichen.
guṇi. (¹/₂, st.) = am geschlossenen Auge oder im Ohr sich jucken.
5. *!guru-s* (¹/₂, st.) = der Quarzstein.
**!guru-b* (3, st.) = der Bergrücken.
6. *!halmi*. (3, st.) = jagen.
!halmi. (¹/₂, st.) = beleidigt sein.
7. *!huri-b* (3, st.) = der Schrecken.
!huri-b (¹/₂, st.) = das Rückgrat.
8. *!naru*. (¹/₂, st.) = rösten, an einem Knochen kauen (vom Rind gesagt).
!naru. (3, st.) = in Reihen aufspießen.
9. *!naru-s* (¹/₂, st.) = der Schwarzebenholzbaum (Synonym s. S. 144).
**!naru-s* (3, st.) = Name eines Rochens.
10. *u-iri* (¹/₂, f.) = Knochen abnagen.
u-rib (3, f.) = die Laus.

γ) Unterschiede in Wort-Tonfall und Stärkeakzent.

(Wo nichts besonderes vermerkt, beträgt der Wort-Tonfall $\frac{1}{2}$ Ton.)

1. *a·bu* = zusammenfalten.
abu·s = das leere Straußenei.
2. *!a·ob* = das Blut.
!ao·b = die Schlange.
3. *!!a·ru* = heimkehren.
!!aru· = schwarz-weiß getüpfelt.
4. *#aba·* = bersten.
#a·ba = aufschneiden.
5. *#abi·* = Schmutz fegen.
#a·bi = sich langweilen.
6. *#a·bo* = bemörteln.
#abo· = jemand überrumpelnd ergreifen.
7. *go·a* = halb trocken sein.
goa· = loben.
8. *!goa·* = mit der Peitsche knallen.
**!go·a* = tief liegen.
9. *gu·ri* = Knochen abnagen.
guri·b = das Jahr.
10. **!!gaba·* = scharf und weit sehen.
**!!ga·ba* = aus Versehen auf etwas treten.
11. *!!ha·ob* = der Windschirm der Feuerstelle.
!!hao·b = das Aufsteigen des Gewitters.
12. *!hari·* = Nähte auftrennen.
!ha·ri = in Nachbarschaft wohnen.
13. *!kχa·reb* = der Trippelgang des Pferdes (Reitart der Buren).
!kχare·b = das Kalb der Oryx-Antilope. (Akzentuierung auf S. 275 verdruckt).
14. *!kχa·rus* = Name einer Hasenart (s. S. 285).
**!kχaru·s* = Name einer Euphorbia-Art, *E. cervicornis Boiss* (s. Taf. VI).
15. *!kχa·bu* = Wasser aus dem Munde spritzen.
!kχabu·s = die Sandale.
16. *!!kχa·eb* = das Zurückjagen.
!!kχaë·b = der Sand des Rivierbettes.

17. *||kχara·* = strafen.
||kχa-ra = groß sein.
18. *!kχa-erab* (3, f.) = Name einer Hasenart (s. S. 285).
!kχaëra· (3, st.) = nachlässig.
19. *!kχa-ru* = schnarchen.
!kχaru· = durchschießen.
20. *||kχoro-b* (3, st.) = die Aschenschaufel.
**||kχo-rob* ($\frac{1}{2}$, f.) = der Honigsack aus Leguanhaut (s. S. 205).
21. *!kχuru-b* = die Dürre, die Säure.
!kχu-rub = der Grassamen.
22. **!kχuru-b* = die heiße Erde um die Feuerstelle.
**kχu-rub* = die Ader.
23. *!na!mi·* (3, st.) = ein Kind auf dem Arm tragen.
!na!mi ($\frac{1}{2}$, f.) = die Seite; als verb: mit einwärts gesetzten Füßen laufen.
24. **na!o-b* (3, st.) = die Bienenwabe.
**na!ob* ($\frac{1}{2}$, f.) = ebener oder schwach geneigter, am Berghang entlang führender Weg.
25. *!oro·* = sich auf die Fußspitzen stellen.
!o-ro = brüllen.
26. *saru·* = Kleinvieh am Bein einfangen.
sa-ru (3, f.) = verfolgen.
27. *so-res* = die Sonne.
sore-s = die Sore-Partnerin (s. S. 318/319).
28. *tara-s* = die Frau.
**tā-ras* (3, f.) = die (vom Hottentotten besonders betonte) Liebespflicht des Bruders zur Schwester und deren Kindern (s. S. 303).
29. *to-rob* = der Krieg.
toro-b = eine feinkörnige, rote, harte Bodenart.

δ) Unterschiede in Wort-Tonfall, Stärkeakzent und Ton-Einsatz (nur die Terz im Wort-Tonfall ist vermerkt, im übrigen ist $\frac{1}{2}$ Ton anzunehmen).

1. *!a-rab* (3, f.) = der Ärger.
!ara-b = die Rippe.
!a-!rab = der Riß.
2. *!a-ri* = gestern, morgen.

- ||atri.* = pulverisieren (in der Sprache der Namibnomaden: *!ot/n*).
3. *!a-ba* = hinaufklettern.
!aiba. (3, st.) = kratzen.
4. *χoa.* = schaben.
χo-!a = schreiben.
5. *χuru-b* = das Kohlenpulver.
χuiru. (3, st.) = herausziehen.
6. *χu-bu* = Tabak zerreiben.
χuibu. (3, st.) = abtrinken.
7. *gara.* = kühl sein.
ga-!ra = die Röteln haben.
8. *galro.* (3, st.) = biegen, beugen.
ga-ro = ausdörren, mager werden, hart sein.
9. *!ga-bi* = bespritzen.
!galbi-s (3, st.) = der Becher.
(!gabi. = hoch sein).
10. *||ga-!e* = nachahmen.
||gaë. = kauen.
11. *||ga-mi* = das Wasser.
||galmi. (3, st.) = den Kopf beugen.
12. *||ga-nas* = die Giraffenakazie, der „Kameelboom“.
||galna-s = Name eines bei Kubub in den Felsen häufigen feigenbaumähnlichen Gewächses, dessen innere weiche Wurzelrinde roh gegessen wird.
||ga-!na = das Vieh einzeln oder truppweise tränken.
13. *||gara-s* = die *Aloë dichotoma L.* (s. S. 112).
||galra-s (3, st.) = das Schulterblatt.
||ga-ra = Striche kratzen.
14. *!ga-os* = das Schneiden.
!galo-s (3, st.) = der Baumstamm.
15. *!gal!a-b* = die Magerkeit.
!ga-rab = die männliche Scham.
16. *!ga-ro* = öde sein.
**!galro.* = Herbeieilen des durstigen Viehes zum Wasser oder des Muttertiers zum Jungen.
17. *!ga-mi* = zwei Frauen haben (vgl. S. 307).
!galmi. = ein Auge zukneifen.

18. *igo·e* - fluchen.
igole· - einen Armbruch schienen.
19. *igolre·b* - die Bitte.
igo·reb - der Schröpfeinschnitt in die Haut.
20. *gunnu* == sich durch Eindringen Platz verschaffen.
gunnu· (3, st.) = verfaulen.
21. *igu·i* = Eins.
igui· (3, st.) = jemandes überdrüssig werden.
22. *lga·ma* (3, f.) = Wasser holen.
**lga·ma·* = sich dicht an das Feuer legen.
23. *goira·b* (3, st.) = Name einer Krähenart, des *Corvus scapulatus Daud.*
**go·ra* = Feldzwiebeln aus den Hüllen pellen.
24. *lgu·i* (3, st.) = etwas umschleichen.
lgu·i = Klopfen einer Wunde.
25. *lgu·ri* = jemand mit Fett einreiben.
lgu·ri· = hochmütig sein.
26. *lgu·bu·* (3, st.) = klopfen.
lgu·bu = rund sein.
27. *lgu·i* = viel sein.
lgu·i·s (3, st.) = die Nase.
28. *ha·ra·* = weit sein.
ha·ra = schlucken.
29. *haimi·* (3, st.) = sich dick kleiden.
haimi = sich fertig machen.
30. *lha·ru* = vor freudiger Rührung weinen.
lha·ru· (3, st.) = hineinkriechen.
31. *ha·e* = schnell sein.
hate· = zu Pferd jagen (s. S. 290).
32. *ho·a* = erzählen.
hota· = krumm sein.
33. *ho·ba·b* = die Umkehr.
ho·bab = der Eingeweidewurm.
34. *hu·ru·* (3, st.) = Trockenkochen mageren Fleisches.
hu·ru = spielen.
35. *huli·b* (3, st.) = die Treppe (s. S. 272).
hu·ib = der frische Geruch des feuchten Holzes der Giraffenakazie.
36. *hu·nu* = naß werden.

- !huinu.* = das Mark aus den Knochen saugen (vgl. S. 355, No. 28).
37. *#kχa-rab* (3, f.) = der Walfisch (s. S. 37).
#kχaira-b = der Hoden.
38. *!kχo-ab* = der Patronengurt.
**!kχoia-b* = das Eis.
39. *#kχo-a* = beschwichtigen.
#kχoia-b = der Elefant.
40. *#kχu-bi* = lärmern.
#kχuibi. = lallen (von kleinen Kindern).
41. *na-!mi* = die Zunge.
na!mi. = flackern.
na!mi. = um eine Ecke biegen.
na!mi-b = die Fläche, die Namibwüste.
42. *na-ba* = blitzen.
na!ba. (3, st.) = hinter etwas verschwinden, herunterfahren.
43. *!nale.* = schlichten.
!na-eb = der Nabel.
44. *!!na-e* = hinweisen.
!!nale. = singen.
45. *!!nā!i.* (3, st.) = sich mit Riemen umgürten (Herero).
!!nā-!i = steif sein.
!!nā-!i = wohlan!
46. *!nale.* = traben.
!naë. = warm werden.
!na-!e = geboren werden.
47. *!na-rab* = die *Acanthosicyos horrida* Wetw. (s. S. 146, 197.)
**!na!ra-b* (3, st.) = Bezeichnung der Namibbuschmänner für „weißer Mann“.
48. *!no-ro* = ein Fell gerben.
!no!ro. (3, st.) = fahl sein.
49. *!o!ro.* = wenig sein.
!o-ro = verbraucht, alt sein.
50. *!!o-!a* = nicht können.
!!o!a. (3, st.) = Quatschen des Wassers in nassen Schuhen.
(!!o-a = küssen.)
51. *!o-a* = begegnen.
!o!a. = traurig sein.

52. *sa-mi* (3, f.) = die Brüste, die Euter.
sami = mit der Peitsche hantieren.
sa-imi = beim Verschlucken in die „falsche Kehle“ geraten.
53. *sao* = das Vieh zeichnen.
sa-o = folgen.
54. *so-as* = das Faß.
sola-s = die Ritze.
55. *to-a* = aufhören.
tola (3, st.) = zerreißen.
56. *iuli-b* = der Schwager.
iu-ib = der Stein.
57. *iuli* = Fett vom Fleisch schneiden.
iu-i = Abend werden.
58. *iubu-b* = das Ei.
**iu-bu* (3, f.) = jemand abwehren.
59. *iū-i* = hüten.
**iūli* (3, st.) = nahtlos sein.
60. *tsaio* (3, st.) = das wütende Scharren des Bullen oder des Wildebeests.
tsa-ob = die Asche.
61. *tsama-b* = der Tsamma-Kürbis (s. S. 200).
tsa-mab = der Ameisen-Vorratshaufen, „Mierkost“.
62. *tso-as* = das Läuse-absuchen.
tsoa-s (3, st.) = der After.

ε) Unterschied in Wort-Tonfall, Stärkeakzent, Ton-Einsatz und
 Ton-Ausklang.

//ga·ni (¹/₂, f.) = Fleisch.

//gani (¹/₂, st.) = braunweiß gescheckt.

f) Aufhebung von Lautcharakteren ist zuweilen zu beobachten, wenn das Einzelwort Bestandteil eines Kompositums wird. Ich habe aber in dieser Richtung keine systematischen Aufnahmen gemacht, sondern nur einige wenige Beobachtungen verzeichnet.

Am häufigsten wird der Stärkeakzent in Kompositis aus seiner ursprünglichen Lage im Einzelwort verschoben. So lautet die allgemeine Bezeichnung für Katze *ihōia-b*, in der zusammengesetzten Bezeichnung für „Feldkatze“, *iga-roihō-iab*, rückt der Stärkeakzent deutlich auf die vorletzte Silbe. Dasselbe gilt für *iore-b*, die Schüssel, **inu-biō-reb*, die Wannschüssel

(S. 201). Meist ist damit zugleich ein Wechsel des Wort-Tonfalls (s. Stärkeakzent, S. 353) verbunden.

Auch der charakteristische Ton-Ausklang des Einzelworts kann im Kompositum verschwinden: //hō/s, der Sack, /na-ma//hō/s, der Sparsack (S. 238). Auffallend ist in einem zusammengesetzten Wort das Auftreten eines steigenden Ton-Ausklangs, der den Bestandteilen als Einzelworten fehlte: /na/m, lieben, aber /na/m/na/m, zur Liebe bringen.

Wie weit sich die Lautcharaktere des einzelnen Wortes unter dem musikalischen Einfluß der Satzbildung und unter dem Einfluß des Affekts verändern, habe ich nicht verfolgt. Der Ton-Einsatz scheint mir bei weitem der beständigste Lautcharakter eines Wortes zu sein.

3. Die Orthographie,

deren ich mich in diesem Bericht bei Nama-Worten bediene, schließt sich eng an das allgemeine linguistische Alphabet in der Darstellung an, die Steinthal⁸⁰⁾ gibt. Ich kann mich daher hier auf kurze Bemerkungen zur bequemerem Orientierung des Lesers und zur Begründung einiger Abweichungen von der Schreibweise Kroenleins beschränken:

ā bezeichnet die Länge eines Vokals. Wo das Längenzeichen fehlt, ist der Vokal kurz.

ã bezeichnet die Nasalierung. Individuelle Neigung zur Nasalierung von Vokalen, die auf ein *m* folgen (*toma*, nicht, *goima-b*, Ochse, *ma*, geben, etc.) habe ich mehrfach beobachtet, aber in der Schrift nicht berücksichtigt.

(*a*) bezeichnet, daß der betreffende Vokal nur flüchtig ausgesprochen, fast unterdrückt wird.

y ist auszusprechen wie im Deutschen das „j“ in Jena.

aio und analog alle Vokale, die durch ein Lautzeichen getrennt sind, sind nicht diphthongisch, sondern getrennt zu sprechen.

aě, *aĩ* und *oě* etc. ist stets unter Trennung beider Vokale zu sprechen, mit Betonung des ersten, wenn kein Stärkeakzent-Zeichen gegeben ist.

ai ist auszusprechen wie im Deutschen in „Kaiser“, „Eile“, „einerlei“ etc. Der Diphthong *ei* in der Aussprache, wie sie das linguistische Alphabet fordert, existiert im Hottentottischen nicht. Der linguistischen Schreibweise gebührt hier unbedingt der Vorzug. Wo Kroenlein *ai* schreibt, liegt in vielen Fällen eine naheliegende Verwechslung mit *aě* vor.

au ist auszusprechen wie im Deutschen in „Auge“, „auch“ etc. Der Diphthong *ou* in linguistischer Aussprache existiert im Hottentottischen

ebenso wenig wie im reinen Deutsch. Wo Kroenlein *au* schreibt, liegt in vielen Fällen eine nahe liegende Verwechslung mit *ao* vor.

ao ist mit Betonung des ersten Vokals und mit so schnellem Übergang in den zweiten zu sprechen, daß der Laut wie ein Diphthong klingt.

b wird am Anfang eines Wortes wie unser *b*, in der Mitte eines Wortes meist weich nach *w* hin, am Ende eines Wortes hart, nicht ganz so hart wie unser *p* gesprochen.

χ ist auszusprechen wie im Deutschen in „lachen“, „Bach“ etc.:

kχ entspricht dem *kh* von Kroenlein, das „etwas härter, aber nicht viel“ als *k* sein soll. Ich habe diesen Laut stets als *k* mit nachfolgendem *χ* gehört und schreibe ihn dementsprechend.

r ist das mit der Zunge gerollte, nicht das vom Zäpfchen geschnarrte *r*.

s wird am Ende des Wortes schwach wie unser deutsches *sch* in „Busch“, „Bresche“ etc., am Anfang des Wortes dagegen wie das *s* in „Salz“, „Sonne“ etc., vielfach scharf wie im Französischen in „salon“ ausgesprochen.

ts ist auszusprechen wie im Deutschen das *z* in „Zahn“, „Zunft“ etc.

f u. *l* fehlen der Namasprache. Wo man ihnen in seltenen Fällen begegnet, sind die Wortstämme dem Holländischen entlehnt: *gurla-bigis*, Schmetterling; *f(a)la-migob*, der Flamingo, *fi-lsib*, die *vuilziekte* der Buren (Lues).

B. Naturkenntnisse.

Was wir bei der Betrachtung der Ernährung und Medizin, des Handwerks, der Viehhaltung und der Jagd sowie bei der Schilderung des Landes und Klimas von Einzelkenntnissen des Hottentotten aus den drei Reichen der Natur kennen gelernt hatten, war mehr oder minder direkt materiellen Bedürfnissen erwachsen und dauernd mit ihnen verknüpft. Es erhebt sich die Frage, ob diese Kenntnisse auch losgelöst von den Sorgen des täglichen Lebens Bestand haben, d. h. wie weit sie als freie Äußerungen geistiger Regungen angesehen werden könnten. Es wird sich zeigen, daß trotz aller geistigen Beweglichkeit des Hottentotten die Naturkenntnisse des Volks sich nirgends zu einer wenn auch noch so einfachen Form von Naturanschauung erheben. Nur auf zwei Gebieten läßt sich wenigstens das Streben nach einer gewissen weiteren Durchführung der Anfänge oder nach Zusammenordnung des tatsächlich Gegebenen erkennen: auf biologischem Gebiet (das dem Jäger und Viehbesitzer noch heute am nächsten liegt) und — schon fast wieder in Vergessenheit versunken — auf dem Gebiet der Zeiteinteilung, dessen Daten in ihrem jahreszeitlichen Wechsel und tiefgreifenden Einfluß auf die belebte Natur gleicherweise dem Hirten zu denken geben.

1. Die Tier- und Pflanzenkenntnis

der Hottentotten soll hier nicht besprochen werden. Die zoologische und botanische Bestimmung des mitgebrachten Materials muß erst abgeschlossen sein, ehe wir eine klare Übersicht gewinnen können. Mit einer Liste einheimischer Namen allein wäre nichts gewonnen. Die guten anatomischen Kenntnisse der Hottentotten werden ebenfalls besser erst dargestellt, wenn die biologische Grundlage ausgearbeitet ist.

2. Himmelskunde.

Von Kindheit an ist der Hottentott gewohnt, draußen im Weidefeld sich selbständig zurecht zu finden. Als Kind hält er sich dabei an naheliegende Dinge, an Buschgruppen, Bäume und Felsformen. Wenn er später mit der Familie auf der Weidesuche längere Wanderungen antritt, ist er bei der Regenarmut des Landes gezwungen, von einer Wasserstelle zur andern sich weiter zu helfen. Seine Wanderungen setzen sich dementsprechend aus Trecks zusammen, deren jeder ein verhältnismäßig nahes, von lokalen Umständen bestimmtes Tagesziel hat. Deshalb hat der Wanderer nicht nötig, außer der Sonne noch Richtpunkte am Himmel für seine Reise zu suchen.

a) Der gestirnte Himmel ist dem Hottentotten daher wenig bekannt; ob es immer so war oder ob mit dem Untergange alles Volkstums auch hier Überlieferungen verblaßt sind, sei dahingestellt.

a) Die Sonne, *so-res*, gibt auch dem Hottentotten die Anhaltspunkte zur Unterscheidung der Himmelsrichtungen: Der Osten wird **soresta-//hai-//ikχāb* genannt, d. h. „die Seite, an der die Sonne aufgeht“. Der Westen ist **soresta+gā-//ikχāb*, „die Seite, an der die Sonne untergeht“.

Für Norden und Süden lernte ich eine gemeinsame Bezeichnung kennen: **soresχō-//nab*; denn wenn man in eine dieser Richtungen sieht, scheint die Sonne in (*ina*) die Wange (*χōb*). Die Worte *ikχa-bagab* und *laba-s* habe ich nur zur Bezeichnung des Süd- und des Nordwindes kennen gelernt; sie mögen in anderen Teilen⁵⁷⁾ des Landes auch zur Bezeichnung der abstrakten Himmelsrichtungen dienen. Doch halte ich dies für eine spätere Übertragung. Ein näherer Verkehr mit den Hottentotten zeigt, wie fern ihnen überhaupt abstrakte Begriffe liegen, wo die Sinne ausreichen. Die Sonne selbst, wie sie auf- und untergeht, der Wind, der von da oder dort her weht, der Ort, nach dem sie ehemals gewandert sind, das sind die Elemente ihres geographischen Vorstellungskreises; und sie genügen zur Verständigung.

Über den Mond soll im Zusammenhang mit der Zeitrechnung gehandelt werden.

β) Von den Sternen, *Igalmiroti*, sind ihnen zunächst die beiden Planeten bekannt, deren Sonnennähe und regelmäßig wechselnde Stellung am Morgen- und Abendhimmel eine Beobachtung von selbst nahe legt: der Merkur und die Venus.

Der Reisende im Namaland, der im Freien nächtigt, dem der Merkur von keiner langen Dämmerung wie in unseren Breiten überlichtet oder vom Morgennebel verschleiert wird, kennt die beiden Vorboten der aufgehenden Sonne und ihre Stellung zu einander. Den Fernerstehenden mag die kleine Tabelle unten orientieren, die mir Herr Professor Otto Knopf in Jena freundlichst zusammengestellt hat*). Die Erscheinungen, die hier als die

*) Anzahl der Stunden und Minuten, die unter dem 25. südl. Breitengrad

der Merkur		die Venus		Datum
vor der Sonne aufgeht	nach der Sonne untergeht	vor der Sonne aufgeht	nach der Sonne untergeht	
—	0h 53m	—	0h 35m	1. I. 1903
—	—	—	0 56	1. II.
2h 3m	—	—	1 9	1. III.
0 51	—	—	1 29	1. IV.
—	0 57	—	2 6	1. V.
—	0 19	—	2 57	1. VI.
1 40	—	—	3 27	1. VII.
—	0 29	—	3 11	1. VIII.
—	1 56	—	1 44	1. IX.
—	0 21	1h 22m	—	1. X.
*0 34	—	*2 14	—	1. XI.
—	0 27	2 33	—	1. XII.
—	1 20	2 53	—	1. I. 1904
*1 44	—	*2 53	—	1. II.
*1 30	—	*2 28	—	1. III.
—	0 18	1 54	—	1. IV.
—	0 46	1 23	—	1. V.
1 43	—	0 47	—	1. VI.
0 43	—	0 7	—	1. VII.
—	1 37	—	0 30	1. VIII.
—	1 41	—	1 7	1. IX.
0 49	—	—	1 43	1. X.
—	0 3	—	2 21	1. XI.
—	1 20	—	2 46	1. XII.
0 4	—	—	2 42	1. I. 1905
1 45	—	—	2 23	1. II.
0 33	—	—	2 5	1. III.
—	0 49	—	1 22	1. IV.
0 54	—	0 28	—	1. V.
1 45	—	*1 58	—	1. VI.
—	0 36	2 29	—	1. VII.
—	2 3	3 2	—	1. VIII.
*0 25	—	*2 12	—	1. IX.
*0 19	—	*1 33	—	1. X.
—	0 58	1 33	—	1. XI.
—	1 38	1 3	—	1. XII.

sinnfälligsten die Bezeichnungen der Eingeborenen bestimmt haben, sind durch ein * hervorgehoben:

Die Venus, *||kχa-nus* genannt, geht $1\frac{1}{2}$ —3 Stunden vor der Sonne auf, sie wandelt (*||gūng*) ihr voran (*ai*) und heißt daher auch **ai||gūns*, die „Vorläuferin“, der „Voorlooper“ der Buren, unser Morgenstern. Eine andere Bezeichnung der Venus ist **aogura||hā·b*, d. h. der Stern, bei dessen Aufgang die Männer (*aogu*) davonlaufen (*||hā, -ra* Part. d. fortschreit. Handlung) d. h. ihr eigenes Lager aufsuchen, damit sie der Tag nicht im unrechtmäßigen Liebeslager überrascht. Noch deutlicher drückt das die synonyme Bezeichnung **hū·iaogu||ga||mirob* aus. (**hū* bedeutet den außerehelichen Geschlechtsverkehr).

Der Venus folgt, bald früher, bald später, der Merkur nach; er ist dem Tagesanbruch (*||go-as*) am nächsten und wird daher der „Tagesanbruchstern“, *||go-a||ga-||miros* genannt, der „Dagbreker“ der Buren. Ein anderer Name des Merkur ist **||go-a||kχaū-ris*; das würde besagen, daß dieser Planet kommt, wenn früh die Euter des Viehs (das abends und morgens gemolken wird) wieder voll sind.

Der Hottentott, der nach dem Spätnachthimmel im Osten sieht, um rechtzeitig vor Tag aufzubrechen, achtet in erster Linie auf die Venus; den kleinen Merkur, der seine Stellung zur Sonne viel häufiger wechselt und daher häufiger vermißt wird, wo man ihn erwartet, übersieht er leicht, gerade in den Zeiten, in denen er der Hauptregel entgegen vor der Venus aufgeht; um so skrupelloser übersieht er ihn, je später die Venus dann selbst erscheint und je entbehrlicher und unkontrollierbarer im hereinbrechenden Morgengrauen das Abwarten ihres vermeintlichen Nachzüglers wird. Man muß diese Verhältnisse berücksichtigen, um dem Eingeborenen astronomisch leicht herauszuklügelnde Widersprüche, und dem ansässigen Weißen Unklarheiten in diesen Fragen zugute zu halten.

Daß der Merkur auch als Abendstern auftritt, beobachten die Hottentotten nicht, da er ihnen nur als Tagesbote von Bedeutung ist.

Die Venus ist auch am Abend (*||u·ib*) nicht zu übersehen; sie wird vom Hottentotten als dasselbe Gestirn wie der Morgenstern erkannt. Weil sie als Abendstern nie lange am Himmel steht, gleichsam davoneilt (*||kχo·e*), hat sie den Namen **||u·i||kχo·eb*, d. h. „der Abend-Flüchtige“ erhalten.

Der Jupiter ist den Hottentotten ebenfalls bekannt. Sie identifizieren ihn zuweilen mit der Venus, indem sie sagen, daß dieser Stern im Laufe

der Wochen wie der Mond durch den Himmel wandere. Wie aber die Beziehungen der beiden Planeten zu einander vom Einzelnen auch aufgefaßt werden mögen, in jedem Fall sieht der Hottentott den Jupiter, im Gegensatz zur Venus, außer im Osten und Westen auch „in der Mitte“ (*//a-egub*) des Himmels und der Nacht. Dieser Vorstellung entsprechend nennt er den Jupiter den „Mittelstern“, **//a-egu/gamirob*.

γ) Im Fixsternhimmel auch der südlichen Halbkugel ist der Orion das markanteste Sternbild. Der Hottentott faßt von diesen Sternen unter Ignorierung derer erster Größe nur die sechs zusammen, die dem Gürtel und Schwert unserer Phantasie entsprechen. Er nennt diese Gruppe *igo-regu*, d. h. die „Zebras“: Die Sterne δ , ϵ und ζ stellen ihm drei flüchtige Zebras vor, auf deren mittelstes der Jäger, ι , seinen Pfeil, ϑ und c , abschießt.

Die Plejaden hörte ich ihrer dichtgedrängten Sterne wegen **/hūseti* (*/hū/* = zusammenkommen) genannt werden; verbreiteter ist ein anderer, von ersterem mehr als nur dialektisch verschiedener Name: *ikχūseti*. Die Plejaden werden für einen Beobachter auf dem 25. südl. Breitengrade Mitte Juni, also in der ersten Hälfte der kalten Jahreszeit sichtbar. Einen Eingeborenen des oberen Auobgebietes hörte ich die Plejaden **#ao-igamiroti*, d. h. „Reifsterne“, nennen, weil zur Zeit ihres Sichtbarwerdens die Nächte schon so kalt sein können, daß es frühmorgens Reif gibt. Das Erscheinen der Plejaden soll den Buschmännern des genannten Landstrichs das Zeichen zum Aufbruch in das Tsamafeld sein.

Der Schimmer der Milchstraße und der Maghellanischen Wolken erinnert die Hottentotten an den schwachen Schein der verglimmenden Asche ihres Herd- oder Lagerfeuers. Die Milchstraße nennen sie daher **tsaob*, d. h. die Asche (mit der männlichen Endung, ihrer großen schlanken Gestalt entsprechend), die beiden Lichtwolken dagegen werden **tsaora* genannt (ihrer klumpigen Form und Kleinheit entsprechend, mit der weiblichen Endung im Dual.). Die Maghellanischen Wolken werden auch „die beiden Löwenhoden“, *χam#kχ-airakχα*, genannt.

Von einzelnen Fixsternen habe ich nur den Sirius aus Hottentottenmunde nennen hören, er wurde **/na-!migamirob*, zuweilen auch **/naim/natms*, d. h. „Seitenstern“ genannt. Die Bedeutung dieses Wortes konnte ich nicht mit Sicherheit ermitteln, nur eine Vermutung läßt sich vielleicht begründen: Der Hottentott nennt, wie wir früher (S. 61) gesehen haben, den Ostwind *ai-#o-ab*, weil er von „vorn“ kommt. Wenn ihm somit der Osten als Sonnenaufgangspunkt die Vorderseite der Welt ist, dann würden Norden und

Süden die Seiten sein. Aus dieser Vorstellung heraus würde es verständlich werden, daß der Sirius, als der hellste Stern des Nordhimmels der Südhalbkugel, als „Seitenstern“ angesehen wird. Sein Partner am Südhimmel würde der Canopus sein.

b) Die Zeiteinteilung der Hottentotten ist auf den Wechsel der Jahreszeiten, der Mondphasen und des täglichen Sonnenstandes begründet.

a) Sie kennen wohl den Begriff des Jahres, *guri-b*, als einer einmaligen Periode des Jahreszeitenwechsels, aber sie rechnen nicht in diesem Sinne nach Jahren. Das Alter ihres Viehes haben sie, wie es mir schien, nach Kalbe- und Lamm-Perioden im Gedächtnis; ihr eigenes Alter interessiert sie nicht, und wenn sie einmal etwas weiter zurückdatieren wollen, so geben ihnen landesbekannte Ereignisse (der Einbruch der Rinderpest, Feindseligkeiten mit Nachbarstämmen oder mit den Weißen, Einwanderungen etc.) genügend allgemeine Anhaltspunkte, von denen aus sie sich dann mit der Geburt oder der jeweiligen Größe der damaligen Kinder im Einzelnen über einen Zeitpunkt verständigen können.

β) Bestimmend für die Einteilung des Jahres im Großen ist der Wechsel der Jahreszeiten, *ga-magu*. Sie unterscheiden:

1. Einen Frühfrühling. Wenn mit zunehmender Wärme (*!o-ba*, verb., auch von der Frühsonne gesagt, die nach kalter Nacht die Ostseiten der Felsen und Büsche erwärmt) unabhängig vom Regenfall Bäume und Büsche ausschlagen, in guten Jahren zugleich winterliche Frühregen oder frühe Frühlingsregen (siehe Klima, S. 154 ff.) die Grasflur neu beleben, ist die Blütezeit, **!kχā!aëb*, oder der Frühling, *!aba-b*, gekommen. Er beginnt schon im August und endet im Oktober.

2. Die Jahreszeit, die der Hottentott *!kχū-nab* nennt (im Bergdamara-Dialekt **so-reb*, d. h. die Sonnenzeit), umfaßt die erste Hälfte der heißen Periode, in die, wenn das Jahr gut ist, die sogenannte kleine Regenzeit fällt. Bleiben diese Regen aus oder sind sie, wie gewöhnlich, spärlich, dann bleibt das Land weithin öde, ohne Gras- und Krautwuchs. Diese Zeit der Dürre wird, wie die Dürre selbst, *!kχuru-b* genannt. Der *!kχū-nab* der Hottentotten reicht vom Oktober bis Dezember (einschl.), entspricht also astronomisch dem Frühling der Südhalbkugel.

3. Die Jahreszeit, von deren Ergiebigkeit in erster Linie das Wohl des Hottentotten abhängt, wird *!hailo-b* (3. st.) genannt; wir können sie (da das Wort auch in demselben konkreten Sinn wie *tūb* = Weide gebraucht wird) die Weidezeit nennen. Sie umfaßt die sogenannte große

Regenperiode des Jahres und die Zeit unmittelbar nach ihr, in die noch die Vegetationsfrische der Futterpflanzen reicht. Sie fällt, reichlich gerechnet, in die Monate Januar bis April, also in den Südsommer und den Anfang des Herbstes.

4. Der Winter der Hottentotten, *sao-b*, umfaßt die kalte Jahreszeit vom Mai bis August, schließt also die letzten zwei Drittel des Herbstes und die erste Winterhälfte astronomischer Rechnung ein.

γ) Eine weitergehende Gliederung des Jahres beruht auf der Beobachtung des Mondwechsels. Wenn nach dem Neumond die Sichel am Westhimmel wieder erscheint (*#kχani*, verb.), lassen sie den Monat, *ikχāb*, beginnen. Die Mondphasen sind dem Hottentotten Sinnbilder des eigenen Werdens und Vergehens (vergl. Sage No. XXX): Die eben auftauchende, noch kaum erkennbare Sichel nennen sie **kχaimikχāb*, *#kχaim* in der Bedeutung von unreif, wie das Wort auch zur Bezeichnung einer vorzeitig geborenen Frucht gebraucht wird.

Die schmale, leuchtende Sichel, in der der Mond gleichsam auflebt (das ist der ursprüngliche Sinn von *igā*), wird **igā-gollkχā-b* genannt.

Die beiden ersten Viertel haben zwei, für beide gemeinsame Namen. Der eine ist **gai-ikχāgai-raikχāb*, „der Mond, der groß oder alt (*gai*) wird“. Der andere Name lautet **gāiai-raikχāb*, „der Mond, der klug (*gāiai*) wird“.

So lassen sie ihn also zunehmen an Alter und Verstand bis zum Vollmond, **gailikχāb*.

In den letzten Vierteln wird nur die schmale Sichel als **iōraikχāb*, „der sterbende (*iō*, *-ra*, Part. d. fortschreit. Handlung) Mond“ unterschieden.

In dem Maße als unsere 12 Monate und die Daten der christlichen Feste Eingang finden, schwindet den Hottentotten die Erinnerung an die Zeitrechnung ihrer Vorfahren. Daß sie den einzelnen Lunationen eines Jahres in engem Anschluß an den Wechsel der Jahreszeiten Namen gegeben haben, steht fest. In Kroenleins „Wortschatz“⁵⁷⁾ sind für neun unserer Monate hottentottische Bezeichnungen zu finden. Den September-Namen habe ich als ein Wort des Bergdamaradialektes nicht übernommen. Kroenlein's hottentottischer Februar entspricht dem Januar meiner Rechnung. Nur in der Auffassung des Juli-Namens, den ich für den Oktober in Anspruch nehmen muß, weichen unsere Rechnungen erheblicher ab.

Von den vier hier neu hinzukommenden Monatsnamen habe ich den unter VII. angeführten seines klaren astronomischen Hinweises wegen zum festen Ausgangspunkt einer Parallelisierung der hottentottischen mit unseren

Monaten genommen. Die hottentottischen Monate, denen doch sicherlich die naive Mondphasen-Beobachtung, also der Zeitraum eines synodischen Monats (29 Tage, 12 St., 44 Min.) zugrunde gelegen haben wird, lassen sich im Einzelnen natürlich mit einem Monat unseres Kalenders nur annähernd zur Deckung bringen. Die Etymologie der Namen, die Hinweise auf den meteorologischen Charakter der Jahreszeit enthalten, gibt eine wertvolle Kontrolle, ob der Versuch einer solchen Angleichung im gegebenen Fall gerechtfertigt ist.

Der Platz für die Monatsnamen ohne solche etymologische Hinweise auf ihre Stellung im Jahre gründet sich mir lediglich auf die eingeborene Tradition, d. h. in diesem Fall auf die Angaben einer alten Frau, die ich als zuverlässig erprobte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, den unklaren Kalender-Vorstellungen der Eingeborenen meiner Bekanntschaft irgend etwas Brauchbares zu entnehmen, gelang es mir endlich unerwartet bei einer 60—70 Jahre alten Hottentottin, die vergessenen Monatsnamen noch in frischer Erinnerung anzutreffen. Ohne zu stocken wiederholte sie mir in stets übereinstimmender Reihenfolge 12 Namen. Befragt, woher sie diese Kenntnisse habe, verwies sie auf ihre Kindheit. Daß diese 12-Zahl der damals unterschiedenen Monate und ihre Reihenfolge bereits von Vorstellungen Weißer beeinflußt gewesen ist, ist nicht von vornherein auszuschließen. Es ist also vielleicht bereits endgültig zu spät geworden, hier in die originalen Vorstellungen des Volkes einzudringen. Dann mag das folgende wenigstens als letzt-erreichbarer Rest des Verlorenen aufbewahrt werden. — Die 12 Monde der Hottentotten und die Parallelmonate unseres Kalenders sind also die folgenden:

- I. *#kχo-esaollkχāb* (oder *#kχo-esaos*): „Der Mond, der auf den *#kχo-e*-Busch folgt.“ Dieser wichtige Weidebusch, eine *Salsola*-Art (s. S. 80), soll im Frühling seine Hauptblütezeit haben. Der erste Monat des südlichen Sommers folgt (*sao*) ihm also nach. Januar.
- II. **gaima-iaëb* Februar.
- III. **!kχai tsāib*: „Da es anfängt (*tsāi* = *tsoai*, intransit.), kalt (*!kχai*) zu werden.“ Der Name bezeichnet eine Lunation in der Übergangszeit vom Sommer zum Herbst. Der angenommenen Reihenfolge nach entspräche er unserem März.
- IV. *#goro inū-tseb* deuteten mir übereinstimmend und unabhängig voneinander ältere Hottentotten als den

- Monat zunehmender Kälte: da man sich so nahe an das Feuer setzt, daß die Beine (*inūt-*) Brandblasen ziehen (*#go-ro*) April.
- V. *#nū-llkχāsa*, „der schwarze Monat“. Im südlichen Winter, als der Dürrezeit, gibt das schwarze Geäst der entlaubten Büsche dem Landschaftsbild den Charakter⁵⁷⁾. Mai.
- VI. *ihai-llkχāsa* Juni.
- VII. **lkχū-llkχāsa*, d. h. der Monat des Siebengestirns. Die Plejaden werden für einen Beobachter auf dem 25. südl. Breitengrad in der zweiten Hälfte des Juni sichtbar. Das Erscheinen der Plejaden ist, wie früher bemerkt (s. S. 368), für die Wanderungen der Tsama suchenden Eingeborenen von Bedeutung. Es ist daher erklärlich, daß sie die Lunation um die Wende des Juni und Juli nach diesem Sternbild benennen Juli.
- VIII. *hōairi-b* August.
- IX. *ihola-#ga-eb*, der Monat, „da die Blätter (*#ga-e-*) krumm (vom Winter verkrunkelt) (*ihola-*) sind“⁵⁷⁾ September.
- X. *gai-!kχa-ni* Oktober.
- XI. **lgō-!kχa-ni* November.
- XII. *ihō-!#ga-eb*. Wenn nach dem ersten ergiebigen Regen aus den alten dürren Grasstümpfen das junge frische Grün sproßt, dann erscheint die Grasflur (*#ga-eb*, Blattwerk) wie gescheckt (*ihōl*, mit schwarzweißer Schreckenzeichnung, s. S. 265.) Dezember.

δ) Die Wochen-Einteilung der Zeit hat der Hottentott erst im Tagelohnsdienst des Weißen kennen gelernt; er mußte sich über Lohntermin und Feiertag orientieren. Sein Kalender dabei ist ein ca. 10 cm langes, 2 cm breites, dünnes Brettchen, in das sieben Löcher gebrannt werden. An dem einen Ende ist ein Riemen befestigt, dessen unteres Ende der Reihe nach durch eines der Löcher gesteckt wird, deren jedes einen bestimmten Tag der Woche bezeichnet. Mit dem oberen Ende des Riemens befestigen die Weiber das Kalenderholz an der Halskette, die Männer tragen es gern auf dem Hut neben der flatternden Straußenfeder. Der primitive Kalender wird *bē-kgye hais* genannt, das „Wochenholz“ (dem holländischen *Week* = Woche entlehnt).

ε) Das kleinste Zeitmaß der Hottentotten ist der Tag, *tsēs*, und die Nacht, *tsū-χub*. Nach Tagen und Nächten geben sie die Länge einer Reise an. *//a-ri* bedeutet morgen und gestern zugleich.

Was sie sonst noch unterscheiden, sind nicht Zeitlängen, sondern nur Tageszeiten. Dabei fällt die reiche Gliederung der Tag- und Nachtgrenze auf, während am Tage selbst nur der Mittag, *tsē/gā/ib*, hervorgehoben wird. Das wird verständlich, wenn man bedenkt, daß die Sonne mit verschwindenden Ausnahmen das ganze Jahr über von früh bis abends sichtbar ist. Der Hottentott versteht es, Zeitpunkte sowohl als eine Zeitdauer durch Hinweise auf den Sonnenstand sicher und verständlich auszudrücken.

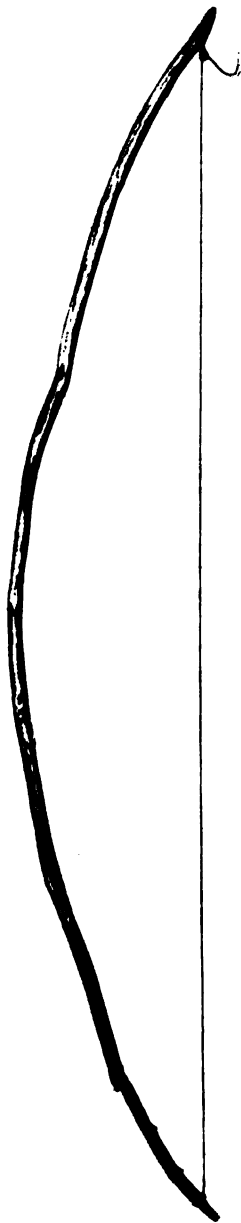
Nur für die Zeit am Anfang und am Ende des Tages werden besondere Bezeichnungen angewandt.

1. **//go-a/!a-roam* ist die Morgendämmerung.
2. **/u-itsū-χubab* ist die Abenddämmerung.
3. Die Morgenhelle, d. h. die Zeit der Tageshelligkeit kurz vor Sonnenaufgang wird, da diese Zeit des Tagesanbruchs (*//go-ab*) am empfindlichsten kalt (*!kχai*) zu sein pflegt, **!kχai-//go-agab* genannt.
4. Die Abendhelle, d. h. die Zeit der Tageshelligkeit unmittelbar nach Sonnenuntergang, wird **!a-baiho-bob*, d. h. „das rote Zwielicht“, genannt.
5. Als „Kleinkinder-Zwielicht“, **!kχa-!m/gōa/hobob*, wird hie und da die Zeit der ersten merklichen Lichtabnahme nach Sonnenuntergang bezeichnet, dem Glauben entsprechend, daß um diese Zeit die meisten Kinder, */gō-an*, geboren werden.
6. Unserem Nachmittag entspricht der **/u-iab* der Hottentotten,
7. ihr *//go-agab* deckt sich ungefähr mit unserem Vormittag.
8. Vom Abend, */u-ib*, wird der Spätabend, der sich bis lange nach Sonnenuntergang ausdehnt, als */o-es* unterschieden.
9. Die Mitternachtsstunde nennen sie **tsū-χub/gā-!b*, den „Rücken der Nacht“.

C. Kunst-Anfänge.

Wir sahen die Anfänge plastischer Kunst in Knabenspielerei stecken bleiben (s. S. 311 f.). Aber die Freude an Darstellungen, an phantasiefreier Versinnlichung nachhaltiger Erinnerungs-Eindrücke ist im jungen und alten Hottentotten gleich lebendig. Ihre Nachahmungs-Freude und -Fähigkeit findet dabei in der Pantomime, ihr musikalischer Sinn in Riedblasen und Gesang,

ihre feinere Erotik im Tanze Ausdruck. Nur in wenigen Fällen finden wir Anfänge dieser Kunstformen rein ausgeprägt; meist greifen sie noch wie die Regungen, die ihnen zugrunde liegen, vielfach ineinander. Sie lassen sich also nicht auf unsere Musen verteilen, nur in eine Reihe vom Einfachen zum Komplizierten ordnen.



1. Die Musikpantomime.

Während wir auf einer kindlichen Vorstufe (siehe Kinderspiele S. 315) schon rhythmische Geräusche bestimmte Phantasievorstellungen erwecken sahen, treten in der Musikpantomime der Hottentotten zum ersten Mal musikalische Töne auf.

Als Musikinstrument dient ihnen ein Holzbogen, *kχāt̄b*, am liebsten aus dem Dornbaum geschnitten, mit einer Saite aus Rückensehnen der Ziege (besser aus Schafdärmen) bespannt. Die Frauen sind hier die ausübenden Künstler. Sie sitzen beim Spielen am Boden. Das obere Ende des Bogens ruht in der linken Schulter, das untere Ende wird gegen einen fellbedeckten Napf, der als Resonanzboden dient, gestemmt und mit dem rechten Fuß (der zwischen Bogen und Saite tritt) in seiner Lage festgehalten. Die rechte Hand der Spielerin schlägt — wenn es nicht die umsitzenden Frauen tun — die Saite mit einem Holzstäbchen an, die linke greift wie die eines Violinspielers. Auch das Kinn nehmen sie beim Greifen zu Hilfe, indem sie den Kopf halb nach hinten einen Moment gegen das obere Ende der Saite anlehnen. Meist schlagen mehrere der umsitzenden Frauen mit Holzstäbchen im Takt auf die Saite.

Außer dem Bogen sah ich selbst kein Saiteninstrument mehr bei den Hottentotten. Die Gora mit der Federspule⁶⁶⁾ traf ich nur bei Betschuanen. Wohl

Musikbogen. $\frac{1}{8}$ nat. Gr. aber sprachen Hottentotten von einem Gitarre-artigen Instrument, das sie wohl in Anlehnung an europäische Muster herstellen; sie nennen es *ramgyib* oder *!gū-!tsib* [von *!gū* = zudecken, in diesem Fall: das Resonanzgefäß mit einem Fell überspannen. (Siehe auch Sage XLV, Anm.)]



L. S. phot.



Verlag Gustav Fischer, Jena

TOPNAAR - HOTTE NTOTI

ASTOR
TREN

Im Rhythmus liegt musikalisch die Hauptcharakteristik der Handlung, die in der Musik-Pantomime dargestellt werden soll. Er bringt in Jagdszenen die verschiedenen Gangarten des Pferdes und des Wildes zum Ausdruck: Das Aufspüren des Hartebeests, die erste Verfolgung im Galopp, die Flucht des krankgeschossenen Tieres und seine Überwältigung, alles gibt der Takt der Holzstäbchen wieder. Das Anspornen des hetzenden Pferdes, den Todesstoß und das Röcheln des verendenden Tieres wird mit Gebärden und inartikulierten Lauten markiert. Die eintönigen Intervalle, die auf der Saite gegriffen werden, sind nur Begleitung.

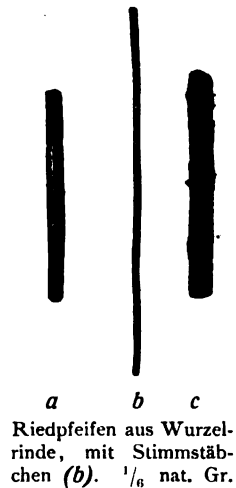
Ähnlich wird der Lauf eines Wagens dargestellt, das Einspannen der Ochsen, das Ausschalten eines lahmen oder schlappen Tieres, das Niedersausen des Vorschlags usw.

Die Gewohnheiten der Tiere der Wildnis werden mit Vorliebe nachgeahmt. Mit großer Beweglichkeit und Hingebung in ihre Rolle sah ich eine Frau einen Pavian darstellen: Wie er Insekten vom Boden aufließt, sich über das Wasserloch zum Trinken beugt, die nachdrängenden durstigen Tiere eifersüchtig abwehrt, wie er sorglos trottet, wie er schreckt beim Wittern einer Gefahr und flieht, wenn er sich überrascht sieht.

Die Musik steht in allen diesen Unterhaltungen im Hintergrund, wenn auch Saite und Holzstäbchen immer in Tätigkeit sind. Die Töne ordnen sich zu Melodien erst im

2. Riedtanz-Lied.

Hier treten die uralten Musikinstrumente der Hottentotten, die Riedpfeifen, *#ā-ti*, in ihr Recht. Die Pfeifen werden meist, wie ihr Name sagt, aus Ried geschnitten; wo aber in trockenen Landstrichen Schilfbestände fehlen, werden sie aus den Wurzeln der *Acacia horrida Willd.* gefertigt. Das stabförmig zugeschnittene Wurzelstück wird entweder durch Abziehen in toto entrindet (*a*), oder wird längsgeschlitzt und die Rinde vom Holz geschält. Mit einem Rindenstück wird dann das längsgeschlitzte, wie mit einem Band spiralig fest umwickelt (*c*). Die so hergestellte Röhre wird an einem Ende verschlossen und mit Milch aufgefüllt, damit sie nicht eintrockne. Gestimmt werden die Pfeifen durch Verschieben des festen Graspstopfes, der das Röhrenende schließt. Nach dem Gebrauch werden sie wieder mit Milch gefüllt.



Ein vollständiges Riedpfeifen-Orchester setzt sich aus mindestens 9 Musikanten, jeder mit seinem eigens abgestimmten Ried oder Riedsatz, zusammen. Wie wir erste und zweite Geige etc. unterscheiden, so unterscheidet der Hottentott erste bis neunte Riedpfeife, nur daß er sie nicht zählt, sondern einzeln benennt. Er unterscheidet:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.



Riedpfeifen-Satz.

1. **kχa·ri#ā-ti*, d. h. „die Kleinriede“, alle gleich gestimmt, 4–6 in jeder Hand nebeneinander gelegt.

2. **nona·gu*, die Drillinge, oder kollektivisch **nona·b*, der Dreier genannt, zu dritt gleich gestimmt in der Hand gehalten.

3. **nani·gu*, die Sechslinge oder kollektivisch **nani·b*, der Sechser, zu sechst gleich gestimmt in die Hand genommen.

4. **hū·irob* oder *hū·irokχa*, je nachdem

der Bläser nur eines oder zwei in der Hand hat.

5. *ai·ās*, „die (-s) voran (*ai*) weint (*ā*, hier in der Bedeutung: klagend tönen)“. Nur 1 Mann im ganzen Orchester hat diese eine Pfeife, während mit weiterer Ausnahme von 6. alle anderen Riedstimmen doppelt oder dreifach besetzt sein können. Dieses Ried gibt den Ton an, nach welchem alle anderen Riede abgestimmt werden. Von diesen stimmt sich zuerst

6. die Riedpfeife ein, das *ā!gāts* genannt wird, d. h. „die hinterher (*!gāts*, Rücken) weint“. Dann erst erfolgt das Abstimmen der anderen Pfeifen:

7. **golma·s*, „die Kuh“.

8. *!a·rob*, endlich

9. **hūli·b*, das tiefst gestimmte Ried.

Der Stimmstock, **kχa·ehaib*, mit dem der Gras- oder Bastpfropf im

Innern des Rohres verschoben, gleichsam „zurückgejagt“ (*ἰκχαῖ*) wird, um die Tonhöhe festzulegen, vervollständigt die Instrumentalrüstung.

Die Riede werden zwischen dem Daumen und den gestreckten übrigen vier Fingern so gehalten, daß ihre angeblasenen Enden im Niveau des oberen horizontalen Zeigefingerrandes liegen. Ein vollständiger Riedsatz umfaßt etwa zwei Oktaven. Nur in einem Fall konnte ich einen vollständigen, frisch abgestimmten Satz auf die Tonhöhe der einzelnen Riede untersuchen. Das Resultat ergab die in nebenstehender Figur dargestellte Tonverteilung.

Die Musik jedes Riedpfeifers besteht aus einzeln hervorgestoßenen Tönen, die mit einem oder mehreren gleich-rhythmischen Tönen der anderen Pfeifer zusammenklingen. Diese Riedtöne sind die Taktanhalte für die Tänzer und Sänger, die die Melodie führen. Ein Text fehlt vielen Riedliedern (ob von vornherein oder ob er vergessen ist, sei dahingestellt). Der Gegenstand wird im einfachsten Falle durch Geberden angedeutet, die Melodie auf einige wenige Laute gesungen.

Die Tanzbewegungen der Männer sind ein niedriges, mit beiden Beinen gleichzeitig ausgeführtes Hüpfen, mit schwach gebeugten Knien und voreinander gestellten Füßen. Der Tänzer schreitet auf diese Manier ruckweise und langsam vorwärts, vornüber gekrümmt, den Kopf auf die Brust gebeugt, die Lippen am Rohr. Die Frauen chassieren in kleinen, oft äußerst zierlich gesetzten Schritten vorwärts, das Gesäß mäßig herausgestreckt, den Rumpf in den Hüften wiegend, die Hände vor dem Gesicht leise zusammenschlagend, mit lauter Stimme, zuweilen mit dem Ausdruck höchster Erregung singend. Die Zahl der Tanzenden ist nicht bestimmt.

Die Freude der Hottentotten am Tanz kennzeichnet eine kleine Geschichte, in der sie sich selbst persiflieren: Sie hatten an einer Wasserstelle Bergdamara umzingelt; als die Kaffern sahen, daß sie in der Falle waren, fingen sie an, einen Tanz aufzuführen; tanzend entfernten sie sich immer weiter und waren, als die zuschauenden Hottentotten sich endlich auf ihren Mordplan besannen, entschlüpft.

Jedem Riedtanz-Lied liegt ein bestimmtes Thema zugrunde. So soll z. B. in dem hier folgenden Beispiel das Ankommen des Bullen zur Wasserstelle versinnbildlicht werden. Wie das böartige, nach der Brunstzeit einsam im Weidefeld hausende, schwerfällige Tier langsam zur Wasserstelle wandert, kurz in sich hineinbrummend, den Kopf von einer Seite zur anderen wiegend, — so hat ihn der Hottentott im Sinn, wenn er, von Riedtönen (oder von der Zieh- und Mundharmonika) begleitet, zum Tanz mit einigen wenigen Lauten

Das Lied vom Weidebull

singt:

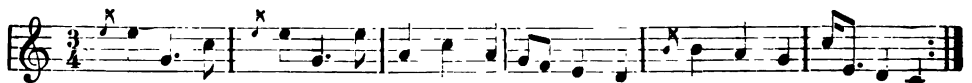


Das folgende Riedtanzlied begleitet eine lebhafte pantomimische Darstellung des Pferdebeschlagens und heißt daher das Lied vom Hufbeschlag, *#naū#ais.

Der Mann, der das Pferd markiert, hat einen Riemen im Mund und wird daran von einem vor ihm stehenden Mann wie am Zügel festgehalten. Einem anderen, hinter ihm stehenden, reicht er einen Fuß zum Beschlagen. Ein vierter spielt den Blasebalg: liegt platt auf dem Bauch, streckt die Unterschenkel in die Luft und läßt sie von einem fünften Mann, der hinter ihm steht, nach dem Takt der Musik im Kniegelenk abwechselnd nach vorn und rückwärts bewegen. Vor ihm steht der Schmied, einen Stein als Hammer in der Hand, und wartet, daß das Eisen warm wird. Alle Übrigen, mit Einschluß der Riedbläser, tanzen im Kreis um diese Gruppe und singen, ohne Worte, aber im Rhythmus unverkennbar den Takt der Hammerschläge nachahmend:



An Stelle der Pantomime finden wir in anderen Tanzliedern die Situation, die besungen wird, durch ein Stichwort angedeutet. So gab ein Hottentott, der sich ab und zu nachts in den Viehkraal einer Nachbarwerft schlich, um sich die Ziegenmilch in den Mund zu melken, seiner Freude darüber daß er noch nie erwischt worden war, in einem Liede Ausdruck, dessen einzige Worte *B(e)ridaise, b(e)ridaise*, „Du Ziegenmilch, Du Ziegenmilch“ er zu einer ebenso anspruchslosen, aber von seinen Freunden gern zum Tanz geforderten Melodie sang:



B(e)ri-dai-se etc.

Auf derselben niedrigen Stufe steht ein Lied, dem folgendes Ereignis zugrunde liegt. Der Sänger hatte seinen Ochsenwächter, der ihm auf der Reise ein wertvolles Tier hatte weglaufen lassen, mit dem Schambok derart verprügelt, daß der Mißhandelte seinen Herrn beim Kapitän Paul Frederik in Bethanien anklagt. Der schickt einen seiner Leute zu Pferd hinter dem Schuldigen her und läßt ihn festnehmen. Die einzigen Worte, die refrainartig in dem sonst unartikulierten Gesang wiederkehren, beziehen sich auf die Farbe des genannten Pferdes, das einen weißen Stirnstreif und weiße Füße und daher den Burennamen Witvoet hatte. Der Freundeskreis wußte bei diesem Worte, um was es sich in dem Liede vom Weißfußpferde handelte. Die Melodie lautet:



Während den vorhergenannten Tanzmelodien ein geschlossener Text noch fehlt, ist er wenigstens als Anhalt dem folgenden Gesang lose angegliedert. Im Bruderkriege um die Herrschaft über die Bethanier-Hottentotten hatte Paulus Frederik die wichtigsten Wasserstellen des Landes besetzt und Cornelius mußte, in die Enge getrieben, schließlich seinen Bruder um Wasser bitten. Der Text*) des Liedes, das diesen Bruderstreit besingt, gleichsam ein Programm für die Musik, lautet:

„*Ti !gātse, !nāti gōse !gaī ēta !gami āre!*“

»*!abuti ātsa !gui ēts !gami ā*«

„*!guita tite*“.

„Du mein Bruder, sei gut, sei soweit freundlich und laß mich Wasser trinken!“

»Leg deine Gewehre nieder und dann trink Wasser.«

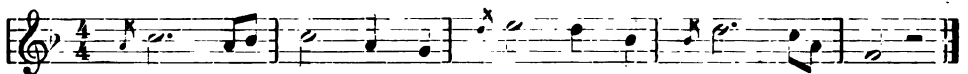
„Ich werde sie nicht niederlegen.“

*) In allen folgenden Texten und ihren Erläuterungen habe ich mit wenigen Ausnahmen (z. B. wo es sich um neu aufgezeichnete Worte handelt) davon abgesehen, die Zeichen für die musikalischen Modifikationen der Nama-Laute (s. S. 342 ff.) einzufügen. Bei der ausführlichen Analyse der später folgenden Sagentexte ist die rein phonetische Betrachtung für das Verständnis des Zusammenhanges entbehrlich und damit eine große Ersparnis für den Druck ermöglicht. Ein theoretischer Grund für eine vereinfachte Schreibweise der Texte ist S. 363 (oben) angegeben.

Die zugehörige Tanzmelodie lautet:

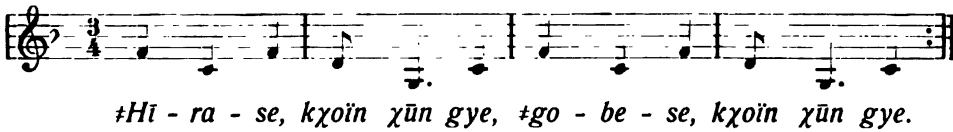


Ebenso frei wie in diesem Kriegslied verbindet sich Text und Melodie im Lied von Kaukaussib. Kaukaussib ist eine Wasserstelle in der Namib, auf der südlichsten der drei Routen gelegen, die für den Ochsenwagenverkehr zwischen Angra Pequena und dem Hinterlande in Betracht kommen. Der Weg über K. ist der beschwerlichste, die Wagen bleiben oft tagelang im Sande stecken. Ein Hottentott mit dem Beinamen **nau-bas(e)n-nā-ib*, d. h. „der sich selbst zum Tanz aufspielt“, hat sich als Text die einfachen Worte gewählt: „!*Gaokxa-ose*tse, *hā-ta* *ʔo-are!*“ „Kaukaussib, laß mich doch herauskommen!“ Die Melodie, mit der der Text in ewiger Wiederholung verbunden wurde, lautet:



Enger schließt sich der Text an die Melodie im Hyänen-Lied. Die Hyäne ist dabei gedacht, wie sie nachts um den Viehkraal schleicht und entdeckt wird. Die pantomimische Darstellung dieses Themas mit seiner Riedmusik, seinem Gesang und Tanz ist sehr ergötzlich: Die Männer gruppieren sich in einem Halbkreis, ebenso ihnen gegenüber die Mädchen. Der so gebildete Kreis mit den zwei gegenüberliegenden Öffnungen (da, wo die Männerreihe an die Mädchenreihe stößt) stellt einen Viehkraal dar, die Mädchen das Vieh. Unter dem Gesang und den Tönen der Riedmusik aller im Kreise Stehenden tritt einer der Männer aus der Reihe und schleicht mit tief gebeugten Knien, in Kauerhaltung, in das Innere des Kraals, mit den Gebärden einer blutdürstigen Hyäne an der Mädchenreihe entlang. Nach einer Weile begeben sich drei andere aus der Männerreihe wie reitend an dieselbe Öffnung des Kraals, wo die Hyäne hereingekommen war. Sie binden in Haltung und Gebärden ihre Pferde fest, entdecken die Spuren der Hyäne und folgen ihnen, bis sie das Tier plötzlich bemerken. Dann eilen sie zurück zu den Pferden und nehmen die Verfolgung auf. Die Hyäne hat inzwischen das Weite gesucht, wird aber außerhalb des Kraals eingeholt und getötet. Während dieser Pantomime wird nach dem Takt

der Riedbläser ununterbrochen als Warnung an das viehlüsterne Raubtier gesungen:



„Hyäne (Beiname siehe später), das (scil. Vieh dieses Kraals) ist des Menschen Gut!“

3. Das Lied allein.

Die Freude der Hottentotten an der Musik an sich (losgelöst von Tanz und Pantomime) lernte ich frühzeitig kennen. Es war am Abend eines schweren Arbeitstages für unsere Hottentotten; sie hatten von früh ab Spieren zum Bau der Seezeichen auf die Felshügel der Steilküste geschleppt und hockten nun nach längst beendetem Nachtmahl noch um ihr Feuer. In den Zelten der Weißen war es schon still geworden und auch die Kameruner Matrosen schliefen in ihren warmen Segeltuch-Kojen. Da ertönt aus der elenden Gestrüppumfriedigung des Hottentottenlagers, in das der kalte Winterhimmel sternklar scheint, rein und ernst vielstimmiger Gesang. Ein junger Bursche steht aufrecht inmitten der zerlumpten sitzenden älteren Gestalten und führt, unbekümmert um den Rauch des flackernden Feuers, der ihm die Augen reizt, mit lauter Stimme den Chor. Der Text wurde immer in kurzem, schnellem Satz von einem älteren Mann den Singenden vorgesprochen; es war ein holländischer Choral, vom Missionar in ihre Sprache übersetzt. Ich habe lange dem Gesang des „verkommenen Gesindels“ gelauscht, bis sie fröstelnd unter ihre Decken krochen, eng aneinander gedrückt, die nackten Füße bis dicht an die glimmende Asche vorgestreckt.

In ihren eigenen Liedern hat der Text nicht immer streng fixierten Wortlaut und die Singenden führen im Chorgesang oft eigene Motive weiter, die sie nach beliebig langen oder kurzen Pausen mit geringen Variationen immer von neuem wiederholen bis der Text zu Ende ist. Dabei wissen sie aber ohne Dissonanz ihr Motiv in das Stimmengewoge der anderen einzuflechten.

Den meisten (vielleicht allen) Liedern liegt ein bestimmtes Ereignis zugrunde. So hatte vor Jahren ein weißer Frachtfahrer bei dem Bruder

der alten *!E-ris* ausgespannt und sich zur Ruhe begeben. Eine Menge Hottentotten fanden sich, wie üblich, ein, um zu betteln und zu handeln. Sie vergriffen sich dabei an den Vorräten des schlafenden Händlers. Der Witbooi-Hottentott, der zum Schutze des fremden Eigentums einschritt, wurde von dem Weißen in der irrtümlichen Annahme, daß er der Anstifter sei, im Jähzorn niedergeschossen. Das Schicksal des Getöteten lebt in der Familientradition fort und die Frauen singen: „*!Uri lendetse, !hai daos ai go !gabi #oatse, gai χῦῆ dītsī, !aoba dītsī! tarië kχa nī nē kχoī !aoba jeream?*“

„Du Weißtuch (Anspielung wohl auf den Hutschleier oder das Halstuch des Reisenden), der du auf frevlem (wörtl. fahlfarbenem, nichtigem) Wege ausgeritten bist, Untat verübt hast (i. particip praeter., wörtl. ein großes Ding getan hast), Blut vergossen hast! Ach wer wird das Blut jenes Mannes rächen? (wörtl. beantworten).“

Nach einem kurzen Vorspiel auf dem Bogen setzten die Stimmen mit folgendem Motiv ein:

Auf dem Bog-n.



Stimme.



Ein Liebeslied denkbar einfachster Art lautet:



Hō-ta ti-te se, hō-ta ti-te se, hō-ta ti-te se. etc.

Der klagende Text besagt: „Ich werde dich niemals bekommen!“

Halbwüchsige Jungen und junge Männer sangen in Lüderitzbucht und um Keetmanshoop, wenn sie Mädchen foppen wollten:



Ti χō - se he, ti χo - se, ti χō - se he, ti χō - se.

Die Neckerei liegt in der Zweideutigkeit des Textes. Die Worte an sich: „Du meine Wange (*χōse*)“ sind unverfänglich. Aber gemeint ist nicht

χός, sondern *χūs*, d. i. ein Gut, ein „Ding“ (irgendwelcher Art), hier: das am sorgfältigsten gehütete Gut des jungfräulichen Körpers, das jene dreist ihr Eigentum nennen.

4. Tanz allein,

d. h. ohne Musikbegleitung ist mir nur einmal begegnet. Es war ein nächtlicher Tanz mit Namen **tsū·χu tsa·ibe* — *da·iba tsa·ibe*. Das sind zugleich die Worte, die die Tanzenden immer zum Takt der Füße wiederholen. Der Tanz wird von Jungen und Alten, selbst Ältesten beiderlei Geschlechts getanzt. Drei Personen gehören dazu: zwei, die gegeneinander feindlich anrücken, und eine dritte, die die Streitenden zu trennen sucht, indem sie immer zwischen sie hineintanzte, sobald sie einander nahe kommen.

Die Tanzbewegung selbst ist einfach: Der rechte Fuß wird in kurzen Schrittschritten vor- und wieder halb rückwärts geschlüpft. Unmittelbar nach jeder solchen Tändelbewegung wird der linke Fuß, mit der ganzen Sohle aufstampfend, nachgesetzt; dabei sinkt der Körper in schwache Kniebeuge. Die Bewegung schreitet langsam ruckweise fort, ist aber nicht schwerfällig, ist sogar anmutig, wenn sie ein junger Körper geschmeidig ausführt. Die Bewegung des rechten Fußes begleitet die Worte *tsū·χu-* und *da·iba-*, auf die erste Silbe des dazwischen liegenden *tsaibe* fällt das Stampfen des linken Fußes.

D. Keime einer Literatur.

1. Ausgang.

Außerhalb des engen Kreises seiner alltäglichen Lebensbedürfnisse ist nächst dem Interesse an seinesgleichen die Tierwelt der beliebteste Tummelplatz der Phantasie des Hottentotten. Mit den Tieren des Feldes kommt er vom Tag seiner Verwendung als Hirtenjunge ab in nächste Berührung. Tagaus tagein, von früh bis abends sich selbst überlassen, in seinen Wächterpflichten und zu seiner Unterhaltung ausschließlich auf die Beobachtung der Natur angewiesen, lernt er bald jeden Vogelruf, lernt die Gewohnheiten des Wildes und Raubzeugs so gut wie die Verstecke aller der kleinen Lebewesen kennen, die sein kärgliches Mahl würzen. Das alles tritt in einem Alter an ihn heran, wo kindlicher Wissenstrieb und Spielerei ihn für alles um ihn her empfänglich hält. Später ist die Jagd seine Lehrmeisterin in Naturgeschichte. An Muße, die Eindrücke nachwirken zu lassen, fehlt es dem Hottentotten nie, und so spinnt er das Gesehene und

Gehörte weiter und legt es sich menschlich aus. In der bescheidensten Form geschieht das dadurch, daß er in

a) Tierstimmen

Worte*) hört: So ruft eine wilde Taube (*Stictoenas phaeonotus Gray*, h: #nabu-s) wohl noch aus der Zeit, da ihr mit dornbespitzten Pfeilen nachgestellt wurde, dem Menschen zu: „/Hai· kxoētse[^], /hai· ihuru·, /gaba //kχüb gom /kχāī χūba o!“ „Du nichtswürdiger (wörtl. fahler) Mensch, ein nichtswürdiges Spiel treibst du, der Gabadorn ist gar ein giftiges (verbotenes) Ding!“

Eine Lerche, */hurīē-b genannt (ich kann nicht mehr entscheiden, ob es sich um *Calandrella cinerea (Gm.)* oder um *Clothilauda semitorquata A. Sm.* handelt), hat einen auf- und absteigenden Zickzackflug, knattert auf der Höhe ihres Zickzackwegs mit den Flügeln und läßt einen langgezogenen ansteigenden Ton hören. In diesem Ruf hört der Hottentott die Worte „Om[^]dīre!“[^], d. h. „Macht die Hütte zurecht!“, eine Mahnung an die Frauen, die Binsenmatten der Hütte dicht zu machen, denn dieser Vogelruf soll besonders beim Anzug eines Gewitters zu hören sein; ich hörte ihn bei jedem Wetter.

Eine Mahnung an säumige Eltern legt der Hottentott in den Ruf des /kχu·ririseb-Vogels (wie es scheint einer *Pycnonotus*-Art angehörig): „/Gu·rub #kχa·rib, /gu·ri //goë·, hū·diros /gu·ri //goë·!“ „Der Gurub liegt allein, die Hudiros liegt allein!“

Die schwarze Kornlandkrähe, den *Corvus capensis Licht.*, nennen die Hottentotten */hō·rab, von //hō·ra = den Boden durchstöbern, um Abfälle aufzulesen. In ihrer lärmenden Stimme hört der Hottentott zuweilen das Frohlocken eines glücklichen Waidmanns: „Xu·rigye go /a-os gye, hō·gye go #hā·eī gye!“ „Wir (gye, Suff. d. 1. pers. plur. masc.) haben Blut (/aos) geschöpft (χuri)**), wir haben einen Springbock (#hāēī, comm. sing.) gekriegt! (hō).“

Auch Zwiegespräche der Vögel hört der Hottentott. So läßt er die weißbrüstige Krähe, h: go/ra·b (3. st.), den *Corvus scapulatus Daud.*, der in der Wahl seines Futters sehr wenig wählerisch ist, der eben genannten Kornlandkrähe zurufen: „//Hō·rab, //hō·rab, /kχī· ē·kχ(u)m χau·sa /kχā· /ā·gu!“

*) Die lang ausziehenden Silben sind mit einem Fermate-Zeichen versehen. Wo bei der Nachahmung der Tierstimme der Rhythmus besonders markiert ist, ist das Stärkenkzent-Zeichen gesetzt.

**) Der eingeborene Jäger pflügt das Blut aus der Leibeshöhle des frisch erlegten Wildes in den ausgeweideten Magen zu füllen und nach Haus zu tragen.

„Rab', Rab', komm und laß uns beide miteinander Scheiße zerpicken!“ (wörtl. stechen, *!kχā*, und auseinanderlegen, *!ā*.)

Aber die Angeredete bleibt bei ihrem Geschmack und antwortet: „*Goira·b, goira·b, kχī· ē·kχ(u)m !ha·nsa !kχā· !ā·gu!*“ „Komm, laß uns miteinander Feldgezwiebel zerpicken!“

Eine eigene Bewandnis hat es mit dem Girren der Turteltaube (h: *#nāi·s*). Die Hottentotten erzählen sich, daß die Turteltaube einst eine berühmte Viehdiebin war. Vom Sandhuhn, *Pteroclorus namaqua* (*Gmel.*), h: *!haus*, mit dem sie zusammenlebte, wollte sie sich ein Beil borgen, um die Knochen eines gestohlenen Kalbes zu zerlegen. Aber das ehrliche Huhn schlug es ihr ab. Seitdem flucht ihm die Taube mit den Worten*):

„*!hau·s !ga·rrrase, !hau·s !ga·rrrase, !ōba !kχu·bi te, ī·ta tsaū·ba !na·n !ā·, ta·naba #hū·i si!*“ „Du Schmutzvieh (*!garab* ist die männliche Scham, als Fluchwort gebraucht), borg (*!kχubi*) mir (*te*) das Beil (*!ōba*), laß (*ī*) mich (*-ta*) das Kalb (*tsaūba*) zerlegen (*!nan!ā*)!“ „Den Kopf (*tanaba*) spalte (*#hūi*) ich dir (*si*)!“

Es liegt nahe, daß wer die Sprache der Tiere versteht, auch seinerseits durch

b) Zurufe

sich an der Unterhaltung beteiligt.

Der Name eines Spechtes (wahrscheinlich des *Dendropicus cardinalis* (*Gmel.*)), h: *tī·tī·ses*, ahmt den gedehnten Ruf des Vogels nach. Die Hottentotten meiner Begleitung hörten darin stets eine erotische Lockung und gaben sie spöttisch an einen fingierten Buschmann weiter, indem sie riefen: „*!nuru!kχum gaitse, nē gye tītīses si χaiba ra āba!*“ „Du alter Nurukum (Eigenname), dieser Specht ruft darnach, daß du ihn vögeln mögest!“

*) Hier tritt besonders klar hervor, wie die Wahl der Worte, ihre Folge und Akzentuierung auf eine Nachahmung der Tierstimme abzielen.

In der Frage, wie der Mensch einst dazu kam, seinen Worten bestimmte Rhythmen zu geben, wenn er sie von drückender Alltäglichkeit loslösen und zu freieren Phantasieschöpfungen verwenden will, scheinen mir Beobachtungen aus den primitiven Stadien einer aufkeimenden Literatur, wie sie die Hottentotten vergegenwärtigen, nicht gleichgültig zu sein. Es ist keine Hypothese sondern lediglich eine Feststellung des Tatbestandes, daß in der Namasprache die kindliche Freude, gewisse Tierstimmen mit Worten nachzuahmen, einen Weg zur Rhythmik darstellt.

Ein anderer Weg ist aus der Freude abzuleiten, die, wie wohl jedes Volk, so auch der Hottentott empfindet, wenn er die Bewegungen seines Körpers verfeinert zum Ausdruck seiner Empfindungen macht. So sind die natürlichen, an sich schon rhythmischen Ortsbewegungen des Körpers zu Tanzbewegungen geworden. Und da wir Tanz und Musik und begleitenden Liedertext bei den Hottentotten in engem Zusammenhang finden, so tritt hier ungezwungen eine zweite Quelle gewollter Rhythmik der Sprache zutage.

Schultze, Namaland und Kalahari.

Kinder besprechen wie bei uns die Tiere, mit denen sie spielen. So suchen sie die **ikχaobas*-Eidechse dadurch zum Stillliegen zu bewegen, daß sie ihr zusingen:



han - sib //nao - se, #āb t(u)mi //goë re.

„Du Hansib's (fingierter Eigenname) Großmutter, duck dich doch nieder!“ (wörtl.: leg dich doch hin wie ein Pfeil.)

Ein Mistkäfer, den die Kinder speißen, um sich am Gesumm der schwirrenden Flügel zu freuen, wird mit den Worten gelockt:



//nao - ba, //nao - ba o iaru ai #nū - re.

„Naobaskäfer, ach setze dich doch auf den Mist!“

Das Chamaeleon suchen die Kinder mit den Worten zu bannen:

„*!no-mtsi !no-meba, a-ma !nu-rubas õ-ab!*“ „Buckeliger Buckelmann, Kind der Großmutter (**amas*) Nurubas!“

Einer besonders ausführlichen Anrede erfreut sich der Pavian. In einem tiefen Rivier in der Nähe des Oranje hörten wir die Affen auf den umgebenden Höhen bellen. Dem ersten, der sichtbar wurde, rief einer meiner Hottentotten folgende im Volksmund*) verbreitete Begrüßung zu:

*„herē-tse, hē-retse!
!hu-mi !ha-rutse,
!a-retse, !a-re ikχā-baitse,
!na-ohe gye //ga-ns //(e)ī !na-os(e)n!
#nabu· !nani-b ai gye mā-tse
#nabu· a-maitse!
tsoa-ba gye #gaë-s!“*

„Ei Potztausend**)! Du Fettglänzender***)! Du Linkser, Links-

*) Vgl. Bleck's Übersetzungen von Wildhymnen aus den Handschriften der Grey'schen Bibliothek in Kapstadt.

**) Eigentlich etwa: „ach du lieber Gott!“ heere, die holländische Bezeichnung für Herr, mit der hottentottischen Vokativendung des masc. sing.

***) Die Halme der *!hu-!mi!haru-s*-Binse (s. S. 229) glänzen fettig; ein ebenso glänzendes Fell gilt als Zierde des jungen Pavians. Die entgegengesetzte Anrede, die ich ebenfalls hörte, lautet: „*!no-ro ikχo-nibetse*“; *ikχo-nibeb* ist eine eßbare unterirdische Knolle mit fahler Oberfläche.

leibiger *)! Der du aufgeladen wirst, dein Fleisch selbst stückweise auflädst**)! Der du auf dem Taubenrande stehst***), du Taubenmündiger †)! Der du dein Hinterloch nachschleppst!“

2. Sagen der Hottentotten,

**Aibe-gam-||aë-||gāts-χūna.*

Wie sie den Horizont des offenen Meeres den „Rücken des Wassers“, **||gam||gāib*, nennen, so nennen sie die Urvergangenheit, die fern wie jener Horizont ist, den „Rücken der Zeit“, **||aë||gāts*. Damals gab es noch keine Menschen, aber Sonne und Mond waren Erdbewohner und das Feuer lebte, alle Tiere hatten menschenähnliche Gestalt und fühlten und handelten wie jene. Im Rahmen dieser allgemeinen Vorstellung verarbeitet die Phantasie des Hottentotten alle Beobachtungen aus der Tierwelt und die Erfahrungen des eigenen Lebens zu Sagen, die sich ohne Aufzeichnung durch Generationen erhalten. Da hocken sie abends im Kreis um das Feuer der Hütte oder des Lagers im Feld, die Reihe geht herum, Jeder erzählt seine Geschichte. Nicht aus Aberglauben wohl, sondern aus der Stimmung jener glücklichen Stunden selbst hat sich ihnen das Gebot ergeben, nur am Nachtfeuer die Sagen-Gestalten aufleben zu lassen. Wer bei Tageslicht von ihnen erzählt, könnte die Dinge (*χū-na*) von ehemals (*aibe-gam*) ††) heraufbeschwören und damit heillose Verwirrung anrichten; erst nach Sonnenuntergang heißt es „*||ho-are*“, „erzähle!“

Obwohl schon die Reisenden des 18. Jahrhunderts die Vorliebe der Hottentotten für Sagen kannten, sind bis jetzt doch nur vier Erzählungen in der Sprache der Hottentotten selbst bekannt; sie sind nach Aufzeichnungen G. Kroenleins und des Bastards J. de Vries von Theophilus Hahn⁷⁹⁾ mitgeteilt worden. Was sonst über diesen Gegenstand veröffentlicht ist, sind Übersetzungen und Inhaltsangaben in europäischen Sprachen. Der Gouverneur der Kapkolonie, George Grey, veranlaßte den Kurator seiner Bibliothek, W. H. J. Bleek, zu einem Rundschreiben an die Missionare Südafrikas mit der Bitte, ihm alles, was als Anfang einer Literatur der

*) Der Gebrauch der linken Hand gilt als Zeichen von Gewandtheit.

**) Zur Charakteristik des schleppend vorwärts rückenden Ganges des Pavians.

***) Der Steilabfall der Tafelberge ist ein Lieblingsaufenthalt dieser wilden Tauben (s. S. 384).

†) Verspottung der langen Schnauze des Pavians, die in den Augen der Hottentotten wie ein Schnabel vorspringt.

††) Die Etymologie des Wortes **gam* habe ich nicht ermitteln können. Es wird vor *aibe* und *†gūro* = ehemals im Sinn einer Demonstrativpartikel gebraucht.

Eingeborenen gelten könnte, zuzusenden. Das Ergebnis hat Bleek veröffentlicht — leider ausschließlich Übersetzungen, obwohl sich unter den 40 Erzählungen seiner Sammlungen 24 im Urtext von Kroenlein aufgenommene (auch später leider nicht veröffentlichte) befanden. Nur in der Erzählung des Mond-Mythus ist durch Th. Hahn's Mitteilung des Originals eine direkte Kontrolle der Übersetzungen Bleek's mit dem Urtext Kroenlein's ermöglicht worden: An Stelle der Überschrift, die worttreu lautet „Der Mond und die Laus und der Hase“, setzt Bleek „Der Ursprung des Todes“, und die unanständige Laus, die auch den folgenden Text verunreinigt, knickt er, indem er statt ihrer nur von einem „Tierchen“ spricht. Man würde solche Kleinigkeiten unbeachtet lassen, wenn hier nicht eine Prüderie die andere nach sich zöge und schließlich ein Endresultat zustande käme, das auf die Art und Weise der Hottentotten, sich zu geben, wie die Faust aufs Auge paßt. Wie mag die Zensur, die so früh einsetzt, vorgehen, wo sich das Volk einmal wirklich ohne Feigenblatt zeigt? Da ich das Kroenlein'sche Manuskript nicht kenne, kann ich mich nur an einen Vergleich des Stils und Inhalts meiner Texte mit denen Bleek's halten. Der Übersetzer hat „Auslassungen und Veränderungen, ohne welche die Fabeln in europäischen Augen zu nackt erschienen wären“, für notwendig gehalten, „um diese Hottentotten-Fabeln dem größeren Publikum zugänglich zu machen“, und glaubt damit den Geist der Fabeln nicht anzutasten. Die hier mitzuteilenden Texte mögen selbst antworten: Ihr Ausdruck zeigt die Urwüchsigkeit eines Naturvolkes, in der kein Sinn zu kurz kommt, kein Körperteil ist hier, wo alles eine Freistatt hat, anstößig. Und gerade kleine psychologische Züge, in denen die treibenden Motive für Urteile und Handlungen der Sagenfiguren enthalten sind, sind oft an die kräftigsten Ausdrücke gebunden. Die gemeine Wendung der alten Elephantin (s. Sage No. LVIII) charakterisiert mit einem Wort die rohe Auffassung des Familienlebens, dem die junge Frau (in Gestalt einer Fliege) entfliehen will. Die Anrede des Löwen an die Tiere (Sage No. LVII) und sein Ansinnen illustrieren in bezeichnender Form die Widersinnigkeit einer würdelosen Scheinautorität.

Bei der Beurteilung der geistigen Höhe eines Volkes scheint mir gerade in den Anfangsstadien einer ungeschriebenen Literatur die Form der Darstellung ebenso viel wie der Inhalt zu wiegen. Man wird sehen, daß der Hottentott nie vorgreifend mit einem alles enthaltenden abstrakten Eigenschaftswort einen Charakter oder eine Situation in seiner Erzählung von vornherein festlegt. Nie sprach einer der Hottentotten, der mir erzählte,

von „einer einfältigen, alten Hyäne“, wie Bleek es tut, nie handelt ein Tier „aus Böswilligkeit“ etc. — Der Hottentott entwickelt vielmehr die Situation, läßt uns die Tiere im Zwiegespräch belauschen und vor unseren Augen handeln, daß sie selbst zeigen, wes Geistes Kinder sie sind.

Daß in den Erzählungen eines Hirten- und Jägervolkes Tiere eine Hauptrolle spielen, ist nicht wunderbar. Aber man darf darum noch nicht von „Fabeln“ reden. Was man in den Tiersagen der Hottentotten nach Analogie äußerlich verwandter einheimischer Dichtungen als moralische Lehre gesucht hat und gefunden zu haben glaubte, ist in der Mehrzahl der Fälle nichts anderes als der Ausdruck einer reflexionslosen, nichts weniger als moralisierenden Empfindung: Haß gegen den Unterdrücker — nicht Lob der Nächstenliebe (Sage LIX), Spott über schwächliche Anmaßung — nicht Lob der Selbsterkenntnis und Bescheidenheit (Sage LVII), Schadenfreude über das Mißgeschick eines alten Betrügers (Sage XLII) — nicht Abscheu vor Lügen. List und Betrug feiern ja in anderem Zusammenhang Triumphe! Wo zartere Empfindungen mitspielen, wie Geschwisterliebe (Sage LVIII), Mutterschmerz (Sage LI), Freundestreue (Sage XXVI), steht die Schilderung in ihrer Naivität hoch über jedem dozierenden Hintergedanken. Auf erotischem Gebiet läßt die Phantasie mit ihren zuweilen bizarren Ausschweifungen (Sage XLIX) vollends keinen Platz für den Sittenrichter.

Wenn daher Bleek von den Tier-Erzählungen der Hottentotten sagt: „Kinder sowohl als auch Erwachsene, die schlichten Sinnes geblieben sind und deren Geschmack nicht durch das Gift überreizender Lektüre verdorben ist, werden sich stets an den artig ausgedrückten moralischen Lehren erfreuen, die sie durch eine jede gute Fabel erhalten; und der tiefer gehende Literaturfreund wird sich gleichfalls an diesen ersten unschuldigen Spielen der erwachenden menschlichen Phantasie ergötzen. Allen solchen werden die hier gebotenen Hottentotten-Fabeln wohl nicht unwillkommen sein“ etc. etc., so sehe ich nur drei Möglichkeiten der Erklärung: Entweder die Übersetzung ist untreu. Oder die Manuskripte enthalten nur eine Auswahl solcher Erzählungen, die bestimmten Anforderungen christlicher Moral genügen. Oder der Hottentott, dieser raffinierte Menschenkenner, hat seine Fabeln, wohlwissend, wem er sie erzählte, von vornherein in usum delphini ediert. Wie dem auch sei, die Sagenreferate Bleeks zeigen mir den Hottentotten nicht, wie ich ihn kennen gelernt habe; ich nehme deshalb und weil ich aus der Quelle schöpfen konnte, im Einzelnen nicht weiter Bezug auf

sie. Dagegen lassen die Übersetzungen des Missionars J. Olpp⁸⁶⁾ überall Naturtreue und ein Verständnis erkennen, wie es nun einmal ausschließlich der intime Verkehr mit dem Volk selbst zeitigen kann.

An dem autochthonen Ursprung der im folgenden mitzuteilenden Erzählungen ist in zwei Fällen sicher zu zweifeln: Die Erzählung XLVIII erinnert im Gang der Handlung an eine Woloffische Sage, die Boilat mitgeteilt und Bleek übersetzt hat. Der Schakal der Hottentotten ist hier durch den Elephanten, die Schlange durch die Hyäne, das Stachelschwein durch einen Ochsen, der Stein durch eine Grube vertreten; aber die Rollen jeder einzelnen Person sind ihrem Sinne nach in beiden Fällen die gleichen. Ferner stimmt die Erzählung der kleinen Tauschhändler (No. XII) in mehreren Einzelheiten mit einem Märchen der Herero überein, das J. Rath in der Ursprache aufgezeichnet und wiederum Bleek aus dem Manuskript übersetzt hat. Welchem Volk hier die Priorität gebührt, wage ich nicht zu entscheiden.

Im übrigen kann ich hier nur was ich dem Munde der Hottentotten abgelauscht habe, wortgetreu wiedergeben und muß die Frage, ob und welche Anklänge die hier mitgeteilten Sagen an die Sagenkreise anderer Völker erkennen lassen, Andere beantworten lassen. Der exakte Nachweis von Entlehnungen scheint mir gegebenenfalls als ein Lichtblick in die dunkle Vorgeschichte der hottentottischen Rasse nicht minder interessant als eine Bestätigung der Originalität der Sagen zu sein.

Von der Überzeugung ausgehend, daß für das Verständnis der Geistestätigkeit gerade eines tiefstehenden Volkes die Art seiner Begriffsbildung und die Regeln, nach denen es die Begriffe zu Vorstellungen und Urteilen kombiniert, grundlegend sind, habe ich jedem Text eine vokabularisch-grammatische Erläuterung beigegeben; sie soll den Leser gleichzeitig in den Stand setzen, die Übersetzung Wort für Wort zu kontrollieren. Denn diese Texte sollen Urkunden des Hottentottengeistes sein, die entziffert werden wollen. Wer zur ersten Übersicht eine Erzählung in zusammenhängendem Deutsch lesen will, wird sich bald daran gewöhnen, über die kursiv gesetzten und eingeklammerten Erklärungen hinweg dem deutschen Text im Zusammenhang zu folgen.

In rein sprachlicher Beziehung sind den Texten noch folgende Bemerkungen vorzuschicken:

Der Schakal wie der Pavian figurieren in den Erzählungen vielfach als mit einem Sprachfehler behaftet und erzielen allein damit schon einen Lacherfolg beim hottentottischen Zuhörer. Entweder läßt man diese Tiere (wenn

man sie zu komischen Figuren stempeln will) überhaupt keine Schnalzlaut zustande bringen, sondern mit regellos unartikulierten Lauten die betreffenden Worte radebrechen, oder läßt in ganzen Sätzen einen und denselben Schnalzer, gleichgültig ob an rechter oder unrechter Stelle, wiederholen. Solche absichtlich verkehrten Stellen habe ich mir stets in korrektem Nama wiederholen lassen und gebe sie hier in dieser Form wieder.

Um in den Text-Analysen Wiederholungen, wo es ohne der Deutlichkeit zu schaden, angeht, zu vermeiden, seien folgende Punkte hier ein für allemal im voraus erledigt:

a) Das Subjekt wird im Hottentottischen häufig (siehe z. B. die Sage XVI) nur durch die Personalsuffixe der 3. Person angedeutet. Wo sich ein entsprechender Behelf mit Fürwörtern als unklar oder umständlich erwies, wurde in der Übersetzung meist ohne weiteres das Hauptwort des vorhergehenden Satzes wiederholt. Die Personalsuffixe der 3. Person lauten im Nominativ:

	Singular.	Dual.	Plural.
Masculinum	<i>-b, -i</i> (hinter <i>m</i> u. <i>n</i>)	<i>-kχā</i>	<i>-gu</i>
euphonisch	<i>-ba, -a</i>		<i>-ga</i>
Femininum	<i>-s</i>	<i>-ra</i>	<i>-ti</i>
euphonisch	<i>-sa</i>		<i>-te</i>
Commune	<i>-ī</i>	<i>-ra</i> (♂ u. ♀)	<i>-n</i>
euphonisch	<i>-ē</i>		<i>-na</i>

b) Die häufigsten Hilfszeitworte, auch Verbalpartikel genannt, sind:
i in allgemeinsten Anwendung.

a und *gye*, alleinstehend, bezeichnen die Gegenwart.

go und *gye gye* bezeichnen die näher und die weiter zurückliegende Vergangenheit.

nī bezeichnet die Zukunft.

ra (euphonisch *ta*) kennzeichnet eine fortschreitende Handlung,

hā einen Zustand.

c) Eine Einführung der direkten Rede wird im Hottentottischen vielfach nur durch *tsī* mit angehängtem Personalsuffix des Redenden gegeben. Am Ende der Rede stehen dann die Worte *ti go mī*, d. h. „so sagte er“ (sie, es etc.). In der Übersetzung werden diese Worte meist besser voran gestellt, oft mit dem Hauptwort, nicht bloß dem Fürwort, als Subjekt.

d) Die alltäglichen Konjunktionen *o* und *tsī* habe ich je nach dem Zusammenhang mit: und, nun, dann, darauf etc. übersetzt.

Wo der Hottentott eine Anzahl Gegenstände oder Personen aufzählt (und seien es nur zwei), so fügt er stets am Schluß, zusammenfassend, die Konjunktion *tsī* mit dem Personalsuffix der aufgezählten Personen im Dual oder Plural und im mascul., fem. oder commune an. Also: *igīrib tsī χami tsī #hīras tsīna*, d. h.: Der Schakal und der Löwe und die Hyäne und sie. Diese Zusammenfassungsfloskel habe ich in der Übersetzung nicht wiedergegeben.

e) Eine Eigentümlichkeit des hottentottischen Erzählungsstils schlage ich vor als *Passivum narrativum* zu bezeichnen. Statt zu sagen *tsīs gye go #nā*, d. h. „und sie tanzte“, sagt der Hottentott im Zusammenhange der Erzählung gern: *tsī gye go #nāhe* (-he, Passivendung), d. h. „und es wurde getanzt“, wobei das Subjekt des vorhergehenden Satzes (obwohl im Passivsatz selbst durch kein Suffix angedeutet) doch mit aller Bestimmtheit persönlich vorgestellt wird.

Stellt das Subjekt des Satzes ein Hauptwort dar, so folgt ihm in passivisch-narrativer Konstruktion häufig (aber nicht immer!) das Wort *χα*. Man kann in diesem Fall *χα* als das Verhältniswort „von“ ansehen und würde demnach den Satz: *igōati χα i gye gye sarihe* wörtlich übersetzen: „Von den Mädchen wurde spazieren gegangen“. Wo aber dieses *χα* wegfallen kann und durch ein demonstratives Personalsuffix ersetzt wird, da ist auch diese notdürftig-formale Angleichung des Deutschen und Hottentottischen nicht möglich.

Ich habe alle Konstruktionen des *Passivum narrativum* in aktivischer Ausdrucksweise mit bestimmtem Subjekt übersetzt.

f) In eckige Klammern [] sind die Worte der Übersetzung geschlossen, die zu besserem Verständnis oder zur Vermeidung unnötiger Härten in die Übersetzung eingefügt wurden, ohne daß ihnen ein eigenes Wort im hottentottischen Text entspräche.

Die Sagen der Hottentotten lassen sich in fünf Gruppen ordnen:

a) Abenteuer in der Wildnis.

Weit im Innern des Landes lebt in der Sagenwelt ein Fabelwesen, das die Hottentotten **ai|gāmūχab* nennen, weil es seine Augen (*mūtti*) nicht im Gesicht, sondern auf dem Rücken (*igā/b*) der Füße (*#aiti*) hat. Das Wesen wird in menschenähnlicher Gestalt, aufrecht gehend, also mit himmelwärts gerichteten Augen, gedacht. Will es sehen, was auf der Erde vorgeht, muß es sich vierfüßig, vorn auf die gestreckten Arme, hinten auf

die Kniee niederlegen; dann hebt es das eine Knie hoch und beugt es so weit es kann, bis der Fußrücken mit dem Auge horizontal rückwärts sieht. Diese Fabelwesen leben gesellig beisammen und machen auf Menschen, die sie für Zebras halten, Jagd, um sie mit ihren fingerlangen, spitzen, raubtiergebißartig ineinandergreifenden Zähnen zu zerfleischen. Sie werden daher auch **kχoë-oren* genannt (*kχoëb* Mensch, **o-re* hinlaufen um den eingescharren Raub zu fressen). Das Menschenfresser-Weib führt noch besonders den Eigennamen **igaū-ibes*. In den Abenteuern mit dem Aigamucha-Volk (Sage I bis VI) hält sich der Hottentott im Einzelnen nicht streng an die oben genannten Charaktere, die er diesen Menschenfressern gibt; er läßt sie meist so menschenähnlich auftreten, daß sie ihre Opfer über ihre wahre Natur so lange täuschen können bis ein Entrinnen unmöglich scheint. Die Entdeckung der Fußaugen des *Aigamuchab* ist des Schakals Verdienst (Sage VI).

Die mannigfachen Erlebnisse auf der Wanderschaft (Sage VII bis XII) sind ohne Kommentar verständlich.

Jagdabenteuer (Sage XIII und XIV), die als volkstümliche Sagen beachtet zu werden verdienten, sind mir nur wenige zu Ohren gekommen. Das eine Jagdabenteuer (Sage XIV) knüpft an den Namen des *igu-rikχoëseb* an, jenes „Einzig-Menschen“⁶⁶), der als Erster seinesgleichen die Erde bewohnte.

Ich begegnete unter Hottentotten einer anderen, vielleicht erst später entstandenen Auffassung des *igu-rikχoëseb*: Er wurde mir als Jäger bezeichnet, der allein mit seiner Frau und seinen Hunden in der Wildnis hauste; man würde ihn dann als einen, der sich allein abseits angesiedelt hat, kurzweg den „Einsiedler“ nennen. Das Wort *igu-rikχoëseb* wäre dann analog dem Worte *igu-riseb* gebildet, einer Bezeichnung für den einzeln lebenden, aus der Herde ausgestoßenen Springbock-Ramm.

I.

**Ai!gāmūχas* *||gaūs* *||ga gye sari* *!gōate*.

!Gōati *χa i gye gye* **ai!gāmūχas* *||gaūs* *||ga gye sarihe*; *tsī gye sīti gye o !gui kχoīs gye a !gom*; *o i gye* **ai!gāmūχas* *χa*: „*!kχī ēta !guri si*“ *ti go mīhe*. *tsī go !gurihe*. *tsī !gaëb āsa* *||(e)īs* *!gaëb !kχa go !gai* *||arehe*, *tsīti gye go* *||aru*.

Os gye nau kxoësa !kxō maīhe hā tsī go !goë gaihe tsīs gye go !goë. o i gye #areiams āsa !gao !nāhe tsī go airahe tsī !gabiti !na !gui!guibe gauroti go #nūihe tsī !nuina go #nā aihe tsī !kxīgu nī daob am!na go māī saoguhe. tsī gye go #nāhe tsī: „!hais ai ra hāba χabe #ūba hōs!“ tumi go #nāi bēhe. os gye kxoësa bēhe i go o !uiba ū tsī go !gui !goës go hā iba tsī go bē.

Ogu gye go !kxī !gabiti māba tsī habu tsī go !kxoë. os gye tarasa ais ai gye !kxī. os gye !uiba kxoës ti #aī hā tsī mū !goaxagus go o !gū !gā. tsīgu gye go !kxī. os gye !guib !ga: „!ōsa ū ēts !nā #namte !hui, ēts !nāba !goë χūë !hā!“ ti go mī. ob gye go !hā o i gye !ōs am!naba go kxōia. ob gye: „matisa ais?“ ti go mī. os gye: „!naū ti nī mī χū tomaī“ ti go mī. on gye go !hui !kxā tsī go mū !uiba !kxaië. tsīgu gye go !āse tarasa go !gam tsī go ō.

Übersetzung von I.

Die Mädchen, die zur Werft der Aigamucha-Frau spazieren gehen.

Mädchen (*!gōati Töchter*) gingen zur (*!ga*) Werft der Aigamucha-Frau spazieren (*sari, i. pass. narrativ.*); und als sie hinkamen (*sī, m. d. Pers. suff. d. Subj.*), ist eines (*!gui*) von ihnen (*ein Mensch kxoīs, fem.*) schwanger (*!gom*); das wird von (*χa*) der Aigamucha-Frau so angedredet (*mī sagen*): „Komm (*!kxī*), laß dich (*wörtl.: und ē [imperativisch]*, *ich -ta, knete dich -sī*) kneten!“ (*!guri, s. Hautpflege, S. 207, 215*). Und sie wird geknetet. Dann wurde ihr (*ā, Stamm d. pron. poss., -sa Pers. suff. d. Besitzerin*) Vorschurz (*!gaëb*) mit (*!kxā*) dem Vorschurz jener (*!(e)īs, pron. pers.*) zusammengebunden (*!gai binden, !are vereinigen*), und die anderen (*hier nur durch d. Pers. suff. ausgedr.*) gingen heim (*!aru, verb.*).

Das eine (*nau, wörtl.: andere*) Mädchen aber wurde festgehalten (*!kxō fangen, māī hinstellen*) und ihr geheißen (*gai*), sich zu legen (*!goë*), und sie legte sich. Da wird [*ihr*] das Steißbein (*Spitze iams, des Gefäßes #are-*) abgeschnitten (*!gao !nā*) und das Fett ausgebraten (*aira*)*. Dann setzte (*#nūi*) die Frau die Fettstückchen (*gaub Fett, -ro,*

*) Das Folgende ist alles in der Form des passiv. narrativum ausgedrückt. Man könnte das echte Passivum hier angewandt sehen, wenn nicht die Formen #nūihe und bēhe für das erstere entschieden. In der Übersetzung werden diese Perioden hier wieder aktivisch, mit bestimmtem Subjekt wiedergegeben.

Dimin.) einzeln (*igui iguibe*) in (*ina*) Schildkrötenschalen (*igabiti*) und groß (*†nā*) den Schmalz (*inuina, comm. plur.*) darüber (*ai*) und stellte (*maī*) sie hintereinander (*saogu*) in (*am ina*) den Weg (*daob*), den ihre Söhne (*angedeutet durch das Suff. d. 3. pers. plur. -gu*) kommen mußten (*nī, Verb. part. d. Fut.*). Dann tanzte (*†nā*) sie und [sang]: „Wer (*-ba Suff. d. 3. pers. sing. masc.*) zu Haus (*ihais Werft, ai in*) bleibt (*hā*) [macht] trotzdem (*χabe*) einen Speise-Fund!“ (*†ūba hōs*). So (*tumi*) tanzte sie davon (*bē*). Als aber die Frau davongegangen war, nimmt (*ū*) [das Mädchen] einen Stein (*iuiba*) und legt (*igui*) ihn hin, wo (*-ba*) sie gelegen hatte, und läuft weg.

Da kamen [die Söhne] herzu wo die Schildkrötenschalen standen (*mā*), leerten (*abu*) sie und eilten (*ikχoē*) heran. Und die Frau kommt [ihnen] entgegen (*ais ai*). Der Stein aber, so (*ti*) denkt (*†aī*) sie, ist das Mädchen, und als sie die Söhne*) herankommen (*igoaxa*) sah (*mū*), deckt (*igū igā*) sie [ihn noch mehr] zu. Und sie kamen. Da sagte sie zu dem einen: „Nimm das Beil (*iōsa*) und (*ē, mit d. Suff. d. 2. pers. sing. masc., -ts*) lüfte (*ihui*) die Decken (*†namte*) da (*†nā*) und zerhau (*†hā*) das Ding (*χūē, comm. sing.*), das da (*†nāba*) liegt!“ Und er haute zu, doch die Schärfe (*am inaba Mundteil*) des Beils zerbrach (**kχōta*). Da sagte er: „Wie (*matisa*) ist das, Mutter?“ (*ais*). Und sie erwiderte: „Das [ist] kein (*toma nicht, i, Suff. d. 3. pers. sing. comm.*) Ding, das so (*ti*) klingen (**†nāū*) soll (*nī, verb. part. d. futur.*) [wenn es] redet“ (*mī*). Da entblöbten sie es und sahen, daß (*ikχaiē*) es ein Stein war. Dann töteten (*igam*) sie die Frau (*tarasa*) sogleich (*iāse*) und fraßen (*ō*) sie auf.

II.

†Aiigāmūχab χa gye igung ūhe kχoēra.

O gye gye hīhe: igam kχoēra χa i gye gye ikχoē iarihe. tsī gye †aiigāmūχab ta †ūna †hā ikχaiē ai gye ikχīhe. tsī i gye: „nēba ra igōigōē kχoēē †gaūs †ga ū!“

Ob gye †aiigāmūχaba gye gō tsī: „hata †gaūs †gau si“ ti gye mī. tsīn gye gye igūng. os gye gausa kχoīsa kχaus ai ra hā; †nā tumira gye go bē ora go bē, os gye nau kχoēsa ra oa.

*) Durch das Suffix *-gu* ausgedrückt. Diesem Pers.-Suff. des Objekts ist das des Subjekts, *-s*, angehängt. Ohne diese Suffixhäufung würde zu sagen sein: *igoaxas go kχoēgu*.

„Nā tumi gye aoba ra gō kχau !gā ob gye !gui kχoīs, !guisa ra mū. ob gye ra tī, os gye: „iūta a, kχaus ai go hā i“. ob gye: „ī hāsa !hai !garab gaib ōas, !gē!gōab gom saogu ra χūba o“.

Ora gye gye sī !gaūs #ai!gāmūχab dis doba. Ob gye #ai!gāmūχab sī ra gye o gye mī: „huga nī, tareë, !kχoa χū toma ī gye! !gaoχα tom! ēgye surosa !hum!“, ti go mī.

Ogu gye gye !kχō si, !gaoχα tomsi. Os gye χaus(e)n ogu gye: „tsoa!nūiba χaba!“ ti gye mī. tsīgu gye ō toa.

Ob gye #aib ai gye mā; tsī sī, kχois daoba gye hō tsī gye !kχō daoba tsī kχoësa sī gye sao !lare. os gye kχoisa gye iō tsau !kχōb ta o ra noras(e)n. ob gye: „#kχun iō hā, ti sūs !guis !na nī #gā, kχ(o)ma tsā“ ti gye mī.

Tsī sūsa gye !kχoë ōa. os gye kχoësa kχaī tsī gye !kχoë nī !aru. os gye kχoësa gye kχaī hā hīa sūs !kχaira !kχī. tsī hā tsī mū !kχui. ob gye gye #gai: „#kχun-iō-hā, mabas go ī?“ tumi.

Übersetzung von II.

Die beiden Frauen, die von Aigamuchab mitgenommen wurden.

Und es begab sich so (*wurde gemacht hīhe*): Zwei (*!gam*) Frauen (*kχoëra*) hatten sich verirrt (*!kχoë eilen, !ari verlieren*). Und sie kamen (*!kχī*) an (*ai*) die Stelle (*!kχaib*), wo Aigamuchab Rindenkost (*!ūna, comm. plur.**) abschlug (*!hā, ta = ra*). Da [riefen] sie: „[Du] Mensch, der (-ë *Suff. 3. pers. sing. comm.*) da (*nēba*) hämmert (*!gō!gō*), nimm (*ū*) uns**) zur (*!ga*) Werft!“ (*!gaūs, S. 232*).

Da sah (*gō*) Aigamuchab auf und sagt: „Laß (*ha*) mich (-*ta*) dir (*si*) die Werft zeigen!“ (*!gau*). Und sie gingen. Aber die fette (*gausa*) Frau bleibt (*hā*) zurück (*kχaus ai*); derart (*!nā tumi*) gehen die beiden hin (*bē*), gehen [immer weiter], doch die eine (*nau*) Frau kehrt um (*oa*).

So sieht (*mū*) der Mann [Aigamuchab], als (*o-*) er zurückschaut, nur eine (*!gui*) einzige (*!guisa*) Frau. Da fragt (*tī*) er, und die

*) Die glatte, glänzende, gelbliche, innerste Faserschicht der Rinde des Dornbaumes, die süßlich schmeckt, ausgesaugt und dann zu Strick gedreht wird.

**) Wörtlich: „einen“, *kχoëë* := Mensch im comm. sing., unserem „man“ entsprechend. Diese unbestimmte Ausdrucksweise wird dem persönlichen Fürwort der 1. pers. vorgezogen, wenn die Bitte, wie einem Fremden gegenüber, reserviert sein soll. In dieser Form hörte ich Frauen fremde Hottentotten um Tabak bitten.

Frau [antwortet]: „Ich weiß nicht (*ūta*), sie ist zurückgeblieben.“
 Er aber [fluchte]: „Komm vorbei, (*hā i*) du (*-sa*) Kind (*ōas*) der großen (*gaib*) Schmutzkrustenscham! (*!garab männl. Scham, vgl. S. 320*).
 Zwillingen-Pack (*!gē!gōab Zwilling. χūba Ding, verächtlich*) soll doch wohl (*gom --- o*) miteinander gehen!“ (*sao folgen, -gu Reciprocalpartikel*).

Dann kamen (*sī*) sie zur (*doba*) Werft des*) Aigamuchab. Und als (*o*) er ankam, sagte er: „Was? (*tareë*) Niemals (*huga von jeher, toma nicht*) wird das Ding schmecken! (*!kχoa*). Schneidet [ihr] (*!gao*) die Kehle (*tomi*) ab! (*-χα*). Laß (*ē und, imperat.*) uns (*-gye*) [wenigstens] die Suppe (*surosa*) [davon] schlürfen!“ (*!thum*) so rief er.

Da ergriffen (*!kχō*) sie (*-gu*) sie (*si*), schnitten ihr die Kehle ab. Und als sie sich (*s(e)n*) bescheißt (*χau*), rufen sie: „Fangt auf (*χaba*) das Hinterloch-Fett!“ (*!tsoallnuiba, euphem. Bezeichnung für Kot*). Und sie fressen (*ō*) sie auf (*toa beenden*).

Er aber suchte die Spur; (*stand mā, auf ai, ihrem Fuß #aib*) und er kommt dahin, findet die Fährte (*daoba*), nimmt sie auf (*!kχō*) und holt die Frau ein (*sao folgen, sī hinkommen, //are zusammenkommen*). Da gab die Frau einen fauligen (*tsau weich*) Gestank (*!ō, verb.*) von sich, [als ob] sie von selbst in Verwesung zerfiel (**nora*) wenn (?) er sie finge. Er aber sagt: „[Du] stinkst süß, (*#kχun*) du (*-s in Iguis*) wirst gerade in (*!na*) meinen (*ti*) Topf (*sūs*) hineingehen, (*#gā*) so (*kχoma*) riecht (*!tsā schmecken*) es!“

Und er sucht (*ōa*) eilig (*!kχōë, verb.*) den Topf. Da steht die Frau auf (*kχai*) und entflieht**) nach Hause (*!laru heimkehren*). Und während die Frau enteilte, kommt (*!kχī*) er [mit] dem Topf angeschleppt (*!kχara*), kommt herzu (*hā*) und sieht enttäuscht (*!kχui vermessen*) drein und rief: „Süßstinkchen, wo (*maba*) bist du hingegangen?“ (*i*). So (*tumi*) [trug es sich zu].

III.

!Gōasa gye ū hā i kχōë-oresa.

Kχōë-oresi i gye !gōasa gye ūhe hā i, !goan tsīna tsīs gye !goana ra !ūi. ogu gye kχōëga !gōasagu nī !game ga ra !kχī. os gye !lomgu ra o hā tsī ra !hā !angu.

*) Die Genitivpartikel *dī* erhält hier das weibliche Personalsuffix, weil sie dem regierten Substantiv nachfolgt.

**) Die Futurendung *nī* in *!kχōë-nī* deutet die Erwartung der Verfolgung an.

Ob gye igui tsē kxoēba go igūng xamarira ūtsī tsī iuiba go ū tsī go igui ||(e)īb nī igoē ikχais ai. tsīs gye hāb hīa go ikχī tsīs gye go †āba bi tsīn gye go ||om. os gye tsūχuba iōba ūtsī ra ikχī. ora gye arira ra ikχai si tsīra ||nāti arira ra ikχai si hīa kxoēba go †kχai tsī iuiba ū tsī ||(e)īb go igoē i ikχais ai go igui tsī go bē.

Tsīs gye go ikχī tsī hā go ||hā iuiba. os gye ikxoē igon bi tsīs gye go sao ||are bi. ob gye hais ai go †aba. os gye ||naūga iōs ikχa ra ||hā||nā. ob gye igui ||naūb iguib go igau o arira †nabes ikχa go †gai tsīra gye arira go hā tsī go ikχō si.

Ob gye kxoēba go ikxoē-nī tsī ||gaūs ai go sī o †nona gomate go †ā. tsīra gye arira o †nona ||(e)īs doba ra go sī o go †noa||an.

Übersetzung von III.

Die Menschenfresserin, die eine Tochter hatte.

Die Menschenfresserin (*kxoē-oresi**) hatte (*passivisch und genetisch ausgedrückt: ū nehmen od. bekommen, hā bleiben, i drückt mit hā einen Zustand i. d. Verg. aus*) eine Tochter, [hatte auch] Vieh (*igoan*) und sie hütete (*iūi*) das Vieh. Und Männer stellen sich ein (*ikχī*) um (*nī drückt die Absicht, ga die Möglichkeit aus*) die Tochter (*dem Pers. suff. des Obj. ist das des Subj., -gu, angehängt*) zu heiraten (*igame*). Sie aber kommt (*hā*), wenn (*o*) die Männer schlafen (*||om*), und erschlägt sie (*||hā||an, m. d. Pers. suff. d. Obj.*).

Da brach eines Tags (*igui tsē*) ein Mann auf (*igūng, verb.*), der (*wörtl.: nachdem er. -tsī part. d. partic. praeter.*) zwei Löwenhündinnen (*χam - arira*) mit sich genommen hatte, auch einen Stein (*iuiba*) nahm er und legte (*igui*) ihn an (*ai*) die Stelle (*ikχais*), wo er (*||(e)īb*) sich selbst hinlegen wollte. Und während (*hīa*) er wartete, kam sie und schlachtete (*†ā*) ihm (*bi, Suff.*) zu Liebe (*-ba*). Dann gingen sie schlafen. Sie aber kommt Nachts (*tsūχuba*) mit (*wörtl.: genommen habend*) dem Beil (*iōba*). Doch die Hündinnen wehren (*ikχai*) sie ab. Und während die Hunde sie so (*||nāti*) zurückjagen, erwachte (*†kχai*) der Mann, nahm den Stein, legte ihn an die Stelle, wo er selbst gelegen hatte, und entfloh (*bē*).

*) Das *-i* in *oresi* ist Demonstr.-Wurzel, die gelegentlich auch dem Suff. der 3. pers. sing. masc., *-b*, angehängt wird. Dieses *-i* wird in der Erzählung häufig durch die Wurzel *χa* ersetzt.

Nun kam sie und ging daran (*||hā herkommen*), den Stein zu zerhacken. Dann eilte (*!kχoë*) sie hinter (*!gon*) ihm her und holte ihn ein (*sao folgen, ||are zusammenkommen*). Er aber kletterte (*!aba*) auf einen Baum (*!hais*). Da kappte sie (*||hā ||nā*) die Äste (*||naūga*) mit (*!kχa*) dem Beil. Als (*o*) aber nur noch ein einziger (*!gu!guib*) Ast übrig war (*!gau*), winkte (*†gai rufen*) er den beiden Hunden mit dem Schweißfeger (*!nabes s. Hautpflege S. 211*), und die Hunde kamen herzu und fingen (**!kχō*) sie.

Da entfloh der Mann, und als er in seine Werft (*||gaūs*) kam (*sī*), schlachtete er drei (*!nona*) Kühe (*gomate*). Als aber die Hunde daran gingen, an (*doba*) der dritten (*!nona ||(e)īs*) Kuh zu fressen (*ō*), schlug er sie tot*) (*†noa!an*).

IV.

†A!igāmūχan tsī naman tsīn.

†A!igāmūχab ||gaūs ai i gye kχoīn χa gye !kχīhe. tsī gye †ai!igāmūχasa gye †ābahe tsīn gye †gaihe nī ||aēba gye !oa o ||(e)īn di ||gana gye ū tsīn †gaihe gye o ||(e)īn di ||gan !kχa gye sī. tsīn gye gye horabahe on gye ||(e)īn di ||gana gye †ū tsī †ai!igāmūχas ||gana †namti !na gye ū. tsīn gye gye !oretī !kχai ||nā tsī gye ||aru.

Oī gye nau ||goas gye ||goa o baiba gye !kχōhe tsī āb !na gye !kχōhe. gūba !kχō toahe tsī ariba gye !gai maihe tsīn gye !gūnghe. on gye nau kχoīna gūba gye kχao †ui, ob gye ariba !haūba †gai !gao tsī gye !kχoë tsī: „!gom!noroba ū --- he!“ ogu gye †ai!igāmūχaga gye oa gōagu !kχa. ogu gye nau gu kχoëga !abuti gye ū. ogu gye gye !ao tsī gye oa.

Übersetzung von IV.

Die Aigamucha-Leute und die Hottentotten.

Zu (*ai*) Aigamuchab's Werft (*||gaūs*) waren Menschen (*kχoīn*) gekommen (*!kχī*), und (*tsī*) ein Aigamucha-Mädchen (*-sa, Pers. suff. fem. sing.*) wurde ihnen zu Ehren (*-ba, Verb. part., die Beziehung hier zum indir Obj. betonend*) geschlachtet (*†āhe*). Als (*o*) aber die Zeit (*||aēba*), da sie [zum Essen] gerufen werden (*†gaihe*) sollten, erfüllt

*) Denn er fürchtete sich vor der Blutgier der Hunde, nachdem sie Menschenfleisch (das der anthropomorph vorgestellten Menschenfresserin) gekostet hatten.

(*!oa*) war, nehmen (*ū*) sie ihr [selbst mitgebrachtes] eigenes*) (*!(e)ī*, Stamm d. pron. pers., -n Pers. suff. d. 3. pers. plur. comm., di Genitivpartikel) Fleisch (*!igana*), und als sie gerufen wurden, gehen (*sī*) sie mit (*!kχa*) ihrem eigenen Fleisch dorthin. Als ihnen (durch die objektive Verb. part. -ba ausgedrückt) nun ausgeschöpft (*!hora-he*) worden war, aßen (*!ū*) sie auch (*!tsī*) ihr eigenes Fleisch und steckten (*ū*) das Fleisch vom Aigamucha-Mädchen in (*!ina*) die Decken (*!namti*). Dann gaben sie die Schüsseln (*!oretī*) ab (*!kχai wenden, kehren. !nā lassen*) und kehren heim (*!aru*).

Und als der andere (*nau = !nī*) Morgen (*!igoas*) anbrach (*!goa*), wird [von Aigamuchab] ein Widder (*!baiba*) gefangen (*!*!kχōhe*) und in ein Loch (*!āb*) eingegraben**) (*!kχōhe*). Nachdem (*!tsī*, Verb. part. d. particip. praeter.) das Schaf (*!gūba*) nun fertig (*!toa aufhören*) eingegraben war, wird ein Hund (*!ariba*) festgemacht (*Doppelverb.: !gai binden, mā! hinstellen*), und dann gehen sie fort (*!gūng mit Passivendung*). Die anderen (die Menschen) jedoch gruben (*kχao*) das Schaf aus (*!ui*). Da zerreiβt (*Doppelverb.: !gai ziehen, !gao schneiden*) der Hund den Riemen (*!haūba*) und enteilt (*!kχōē*) und [heult]: „Der (-ba, volles Pers. suff. d. 3. pers. sing. masc.) mit dem buschhaarigen (*!gom*) Hinterkopf (*!noros*) wird genommen!“ (*ū ---- he, lang ausgezogen, das Heulen des Hundes nachahmend*). Da kamen die Aigamucha-Männer (-gu = ga, masc. plur.) wieder (*oa, verb.*) mit (*!kχa*) Assagai's (*!gōagu*). Die anderen aber ergreifen die Gewehre (*!abuti*). Da fürchteten (*!ao*) jene sich und kehren um (*oa*).

V.

Ariba gye !guibahe kχōēsa.

Kχōēs χa i gye !gōaba gye orahe oti gye tarate kχōēsa !aība toma hā tsī !gōaba go ū tsī !gami am !gā sī go !gui tsī kχōēsa ariba go !guiba. tsīs gye !ai!gāmūχasa go hō bi tsī go ū bi tsī go !aru sī ū bi. tsīb gye !(e)is !kχab hā hā go gai.

Tsīb gye !gūngs go o būrgu !gaūs !ga go !gūng tsī go !abe ōa. ob gye būrgu χa !gami tsī !kχēnab tsī !humi tsīna go māhe tsī !gam hākχa tsīna. tsīb gye go !gabi. tsīs gye !ui a go !kχī tsī hā go !gai bi o i gye a

*) Weil sie der Gastfreundschaft nicht trauen.

**) Als Köder für die Menschen, die der Menschenfresser fangen will.

!nōsa. os gye #aib ai go mā tsī sī go sao //are bi tsī go #gai bi: „kafferki ti ōa!“ ob gye: „mama!“ tumi go oë tsī //gama go //nā χu. tsīs gye go tsā tsīs gye go tsā #oa, bēb hā hīa, tsī go //kχaba sī sao //are bi tsī go: „kafferki ti ōa!“ tumi go #gai bi ob gye: „mama!“ tumi go oë tsī //huma go //nā χu. tsī //nā //humi ais mā hīa go bē. tsīs gye //kχaba sī go sao //are bi //gaūsab ta //gū hīa tsīs gye: „kafferki ti ōa!“ tumi go #gai ob gye: „mama!“ tumi go oë tsī //kχēnaba go χū. tsī //nābas ta mā //oras(e)n hīa go bē tsī go //gaūs doba sī.

Tsīgu gye //nā //aëb ai kχoëga go //gūng tsī hā go //goëam si daob am //na. tsīs go //kχī tsīgu gye go #noa //an si.

Übersetzung von V.

Die Frau, der ein Hund untergeschoben wird.

Ein Weib (*kχoës*) gebar (*ora, i. pass. narrat.*) einen Sohn (*!gōaba*), aber die Frauen (*tarate*) gönnten (**!aība*) [ihn] dem Weibe nicht (*toma*) und nahmen (*ū*) den Sohn, gingen hin (*sī*) und legten (*//gui*) [ihn] an das Wasserufer (*längs am !gā, des Wassers //gami*), dem Weib aber legten sie einen Hund (*ariba*) hin (*-ba, objectiv. Verb. part.*). Da fand (*hō*) den [Ausgesetzten] (*bi ihu*) eine Aigamucha-Frau und nahm ihn und kommt (*sī*) mit* ihm nach Haus (*//aru, verb.*). Und in der Zeit, da (*hīa*) er bei (*!kχa*) ihr (*//eī*), *pron. pers.*) bleibt (*hā*), wird er groß (*gai*).

Da, als (*o*) sie [eines Tages] fortgegangen (*!gūng*) war, ging er nach (*//ga*) einem Burenplatz (*//gaūs //erft*) und sucht (*ōa*) Rat** (*!abe*). Da wurden ihm von (*χa*) den Buren Wasser und Chena-Dornen***) und ein Bergstein (*!humi*), alles das (*tsī und, -na Pers. suff. comm. plur.*) gegeben und auch zwei (*!gam*) Pferde (*hākχa, dual. masc.*). Dann ritt (*!gabi*) er fort. Und gegen Abend (*!ui a*) kommt (*!kχī*) sie und als sie, hergekommen (*hā go, abgekürzte Particip. constr.*), ihn ruft (*#gai*), ist (*i gye a*) es still (*!nōsa*). Da verfolgte sie die Spur (*stand mā, auf ai, dem Fuß #ai scilic. des Fliehenden*) und war daran (*sī kommen*) ihn einzuholen (*sao hinterhergehen, //are zusammenkommen*) und rief ihn: „Kafferchen (*kafferki, dem Kapholländ. ent-*

*) Die verbale Verwandtschaft gewisser Post- resp. Präpositionen zeigt sich deutlich hier, wo das Wort *ū* als Präposition verwandt wird und nur eine copula braucht, um Verbum zu sein.

**) Wie er sich von seiner Pflegemutter befreien könnte.

***) Die kleinen stacheligen Früchte von *Tribulus terrester L. (Zygophyllaceae)*.

nommen), mein (*ti*) Kind (*ōa*)!“ Darauf antwortete (*oë*) er: „Mama!“ und ließ das Wasser ausfließen (*||nā und χū preisgeben*). [— Das Wasser wird zum See. —] Da schwamm (*tsā*) sie und schwamm durch (*#oa herausgehen*), während (*hīa*) er (*-b*) davoneilte (*bē*), und wieder (*||kχaba*) war sie daran ihn einzuholen und rief ihn: „Kafferchen, mein Kind!“ Und er antwortete: „Mama!“ und ließ den Stein (*!huma, euph. für -mi*) fallen. [— Der Stein wird zum Berg. —] Und während sie da (*||nā*) auf (*ai, mit d. Pers. suff. d. Subj.*) dem Berg steht, eilte er weg. Dann war sie wieder daran ihn einzuholen, während er (*-b, in ||gaūsab*) der Werft [der Menschen] sich nähert (*!gū, ta = ra*). Und sie rief ihn: „Kafferchen, mein Kind!“ und er antwortete: „Mama!“ und ließ die Chena-Dornen fallen. Und während sie (*-s, hinter ||nāba dort*) dort steht, die Dornen sich (*-s(e)n, Reflex.-part.*) ausziehen (*!ora*), eilte er fort und kam zur Werft.

Da gingen die Männer (*durch d. Pers. suff. masc. plur. -gu ausgedrückt*) sogleich (*zur ai, Zeit ||aëb, da ||nā*) los und kommen herzu (*hā, verb.*), zur Seite (*am !na*) des Weges (*daob*) ihr (*si, Suff.*) aufzulauern (*||goë am*). Da kam sie und sie schossen (*#noa !an*) sie tot.

VI.

#Ai!gāmūχab tsī !gīrib tsīkχa.

#Ai!gāmūχab tsī !gīrib tsīkχa χa i gye gye !gūng !hao !gaūs !ga tsīkχa gye go !om !aigu tsī nau tsē go sī.

Okχā gye go !goaë !āramāhe tsī go #ābahe tsīkχā gye go horabahe !gui !ores !na. ob gye !gīriba gauë ra !gao tsī !kχuni !na ai ra #nūi. ob gye ra !gao #ai!gāmūχaba. tsīb gye !gīriba ra gō ais ai χabeb gye mūë mū toma hā. tsī !kχaba !gao tsī !kχuni !na ai go #nūi. ob gye go !gao #ai!gāmūχaba. ob gye gō ais ai χabeb gye mūë mū toma hā.

Tsīb gye #ū toakχa go o !hūb ai haiëb nī ū tsī #kχoran !gūn ga go gō !hūb ai. ob gye go mū mūte tsī: „!hāba tetse!“ ti mī. tsī !hābaheb go o tabagaba mūti āb ai tso ro tsī go !kχoë-nī.

Übersetzung von VI.

Aigamuchab und der Schakal.

Aigamuchab und der Schakal, die beiden (*-kχa, Suff.*) gingen (*!gūng*) nach (*!ga*) einer fremden (*!hao*) Werft (*!gaūs*) und mittelwegs

(*!aigu*) schliefen (*!lom*) sie und kamen (*sī*) am anderen (**nau*) Tage (*tsē*) hin.

Da wurde den beiden (*-kχā*, *Suff. 1. Dat.-Acc.*) ein Stück Vieh (*!goaē*, *comm. sing.*) geschlachtet (*doppelt ausgedrückt: !ū schärfen, -ra Part. d. fortschr. Handlg., mā geben; und: †ā schlachten, -ba objectivir. Part., he Pass.-Edg.*) und in (*!na*) eine einzige (*!gui*) Schüssel (*!ores*) wurde ihnen ausgeteilt (*hora*). Der Schakal aber schneidet (*!gao*) Fett (*gauē*, *comm. sing.*) ab und legt (*†nūi setzen*) es umgekehrt (*!kχuni !na ai*) hin*). Aber [gerade von diesen Stücken] schneidet [sich] Aigamuchab ab. Da betrachtet (*gō*) ihn der Schakal im (*ai*) Gesicht (*ais*), sieht (*mū*) aber (*χabe*) kein (*toma nicht*) Auge (*müē*, *comm. sing.*). Und wieder (*!kχaba*) schneidet er [Fett] ab und legt es umgekehrt hin, aber [gerade von diesen Stücken] schneidet [sich] Aigamuchab ab. Da sieht ihm der Schakal ins Gesicht und kann doch kein Auge sehen.

Als (*o*) dann die beiden fertig (*toa aufhören, mit d. Pers. Suff. d. Subj.*) gespeist (*†ū*) hatten, suchte (*gō sah zu, daß er nehmen ū, sollte nī*) der Schakal (*Suff. -b, hinter haiē Holz, comm. sing.*) auf dem Boden (*!hūb*) ein Stückchen Holz zum (*ga daß*) Zahnstochern (*†kχora etw. mit d. Hand unerreichbares fassen, -n abgekürzt aus -s(e)n Reflexivpart., !gūn Zähne, comm. plur.*). Da sah er die Augen und sagte: „Stopfe (*hā, -ba objectiv. Part.*) du (*-tse, Suff.*) mir (*te, Suff.*) [eine Pfeife]!“ Und als ihm die Pfeife gestopft worden war, streute (*tsoro*) er Tabak in jenes (*ā, Wurzel d. pron. possess., -b, Pers. Suff. d. Besitzers*) Augen und entfloh.

VII.

Hai-uri !na gye !game !gōas.

!Gōas χa i gye hai-uri !haos !na gye !gamehe tsī gye !āhe tsīra gye go sī kχoēb !gaūs ai. tsīs tsēti hā tsīti gye go !gama !gui tsē: oti gye haiti ra uri tsīti gye sī go χuri. tsīti gye oati go χuri toatsī o ra uri !goaχa !kχaba tsīti gye go uri hā oti gye kχoēba go mība: „sa taras gye sātasa !gam hāsa !(e)īs !ama tsī !ō“ ti go mī.

Tsīb gye go !kχō si tsī !hai †kχōkχa āsa †ā †ui tsī !nai kχōra tsī !kχēnab tsīna go mā sī. tsīs gye !gōas āsa kχōra go tani tsīs gye !(e)īs

*) Die Fleischseite nach oben, damit es sein Genosse nicht als Fett (stets ein Leckerbissen) erkennen und es ihm deshalb übrig lassen sollte.

ikχēnaba go tani. tsīra gye go !gūng. tsī go !gūng sore+gā. tsīra gye go sī tsīs go !lom. !goasa !goa o ra gye mū !goaxa χama tsīra gye !nai kχ̄sa go !nāχu tsī go !gūng. tsīb gye χama ō toa go o go !gōa !gon !kχaba tsīra gye go mū !goaxa bi tsī !gui kχōsa !kχaba go !nāχu tsī go !gūng. tsīra gye go bē ob gye !kχaba ō toatsī !goaxa. ora gye go mū !goaxa bi !kχaba tsī ikχēnaba go !nāχu tsī go !gūng. tsī !nābab mā ra !oras(e)n hīa iuib doba gye sī tsī: „ti !naoχan iuitse, gai !gūs !goaxa !gā te, χuigye !nam!namχa āba te re!“ ti gye mī. ob gye iuiba gye !kχoba ams(e)n tsīra gye gye ī. tsīb gye kχaos ai gye ikχī tsī: „ti naoχan iuitse, gai !gūs !goaxa !gā te, χuigye !nam!namχa āba te re!“ ti gye mī. ob gye iuiba #kχarirose !gui gye !kχoba ams(e)n tsī !aos ikχa i nī !gui ti gō tumis ai gye #gan ams(e)n. tsīs gye tanas āba !guri gye !ai tsīb gye !nāba gye toa.

Tsīs gye kχoēsa gye !aru sī tsī tsaūba gye #ābahe tsī !hai #kχōkχa gye #gāhe !kχaba. tsīs gye gye #nū tsīs gye #urus gye o tsaūn !ga gye !kχoē gaihe. os gye !gui !nūb !na gye tson os gye !kχaba gye #nū gaihe tsīs gye gye #nū. tsī !kχaba gye !kχoē gaihe. os gye tson toma gye i tsī gye #gau.

Übersetzung von VII.

Das Mädchen, das in die Busch-Springer heiratet.

Ein Mädchen (*!gōas Tochter*) hatte in (*!na*) das Volk (*!haos*) der Busch- (*hai*) Springer*) (*uri, verb.*) geheiratet (*!game, i. pass. narr.*) und zog fort (*!nā Übersiedeln d. Mädchens aus dem Elternhaus i. d. Wohnort des Mannes*); und die beiden (*-ra, Suff. d. 3. pers. dual. masc.-fem.*) kamen (*sī*) zur (*ai*) Werft (*!gaūs*) des Mannes (*kχoīb*).

Und als (*tsī in hātsīti, Participialconstr.*) sie (*-s in tsīs*) einige Tage (*tsēti*) [dort] ist (*hā bleiben*), holten die Buschspringer-Frauen (*angedeutet durch -ti in hātsīti*) Wasser (*!gama, verb.*) eines Tages (*!gui tsē*): Da sprangen sie [über] die Büsche und kamen zu schöpfen (*χuri*). Dann, als (*o*) sie fertig (*toa aufhören*) geschöpft hatten (*tsī, Part. d. partic. praeteriti*) und umkehrten (*oa*), springen sie wieder (*!kχaba*) heran (*#goaxa, verb.*) und kommen (*hā*) hergesprungen und sagen (*mī, mit objectivir. part. -ba*) dem Manne: „Um deiner (*sa, Stamm d. pron. person. 2. pers., unter Weglassung der Genitivpartikel di als pron. possess. gebraucht*) Frau (*taras*) willen, mit der du (*sātsa, volle Form d. pron.*

*) Ein Volk von Sagenwesen, die nicht zwischen den Büschen gehen, sondern in hohen Sprüngen mühelos über sie hinwegsetzen.

pers. 2. pers. masc.) verheiratet bist, um (*lama*) ihretwillen (*||e)īs, pron. pers. 3. pers. sing. fem.*) wirst du (*-ts, Suff. d. 2. pers. sing. masc., nī verb. part. d. fut., beide zu tsī verschmolzen*) noch umkommen!“*) (*||ō*). So sagten sie.

Da fing (*!kχō*) er sie (*si*) und ihre (*ā, Wurzel d. pron. possess. wird mit d. Pers.-Suff. d. Besitzers zum vollen pronom. possess.*) beiden (*-kχα, Suff. dual. masc.*) Unterschenkelknochen (*!hai sich cilen, #kχōb Knochen*) schlachtete (*†ā*) er aus (*†ui*) und zwei Giraffen- (*!nāib*) Felle (*kχōra, dual. fem.*) und Chena-Dornen (*collectivisch m. d. Suff. d. masc. sing.*), all die Sachen (*tsī und, -na Suff. comm. plur.*) gab (*mā*) er ihr. Dann trug (*tani*) ihre Tochter die beiden Felle und sie trug die Dornen. Und sie gingen und gingen bis Sonnenuntergang (*sore†gā*). Dann machten sie Halt (*sī hinkommen*) und schliefen (*||om*). Als der Morgen (*||goasa*) anbricht (*||goa*) sehen sie einen Löwen (*χama*) herankommen (*!goaχα*). Da ließen (*!nā*) sie ein Giraffenfell fallen (*χu liegen lassen*) und gingen. Und als [es] der Löwe fertig gefressen (*ō*) hatte, setzte er [ihnen] wieder nach (*!gōa !gūng*). Und sie sahen ihn (*-bi .Suff.*) ankommen und ließen wieder ein Giraffenfell fallen und gingen. Dann liefen sie fort, aber als er [es] fertig verschlungen hatte (*tsī, part. d. particip. praeter.*), kam er heran. Sie aber sahen ihn wieder ankommen und ließen die Chena-Dornen fallen und gingen. Und während (*hīa*) er dort (*!nāba, mit Pers.-Suff. d. Subj.*) steht (*mā*), die Dornen sich auszuziehen (*!ora, mit reflexiv. part. s(e)n*), kommen sie zu einem Fels (*!uib*) und sagen: „Du (*-tse*) Stein (*!ui-*) meiner (*ti*) Ahnen (*!naoχan*), eine große (*gai*) Rotte (*!gūs*) ist hinter mir (*!gā te*) im Anmarsch (*!goaχα*), darum (*χuigye*) öffne (*!ā*) mir (*te, -ba*) deine Flanken (?) doch!“ (*re*). Da öffnete sich (*!kχoba ams(e)n*) der Fels und sie gingen (*!i*) [hindurch]. Dann kam der Löwe hintennach (*kχaos ai*) und sagte: „Du Stein meiner Ahnen, eine große Rotte ist hinter mir im Anmarsch, darum öffne mir doch deine Flanken!“

Da öffnete sich der Fels nur (*!gui einzig*) ein ganz klein wenig (*†kχari klein, -ro Diminutiv-, -se Adverbialendung*) und sobald (**tumis ai*) [der Löwe] mit (*!kχα*) dem Nacken (*!aos*) eben hereintritt (*wörtl.:*

*) Weil sie nicht springen kann und er, als zu ihr gehörig, im Falle einer Verfolgung leicht einzuholen wäre.

nī im Begriff ist, *Igui ti gō wie eins zu sehen, d. h. in gleicher Flucht zu sein scil. mit der Felsöffnung), schließt er sich (#gan ams(e)n). Da hüpfte (!ai) sein (āba) Kopf (tanās) allein (Iguri) und dort verendete er.

Und die Frau kam nach Haus (Iaru, verb.). Da wurde ihr (durch d. objectivir. Part. -ba ausgedr.) ein Kalb (tsaūba) geschlachtet (#ā) und [dessen] beide Unterschenkelknochen [ihr] eingesetzt (#gā). Dann setzte (#nū) sie sich [ruhig] hin und als sie geheilt (#uru) war, wurde sie zu (Iga) den Kälbern laufen (!kχoë) gelassen (gai). Da aber brach (*tson) sie in einem Bein (Inūb) zusammen. Da ließ man sie wieder ruhig sitzen und sie setzte sich. Darauf wurde sie wieder laufen gelassen. Da brach sie nicht zusammen und war gesund (#gau).

VIII.

Igarare gye Igōati.

Igōati χa i gye gye Igaran Iga Igūnghe tsīti gye go sī tsī go hare. oti gye nauti hoate Ikχuru Igaraba hare hā os gye Igui Igōasa Igaī Igaraba hare hā. oti gye Iui go o go Iaru oti gye soris ta #gā hīa: „hāse tsā tsā Igaragu o“ ti go mī, oti gye go tsā tsā Igaragu. on gye hoati di Igaraga a Ikχuru. oti gye Inā #kχon Igarana ū hāsa: „sa Igarab gye Igaī tomaba, χuigye oa ēs hare sī sise goro hareba!“ ti go mī.

Os gye go oa tsī sī go hare. os gye χausa go χaubahe tsīs gye hās gye o hāti gye ī bas go hā o go #gai. os gye χausa go oë: „hē!“ tumi gye oë. os gye χabe kχoë mū toma hā tsīs gye go Igūng ī. tsī Iōas ta #nōa χuri hīa go sī tsī: „Ikχāba te!“ ti go mī. os gye Iōasa: „ti Inaob tsī tita tsīm Iguim Igabis“ ti go mī. os gye go ū Ihana si Igabisa tsī go ā.

Os gye Iōasa go !kχoë gai Igāb Iga tsī: „ti Inaob, tita go mū χūē ta ga mība tsī o Igam Igaēb tsī Igam Igūs tsīra guruba te tsī?“ ti go mī. ob gye: „guruba si ta nī“ ti go mī. os gye: „ti Ināob tsī tita tsīm Iguim Igabis“ tita ra mī hīata gye Igabisa go ū Ihanahe“ ti go mī. ob gye go !kχoë tsī hā go sao Iare si. tsīra go hāsa !kχoë Ihame. ob gye gai Igāba go Inā os gye go #nū ai bi ob gye: „kχāī ai te re!“ ti go mī. os gye go kχāī ai bi tsīra gye Ikχaba go !kχoë Ihame. os gye go Inā kχoësa ob gye go #nū ai si os gye: „kχāī ai te re!“ ti go mī. ob gye: „kχāī aigube Igoa

tomas“ ti go mī tsī go !gam si. tsīb gye kχōba go !hau !na tsīb kχōb !na go †gā tsī kχōēsa go ō tsī ō toa tsī go !gūng.

Tsī go sī kχōēs !gaūs ai tsī !aoheti gomati ra hīa go sī. tsī maīhe ra daiē hoāē ra ā !kχabe. on gye kχōina: „kχa huga ti ā toma kχōēs gomo“ ti go mī. tsīb gye !om !aiba go hā os gye †kχam !gōarosa, !goēb go o, !nāba !gūse !(e)īb doba go !goē. ob gye !gōaros di sunisa ra tsā. os gye !gōarosa !ōab āba ra †hā bē os gye ēga go kχāī mā tsī !gūs doba go tē: „tareī !ama ausi tomas gum nēsa o?“ ti go mī. os gye !gūsa: „!lari ta nī mū, hūgye nēba !goē“ ti go mī.

Tsī gye soris go !hai !gabi !goasi !omhe !goē. on gye kχōina !hui !kχā tsī go gō ob gye χam. on gye !aina go !gaba !gā bi tsī go !kχā †hubi. os gye kχōēs di †gaosa go uri †oa on gye go ū si tsī abas !na go †gā si tsī †kχam !kχao gomas daība go !ai. os gye go !kχaba !nā kχōēsa go ūitsaba.

Übersetzung von VIII.

Die Mädchen, die in die Garabeeren gingen.

Mädchen gingen (!gūng, *i. pass. narr.*) nach (!ga) Garabeeren (*comm. plur.*), und sie kamen (sī) hin und pflückten (hare). Doch alle (hoate = -ti) anderen (*nauti) pflückten saure (!kχuru) Beeren (-ba, *collectivisches Suff. masc. sing.*) und nur eines (!gui) der Mädchen pflückte gute (!gaī) Beeren. Und als (o) es Abend wurde (!ui), gingen sie heim und während (hīa) die Sonne (sores) untergeht (†gā, *ta hinter s euph. für ra*), sagen sie: „Laßt (hā) uns (-se, *Suff. 1. pers. plur. fem. im Dat.-Acc.*) doch (o) die Beeren kosten“ (tsā tsā), und kosteten die Beeren. Und aller (di, *Genitivpart.*) Beeren sind (a *Praesenspart.*) sauer. Da sagen sie zu der (-sa, *Pers. suff. in hāsa*), die da (!nā) süße (†kχon) Beeren hatte (ū *nehmen*, hā, *Part.*, *einen Zustand ausdr.*): „Deine (sa, *Stamm der pron. pers. 2. pers., unter Weglassung der Genitivpartikel di als pron. posses. gebraucht*) Beeren sind nicht gut, darum (χuigye) kehr um (oa) und (ē, *mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) geh (si) pflücken, wo (-ba *in hareba*) wir (sise, *pron. pers. 1. pers. fem. plur. exclusivi*) gepflückt haben!“

Da kehrte sie um und ging pflücken. Und Kot (χausa) war für (-ba, *objectivir. Verb. part.*) sie geschissen worden*), und als

*) Um ihr das Zurückfinden zu erleichtern.

sie*) herzukam (*hā*), wo jene stehen geblieben waren (*ī gchen, hā bleiben*), rief (*†gai*) sie. Da antwortete (*oë*) der Kot: „Hier!“ (**he, allgemeine Antwort eines Angerufenen*); so (*tumi*) antwortet er, aber sie sieht (*mū*) bei alledem (*χabe*) Niemand (*kχoeë Mensch, sing. comm., toma nicht*) und geht vorbei (*!gūng ī*). Da kam sie hin, wo (*wörtl.: während hīa*) der Hase (*!ōas*) saß (**†nōa*) um Wasser zu schöpfen (*χuri*), und sagte: „Schöpfe (*!kχā*) mir!“ (*te, verstärkt durch d. objectivir. -ba*). Darauf der Hase: „Meines (*ti*) Großvaters (*!naob*) und mein eigener (*tita, pron. pers., ich. Das Genitivverhältnis wird hier durch schlichte Anfügung des Besitzes an den Besitzer ausgedrückt*), einzig (*!gui, mit dem Suff. d. 1. pers. dual. masc.-fem. -m*) unser beider (*tsī und, mit dem genannten Suff.*) Schildkrötenbecher (*!gabi das Rückenschild der Schildkröte*) [ist das]“, so sagte er. Da entriß (*ū nehmen, thana rauben*) sie ihm (*-si, Suff. fem., auf ōas bez.*) den Becher und trank (*ā*).

Der Hase aber eilte (*!kχoë*) zum Löwen**) und sagte: „Mein Großvater, wenn (*o*) ich (*-ta, Suff.*) dir (*-tsi, Suff. 2. pers. masc. sing. i. Dat.-Acc.*) wohl (*ga, Concessivpart.*) melde (*mība*), was (*χūë*) ich (*tita pron. pers.*) gesehen habe, wirst du (*-ts Suff. 2. pers. masc. sing., nī Verb. part. d. fut., beides kontrahiert zu tsī*) mir (*-te Suff.*) einen Vorschurz (*!gam !gaëb*) und einen Hinterschurz (*!gam !gūs*), die beiden, anfertigen?“ (*guru, mit obj. Part. -ba*). Darauf sagte jener: „Ich werde [sie] dir anfertigen.“ Darauf [der Hase]: „Während ich sage, daß der Schildkrötenbecher der meines Großvaters und mein eigener, einzig der von uns beiden ist, ist [mir] der Becher entrissen worden.“ Da eilte [der Löwe] fort und holte das Mädchen (*durch d. Pers.-Suff. -si ausgedr.*) ein (*hā kommen, sao hinterhergehen, !are zusammenkommen*). Und die beiden jagten sich im Kreis (*!kχoë und !hame*) um einen Baum (*haisa*). Da fiel (*!nā*) der Löwe und sie warf sich (*wörtl.: setzte sich †nū*) auf (*ai*) ihn (*-bi, Suff.*). Er aber rief: „Steh (*kχāī*) mir auf, bitte!“ (*-re*). Und sie stand ihm auf, und wieder jagten sich die beiden im Kreis. Da fiel das Mädchen (*kχoësa Mensch, fem.*) und er warf sich auf sie. Sie aber rief: „Steh mir auf, bitte!“ Doch er sagte: „Kein Tag heute (*!goas der Morgen*) zum gegenseitig (*-gu Reciprocal-, -be Adverbial-Part.*) sich zu Liebe Auf-

*) Durch das weibl. Pers.-Suff. *-s* in *tsīs* und *hās* wiedergegeben. Das *-s* in *bas* (= wo) nimmt das Subjekt von neuem auf entsprechend der Wiederholung des Prädikats im Vordersatz.

**) „Groß-Rücken“, *gai !gāb*, siehe Sagennamen der Tiere.

stehen!“ und tötete sie. Dann zog er [ihr] die Haut (*kχōba*) ab (*||hau ||na*), kroch (*†gā hineingehen*) in (*!na*) die Haut hinein und fraß (*ō*) das Mädchen und fraß fertig (*toa aufhören*) und ging.

Und er kam zur Werft (*||gaūs*) des Mädchens, zur Zeit als (*hīa*) die Kühe (*gomati*) gemolken (*!ao*) wurden (*Passivendung he mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*), kam er hin. Und alle Milch (*datē, comm. sing.*), die hingestellt (*maī*) wurde, trinkt er aus (*!kχabe*). Da sagen die Leute: „Ei (*kχa*), nie (*huga von jeher, toma nicht*) trinkt doch (*gomo*) das Mädchen so!“ (*ti*). Dann kam die Schlafen- (*||om*) Zeit (*||aēba, nicht ||aiba wie auf S. 407*). Und als (*o*) er (*-b hinter ||goë sich legen*) sich hinlegte, legte sich das jüngere Schwesterchen (*wörtl.: das junge †kχam, Töchterchen !gōaros*) dort (*||nāba*) nahe (*!gūse, adv.*) zu (*doaba*) ihm (*!(e)īb, pron. pers.*) hin. Da tastet (*tsā*) er nach dem Nabel (*sunisa*) der Kleinen [um hier die Krallen tödlich einzustechen], aber die Kleine stößt (*†hā*) seinen (*ā* *Wurzel des pron. poss., -ba Pers.-Suff. d. Besitzers*) Arm (*||ōab*) fort (*bē*) und nachher (*ēga*) steht sie auf (*kχaī mā*) und fragt (*tē*) bei der Mutter (*||gūs*) an: „Warum (*tareī !ama*) ist denn (*gum --- o*) diese nicht meine Schwester?“ (**ausi, Pers.-Suff. an die Negat.-Part. angehängt; i. übr. s. S. 301*), so fragte sie. Darauf die Mutter: „Morgen (*||ari*) werde ich nachsehen, aber (**hū gye*) lege dich hierhin (*nēba*) [zu mir].“

Und die Sonne stieg hoch (*!gabi*) auf (*||hai aufgehen*), dann (*||goasi*) lag er aber noch im Schlaf (*passivisch ausgedr.*). Da entblößten (*!hui aufdecken, !kχāb Leib*) [ihn] die Menschen, und als (*o mit d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) sie hinsahen (*gō*), ist es ein Löwe. Da häuften (*||gabo*) sie Feuerholz (*!aēna, comm. plur., nicht !aina*) auf (**!gā*) ihn und steckten [es] in Brand (*!kχā und †hubi*). Und das Herz (*†gaosa*) des [getöteten] Mädchens sprang (*uri*) hoch heraus (*†oa*). Da nahmen sie es und setzten (*†gā*) es in eine Kalabas (*abas*). Dann gossen (*||ai*) sie die Milch einer Jung-Mutterkuh*) hinein. Da wurde sie wieder jenes (*||nā, pron. dem.*) Mädchen, wurde lebendig (*ūitsaba*).

IX.

!Gāsagu χa gye re †haohe !gōas.

Aχagu χa i gye !gāsasa !haūgu !kχa gye re †haohe. os gye gye !gūng bē tsī !garas !na sī gye †gā tsī !aūsa gye !gā dī. tsīgu gye aχaga

*) *||kχaob* Schaflamm, nicht Kalb oder Zicklein, aber mit nachfolgendem Beiwort (Kuh, Ziege) zur Bezeichnung jedes Mutterviehes verwandt, solange das Junge hornlos ist.

hoa tsēti //na //garas !gao tsī //nāba hā ra #nau māi χabegu gye iū kχoēi //nāba #gana hā !kχaiē.

Ob gye !gui aχaba //gūs di damas ōab !kχa go !ūi tsīb gye hākχa go //garas !gao go //goē. tsī !goan go !gūng o damaroba go //kχai !gūng gai. tsīb gye sīgo //kχai tsīb oa !goaχa hīa gye !ai !ana tsīb gye hāb go: „!honkχoētse, nē //garasa χu ra #oa !anē mūtsa?“ ti go mī. ob gye go gō ob gye: „#humitsa!“ ti go mī. ob gye damaroba: „//nā ra #oa !ani“ ti go mī. ob gye: „#humitsa, !āse ta nī #nau tsi!“ okχa gye nau //goaga //kχaba go !kχī. okχa gye go mū !ana tsī go sī tsī: „!āse ta nī //hā !gao hais gye, //kχoba am!“ ti go mī. ora gye go //kχoba am tsīkχa gye go #gā. tsīb gye nauba kχoēsa gye !game.

Tsīn gye gye !gūng tsī !homi doban gye sī o !aūs //ga: „!kχī ēta ū !aba si!“ ti gye mī. tsī gye ū !aba si !uib ai tsīn gye gye !gūng χu si. tsēs gye !aūn !uib ai hāsa.

Übersetzung von IX.

Das Mädchen, das von den Brüdern immer mit der Schlinge gefangen wurde.

Von (χa) den Knaben (aχagu) wurde die Schwester (!gāsasa) immer mit (!kχa) Riemen (!haūgu) am Bein eingefangen (#hao, die Partikeln gye und re zeigen eine Gewohnheit u. zugleich die Vergangenheit an). Da lief sie weg (Doppelverb.: !gūng und bē) und in (!na) einen Kokerbaum (!garas, *Aloë dichotoma* L., s. S. 112) ging sie hinein (#gā verb.) und machte (dī) den Klippdachs (!aūsa) zur Dienstmagd (!gā). Und die Knaben [kommen] alle (hoa) Tage (tsēti) da (//nā) unter (*!gao) den Kokerbaum, ja da (//nāba) kommen (hā) sie herzu [das Vieh] hinzutreiben (Doppelverb.: #nau schlagen, māi stellen), und doch (χabe, mit d. Pers.-Suff. des Subj.) wissen sie nicht (iū), daß (!kχaiē) da jemand (kχoēi Mensch, sing. comm.) drinnen versteckt ist (#gana, verb.).

Da hütete (!ūi) einer (!gui) der Knaben mit dem Sohn (ōab) der Klippkafferfrau (damas) seiner Mutter (!gūs, di Genitivpartikel) [das Vieh]. Und die beiden (-kχa, Pers.-Suff. dual. masc.) kamen unter den Kokerbaum, sich zu legen (!goē). Und als (o) das Vieh (!goan, comm. plur.) weglief (!gūng, für die heißen Mittagsstunden wird es in den Schatten eines Baumes zusammengetrieben), schickte er (ließ gai, gehen) den kleinen Klippkaffern (damaroba) aus, [es] zurückzujagen (!kχai). Und er ging hin es zu kehren, und während (hīa) er zu-

rückkommt (*oa umkehren, igoaxa ankommen*), wird Feuer- (*iaës*) Rauch (*iana*) [sichtbar], und im Kommen sagt er: „Herr (**ihon-kxoëtse, Vocat.*), siehst (*mū*) du [nicht] (*-tsa, Suff. 2. pers. sing. masc.*) aus (*χου*) diesem (*nē*) Kokerbaum Rauch (*comm. sing., i. Sinne d. unbest. Art.*) aufsteigen?“ (*#oa*). Da sah er hin (*gō, verb.*) und sagte: „Du lügst!“ (*#humi*). Aber der kleine Klippkaffer sagte: „Da steigt der Rauch in die Höhe.“ Darauf jener: „Du lügst, gleich (*lāse*) werde ich dich (*tsi, Pers.-Suff.*) schlagen!“ (*#nau*).

Und am anderen (*nau*) Morgen (*igoaga früh bei Sonnenaufgang, im Gegensatz zu igoab früh vor Sonnenaufg.*) kommen (*ikχi*) die beiden wieder (*ikχaba*). Da sahen sie beide den Rauch, kommen hin, und [der Knabe] sagte: „Gleich werde ich uns den Baum (*hais*) fällen! (*Doppelverb.: ihū hauen, igao schneiden*), öffnet!“ (*ikχoba am*). Da öffneten sie [ihnen] und die beiden gingen hinein. Und der eine (*d. junge Hottentott i. Gegensatz zum Klippkaffern*) heiratete (*igame*) das Mädchen.

Dann gingen sie weg. Und als (*o*) sie an (*doba*) einen Berg (*ihomi*) kamen, sagten sie zum (*igga*) Klippdachs [um ihn los zu werden]: „Komm, laß (*ē, imperat.*) mich (*ta*) dich (*si*) hinaufheben!“ (*Doppelverb.: ū fassen, jaba hinaufklettern*). Dann hoben sie ihn auf (*ai*) einen Fels (*iuib*) und ließen ihn im Stich (*gehen und verlassen*). Seit dem Tag (*tsēs*) leben (*wörtl.: ist ein Bleiben; hā, verb., durch d. Pers.-Suff. -sa substantiviert*) die Klippdachse auf Felsen.

X.

Kχoïna gyere igam iganasa.

*„Ganasi i gye kχoïna gyere igamhe. okχa gye kχoëkχa go igabi tsī
 ʔnāba sī go ore igā. tsīb gye igui kχoëba go ʔom tsīb gye iguiba #kχai
 gari hā tsīb gye igās #ama ʔgoëtsī ra gō. os gye ʔganasa ra gon. ob gye
 ʔkχūba ū tsī go ʔkχā ʔganasa os gye go #gō. ob gye ʔkχoasa #gā māi hā
 ʔganas ai; ob gye ʔkχoasa go ū ʔna os gye go ʔkχō bi ʔkχoas ai tsī
 ʔkχoasa go ū.*

*Tsīkχa gye igai igā tsī go igabi. os gye, bēkχa go χabe, ʔganasa
 igūse hā tsī ʔnātis ta gai hīa #amʔnab ākχa ai go hā tsī go ʔgoë aikχa.
 tsī iguib ʔnā mū goba go igam hāb āb ikχa, tsīb gye nauba go ʔkχoë dā si.
 tsīs gye go oa.*

*Tsīra gye ʔkχaba gunira go ikχī tsīgu gye ʔnāba go ʔhū ʔao. tsīgu
 gye, ʔhū ʔao toas iguisa hītsī, ʔganē go ʔhā ʔganas ai. ogu gye ʔaoba go*

mū tsī ḡganē ḡnāχu tsī: „ikχī, ū gomaga ēgye †gaē !ao!“ ti go mī. tsīgu gye go †gaē !ao tsī go !nari.

Os gye ḡganasa go gai tsī †am!nab āgu ais go !gui ti gō o go ḡnā aigu. tsī gunira tsī gomaga tsī kχoēgu tsīna go !gam toa.

Übersetzung von X.

Der Giraffenbaum, der die Menschen getötet hat.

Ein Giraffenbaum (*ḡganas*, mit *d. alten Demonst.-Part. -i*) hatte [schon manche] Menschen (*kχoīna*, *comm. plur.*) getötet (*!gam*, *i. pass. narr.*). Da ritten (*!gabi*) zwei Männer (*-kχa*, *Pers. suff. dual. masc.*) daher und sattelten dort (*ḡnāba*) ab (*kamen sī, absatteln *ore !gā*). Und der eine (*!gui*) Mann schlief (*!lom*), der andere (*!gui*, *m. Pers.-Suff.*) aber blieb (*hā*) wach (*†kχai gari dabei sein etwa zu tun*), und auf (*†ama*) dem Rücken (*!gās*) liegend (*!goē*, mit *d. Endg. d. particip. praet.*) betrachtete (*gō*) er [die Äste]. Da rührte sich (*gon*) der Giraffenbaum. Und der Mann (*durch d. Pers.-Suff. -b ausgedrückt*) nahm (*ū*) einen Dorn (*!kχūba*) und stach (*!kχā*) ihn. Da zuckte der Baum zusammen (*†gō ausweichen*). Der Mann aber hatte seinen Patronengurt (*!kχoasa*) in (*ai an*) den Giraffenbaum gehängt*). Nun nimmt er den Gurt herunter (*ū ḡna*), der Baum aber ergreift (**!kχō*) ihn (*bi*, *Pers.-Suff.*) am Patronengurt und faßt den Gurt.

Da sattelten die beiden auf (**!gai !gā*) und ritten ab. Aber obschon (*χabe*) sie davoneilten (*bē*, *m. Pers.-Suff. d. Subj.*), blieb der Giraffenbaum nahe (*!gūse*), und während (*hīa*) er **so** (*ḡnāti*, *m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*, *der Erzähler hebt den Arm so hoch er kann*) groß (*gai*) wird, kommt (*hā*) er über ihre (*ā*, *Wurzel d. pron. poss., mit d. Pers.-Suff. d. Besitzer*) Scheitel (*†am!nab*, *masc. sing.*) und stürzt sich (*!goē*) auf sie. Und den einen, der ihn dort (*ḡnā*) betrachtet hatte (*mū*, *go Part. d. Praet. mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*), tötete der Baum samt (*!kχa*) seinem Pferd, der andere aber entkam (*!kχoē eilen, dā jem. überholen, allg.: schneller sein, si ist Objekt. d. Doppelverbs, Pers.-Suff. auf ḡganas bezogen*). Da ging der Baum zurück (*oa*, *verb.*).

Dann kamen (*!kχī*) wiederum (*!kχaba*) zwei Wagen (*gunira*, *dual. fem.*) und die Männer (*-gu*, *Pers.-Suff.*) spannten dort aus (*!hū !ao*).

*) *†gā* hineinstecken, *maī* stellen. *hā* drückt den fertigen Zustand aus; im Deutschen läßt sich der Satz, soll das Subjekt beibehalten werden, nur mit dem Plusquamperf. wiedergeben.

Sobald (*igui*, wörtl.: *cins mit*) nun einer [der Wagen] fertig (*toa aufhören*, *m. Pers.-Suff.*) ausgespannt hatte (*-tsī*, *Part. d. particip. pract. hinter hī tun*), zerteilten (*||hā*) die Männer Fleisch (*||ganë*, *comm. sing.*) beim Giraffenbaum. Da sahen sie Blut (*!aoba*) und ließen das Fleisch im Stich (*||nāxu*) und riefen: „Kommt, treibt die Ochsen (*gomaga*) heran (*ū nehmen*) und (*ē*, *imper.*) laßt uns (*-gye*) einspannen!“ (*†gaë !ao*). Dann spannten sie ein und fuhren ab (*!nari*).

Doch der Giraffenbaum wurde groß, und als er genau (**igui ti gō*, *wie cins zu sehen*) über ihren Scheiteln war, fiel (*||nā*) er auf sie. Und Wagen und Ochsen und Menschen, sie samt und sonders (*toa fertig machen*) tötete er.

XI.

Kχoë-!gāgukχa †nomsa gye hōkχa.

Kχoë-!gāgukχa χa i gye gye !gūnghe. okχa gye †nomsa go hō, ob gye gaiba !nabab !kχa go †nau !ā †nomsa tsīkχa gye go !gūng.

Os gye sores go †gā o go kχau. tsī !gabise go !aba tsī !gū kχās go o: „tita !aë !nas ōa !aë !nata !gui aob ōakχa !gama †haru!“ ti go mī. ob gye †kχama gōaba ū tsī go mā tsīs gye !kχī tsīra gye go !kχam. tsīb gye dāheb go o !gami !na sī go †gā tsīra gye go !kχam. tsī !goas go !goa o †nomsa go !ari.

Ob gye !aris go o kχoëb doba go !kχī !ao !goëb hā hīa tsīb gye: „tarei !amats hui te toma hā?“ ti go mī. ob gye χūë kχum toma hā. tsīkχa gye go !aru tsī go sī.

Os gye !aësa, !aru sīkχa go o, tsūχuba kχau tsī go !gaūsa †hubi.

Übersetzung von XI.

Die beiden Brüder, die ein Stück Kohle fanden.

Zwei Brüder (*kχoëb Mensch*, *!gāb Bruder*, *-gu ist hier wohl Reciproc. part., -kχa Suff. dual. masc.*) waren ausgegangen (*!gūng*, *i. pass. narr.*). Da fanden (*hō*) sie ein Stück Kohle (*verkohltes Holz †nomsa*), und der ältere (*gaiba groß*) zerschlug (*†nau schlagen*, *!ā ausbreiten*) die Kohle mit (*!kχa*) dem Sambok (*!nabab*). Dann gingen die beiden.

Als (*o*) aber die Sonne (*sores*) unterging (*†gā*), brannte (*kχau*) die Kohle (*durch d. Fem.-Suff. -s in os ausgedrückt*) und stieg (*!aba*) hoch

(*Igabise*) auf, und als sie den beiden (*kχā*, *Suff. i. Dat.-Acc.*, mit *d. Suff. d. Subj.*) nahe (*Igū*, *verb.*) war, rief sie: „Ich (*tita*) Feurige (*iaēs Feuer*, *ina in*, *-ta Suff. 1. pers. sing.*), Feuer-Geborene (*ōas Kind*, *iaē Inas kennzeichnet d. Mutter*), mache einen Doppelfang (**Igamma #haru zwei Stück Wild auf einen Schuß erlegen*) an den beiden Kindern des einen (*Igui*) Mannes!“ (*aoba*). Da griff (*ū*) der Jüngere (*#kχama jung*) nach dem Messer (*gōaba*) und stand (*mā*), und die Kohle kam (*Ikχī*), und die beiden (*-ra*, *Suff. d. dual. masc.-fem.*) kämpften (*Ikχam*). Als er aber überwunden (*dā treten*) wurde, sprang (*ging sī*, *heruntergehen tga*) er ins Wasser (*Ilgami*), und sie kämpften weiter. Doch als der Morgen (*Igoas*) anbrach (*Igoa*), verlöschte (*Iari*) die Kohle.

Jener kam nun, als sie verlöscht war, zu (*doba*) seinem Bruder (*hier kurzweg: Mensch*), der (*hīa während*) voll Angst (*iao*, *verb.*) dalag (*Igoē*, *m. Pers.-Suff.*), und fragte ihn: „Warum (*tareī Iama = tareē Iaroma*, *m. d. Suff. d. angered. 2. Pers. masc. sing.*) hilfst (*hui*) du mir (*te*, *Suff.*) nicht?“ (*toma*). Doch der erwiderte (*kχum sprechen*) nichts (*nicht etwas*). Dann gingen sie nach Haus (*Iaru*, *verb.*) und kamen dahin.

Das Feuer aber loderte, als jene zu Haus angekommen waren, nachts (*tsūχuba*) auf und steckte die Werft (*Igaūsa*) in Brand (*#hubi*, *verb.*).

XII.

Tsaūna gye Ikχaī aχa-Igāgukχa.

Igam aχa-Igāgukχa χa i gye tsaūna gye Ikχaīnhe. tsī Igoasa gye hōhe tsīkχa Inā Igoas Ikχa hā hīakχa gye tarasa gye hō. os gye tarasa #orosa gye mā kχā tsī Igoasa gye ū. tsīkχa gye gye Igūng.

Tsī aob doba gye sī ioab Ikχa ra Iums(e)n aob doba. tsīkχa gye: „sikχ(u)m #orosa ū hā hīab audaba ioa Ikχa ra Iums(e)n.“ tsīkχa gye aoba #orosa gye mā tsīb gye aoba Ikχaibas(e)n haiba gye mā kχā.

Tsīkχa gye gye danisa ra Ihum aχagu doba gye sī. ogu gye aχaga haiba gye #gan kχā. okχa gye aχaga gye mā haiba tsīkχa gye danina gye māhe. tsīkχa gye gye Igūng.

Tsīkχa gye Ikχinatī ra Ihana #ūba gye sī. tsīkχa gye: „sikχ(u)m daniba ū hā hīaso Ihanaru #ū.“ oti gye: „māse Inaire!“ ti gye mī. okχa gye gye mā ti tsīkχa gye gye Igūng. oti gye Iamga gye mā kχā.

Tsíkχa gye gū iūb ikχa ra ḷguiri aχagu doba gye sī. tsī: „sikχ(u)m ḷamga ū hā χabe go gū iūb ikχa ra ḷguiri?“ ogu gye: „mā gye ḷnaire!“ ti gye mī. okχa gye gye ḷgūng. ogu gye aχaga daina gye mā kχā.

Tsíkχa gye ḷora aris doba gye sī χauba ra †ūs doba. tsíkχa gye: „sikχ(u)m daiba ū hā hīas χauba ra †ū“, ti gye mī. os gye: „mā te ḷnai re!“ ti gye mī. okχa gye go mā si. tsī gye ḷgūngkχa nī ḷaēba go loa okχa gye: χūē kχā nī māhe? ti †aī hā. okχa gye: „sikχ(u)m go aχagu χa māhe daiē, mā kχum re!“

Übersetzung von XII.

Die beiden Brüder, die Kälber ins Feld jagen.

Zwei (*ḷgam*) Knaben-Brüder (*aχa-ḷgāgukχa*) jagen (*ikχaī*) Kälber ins Feld. Da finden (*hō*) sie die Goas-Pflanze, und während sie da (*ḷnā*) mit (*ikχa*) der Goas-Pflanze sind (*hā* bleiben u. Hilfszeitwort, einen Zustand ausdr.), trafen (*hō*) sie eine Frau (*tarasa*). Und die Frau gab (*mā*) ihnen (*kχā*, *Dat.-Acc. 3. pers. masc. dual.*) einen Pfriemen (*†orosa*, *altmodische Bezeichnung für †umulnaos*, d. h. *Nähspitze*) und nimmt (*ū*) die Goas-Pflanze. Dann gingen die beiden.

Und sie kommen (*sī*) zu (*doba*) einem Mann (*aob*), dem Mann, der sich (*-s(en)*, *Reflexiv-Verbalpartikel*) mit dem Glied (*loab*, *eigentlich: was man verbirgt*, *loa*, d. h. *penis*) einen Dorn auszieht (*ḷum*). Da sagen (*hier nur durch das Hilfszeitwort gye angedeutet*) die beiden: „Wir (*sikχ(u)m*, *Exklusivform d. 1. pers. dual. masc.*) haben da (*Doppelverb.: ū nehmen, hā* bleiben) einen Pfriemen, während Vater*) sich mit dem Glied einen Dorn auszieht.“ Und sie gaben dem Mann den Pfriemen, und der Mann gab ihnen einen Spazierstock (*ḷkχaibas(e)n haib*, *altmodische Aussprache des jetzt üblichen ḷgaības(e)n haib*).

Da kamen die beiden zu Knaben, die Honig (*danisa*) [aus einem Baumstumpf] mit einem Stein losschlugen (*ḷhum*). Und die Knaben baten (*†gan*) die beiden um den Stock. Und sie gaben den Stock und bekamen (*mā* geben, *he* *Passivendung*) Honig. Dann gingen sie.

Da kamen sie zu Perlhühnern (*ikχinati*), die da (**ba*, *Demonstrativpartikel d. Orts*) Feldzwiebeln (*ihana*) aßen (*†ū*), und sagten:

*) Aus dem Holländischen *oud* := alt und dem Hottentottischen *dadab* := Vater gebildet.

„Wir haben Honig, während ihr (-so, *Suff. d. 2. pers. fem. plur.*) Feldzwiebeln eßt.“ Darauf sagen jene: „Nun gib uns (-se, *Dat.-Acc. d. 1. pers. fem. plur.*) denn (!nai) doch!“ (-re). Da gaben ihnen (ti) die beiden und gingen fort. Jene aber hatten ihnen Federn (!amga) gegeben.

Da kamen die beiden zu Knaben, die mit Schaf- (gū) Haar (iūb) Pfeile befiederten (*!guiri) und [sagten]: „Wir haben Federn, und dennoch (χabe) befiedert ihr (-go) die Pfeile mit Schafhaar?“ Darauf sagen jene: „Nun gib uns (gye, *Suff. d. 1. pers. plur. masc.*) denn doch!“ Dann gingen die beiden, die Knaben aber hatten ihnen Milch (daina, *comm. plur.*) gegeben.

Da kamen sie zu einer Mutterhündin (!lora gebären, aris Hündin), zu einer, die da Kot (χaub) fraß. Und sie sagten: „Wir haben Milch, während du Kot frißt.“ Darauf die Hündin: „So gebt mir (-te) denn doch!“ Da gaben ihr (si) die beiden. Als (o in okχα) aber die Zeit (!aēba), da sie fortzugehen hatten (nī, *Verb.-Part. d. Fut.*), gekommen war (voll war, !oa), da denken (!aī) sie: Was (χūē) wird [uns] beiden gegeben werden? und [sagen]: „Wir hatten von (χα) den Knaben Milch bekommen [und haben sie dir gegeben, nun] gib uns beiden gefälligst (re) [etwas dafür]!“*).

XIII.

!Nanubi gye #nauhe kχoēba.

Kχoēb χα i gye gye !auhe kχāsa ūhetsī; tsīb gye !garob !nab hā hīa !nanuba go !hao tsī go !abi. tsīb gye !ganas !gao sī go mā tsīb gye go #nauhe !nanubi.

O i gye nau tsē !girib χα gye !kχīhe tsī: „!nā !naite ta gye sī nī #ham“ ti go mī tsī go !kχoēhe tsī sī go #hamhe tsī go !kχī ūhe tsī: „o gausa! sao gaus! hīa gausa sao gaus! !(e)īs !kχāsa sao gaus! !(e)īs #ūsa sao gaus!“ hīati gye !naite go ī toa.

„Sakχ(u)m !gāsara ao ta nī nē !nās !guisa sī !kχai!“ ti mī tsī go !kχoē tsī sī go #ham tsī go !kχī ū !naite: „o gausa! sao gaus! hīa gausa sao gaus! !(e)īs !kχāsa sao gaus! !(e)īs #ūsa sao gaus!“ ti go mī. hīati gye !naite go ī toa.

O i gye gaχu #aūba go !gaohe tsī: „!taēts !kχaūba #gao toma !naite!“ ti mīhe tsī go #nauhe. ob gye haiba kχoēb tsī !ganas tsīra !gāba ū ī tsī

*) Hier schließt die Erzählung. Daß die Knaben leer ausgehen, wird als bekannt angesehen.

#ōab ai go #nau bi: „ti !gārotse !kχaba ta di tite“ ti go mīhe tsī go !kχōē-nīhe. tsī !gōab !gāb ai i go !gōahe o #nūhe tsī haib go !goē daoba gōhe tsī: „!haī #nūis ōaba ga #nau tsū tsū teb!“ gye mīhe. tsī !gāb āba ū ihetsī !goēhe tsī go gōhe.

Ob gon toma o i gye go mūhe !ōb hā !kχaiē. tsī go !kχīhe tsī kχāsab !kχō hā, !omi di unillaēte go !kχai !gaohe tsī kχāsa go ūhe tsī go !gūnghe.

Übersetzung von XIII.

Der Mann, der vom Blitz erschlagen wird.

Ein Mann (*kχōēb*) ging auf die Jagd (*!au, i. pass. narr.*), nachdem (*tsī, Part. d. partic. pract. hinter ū nehmen, i. pass. narr.*) er den Bogen (*kχāsa*) genommen hatte; und während er im (*!na, mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) Feld (*!garob*) war, zog ein Gewitter (*!nanuba*) auf (*!lhaō, verb.*) und es regnete. Da stellte (*sī gehen, mā stehen*) er sich unter (**!gao*) einen Giraffenbaum (*!lganas*), und das Gewitter erschlug (*#nau, i. pass. narr.*) [ihn].

Da kam (*!kχī, i. pass. narr.*) am anderen (**nau*) Tage (*tsē*) der Schakal und sagte: „Dort (*!nā*) die Giraffen (*!naite, fem. plur.*) werde ich [dir] zutreiben!“ (*gehen kehren *halm*), und eilte (*!kχōē*) davon und kehrte [die Giraffen] und kommt mit (*ū*) [ihnen] an und [ruft]: „[Schieß] die voran! (*o Interjekt. ei! d. Schakal weist dabei auf die voranlaufende, gau mit Pers.-Suff., Giraffe*), die hinterher (*sao, verb.*) laufende [schieß!] die dann folgende! die dieser (*!(e)is, pron. pers. 3. pers.*) selbigen*) (*!kχāsa*) folgende! die [jetzt] dieser selbst (*#ū, m. Pers.-Suff.*) hinterher folgende!“ Inzwischen (*hīa, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) liefen die Giraffen alle (*toa beendigen*) vorbei (*ī, verb.*).

„So wahr (*ao = weil, hier den Schwur einfürend, mit d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) unsere (*sakχ(u)m, pron. pers., 1. pers. masc. dual. inclusivi, unter Weglassung d. Genitivpartikel i. Sinne d. pron. possess. gebraucht*) beiden (*-ra, Suff. dual. fem.*) Schwestern (*!gā-*) [leben], ich werde [nur noch] dieses (*nē*) einzige Mal (*nās*) [die Giraffen] zurückjagen (*!kχai*) gehen (*sī*)!“ So sagte er und eilte fort und kehrte die Giraffen, und als er mit ihnen ankam, rief er: „Schieß die voranlaufende! die hinterher laufende! schieß die dann folgende! die derselbigen

*) Der Schakal kann nicht zählen, seine hastige, unbeholfen stolpernde Ausdrucksweise ist beabsichtigte Komik.

folgende! die jetzt dieser selbst nachfolgende schieß!~ Inzwischen liefen die Giraffen alle vorbei.

Da schnitt (*!gao*, *i. pass. narr.*) der Schakal eine lange (*gaxu*) Rute (nur durch *d. Suff. -ba* angedeutet) vom Au-Busch (*Grewia flava* D. C.) ab und sagte: „Warum (**taë*, verkürzt aus *tareë was?*) willst (**gao*) du (*-ts*) nicht (*toma*) die Giraffen schießen?“ (*!kχaũ*, *-ba* *objectiv. Verb.-Part.*), und schlug (**nau*, *i. pass. narr.*) ihn. Aber die Rute (*haiba*) schwippte (*ĩ* *vorbeigehen*) hinter (*!gāba*) dem Mann und dem Giraffenbaum entlang (*ũ*) und schlug ihn [selbst] in (*ai*) die Weichen (**ōab*).*) „Mein (*ti*) Brüderchen (*!gāb*; *-ro* *Dimin.*; *-tse* *Suff. 3. pers. sing. masc. vocativ*), ich will es nicht (*tite*, *Verb.-Part. d. fut. negat.*) wieder (*!kχaba*) tun (*dĩ*):“ So sagte er und entfloh (**!kχoë-nĩ*, *i. pass. narr.*). Und als (*o*) er hinter einen Berghang (**!gōab*) herabgestiegen (*!gōa*, *i. pass. narr.*) war, setzte (**nũ*) er sich und betrachtete (*gō*, *i. pass. narr.*) den Rutenstriemen (wörtl.: *den Weg daoba*, *den die Rute gelegen* *!goë*, *hatte*) und sagte: „Du Schmutzkrusten- (*!haĩb*) Scham- (**nũis vulva*) Kind (*ōaba*), hast mich (*te*, *Pers.-Suff. mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) wohl (*ga*) wehe (*tsũ tsũ*, *verb.*) geschlagen!“ Dann ging er hinter dem Mann vorbei (wörtl.: *an seinem*, *āba*, *Rücken*, *!gāb*) und legte sich nieder und beobachtete [ihn].

Als aber jener sich nicht rührte (*gon*), sah (*mũ*, *i. pass. narr.*) er, daß (*!kχaië*) er tot (*!ō*, *verb. mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) war. Nun kam (*!kχĩ*, *i. pass. narr.*) er heran und faßte (**!kχō*) den Bogen (mit *d. Pers.-Suff. d. Subj.*), zerschnitt (*!kχai* und *!gao*) die Gelenke (wo die Strümpfe, - **uni* *abbrechen* —, *der Knochen zusammenkommen* *!aë*) der Hand (*!omi*) und nahm (*ũ*, *i. pass. narr.*) den Bogen und ging (*!gũng*, *i. pass. narr.*).

XIV.

!Gurikχoëseb tsĩ χami tsĩkχa.

!Gurikχoëseb χa i gye !hūsagu ra !am hĩa taras !ga: „!nērab ga !kχĩ os gye nĩ !om!oms(e)n“ ti go mĩhe.

*Os gye !nērab go !kχĩ o go !om!oms(e)n; ob gye aoba aore ariga ũtsĩ go !gũng. ob gye ariti tarereti χa go nāhe tsĩ *kχabub go os gye tarasa*

*) Der Schakal glaubt von dem Mann selbst, den er strafen wollte, geschlagen zu sein; er heuchelt schnell Reue und sagt: (s. oben).

go *kχaī tsī go !kχaība bi. ob gye daië ūtsī go !gūng aogu !hūsa ra !lam ī.*

Ob gye: „tareë goro dī tsi?“ ob gye: „ariti goro nā te.“ ti go mī.
ob gye *χama*: „!arikχ(u)m gye nī !kχubis !ga nī tū-!kχoë!“ ti go mī.

Ob gye *χama !kχaë ai !hūbi go !kχoë; tsī !gams !na mā hais ai hā go !aba hāb gye !gurikχoëseba go !kχī. ogu gye ariga ā !gūngu go o !gams !na somsa go mū tsī !gōaxa ra arib hoaba !aiχa tsī ra mā.*

Ob gye *!(e)īb !gurikχoëseba go ā. ob gye go uri !gonaxa; ob gye go #gō tsīgu gye ariga go nā !an bi.*

Übersetzung von XIV.

Der Einsiedler und der Löwe.

Der Einsiedler sagte zu (*!ga*) seiner Frau (*!taras*), während (*hā*) sie miteinander (*-gu, recipr.*) das Grubenspiel (*!hūsa, s. S. 314*) spielten (*!lam*): „Wenn (*o, mit d. Pers.-Suff. des Subj. i. Nachsatz, -s, 2. pers. fem. sing.*) der Pavian kommen (*!kχī*) sollte (*ga, Potentialpart.*), dann muß (*nī, fut. part.*) du dich schlafen stellen“ (**!om!oms(e)n*).

Und als (*o*) der Pavian kam, stellte sie sich schlafen; der Mann (*aoba*) aber nahm (*ū, i. partic. pract.*) die männlichen (*aore*) Hunde und ging (*!gūng*). Da wurde der Pavian (*durch d. Suff. -b ausgedr.*) von (*χa*) den weiblichen (*!tarereti*) Hunden gebissen (*nā*), und [erst] als (*o, mit d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) ihm flau wurde (**kχabu, verb.*), stand die Frau auf (*kχaī, verb.*) und wehrte die Hunde ab (*wörtl.: verbot !kχaī, für -ba, ihn bi*). Als er dann Milch (*daië*) bekommen hatte (*partic. pract.*), ging er dahin (*!ī*), wo die Männer das Grubenspiel spielten.

Da [sagte der Löwe]: „Was ist dir (*tsi*) geschehen (*dī*)?“ Und er antwortete: „Die Hündinnen haben mich (*te, Suff.*) gebissen.“ Darauf der Löwe: „Morgen (*!ari, mit d. Suff. des dual. masc.*) wollen (*nī, fut.*) wir beide nach der Vley (*!kχubis*) lustwandeln gehen!“^{*})

Und als es noch dunkel (*!kχaë*) über (*ai*) dem Land (*!hūb*) war, ging der Löwe weg; und während er auf einen Baum (*hais*) kletterte (*!aba, hā herzukommen*), der im (*!na*) Wasser (*!gams*) stand (*mā*), kam

^{*}) **tū-!kχoë*, wörtl.: zur Weide laufen. Auch das Fortlaufen der Kinder zum Spielen und Tollen hörte ich so bezeichnet werden. Der Löwe kleidet in diese möglichst harmlosen Worte die Absicht der Rache.

der Einsiedler. Die Hunde aber sahen (*mū*), als sie saufen (*ā*) gingen, den Schatten (*somsa*) im Wasser, und ein jeder (*hoaba*) Hund, der herabkommt (*ḡōaxa*), knurrt (*wörtl.: wird böse, ḡaixa*) und steht.

Er (*ḡēḡb*) aber, der Einsiedler, trank. Da sprang (*uri*) [der Löwe] herunter (*ḡonaxa, verb.*), doch jener wich aus (*ḡō*), und die Hunde bissen [den Löwen] zu Tode (*nājan*).

b) Von den Bergdamara oder Klippkaffern

hat der Hottentott, wie wir früher sahen (S. 323), keine hohe Meinung. Das spricht sich auch in der kurzen Sage aus, in der er sich über die Pavians-Ähnlichkeit seiner schwarzen Hörigen lustig macht (Sage XV).

Nur eine Eigenschaft erkennt er rückhaltlos an ihnen an: die frühreife Selbständigkeit und Furchtlosigkeit des Bergdamara-Kindes, die im Kriegsbilde der XVI. Sage und in den Löwen-Begegnungen der Sage XVII und XVIII gefeiert wird.

Auf der anderen Seite fällt dem Hottentotten mit seinem starken Sinn für Familienzucht der Mangel an Eltern-Auktorität und kindlichem Respekt bei den Bergdamara auf. Wer die Erzählungen XIX und XX aus dem Munde eines Hottentotten hört, sieht klar, daß hier nur eine Verspottung der degenerierten Familienverhältnisse beabsichtigt ist. Auch die gemeine Zote in XXII läuft da hinaus.

XV.

ḡNēraga gye ḡhao ḡgai damaba.

ḡNēragu ra ḡāna ḡū ḡā i gye ḡaudamab tsī ḡgui kḡoib tsīkḡa ḡa go ḡkḡiḡe ogu gye ḡnēraga go ḡkḡoë-nī. ob gye kḡoëba: „ḡnā ḡnēragu ra ḡhao kḡumi ḡhao tsā o!“ ti go mī. ob gye go ḡhao. tsīn go ḡnēra gai.

Übersetzung von XV.

Der Klippkaffer, der das Bellen der Paviane nachäfft (*ḡgai*).

Als (*ḡā*) die Paviane (*ḡnēragu*) Riedgräser (*ḡāna, comm. plur.*) fraßen (*ḡū*), kamen (*kḡi, i. pass. narr.*) ein Dreckkaffer (*Bergdamara. S. 323*) und ein (*ḡgui*) Mann (*kḡoib Mensch, masc.*), die beiden (*tsīkḡa*), daher, und die Paviane flohen (**ḡkḡoë-nī*). Da sagte der Mann [zum Klippkaffern]: „Versuch (*tsā*) doch (*re, Opt.-Part.*) einmal, so wie



Vening, Gustav Fischer, Jena.



Sphäre

BERGDAMARA

1912
MAY 10
MAY 10
MAY 10

(*kχumi*) die Paviane da (*lnā*) zu bellen!“ (*lhao*). Und jener bellte. Da wurden (*gai*) die Klippkaffern (*ausgedr. durch d. Suff. d. 3. pers. comm. plur. -n hinter tsī*) Paviane.

XVI.

Daman tsī namagu.

Daman χa i gye iguri lhanhe hā, ogu gye namaga daman lgaūs lga damana gye igam igūng. on gye l(e)īgu nī sī tsēs ai damaroba gye igoro tsī gye lhanre. tsīgu gye damarob lguib hā hā gye lkχī.

Ogu gye lnīga: „hāgye igam damaba!“ ti ra mī. ogu gye lnīga: „tareë nī lōa lhan-soroχa-tsoahe-damaë ao?“ ti gye mī. ogu gye lnīga: „hāgye, lhoa nī damab gye, damaba igam!“ ogu gye lnīga: „kχam damarob, lhoa tite“ ti ra mī. ogu gye go lū tsī sī go lgoë lkχuisa dī tsī sī go lgoë.

Tsīgu lgoë hīan gye damana go lkχī lomgu lgoë hā. ob gye damaroba ra nabo lhana:

„hā-gye igam bi re!“ ti-gu go lnī-ga mī. „ta-re - ë nī
 lō - a lhan-so-ro-χa-tso-a-he-ba?“ tigu go lnī-ga mī. „lhoa nī
 damab gu-mo!“ ti-gu go lnī - ga mī. „mūgo ra
 damab gu-mo!“ ti-gu go lnī - ga mī. „ga - i
 damab gu-mo!“ ti-gu go lnī - ga mī. „gā-re
 da - mab gum - o!“ ti - gu go lnī - ga mī.

os gye ʎgūsa: „taë ti ra mī daoroba?“ ob gye ra nabo. os gye ʎgūsa go ʎaiba bi ʎhana ob gye go ʎhoa. os gye ʎgūsa nau damana go ʎhoaba. tsīn gye ʎnā ʎaëb ai go bē ʎnī aoregu hā hīa. ogu gye ʎnāga sī tsī sī go ʎkχā #hubi. tsīgu gye ʎabu hā, ʎhā hāna go #hubi tsīn gye go ʎhui. ogu gye go ʎō toa.

Übersetzung von XVI.

Die Klippkaffern und die Hottentotten.

Die Klippkaffern (-n, *euphon.* -na, *Pers.-Suff. d. 3. Pers. plur. comm.*, hier *Männer, Weiber u. Kinder einschließend*) wohnen (ʎan, *m. Passivendung*) einsam (ʎguri). Da (o mit *d. Pers.-Suff. des plur. masc. gu = ga*, da es sich nur um streitbare Männer handelt) gingen (ʎgūng) die Hottentotten (namaga) zu (ʎga) der Kaffern-Werft (ʎgaūs), die Kaffern zu töten (ʎgam). Und an (ai) dem Tag (tsēs) [an dem] sie (ʎ(e)ʎgu) dahinkommen (sī) wollen (nī, *verb. Part. d. fut.*), lassen jene den kleinen Klippkaffern [als Wächter] zurück (ʎgoro) und (tsī) suchen Feldzwiebeln (ʎhani *Feldzwiebel, -re gibt dem Wort verb. Char.*). Und während (hīa) der kleine Klippkaffer als einziger (ʎguib) da bleibt (hā), kommen (ʎkχī) die Hottentotten (*durch das -gu in tsīgu ausgedrückt*).

Da sagen die einen (ʎnīga): „Laßt (hā) uns (-gye) den Kaffern töten!“ So sagen sie. Darauf die anderen (ʎnīga): „Ach (ao), was (tareë) wird (nī) so ein (-ë, *Pers.-Suff. d. comm. sing., im Sinne d. unbest. Art.*) Kaffer ausrichten (ʎoa) mit dem Hinterloch in Zwiebelschalen?“ *) Darauf die anderen: „Laßt uns — [denn] ausplaudern (ʎhoa) wird der Kaffer — den Kaffern töten!“ Darauf sagen wieder die einen: „Jung (#kχam) [ist] der kleine Kaffer, [er] wird nichts (tite, *Verb.-Part. d. fut. negat.*) erzählen.“ Dann ließen sie ab (ʎū, *go Verb.-Part. d. praet.*) und gingen daran, eine Schanze zu (ʎkχuib, *Lauerhütte auf Wild, ʎgoë liegen*) machen (dī) und legten sich hin.

Während aber jene liegen, kamen die Kaffern, kamen als jene schlafen (ʎom) liegen. Und der kleine Klippkaffer liest (nabo) weiter (ra, *Verb.-Suff. d. fortschr. Handlung*) Zwiebeln auf und [singt]:

„Laßt uns ihn doch töten!“ so sagten die einen.

Was wird der ausrichten, der mit dem Hinterloch in Zwiebelschalen?*

so sagten die andern.

*) sorob Schale, -za Adjekt.-Endung, tsoab Afer, he Passivendung. Der Kleine sitzt am Herdfeuer und liest übrig gebliebene Brocken aus dem Abfall.

- ◊ Ausplaudern wird ja der Kaffer!◊ so sagten die einen.
- So seht doch den Kaffern an!◊ so sagten die andern.
- ◊ Groß ist ja doch der Kaffer!◊ so sagten die einen.
- ◊ Dumm ist ja doch der Kaffer!◊ so sagten die andern.“

Da [fragt] die Mutter (*llgūsa*): „Was (*taë*, *Abkürzung von tareë*) sagt da so (*ti*) der Kleine?“ (*daoroba: i. Klippkafferdialekt statt damaroba*). Aber der liest weiter auf. Da warf (*lai*, *-ba hebt die Beziehung zum Objekt hervor*) ihm (*bi*) die Mutter Zwiebeln zu; nun erzählte er, und die Mutter erzählte es den anderen (**nau*) Kaffern. Und die einen (*Frauen, Kinder, Greise: -n, comm.*) gingen alsbald (*zur Zeit da*) weg (*bē*), während die anderen (*lnī*) Männer (**aoregu junge Männer, im Gegensatz zu aogu*) da bleiben (*hā*). Diese aber (*llnāgu*) gehen [dann zur Schanze] und stecken einen Brand an (*Doppelverb. !kχā und #hubi*). Und alle (*hā*, *s. Anmerkung S. 424*) Gewehre (*von !abu paffen*) und alle Patronen (*von !lhā stopfen*) brannten sie an, und die schossen los (*!hui*). Da kamen alle Hottentotten um (*!lō vergehen, toa zu Ende gehen*).

XVII.

Gai!gāb !naosa gye #ōa!gā damarob.

Damarob gye llgūs !kχa gye !aëre tsīra gye gai!gāb !naosa gye hō. ob gye damaroba gye #oa hais ai tsīb gye llgūsa gye ao !naba !ganrona gye ao !naba.

Tsīb gye !gūng ra nī !aëba go !oa os gye go !gōaχa gai bi; ob gye !gōaχa #gao toma hā. os gye: „!kχī !gā ra gai!gāb, !gōaχa!“ ti ra mī; ob gye damaroba !gōaχa #gao toma hā. os gye: „!kχī, ēts saob χuiχa !nari hā!“ ti gye mī. ob gye gye #kχā. os gye gye !gūng.

Damarob hā hīa gai!gābā gye !kχī tsī: „!gōa-!naoë?“ ti gye mī. tsī #hīra hā, !gīri hā, !kχama hā, !ā hāga #gai !hao tsī gye !aba gai hais ai. on gye !aba !oa.

Ob gye !gīriba !aësa go kχau #hīras go #oa o. tsīs gye #hīrasa sīs go damarob doba hō: „tsoa tsoa, g(u)m hā!“ ti go mī. ob gye damaroba gye nā si. os gye !aës !na !gonaxa gye !nā. on gye gye !kχoë-nī.

Übersetzung von XVII.

Der kleine Klippkaffer, der zur Wildladung des Löwen klettert.

Der kleine Klippkaffer suchte Brennholz (*laëb. Suffix -re tritt an Stelle der Geschlechtsendung und gibt dem Wort Verbalcharakter*) mit (*ikχa*) der Mutter (*llgūs*), und die beiden (*-ra, dual. masc. fem.*) trafen (*hō*) auf die Wildladung*) des Löwen (*gai/gāb*, „Großrücken“, *Sagenname d. Löwen*). Da kletterte**) der kleine Klippkaffer auf (*ai*) den Baum (*hais*) und warf (*ao*) der Mutter [von der Beute] herunter (*llna*), kleine (*-ro Diminutiv-Part.*) Fleischstückchen (*llgani Fleisch, -na Endg. d. comm. plur.*) warf er herab.

Als aber die Zeit (*llaëba*), da sie gehen (*lgüng*) sollten (*nī Verb-Part. d. fut.*), erfüllt (*loa*) war, hieß (*gai*) sie ihm (*bi*), herunterzusteigen (*llgōaxa, die ältere Form ist llgonaxa, S. 420 oben*). Er aber will (*†gao*) nicht (*toma*) heruntersteigen. Da sagt sie: „Gleich***) kommt (*ikχī*) der Löwe, steig herunter!“ Doch der kleine Klippkaffer will nicht herunterklettern. Da [lockt sie ihn so]: „Geh her (*ikχī*), komm (*hā*) stiehl (*lnari*) deinem Vater (*saob*) etwas Schönes†)!“ Aber er weigerte sich (*†kχa*). Da ging sie.

Während nun der kleine Klippkaffer dableibt (*hā*), kommt der Löwe und sagt: „Ist das (*ë, Fragepart.*) eine Jagdbeute für Kinder (*lgōa-*)?“ und ruft (*†gai*) alle Hyänen (*†hira*), alle Schakale (*lgiri-*), alle Silberschakale (*ikχama-*), alle Löffelhunde (*llā-*) zusammen††) (*lhao*) und hetzt sie auf den Baum hinauf (*gai heißen, laba aufsteigen*). Aber die können nicht (*lloa*) aufsteigen.

Da brannte (*kχau*) der Schakal, als (*o*) die Hyäne aufkletterte. ein Feuer (*laësa*) an†††). Und die Hyäne kam hin (*sī, mit Pers.-Suff.*)

*) *lnaosa*, von *lnao* aufladen. Um das erlegte Wild vor Hyänen- und Schakalfraß zu schützen, hängt es der Jäger, wie es in diesem Fall der Löwe getan hat, einstweilen auf einen Baum.

**) *†ōa*. Die Verbal-Partikel *†lgā* weist auf ein besonderes Ziel der Handlung hin, z. B. *laba/†lgā* = aufsteigen (auf den Wagen, etwa um einen Widerspenstigen herunterzuholen) im Gegensatz zu *laba* = aufsteigen, wenn der Wagen bereit ist abzufahren.

***) *llgā* fast, beinahe, gleich; z. B. *†nauhe llgāts go*: du bist beinahe geschlagen worden.

†) *†χuiχa* ist offenbar die alte Form für das heutige *χūχa* = reich. Vergleiche *tsuil/goab* und *tsūll/goab*. Der Hottentott macht sich auch hier über die heruntergekommene Moral der Bergdamara lustig.

††) *llā-*, Partikel zum Ausdruck der Zusammengehörigkeit vieler; z. B. *Naochomab* (David Christian) und seine Leute: *†naoχoma llāgu*.

†††) So daß sie nicht zurück konnte, sondern hochgehen mußte.

zum kleinen Klippkaffern [und] bekam (*hō*) [ihn] und sagte: „Fängt ja an (*tsoa tsoa. gum ja*), [hübsch fett zu werden!“]. Da biß (*nā*) sie (*si*) der kleine Klippkaffer, und sie fiel (*inā*) herunter (*igonaxa*) in (*ina*) das Feuer. Da entflohen sie (*kxoë gehen, nī Fut. part., drückt die Erwartung der Verfolgung aus*).

XVIII.

çami tsī çau-damarob tsīkça.

Damarob ça i gye kxoïn gye doë o doësa gye #kçāhe, ïgūs ta ū bi çabe. ob gye gye doë çuhe.

Tsīb gye sores gye #gā o loro kçōna sā tsī gye inao maī tsī gye iaësa ikçā. tsīb ta kçōna am hīab gye gai!gāba ikçī tsī ra ïgā bi. ob gye damaroba: „hm'm, tsāhe nī ti gye aīhe hā?“ tsī gye ikçaba kçoroë go ao #gāhe. ob gye ikçaba gai!gāba go ïgāçxa o i gye: „tsāts tite! tarië goro aībahe o aīta tite.“

Ob gye gai!gāba gye çora bi tsīb gye iaoba gye #oaxa ob gye gye tsā inā iaoba. ob gye damaroba iaëama ū tsī gye #hubi bi tsīb gye gye #hubi ïō. ob gye damaroba ï(e)ība gye ð tsīb ï(e)ība ra ð hīa gye ikçara. on gye kxoïn āba gye doë ikçī. ob gye ïgūs doba gye sī.

Übersetzung von XVIII.

Der Löwe (*çami*) und der kleine Dreck- (*çau-*) Kaffer.

Als (*o*) die Menschen (*kxoïn*) auf die Wanderschaft zogen (*doë*), weigerte sich (*#kçā, i. pass. narr.*) der kleine Klippkaffer, [mit] fortzuziehen, obschon (*çabe*) die Mutter (*ïgūsa*) ihn (*bi*) faßte (*ū, ta hinter dem s euphon. für ra*). Da (*o* mit *d. Pers.-Suff. d. Subj.*) ließen sie ihn stehen (*wörtl.: wurde er abgelassen, çuhe, zu ziehen*).

Und als die Sonne (*sores*) untergegangen (*#gā*) war, sucht (*sā*) er alte (*loro*) Felle (*kçōna, comm. plur.*) zusammen und schichtet sie auf (*Doppelverb.: inao packen, maī stellen*) und steckt (*ikçā*) ein Feuer (*iaësa*) an. Und während (*hīa mit Pers.-Suff.*) er die Felle brät (*am; ta = ra*), kommt (*ikçī*) der Löwe (*gai!gāba*) und fletscht (**ïgāi*) ihn (*bi*) an. Da [sagte] der kleine Klippkaffer*): „Nein, nein! (*hm'm,*

*) Der in seiner furchtlosen Naivetät das Fletschen des Löwen für einschmeichelndes Grinsen hält.

unartikuliert ausgesprochen, abweisende Interjektion), kosten (*tsā*) wollen (*nī*, *Verb.-Part. d. fut.*), so (*ti*) denkst du?“ (*#āīhe*, *wird gedacht*), und warf (*ao*) wieder (*||kχaba*) ein Fellstückchen (*-ro dimin.*, *ë = ī Pers.-Suff. des comm. sing.*) [ins Feuer] hinein (*#gā*). Und als der Löwe wieder fletschte (*adjektivisch ausgedrückt*), sagte er: „Du (*-ts*, *masc.*) wirst nicht (*tite*, *Verb.-Part. d. fut. negat.*) kosten! Wer (*tarië*) Ihr (*hier durch d. 2. pers. plur.*, *-go*, *mit d. diminut. -ro* *ausgedrückt*; *der Hottentott würde sagen tariëtsa etc.*) auch seid, der (*durch die Konjunktion o* *ersetzt*) mich da anlacht (*ā lachen*; *-ba hebt die Beziehung zum Objekt hervor*), ich (*-ta*) werde nicht lachen.“

Da kratzte (*χora*) ihn der Löwe, und Blut (*iaob*) kam heraus (*#oaχa*), und er leckte (*tsā*) das Blut da (*||nā*). Da faßte (*ū*) der kleine Klippkaffer ein glühendes Scheit (*wörtl.: Feuermund, Holzstück, das an einem Ende glimmt*) und brannte (*#hubi*) den Löwen an. Der aber kam um (*||ō*) im Feuerbrand. Da aß (*ō*) ihn (*||eība*) der kleine Klippkaffer auf. Und während er ihn ißt, wächst er heran (*||kχara*). Da kamen (*||kχī*) seine (*ā Wurzel d. pron. possess.*, *mit dem Pers.-Suff. d. Besitzers -ba*, *masc. sing.*) Leute gezogen und er geht zur (*doba*) Mutter hin.

XIX.

||Güb ikχa gye |güng damarob.

Damarob χa i gye ||güb ikχa gye |günghe. tsīkχa gye |kχansa gye hō. tsīb gye ||gūba ra |anu |anu tsīb ta |anu |anu os gye |kχansa: „fff — — — t“, ti ra mī. tsīb go tsoas |na hā χauna a ū #ui os gye χusa uri go kχāi tsīb go #nū ai bi.

Ob gye damaroba go |kχōë ||aru tsī go sī ||gaūs ai tsīb ||gūsa go mība: „sūgasūbis tsī abob tsīra go #gaīgu ob go aboba #gaīgu dāhe“, ti ||gūsa ra mība. os gye ||gūsa ||naū |ā toma hā. ob gye damaroba go ||aiχa tsī: „nēse, ai, χaësi hā tite dāb gye!“

Übersetzung von XIX.

Der kleine Klippkaffer, der mit dem Vater ausgeht.

Der kleine Klippkaffer ging (*|güng*, *im pass. narr.*) mit dem Vater (*||güb*) aus, und die beiden fanden (*hō*) ein Eland (*|kχansa*, ♀). Da säubert (*|anu |anu*) der Vater [den Platz vom Mist, um das Tier

auszuschlachten], und als (o) er säubert (ta = ra), da sagt das Eland: „fff — — — t“*). Der Vater aber räumte (ū nehmen) im (ina) Hinterloch (tsoas) den Mist (χauna, comm. plur.) heraus (†ui); da sprang (uri und kχai) das Ding (χūsa) in die Höhe und warf sich (eigentl. setzte sich †nū) über (ai) ihn (bi).

Dann eilte (ikχoë) der kleine Klippkaffer nach Hause (||aru heimkehren) und kam zur Werft (||gaūs) und sagte zur Mutter: „*Sugasubis (vulgäre Bezeichnung für Eland, das Schnauben des Tieres nachahmend) und der Vater (*abob, altmodischer Ausdruck für das jetzt übliche dādab), die beiden haben miteinander (-gu reciproc.) gestritten (†gai) und der Vater ist im Streit überwunden worden“ (dā), so sprach er zur Mutter. Aber die Mutter versteht (||naū |ā) nicht (toma). Da wurde der kleine Klippkaffer böse (||aiχa) und [sagt]: „Du**), Mutter (? ai- ohne Suffix), der Vater wird nicht (tite, fut. negat.) kommen (hā), dich zu beschlafen!“ (χaë, gemeiner Ausdruck).

XX.

Damarob tsī ōagura.

Damarob χa i gye ||gūs ikχa gye !gūnghe, kχao !gūnghe. ora gye †hīrasa gye hō. os gye tarasa !ūib !na go ||kχam ||om ||goë †hīrasa tsī go tani.

Ob gye damaroba !gūng ra go: „aise, tsoasa ga tisa?“ »saoχan di.« ob gye: „!ūti ga tite?“ os gye »saoχan di« ti go mī. ob gye: „!āse ta nī nē haiba !gao tsī hī ||nuru χū tsoa χūs!“ ti go mī, tsī go: „aise, aīsa ga tisa?“ ti go mī; os gye: »saoχan di« ti go mī.

Ob gye damaroba haiba go !gao tsī go χūsa ||nuru tsoa. os gye go †kχai tsī damasa go nā ||hu ||ais ai. os gye damasa: „hēë, ||nam ta †hī si re!“

*) Der Erzähler ahmt hier das fauchende Schnauben des Tieres nach. Der Alte beachtet nicht das Schnauben des Tieres, hält es für tot. Der Kleine erkennt die Gefahr, schweigt aber, um dem Vater damit einen Streich zu spielen.

***) Hier in ungebührlicher Form mit dem Demonstrativpronomen nē und dem weiblichen Vokativsuffix gegeben, um auch damit die Respektslosigkeit der verachteten Sklaven gegen ihre Eltern (die in dieser Erzählung gebrandmarkt werden soll) zum Ausdruck zu bringen.

Übersetzung von XX.

Der kleine Klippkaffer und seine Mutter.

(*llōa* gebären, *gu* Verb. part. reciproc., *ra* dual. masc-fem.)

Der kleine Klippkaffer war mit (*lkχa*) der Mutter (*lgūs*) gegangen (*lgūng*, im *pass. narr.*), [Feldzwiebeln] zu graben (*kχao*). Da trafen (*hō*) sie auf eine Hyäne (*#hīrasa*) und die Frau (*tarasa*) steckte die Hyäne, die schlafen (*llom*) lag (*llgoë*), fest ein (*llkχam*) in (*ina*) das Netz (*lūib*, s. *Beschreibung S. 243*, *Schnalzer daselbst verdruckt*) und trug (*tani*) [sie] fort.

Während sie nun gingen (*lgūngra go*) [fragte] der kleine Klippkaffer: „Mutter! (*aise*) mag (*ga*, *Verbalpart. hier des Potentialis*) das Hinterloch*) mein (*ti*, mit *d. Pers.-Suff. d. Subj.*) sein?“ »[Das] fällt [nicht Kindern] zu (*di*, *Genit.-Part.*) [sondern] Vätern**] |antwortet die Mutter|. Darauf er (*-b*): „Mögen wohl die Füße (*lūiti*) [der Hyäne] mein (*tite = titi*) sein?“ Und sie antwortete: »[Die] gebühren Vätern.« Darauf er: „Gleich (*lāse*) werde (*nī*) ich (*-ta*) diesen (*nē*) Stock (*haiba*) da abschneiden (*lgao*) und [der Hyäne] das Hinterloch ausputzen!“***) und fuhr fort: „Mutter, mag die Leber (*aiisa*) wohl mein sein?“ Sie aber entgegnete: »Die gebührt Vätern.«

Da schnitt der kleine Klippkaffer einen Stock ab und putzte [der Hyäne] das Ding, das Hinterloch aus. Da wurde sie wach (*#kχai*) und biß (*nā*) die Kaffernfrau (*damasa*) zwischen die Schultern (*ai in*, *llhu Loch, Vertiefung*, *llai zusammenkommen: Vertiefung wo, scil. die Schultern, zusammenkommen*). Und die Kaffernfrau [rief der Hyäne in ihrer Angst zu]: „Du da (*hē*, hier absichtlich verstümmelt aus *nē pron. dem., ë Suff. d. comm. sing. 3. pers.*) warte (*llnam*) doch (*re*), daß ich (*-ta*) dich (*si*) losmache (*#hī*)!“

*) *tsoasa*: Der After und das Endstück des Mastdarmes eines frisch erlegten Tieres wird umgekrempt und in der Aschenglut gebraten.

**) *saob* Vater. Das Suffix *χan* drückt nicht wie die Pluralendungen die Mehrzahl Gleichartiger, sondern die Gleichartigkeit einer Mehrzahl aus: *saoχan* sind alle, die die Stellung eines Vaters haben. *llnaoχan* alle Ahnen etc.

***) *llnuru*. Der Junge weiß, daß die Hyäne nicht tot ist, wie die Mutter irrtümlich glaubt, und sucht nun durch Drohungen etwas zu erreichen. Die Worte *hī*, *χū* und *χūs*, die letzteren unserem „Dingsda“ entsprechend, werden dem Klippkaffern als Unbeholfenheit des Ausdrucks in den Mund gelegt. Ein Hottentott würde nie so sprechen.

XXI.

Gora gai gye damaga.

Damagu xa i gye gye gora gaihe tsī juri !kxaiga !gāhetsī gye !kxīhe kxāti tsīn !kxa.

Os gye !gōarosa: „tarebe goran ao sīda !hūb goran kxoma ī tomana?“
ti ra mī. os gye !gūsa: „nē xabe hoa tsēte ra !kxī goran gum xabe o.“
ti ra mī.

Tsīs gye #nūgu hā hīa soresa go #gā tsīn gye kxoēna go !lom. ogu
gye !kxī tsī kxoēna go !gam.

Übersetzung von XXI.

Die Klippkaffern, die sich in Krähen verwandeln.

Die Klippkaffern waren zu Krähen geworden (*gai, pass.*), und nachdem (*-tsī, Part. d. partic. praet., hinter !gā, umbinden*) sie weiße (*juri*) Tücher (*!kxaiga*) umgelegt hatten (*der weißen Halsbinde des Vogels entsprechend*), kamen (*!kxī, i. pass. narr.*) sie mit (*!kxa*) Bogen (*kxāti*) und allem (*-n, Pers.-Suff. comm. plur.*) an.

Da sagt das kleine Hottentotten-Mädchen (*!gōas Kind, -ro dimin.*): „Ach (*ao*), was für (**tarebe*) Krähen sind das, die den Krähen unseres (*sīda, pron. 1. pers. comm. plur. exclusivi, unter Weglassung d. Genitivpart. im Sinne des pron. poss. gebraucht*) Landes (*!hūb*) so gar nicht (*toma, mit d. Suff. d. Subj., comm. plur.*) ähnlich sind?“ (*kxoma wie, ī scheinen*). Doch die Mutter (*!gūsa*) sagt: „Aber (*xabe*) hier (*nē, Dem.-Wurzel*) kommen ja (*gum . . . o*) doch alle (*hoa*) Tage (*tsēte*) Krähen an.“

Und während (*hīa*) die Kaffern (*durch das Suff. d. 3. pers. plur. masc. -gu ausgedr.*) dasaßen (*#nū*), ging die Sonne (*soresa*) unter (*#gā, verb.*), und die Menschen (*kxoēna, comm. plur., gemeint sind die Hottentotten*) schliefen (*!lom*). Die Kaffern aber kamen und töteten (*!gam*) sie.

XXII.

Daman !gaūs ai gye sari !kxī kxoēba.

Kxoēb xa i gye xau- daman !gaūs ai gye !kxīhe tsīb gye duruna auhe, !hana auhe, ti go hīhe. xabeb gye kxoēn go !lom toa xabe #nōa, os

gye: „nētse, tareëts #nōaba #hani autsī, duruë autsī tita go hī o?“ ti go mī.
ob gye: „#nūsi ra #hāheë i χata gum #gonasi hā o.“ ti go mī.

Os gye Igōasisa go #gai tsī: „nē aoba ū, ēts tā horaga χūë ū #gā,
#kχam damaros gye.“ ti go mī. ob gye horaga χūë go ū #gā. os gye
damarosa go ā os gye damas gaisa: „sātsata gum χabe: »#kχam damaros
gye, tā horaga χūë ao #gā« ti go mī o.“ ti mītsī damarosa go ū.

Übersetzung von XXII.

Der Mann, der in die Kaffernwerft spazieren (*sari*) ging.

Ein Mann kam (*Ikχī*, *i. pass. narr.*) in (*ai*) die Werft (*Ilgāūs*) der Dreck-Kaffern (*χau-daman*, *comm. plur.*), und er bekam (**au schenken*, *passivisch*) ein Gericht Mäuse (*duruna*, *comm. plur.*, *beliebte Speise der Bergdamara*) und bekam Hani-Zwiebeln, so wurde er bewirtet (*wurde ihm gemacht*, *hīhe*). Aber obschon (*χabe*) die Leute schlafbereit (*nom toa*) waren, blieb er dennoch sitzen (**#nōa*).

Da fragte die Kaffernfrau (*durch d. Suff. -s ausgedrückt*): „He du (*nē*, *Demonstr.*, *-tse*, *bes. Form d. Suff. 2. pers. masc. sing.*), was (*tareë*, *m. d. Suff. d. angered. Pers.*) sitztest du noch, nachdem (*-tsī*, *Endung d. partic. praet.*) ich (*tita*) dir doch (*o*) Feldzwiebeln gegeben, Mäuse (*comm. sing.*) gegeben, dich so bewirtet habe?“ Und er antwortete: „Ei (*gum . . . o*), mich gelüstet (*wörtl.: ich bin lauernd #gona*, *-si Adj.-Edg.*) nach (*χa*, *mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) dem, was im Sitzen (*#nūsi*, *adj.*) flach wird“ (*#hāhe*, *pass.*, *-i Suff. comm. sing.*).

Da rief (*#gai*) sie ihre Tochter und sagte: „Nimm (*ū*) diesen Mann (*aoba*), und (*ē-*) du (*-ts*, *an den Mann gerichtet*) steck (*#gā* und *ū*) nicht (*tā*) das ganze (**horaga = hoaraga*) Ding (*χūë*, *comm. sing.*) hinein, es ist ein junges (*#kχam*) kleines (*-ro*, *Dim.*) Kaffernmädchen.“ Aber er steckte das ganze Ding hinein. Da weinte (*ā*) das Mädchen und das alte (*gai* groß, *m. d. Suff. d. zugehör. Subst.*, *weil diesem nachgestellt*) Kaffernweib sagte: „Ich (*-ta*) habe dir (*sātsa*) ja (*gum . . . o*) doch gesagt: Jung ist das Kaffernmädchen, fahr (*ao werfen*) nicht mit dem ganzen Ding hinein!“ Sprachs (*i. Part. praet.*) und nahm das Mädchen.

c) Aus dem Familien- und Hirtenleben.

Die Sage XXIII ist ein Lob der Gattenliebe, Sage XXIV gibt, ausnahmsweise in streng moralisierender Form, einen Einblick in die Pflichten der Kinder im Hause. Die Sage XXV ist vielleicht nur ein Fragment.

Die Sage vom verstoßenen Knaben, dessen sich hier der Bulle (Sage XXVI), dort die Kuh (XXVII) annimmt, und die beiden Sagen vom dummen Michel (XXVIII und XXIX) sind dem Hirtenleben entnommen.

XXIII.

!Harure gye kχoïna.

Kχoëb χa i gye kχoësa gye !gamehe. tsïn gye kχoë !gägukχa tsï kχoïs tsïn χa, kχoëra nï ra #omba ga, ra !garukχa !kχa !haruna ra ðahe. tsïn gye go !gams doba hã ore !gã. tsïkχa gye kχoëkχa !haruna go !gao !güng os gye kχoësa !gams !ga go !güng !äsens nï ga. tsïs gye sï go !äsen os gye !gütsi!gübese !oαχa tsï kχoës di sarana go ana. os gye: „!gütsi!gübis, #nūi sarana!“ ti go mï. os gye !gütsi!gübese: „hm'm ausis, ana tsäs !guisa ta ra hï!“ ti go mï. os go kχoësa !äsen toatsï: „sarana mā te !gütsi!gübis!“ ti go mï. os gye go !kχoë- nï tsï go sï kχoën go ore !gãba. os gye kχoësa go tao tsï hais !na go #gã. tsïb gye !gütsi!gübese go !gamhe !(e)ïb taras di #aïtsï.

Tsïs gye !harun !gan ta !güng o ra !kχï tsï omsa !anu !anu, χabana !anu !anu tsï säë χon tsï abasa !nubu tsï tarasa daië #nãba tsï ra !güng. os gye !gui tsë tarasa !gõab gaib !ga: „në !harub !na #gã ëts #gana !goë ëts nëba ra hã kχoëë #an,“ ti go mï. tsïb !goë hias gye go !kχï. tsïs gye hã go #nū tsï aba go ù tsïs ta !nubu hïab gye go #ara ai si. os gye go !hai- nï ob gye go !kχõ si os gye: „!gütsi!gübis !ga !güng sats gye !gütsi!gübese !gametsï a !na χu te!“ tsïb gye go !kχõ si tsï oms doba go sï ù si tsïb gye go sï ù si.

Tsïn hã hïara gye !gütsi!gübis tsïra go !kχï. os gye: „ù !na te!“ ti go mï. χabe gye kχoëë !hoa ù si toma hã. tsïb gye !nababa ù tsï go #oαχa tsï go #nau si. os gye go uri !gona !garuba χu tsï: !gütsi!gübese, !gam !na #nãsabuta!“ ti go mï tsïs gye sï !gams !na go !gõa. ob gye kχoëba taras äba go hõ o taras äba go !game.

Übersetzung von XXIII.

Die Leute, die Binsen suchen.

Ein Mann (*kχoëb*) hatte eine Frau genommen (*!game, i. pass. narr.*). Und der Mann nebst seinem Bruder (*kχoë !gāgukχa*) und die Frau, die drei (*tsī und, mit d. Pers.-Suff. d. plur. comm.*) suchten (*ōa i. pass. narr.*), damit (*ga*) das Paar (*kχoëra Menschen, dual. masc.-fem.*) sich (*-ba objectivir. Part.*) [Hausmatten] nähen (*†om*) solle (*nī*), Binsen (*!haruna*), mit (*!kχa*) zwei (*-kχa suff. dual. masc.*) Tragochsen (*!garu-*) [ausziehend]. Und bei (*doba*) dem Wasser (*!gams*) sattelten sie ab (**ore lösen, !gāb d. Rücken*). Dann gingen (*!gūng*) die beiden Männer fort, Binsen zu schneiden (*!gao*), aber die Frau ging zum Wasser, um sich (*sen, Reflexivpart.*) zu waschen (*!ā*). Und als sie daran ging (*sī*), sich zu waschen, da kam ein Froschweib (*!gūtse-!gūbesa*) hervor (*!goaχa, verb.*) und zog die Kleider (*sarana, comm. plur.*) der (*di Genitivpart.*) Frau an (*ana, verb.*). Da sagte sie: „Frosch, leg hin (*†nūi, verb.*) die Kleider!“ Aber der Frosch sagte: „Nein (*hm'm*) Schwester (**ausis s. Familie S. 301*), ich (*ta Suff.*) tue (*hī*) [sie ja] nur (*!guisa*) anprobieren!“ (*ana anziehen, tsā schmecken*). Und als (*tsī Part. d. part. pract. hinter toa aufhören*) die Frau sich fertig gewaschen hatte, sagte sie: „Gib (*mā*) mir (*te Suff.*) die Kleider, Frosch!“ Aber der entfloh (*!kχoë- nī*) und geht hin (*sī*), wo (*-ba*) die Menschen abgesselt haben. Die Frau aber schämte (*tao*) sich und ging in (*!na*) das Gebüsch (*!hais*) hinein (*†gā, verb.*). Und der Mann (*durch d. Suff. -b ausgedrückt*) nahm das Froschweib zur Frau im Glauben (*†āi denken im Particip. praeter.*), es sei sein (*!(!e)īb, pron. person. 3. pers. sing. masc., di Genitivpart.*) Weib (*!tarasa*).

Doch wenn (*o*) die Leute (*durch d. Suff. des comm. plur. -n ausgedr.*) nach den Binsen gingen (*ta euphon. für ra*), kommt (*!kχī*) jene (*-s in tsīs, die rechtmäßige Frau*) und säubert (*!anu !anu*) die Hütte (*omsa*), säubert das Geschirr (*χabana, comm. plur.*) und zermahlt (*χon*) Buchu (*sāë, comm. sing.*) und macht Butter (*!nubu, verb.*) [in der] Kalabas (*abasa*) und schenkt der [alten] Frau (*der Mutter ihres Mannes, die blind gedacht ist*) Milch (*daië, comm. sing.*) ein (*†nā, -ba objectivir. Part.*) und geht. Da sagte eines (*!gui*) Tages (*tsē*) die Alte zu ihrem großen (*gaib*) Sohn (*!gōab*): „Versteck dich (*geh hinein*) in dieser (*nē*)

Binsenmatte (*iharub*) und (*ē*, mit dem *Suff. d. 2. pers. sing. masc.*) lieg (*||goë*) darin (**#gana*) und sieh zu (*#an wissen*), welcher Mensch (*kχoeë*) hier (*nēba*) umgeht“ (*hā sein, bleiben*). Und während (*hā führt, wie die Konjunktion o, sowohl den Vorder- als den Nachsatz ein und hat hier d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) er *dalag*, kam sie. Und sie ging (*hā*) daran, sich hinzusetzen (*#nū*), und nimmt die Kalabas, und während sie *buttert* (*ta = ra*), spuckte (*#ara*) er auf (*ai*) sie (*si, Suff.*), [um sich bemerkt zu machen]. Da entfloh (*||hai- nī*) sie und er fing (*||kχō*) sie, sie aber sagte: „Geh zum Froschweib, der du (*sats, pron. pers. masc.*) das Froschweib geheiratet (*i. Partic. praeterit.*) hast und mich im Stich läßt!“ (*||nā χu*). Doch er fing sie und will (*sī daran gehen*) sie zur Hütte hinnehmen und will sie fassen.

Indessen kamen das Froschweib [und der Bruder des Mannes], die beiden an. Da sagte das Froschweib: „Nimm mich herunter!“*) (*ū ||na*). Jedoch niemand spricht (*||hoa*) mit (*ū*) ihr. Dann nahm er die Nilpferdpeitsche (*||nababa*) und kam hervor (*#oaχa, verb.*) und schlug (*#nau*) sie. Da sprang (*uri*) sie herunter (*||gona*) vom (*χu*) Reitochsen und [rief]: „Ich (*-ta*) bin ein Frosch! Im Wasser rudere (**#nātsabu*) ich!“ So rief sie und sprang zum Wasser hinab (*||gōa, verb.*). Als aber der Mann seine (*ā Stamm d. pron. possess., -ba Pers.-Suff. d. Besitzers*) Frau gefunden (*hō*) hatte, heiratete er seine Frau [wieder].

XXIV.

Damaba gye ||goë ||gōasa.

||Gōasi i gye damab go oms ams ai hā a #nū o: „ais omi ais ai mā tsaüb kχoma #nama χāba ū!“ ti go mī tsī tsaoba i ra ū #ui, tsaob ||kχa ra tsorohe.

Oti gye ||gōati gaitē: „gai kχoeë's gye nī #an!“ ti ra mī. ob gye: „||nāχu si, gāb ||ama ra mī, χuigye.“

Tsīti gye nau ||goaga go tsā ||gūng. ob gye #gai #uisenti go o tsī ||gams ||na a ||gōa o saran āte go ū. tsīti gye #oaχati go o damab ||guiba go mū. tsīti gye go hā tsī: „ti ||naob, ti ||gam ||gūs tsī ti ||gaëb tsīna mā te!“ ti go mī. ob gye go māti tsī ||(e)iba gyere ||goësa: „||gūng aibe ēs ||nā mā ||ganab doba sī ||kχūga ||oraba te!“ ti go mī. os gye go ||gūng tsī sī

*) Sie sitzt auf dem Reitochsen und verlangt den Ritterdienst, heruntergehoben zu werden.

go !ora tsī go !kχī ū. ob gye go !kχō si tsī go #kχom si !kχūgu !kχa. tsī !ganab ai go ao !aba si tsī go !gūng.

Tsīn gye kχoīn āsa go doë ī hā tsīra gye aibe !naosara go ī. os gye: „nauro ti !naoro, !gana !nomab χa ta gum tan-tan-tan maīhe hā o!“ ti go mī. ora gye !naosara: „sa !gōasa ta gum: »!gamē χuriba te re«, ti go mī o“ tsī go !gūng.

Tsīra gye !gūs di !gāra hā go ī. os gye: „nau garuro ti mamas !gāro, !gana !nomabi ta gum tan-tan-tan maīhe hā o!“ ti go mī. ora gye: „sa !gōasa ta gum: »!gubiba te, ēta !gamsa #nā !na«, ti gyere mī o?“ ti mītsī go !gūng.

Ora gye !gūra go ī hā. os gye: „nau garuro aboχaro, !gana !nomabi ta gum tan-tan-tan maīhe hā o!“ ti go mī. ora gye: „sa !gōasa ta gum: »omsa !haëbeba te re«, ti gyere mī o?“ ti mītsī go !gūng.

Oti gye !gāsate hā go ī. os gye: „nau garuso dādab ōaso, !gana !nomabi ta gum tan-tan-tan maīhe hā o!“ ti go mī. oti gye: „sa !gōasa seg(o)m: »gai kχoëë #an re«, ti gyere mī o“ ti mītsī go !gūng.

Okχa gye !gāsakχa go !kχī. os gye: „nau garukχo ti !gākχo, !gana !nomabi ta gum tan-tan-tan maīhe hā o!“ ti go mī. okχa gye go !kχoë tsī go sī tsī !(e)īs di tsaūba go ao !aba tsīb gye go ū !nā si. tsīkχa gye hais !gāb ai #nūtsī arisa go !ora si. tsī !ora toahes go on gye go !gūng.

Übersetzung von XXIV.

Das Mädchen, das dem Klippkaffern flucht.

Ein Mädchen (*!gōas*, mit dem alten Demonstr.-Suff. -i) sagte zu einem Klippkaffern (*damab*), als (o) er kam (*hā*), sich vor (*ai*) die Tür (*ams*) der Hütte (*oms*, fem.) zu setzen (*#nū*): „Wie (*kχoma*) das Kalb (*tsaūb*), das vor (*ais* Gesicht) der Hütte (*omi*, masc.) meiner Mutter (*ais*) steht (*mā*), so unförmig lang (**#nama*) ist dein Schamglied!“ (*χāba*) (**ū*, Fluchpartikel). Und nimmt (*ū*) Asche (*tsaoba*) aus (*#ui*) [der Feuerstelle] und bewirft (*tsoro*, i. pass. narr.) ihn mit (*!kχa*) Asche.

Da sagen die älteren (*gai* groß, Adj. m. Pers.-Suff., weil dem Subst. nachgesetzt) Mädchen: „Bedenke (*#an* wissen, *nī* Fut. part.), daß das ein Erwachsener ist!“ (*großer Mensch kχoëë*, comm. sing., m. d. Pers.-Suff. d. angered. Person, -s fem.). Der aber erwiderte: „Laß gut sein (*!nā* χu,

ablassen), aus (ama) Torheit (gāb = gāsesib) redet sie so, darum (χuigye) [laß sie laufen].“

Und am anderen (*nau) Morgen früh (||goaga) gingen (|gūng) die Mädchen (durch d. Suff. d. 3. pers. plur. fem. -ti ausgedr.) schwimmen (tsā). Als sie sich (sen, Reflex.-Part.) aber ausgezogen (#gai #ui) hatten und ins (ina) Wasser (#gams) heruntergegangen (||gōa) waren, nahm (ū) der Klippkaffer (durch d. Pers.-Suff. -b, in ob am Anf. d. Satzes ausgedrückt) ihre (ā Wurzel d. pron. poss. mit d. Pers.-Suff. d. Besitzcrinnen -ti) Kleider (sarana) weg. Und erst (|gui, m. d. Pers.-Suff. d. Obj.) als sie herauskamen (#oaxa), sahen (mū) sie den Kaffern. Da kamen (hā) sie heran und sagten: „Mein Großvater (ti ||naob, respektvolle Anrede), gieb (mā) mir (te, Suff.) meinen besäumten*) (||gam, Attribut d. Hinterschurzes, der mit Perlketten verziert ist, vgl. S. 408) Hinterschurz (|gūs) und meinen Vorschurz (|gaëb), das alles!“ Und er gab es ihnen (-ti, Suff.), aber zu der (-sa, Pers.-Suff.), die ihm (||e)iba, pron.) gefluht (|goë m. Pers.-Suff. d. Subj.) hatte, sagte er: „Lauf erst (aibe) und (ē, mit Pers.-Suff.) pflücke (gch si, pflücken |ora, m. d. objektiv. Part. -ba) mir Dornen (||kχūga) bei dem Giraffenbaum (||ganab), der dort (||nā) steht (mā)!“ Da lief sie und pflückte und kam (|kχī) damit (ū) an. Der Kaffer aber ergriff (|kχō) sie (si, Suff.) und stach (#kχom) ihr mit den Dornen [die Glieder so fest aneinander, daß sie sich nicht rühren konnte]. Dann hob (ao werfen, |aba aufsteigen) er sie in den Giraffenbaum auf und ging fort.

Da kamen die Ihrigen (āsa kχoin) vorbei (i) gezogen (doë), und erst kommen die beiden Großeltern (||naosa- = ||nao-, ro Pers. Suff.) vorbei. Da rief das Mädchen: „Meine Großeltern da (*nau Demonstr.-Wurzel, -ro Suff. 2. pers. dual. masc.-fem.), seht (gum --- o, Interj.), die Wurzel (*|nomab) des Giraffenbaums hält mich fest gefangen!“**) Doch die Großeltern antworteten: „Ich hatte dir (sa, Suff.) Mädchen doch gesagt: „Schenke (χuri, m. objektiv. Part. -ba) mir bitte (re, Optat.-Part.) Wasser (comm. sing.) ein, [und du hast nicht gehört“]. So sagten sie und gingen weg.

*) Der Hinterschurz ist zuweilen mit Perlketten verziert.

**) mā hinstellen, *tan-tan-tan = wider Willen jemand festhalten. Dieses seltsame Wort hörte ich auch in folgendem Zusammenhang: Ein Bote, der lange auf sich warten ließ, wurde mit den Worten empfangen: „tareë tan-tan-tan mā tsi hā i?“ Dasselbe Wort wurde auf ein Hundepaar angewandt, das untrennbar in copula verhängt war.

Da kommen die beiden Bediensteten (*!gāra*) ihrer (*di*, *Genitiv-part.*) Mutter (*!gūs*) vorbei, und das Mädchen rief: „Ihr Dienstleute meiner Mutter, die ihr da ankommt (*garu*), seht, die Wurzel des Giraffenbaums hält mich fest gefangen!“ Doch die antworteten: „Hatte ich dir Mädchen nicht gesagt: Melk mir die Nachmilch (*!gubi*, *verb.*, *mit objektiv. Partikel*), laß (*ē und, imper.*) mich (*-ta*, *Suff.*) Wasser hineingießen (**nā*, *s. S. 258*), [und du hast es nicht getan?]“ Sagten es (*-tsī*, *Part. d. particip. praeter.*) und gingen.

Da kamen die Eltern (*!gūra*) vorbei, und das Mädchen rief: „Ehrwürdige Eltern (*aboχaro*, *dual. masc. fem.*), die ihr da ankommt, seht, die Wurzel des Giraffenbaums hält mich fest gefangen!“ Doch die antworteten: „Hatte ich dir Mädchen nicht gesagt: Mach mir doch die Hütte zurecht (**!haibe*, *verb.*), [und du hast nicht gefolgt]?“ Sagten es und gingen weg.

Da kamen die Schwestern vorbei, und das Mädchen rief: „Ihr (*-so*, *Suff. d. 2. pers. plur. fem.*) Kinder meines Vaters (*dādab*), die ihr da ankommt, seht, die Wurzel des Giraffenbaumes hält mich fest gefangen!“ Doch die antworteten: „Wir (*seg(o)m = sig(o)m*, *pron. 1. pers. fem. plur. exclusivi*) hatten dir Mädchen doch gesagt: Wisse, daß es ein Erwachsener ist!“ Sagten es und gingen.

Dann kamen ihre beiden (*-kχa*, *Suff. 3. pers. dual. masc.*) Brüder, und sie rief: „Meine Brüder (*-kχo*, *Suff. 2. pers. dual. masc.*, *!gā- = !gāsa-*), die ihr da ankommt, seht, die Wurzel des Giraffenbaumes hält mich fest gefangen!“ Da eilten (*!kχoë*) sie herzu und kamen hin und hoben ihr (*!(e)īs*, *pron. 3. pers. sing. fem.*, *di*, *Gen.-Part.*) Kalb*) (*tsaūba*) hinauf, und das Kalb (*durch d. Pers.-Suff. -b in tsīb ausgedr.*) holte das Mädchen herunter (*ū !nā*, *verb.*). Die Brüder aber setzten sich (*i. partic. praet.*) hinter (*in ai*, *den Rücken !gāb*) den Baum (*hais*), und eine Hündin (*arisa*) zog ihr die Dornen aus (*!ora*). Und als (*o*, *mit d. Pers.-Suff. d. Subjekts im Nachsatz, -n, comm. plur.*) ihr die Dornen fertig (*toa aufhören, i. pass., auf d. Mädchen bezogen, wie d. Suff. -s zeigt*) ausgezogen waren, gingen sie fort.

*) Die Brüder helfen ihrer Schwester nicht selbst, aus Schamgefühl, weil sie nackt ist. Daher auch die Mithilfe der Hündin.

XXV.

!Gāsakχa gye !gam kχoīs.

!Aēs χa gye χama gye !gamehe tsī gye gye !āhe. okχa gye !gāsakχa gye !gūng !(e)īs !ga gye !gūng tsīkχa gye gye sī. os gye oms !gāb ai gye !goë gaikχā. tsīkχa !nāba !goë hīa gye χama gye !kχī tsī gye !gamkχā. os gye !kχinasa gye ā: „!gananab !gāb !gāb, !aēbe !nuri !nanusa !(e)īs !gākχa !gam!“

Übersetzung von XXV.

Das Weib, das ihre beiden Brüder tötet.

Das Feuer (*!aēs*) hatte (*gye gye, Verb.-Part. d. praet.*) den Löwen (*χama = χami, ♂*) geheiratet (*!game, passivisch*) und war mit ihm zu seiner Werft gezogen (*!ā, verb.: Übersiedeln der jungen Frau vom Elternhaus zum Mann; wieder passivisch*). Da (*o* mit *d. Pers.-Suff. des Subjekts i. dual. masc. -kχa*) gingen (*!gūng*) die beiden Brüder (*gāsakχa*) [des Feuers] zu (*!ga*) ihr (*!(e)īs*) und kamen dahin (*sī*). Da ließ (*gai*) es (*-s Pers.-Suff. fem. sing., an o angehängt, weist auf das i. Hottent. weibliche Subjekt d. Satzes*) die beiden *-kχā* (*Acc.*) hinter (*ai nach, !gāb Rücken*) der Hütte (*oms*) liegen (*!goë*). Und während (*hīa*) sie da (*!nāba*) liegen, kam (*!kχī*) der Löwe und tötet (*!gam*) sie. Da weinte (*ā*) das Perlhuhn (*!kχinasa*): „!gananab !gāb !gāb (*Nachahmung des Rufes*), die feurige (*!aēbe*) Wolkentochter*) tötet ihre (*!(e)īs, pron. pers. 3. pers. sing. fem., hier unter Weglassung der Genitivpartikel di im Sinne des pron. poss.*) Brüder!“

XXVI.

!Gāsas !kχa gye hā i aχaba.

Aχab χa i gye !gāsas !kχa gye hāhe i. tsīs gye gomatera ra !ao o !nā tsaūnara ra #nau !oa ū hais !kχa ra #nau bi tsīb gye daiēs ta mā bi o #kχari dairoë #nābahe tsī !gama ra #nā !oarabahe tsīb gye !auga ra !goë tsaos ai.

Ob gye !gōba !gui tsē: „tita dobats gye nī, tsaūnats ga !ūi o, !kχī, ēta tita #ū mā tsī!“ ti go mī. tsīb gye tsaūnab go !ūi o go sī !gōb doba tsīb

*) Wörtlich: bewölkbare *!nanusa*, Nichte *!nuris* (s. S. 302). Andeutung des Blitzes, — einer der seltenen Fälle von Pathos im Hottentottischen.

gye ḡōba ḡs ḡna go ḡgā gai bi. tsīb gye go ḡgā tsī ḡūna go ū tsī sūs tsīna. tsī go saī ḡoraḡa; tsī saī toab go o ḡanu ḡanu sūsa tsī go ḡgā ū tsī go ḡoaḡa tsī tsaūna ūtsī go ḡaru.

Os gye ḡgāsasa ḡgui tsē ḡgōasisa: „ḡgūngs gye nī nē aḡab ḡkḡa ḡs ḡō tareēb ta ḡū ḡkḡaiē!“ tsīra gye go ḡgūng tsī go sī ḡḡōb ḡganas ḡgao ḡhaū mā hīa. tsīb gye sī ra go o ḡaēsa go kḡau tsīb go ḡgā tsī ḡūna go ū tsī go saī ḡoraḡa; tsī saī toab go o ḡanu ḡanu tsī go ḡgā ū sūsa tsī gye go ḡoaḡa. tsīra gye go ḡaru. tsīs gye sī ra go o ḡgōasa go ḡḡūsa ḡō mība: „ḡḡōb ḡna ḡgā tsī ra sū hā ḡū hāna ū ḡui tsī saī tsī ḡū,“ tī go mī.

Ob gye ḡḡōba, ḡkḡīn go gomana o, oms kḡao ḡgā mā. tsīs gye, ḡnaūb ta ḡḡōba hīa: „nē ḡḡōbats gye nī ḡnoa ḡan!“ ti aob āsa ḡga go mība. ob gye ḡḡōba aḡaba go mība: „sa ḡgās gye: hāta tita ḡnoa ḡanhe, ti go mī,“ ti aḡaba go ḡhoaba, „hūgyekḡum gye nī nē ḡoē bē!“ ti go mī. tsīkḡa gye tsūḡuba go bē.

Tsī gye ḡḡōba ḡḡōga ra ḡkḡā ḡan. tsīb gye ḡnā ḡhāte ra ū tsīb gye ḡnā ḡhāti ḡkḡa go ḡunisa ḡama, gomaga ḡama, ti go hī. tsī ḡḡōba go ḡamaḡu tsī ḡḡōb dī ḡūn ḡkḡa ḡamaḡub nī ḡūna go ū. tsīb gye ḡḡōba ḡkḡaba go ḡkḡī ḡ(e)īb doba tsī gye go ḡgūng tsī ḡamaḡu kḡoīn doba.

Os gye ḡgāsasa hā go ḡama. ob gye gaise ḡgabise ra ḡgan. os gye: „tareī ḡamats tita go ḡama o ḡnāti ḡōse ra ḡgan?“ ti go mī. ob gye: „sas gyere tita dī ḡūna ta ḡum ḡuru toma o!“ ti go mī. os gye go ḡan ḡgāsab a ḡkḡaiē.

Übersetzung von XXVI.

Der Knabe, der bei seiner Schwester wohnt.

Ein Knabe (*aḡab*) wohnte (*hā bleiben, i. pass. narr.*) bei (*ḡkḡa mit*) seiner Schwester (*ḡgāsasa*). Und wenn (*o*) sie (*-ra, Suff. 3. pers. dual. masc.-fem., dem Objekt angehängt*) die Kühe (*gomate*) melken (*ao*), schlägt (*ḡnau*) sie (*-s, Pers.-Suff. hinter tsī am Anfang des Satzes*) ihn (*bi, Pers.-Suff.*) da (*ḡnā*) mit dem Stock (*hais*), mit (*ū*) dem sie die Kälber (*tsaūna*) [von den Kühen] wegzagen (*ḡnau ḡoa*). Und wenn sie ihm Milch (*daiē*) gibt (*mā, ta = ra*), bekommt er (*-b in tsīb*) nur ein kleines (*ḡkḡari*) Schlückchen Milch (*-ro, Dimin.*) eingeschenkt (*ḡnā, -ba objektivir. Partikel*), und Wasser (*ḡgama*) wird aufgefüllt (*ḡoa*), und draußen (*ḡauga*) liegt (*ḡgoē*) er auf (*ai*) der Asche (*tsaos*).

Da sagte eines (*igui*) Tages (*tsē*) der Bulle (*igōba*): „Zu (*doba*, mit *d. Suff. 2. pers. masc. sing.*) mir (*tita*, *pron.*) mußt (*nī*, *Fut. part.*) du kommen (*ikχī*), wenn du die Kälber hütetest (*iūi*, *ga Part. d. potent.*), laß (*ē und, imper.*) mich (*durch Suff. und pron. betont ausgedr.*) dir (*tsi*, *Suff.*) Kost (*#ū*) geben!“ Und der Knabe ging (*sī*), als er die Kälber hütete, zum Bullen. Und der Bulle hieß (*gai*) ihn, in (*ina*) einen seiner Füße (*iūs*, *sing.*) hineinzugehen (*#gā*). Da ging er hinein und fand (*ū nehmen*) Kost (*#ūna*, *comm. plur.*) und einen Topf (*sūs*), alles das (*tsī und, -na Suff. i. comm. plur.*). Dann kam er heraus (**toaxa*, *nicht #oaxa*), um zu kochen (*sāi*); und als er fertig (*toa beendigen*, *m. Pers.-Suff.*) gekocht hatte, reinigte (*janu janu*) er den Topf und ging mit ihm hinein [in den Fuß des Bullen] und kam heraus (*#oaxa*, *verb.*) und ging nach Hause (*haru*, *verb.*), nachdem (*-tsī*, *Part. d. partic. praet. hinter ū*) er die Kälber zusammengetrieben (*wörtl.: genommen*) hatte.

Aber die Schwester sagte eines Tages zu ihrer Tochter (**igōasisa = igōas*): „Du (*-s*, *Suff. 2. pers. sing. fem.*, *hinter igüng gehen*) mußt einmal mit diesem (*nē*) Knaben gehen, dann (*ē*, *m. Pers.-Suff.*) sieh zu (*gō*), was (*tareī*, *m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) er ißt!“ (*#ū*, *ta = ra*, *ikχaiē*, *Part. d. indir. Frage*). Und die beiden gingen und kamen hin, als gerade (*hīa*) der Bulle unter (**igao*) einem Giraffenbaum (*iganas*) im Schatten stand (*ihau*, *das Schattensuchen des Viehes in den heißen Tagesstunden. mā stehen*). Da zündete (*kχau*) der Knabe ein Feuer (*iaēsa*) an und ging [in den Fuß des Bullen], und nahm Kost und kam heraus, um zu kochen; und als er fertig gekocht hatte, reinigte er den Topf und ging mit ihm hinein und kam wieder heraus. Dann gingen die beiden heim. Und als die Tochter ankam, erzählte (*mība*) sie ihrer Mutter (*igūsa*): „Er geht in den Bullen hinein und Topf und Kost, das alles (*hā*, **Copula bei Aufzählungen*, *s. S. 424 Anm.*) nimmt er heraus (*#ui*), und wenn er gekocht hat (*Particip.-Konstr.*), ißt er.“

Als dann das Vieh (*gomana*, *comm. plur.*) [vom Feld] gekommen war, stand der Bulle hinter (*kχao igā*) der Hütte. Da sagte die Schwester, während der Bulle es hörte (*inaū*, *m. Pers.-Suff.*): „Diesen Bullen mußt du (*-ts*, *Suff. d. angeredeten 2. pers. masc.*) totschießen (*#noa jan*)!“ So sagte sie zu (*iga*) ihrem (*ā* *Wurzel d. pron. possess.*, *-s Pers.-Suff. der Besitzerin*) Mann (*aob*). Da sagte der Bulle dem Knaben: „Deine (*sa*, *Stamm d. 2. pers. d. pron. personale*, *unter Weg-*

lassung der Genitivpart. i. Sinne des pron. poss. gebraucht) Schwester hat gesagt: ich soll (*hā lassen*) totgeschossen werden“, erzählte (*!hoā*) er dem Knaben, „darum (*hūgye*) wollen (*nī, fut.*) wir (*-kχum, Suff. 1. pers. masc. dual.*) heute Abend (*nē !oē*) fliehen (*bē*)!“ Und des Nachts (*tsūχuba*) flohen die beiden (*-kχa, Suff. dual. masc.*).

Der Bulle aber sticht (*!kχā*) Bullen tot. Und der Knabe nimmt dann die Ochenschwänze (*!hāte, fem.*) da (*!nā*), und mit den Ochenschwänzen kaufte (*!lama*) er einen Wagen (*gunisa*), kaufte Ochsen, so tat (*hī*) er. Dann verkaufte (*!amaχu*) er den Bullen, und mit dem Erlös (*wörtl.: mit den Sachen, Waren, χūna, des di, Bullen*) erwarb (*ū*) er Waren zum Verkauf. Dann kam der Bulle wieder (*!kχaba*) zu ihm (*!(e)īb, pron.*), und sie gingen fort und verkauften bei den Leuten.

Da kam (*hā*) auch die Schwester, um zu kaufen. Doch er forderte (*!gan*) sehr (*-gai groß, -se Adv.-Edg.*) hoch (*!gabise*). Darauf fragte sie: „Warum (*tareī !ama*) forderst du, wenn ich kaufe, bis zu (*gōse*) solcher (*!nāti*) Höhe?“ Er aber antwortete: „Was (*χūna*) du (*sas, pron.*) mir angetan (*dī*) hattest, habe ich ja (*gum --- o*) nicht (*toma*) vergessen (*!uru*)!“ Da wußte (*!an*) sie, daß (*!kχaiē*) es der Bruder war (*wörtl.: ist, a*).

XXVII.

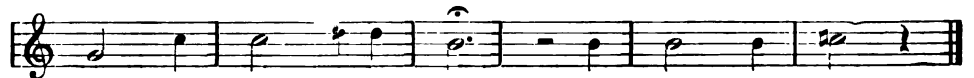
Kχoīn doba gye !gorohe aχab.

Taras χa i gye, doēhe i gye o, aχaba kχoīn doba gye !gorohe tsī gomasa gye !nāχuhe aχab nī ā daisi ga.

On gye aχaba āb !na go !han !gā tsī !goanan ta #ā o !haraba tanab āb ai ra tsoro. os gye gomasa:



„!Hō-a - tse, sa - os #kχa - ri sa - mis go-



mas gu - mo. !hō-a - tse, sa - os gum mī (o).“

tumi ra ā.

On gye go doē χu bi gomasa ūtsī. os gye gomasa go !kχoē oa tsī hā go χoro #ui bi tsīn gye go !gūng.

Tsīn gye axab di !gākχa !goana !ūi hākχa. ob gye #kχama go !kχaë !gūng. tsī go mū bi tsī sib go o !gāsaba go mība: „!gaūabata gye go hō!“ ti go mī. ob gye: „!kχī, ēkχum !nai !gūng, ēta gō !nā !gaūaba!“ ti go mī.

Tsīkχa gye go !gūng tsīgo sī. os gye gomasa: „!hōatse, saos #kχari samis gomasa gumo. !hōatse, saos gum mī o!“ ti go !naë. okχa gye go #an tsī gomasasa go mū !ā tsī go ū bi tsī daië go mā bi tsī b(i)rib ai go #nūi bi tsī go !aru ū bi.

Übersetzung von XXVII.

Der Knabe, der bei fremden Leuten zurückgelassen wird.

Eine Frau (*taras*) liebte, als (*o*) sie fortzog (*doë, i. pass. narr.*), den Knaben (*axaba*) bei [fremden] Leuten (*kχoīn, comm. plur.*) zurück (*!goro, i. pass. narr.*) und hinterließ (*!nāχu, i. pass. narr.*) eine Kuh (*gomasa*), daß (*ga*) sie den Knaben mit Milch tränken (*ā trinken, dai saugen, -si gibt d. Doppelverb. kausativen Sinn*) sollte (*nī, Fut.-Part.*).

Die Leute aber gruben (*!han, Leder zum Aufweichen in nassen Boden legen. !gā, auf, scl. ihn Erde werfen*) den Knaben in (*!na*) ein Loch (*āb*), und wenn (*o*) sie Vieh (*!goana, mit d. Pers.-Suff. d. Subjekts -n, comm. plur.*) schlachten (*#ā*), werfen (*tsoro schütten*) sie den Mist der Därme (*!haraba*) auf (*ai*) seinen (*āb*) Kopf (*tanab*). Da brüllt (*ā*) die Kuh: „Mein Hoab (*!hōab, Name d. Kindes. -tse, Suff. 2. pers. masc. sing., einer Vokativendung entsprechend*), ich bin ja (*gumo*) die Kuh deiner Mutter (*saos*) mit der kleinen (*#kχari*) Brust (*sami*). Mein Hoab, deine Mutter sagt (*mī*) mir ja, [ich soll dich tränken]!“ So brüllt sie.

Dann zogen die Leute fort und ließen (*χu*) ihn da, nachdem (*-tsī, Part. d. partic. praet., hinter ū nehmen*) sie die Kuh weggenommen hatten. Die Kuh aber eilte (*!kχoë*) zurück (*oa umkehren*) und kam herzu (*hā, verb.*), grub (*χoro*) ihn aus (*#ui*) und sie gingen fort.

Und die beiden Brüder (*!gākχa, dual.*) des (*di, Genitivpart.*) Knaben waren gerade dabei (*hā, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*), das Vieh (*!goana*) zu hüten (*!ūi*), und der Jüngere war gegangen [die Ziegen] zurückzutreiben (*!kχaë*). Da sah (*mū*) er den Knaben (*bi, Pers.-Suff., ihn*), und als er zurückkam, erzählte (*mī sagen, -ba Obj.-Part.*) er dem Bruder: „Ich bin einem Gespenst (*!gaūaba*), begegnet (*hō finden*)!“

Da sagte jener: „Komm (*ikχī*), laß (*ē*) uns (*-kχum*, *Suff. 2. pers. masc. dual.*) doch (*!lnai*) gehen, laß mich das Gespenst dort (*!lnā*) sehen (*gō*)!“

Und die beiden gingen und kamen hin. Da sang (*!lnaē*) die Kuh: „Mein Hoab, siehe ich bin die Kuh deiner Mutter mit der kleinen Brust! Mein Hoab, deine Mutter sagt mir ja, ich soll dich tränken!“ Nun wußten (*!an*) sie Bescheid und erkannten (*mū sehen. !ā offen darlegen*) die Kuh und nahmen den Knaben und gaben ihm Milch (*daiē, comm. sing.*) und setzten (*!nūi*) ihn auf einen Ziegenbock (*b(i)rib*) und gingen mit (*ū*) ihm nach Haus (*!aru, verb.*).

XXVIII.

Kχoë !gāgukχa.

Kχoë !gāgukχa χa i gye !goan gyere !ūihe. ob gye gaiba !goan hā #kχami !kχa hīa #ūna gye ōa. ob gye !ores !oa #ūn !kχa !goaχa hīab gye soms āba go mū tsī: „taētsa ōa?“ ti go mī tsī !gui !ganē go mā tsī go !gūng.

Tsī !kχaba go gon kχao!gā, ob gye go mū !kχaba tsī: „nētse, ti toma #ūn gye!“ ti go mī tsī !kχaba !ganē go mā bi tsī go gūng.

Tsī !kχaba go gon kχao!gā tsī: „ti toma #ūn nātsa sao māba te!“ ti mī tsī: „ū !ores hoas !kχa ēts oa!“ ti go mī tsī go mā bi tsī go !gūng.

Tsī gye go sī tsīb gye: „maban #ūna hā?“ ti go mī. ob gye: „nē #nōa kχoëbata go mā toa“ ti go mī. ob gye: „sa gāretsa, sa soms gum χabe o!“ ti mī tsī go !gūng. —

Ob gye kχoëb !kχai hīa !goana !gaoχa dom toa. tsīb gye kχoëba go !kχī tsī tē: „tarei !gaots go !gaoχa dom !goana?“ ti go mī. ob gye: „#nū #gao toman hā ota go !gaoχa dom, tsauta hā o!“ ti go mī. ob gye: „gai χūēts dī hā, huigye kχai ēkχum !kχoë bē!“ ti go mī. —

Tsīkχa gye go !gūng tsī būrgu !gaūs ai go sī.

Ob gye !nuiē χabas !na māē go mū tsī !oma go #gā. tsīs gye #oaχa #gao toma go ī χabasa. ob gye !uis ai go #nau !ā si tsīkχa gye go !gūng. —

O i gye haisa go ūhe #habasa. okχa gye kχoëna !gam tsī kχoën dī marīna ra ū kχoëga go mū !goaχa, tsī hais ai go !aba. tsīgu gye go !kχī tsī hais dī somi !na go !kχī, !gāsīgu ra !ō hīa, tsī hā go !goë.

Ob gye go ikχam aigu. ogu gye: „!kχüb go !gamē mā gye!“ ti mītsī go ā. ob gye !kχaba go χau. ogu gye: „!kχüb go #ūē a mā gye!“ ti mītsī go #ū.

Tsīgu gye marība ū #ui tsī #goati ai #nūi tsī ra !gōa. ob gye !naosa go ao !nā. ogu gye: „!kχüb go !kχom ai gye!“ ti mītsī marība χu tsī go !kχōē-nī. okχa gye !gōaχa tsī marība ū tsī go !gūng. —

Ob gye gaiba būri χa abasa go !gūng ū gaihe: „!nona marīteta nī mā tsi!“ ti mīhe tsī go !gūng ū.

Ob gye !gūngb**) go o: „!gōaroga ta ga hō ota nī !guiba »#gūro !goab« tumi gai tsī !gui marīsa mā, tsī !gam !(e)ība !gam !(e)īb marīsa mā, tsī !nona !(e)ība !nona !(e)īb marīsa mā, tsī haga !(e)īb ga !kχī o #gō tumi nē abas !kχa nī #noa!“ tumi, tsī abasa gye kχōa. ob gye būrgu χa gye !kχōhe.

Übersetzung von XXVIII.

Die beiden Brüder.

Zwei Brüder (*kχōēb Mensch, !gāb Bruder, -gu Reciproc.-Part., die Zusammengehörigkeit ausdr., -kχa dual. masc.*) hüteten (*!ūi, i. pass. narr.*) einst (*gyere*) das Vieh (*!goana, comm. plur.*). Da [ging] der Ältere (*gaiba, d. große*), während (*hīa*) das Vieh bei (*!kχa mit*) dem Jüngeren (*#kχami, der junge*) blieb (*hā*), Kost (*#ūna, comm. plur.*) zu suchen (*ōa*). Und während er mit der Schüssel (*!ores*) voll (*!oa*) Speise auf dem Wege war (*!goaχa*), sah (*mū*) er seinen (*ā Wurzel d. pron. poss., -ba Pers.-Suff. d. Besitzers*) Schatten (*soms*) und sagte: „Was (**taē, abgek. aus tareē*) suchst du (*-tsa, Suff.*)?“ und gab (*mā*) [dem Schatten] ein (*!gui*) Stück Fleisch (*!ganē, comm. sing.*) und ging (*!gūng*).

Und abermals (*!kχaba*) drehte er sich um (*bewegte er sich gon, hinterwärts kχao!gā*). Da sah er wieder [seinen Schatten] und sagte: „He du! (*nē Demonstr.-Part., -tse Suff. 2. pers. masc. sing. vocat.*) das ist nicht (*toma*) meine (*ti*) Kost!“*) Sprach's, gab ihm wieder ein Stück Fleisch und ging.

Und abermals drehte er sich um und rief: „Um einer Kost willen (**nā*), die nicht mein ist, läufst du mir (*te, Suff.*) beharrlich nach (*sao folgen, mā stehen*)! Nimm hin (*ū*) die Schüssel samt und

*) scil. „Kann dir also eigentlich nichts davon abgeben.“

**) Das *ng* in *!gūng* ist auszusprechen wie im Deutschen in „eng“, „Drang“ etc.

sonders (*hoas ganz*) und kehr um (*oa*)!“ So sagte er, gab ihm (*bi, Suff.*) die Schüssel hin und ging.

Dann kam (*sī*) er an und [der Bruder] sagte: „Wo (*maba*) ist die Kost?“ Und er antwortete: „Diesem Menschen da (*wörtl.: der da sitzt, #nōa*) habe ich (*-ta Suff.*) Alles (*toa beendigen*) gegeben“. Da sagte der andere: „Du (*sa... tsa, Pron.*) Dummkopf (*gāre, adj.*), es ist ja (*gum... o*) doch (*χabe*) dein (*sa*) Schatten!“ Sprachs und ging. -

Und während er fort war (*ikχai*), schnitt (*igao*) der andere allem Vieh die Kehlen (*domi*) ab (*-χα*). Dann kam (*ikχī*) jener an und frug (*tē*): „Weshalb (*tareī *igao*) hast du dem Vieh die Kehlen abgeschnitten?“ Der aber antwortete: „Da (*o, m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) sie nicht stehen bleiben (*wörtl.: sitzen*) wollten (*#gao*), habe ich ihnen die Kehlen abgeschnitten; ei (*o*), ich war müde (*tsau*) [und wollte nicht weiterlaufen]!“ Darauf der andere: „Da hast du etwas Schönes angerichtet (*wörtl.: ein großes Ding tust du da*)! Darum (**huigye*) steh auf (*kχai*) und (*ē, imperat.*) laß uns beide (*-kχum*) davonlaufen!“ (*ikχoē und bē, verba*).

So gingen sie und kamen zur Werft (*llgāūs*) der Buren. Da sah er Fett (*llnuīē, comm. sing.*) in (*ina*) einem Gefäß (*χabas*) stehen und steckte (*#gā*) die Hand (*loma, euphon. Masc.-Endg.*) hinein; doch das Gefäß wollte es nicht geschehen (*ī*) lassen, daß sie wieder herauskam (*#oaxa*). Da schlug (*#nau*) er es (*si, Suff. 3. pers. sing. fem.*) auf (*ai*) einem Stein (*luis*) entzwei (*īā, verb.*). Dann gingen die beiden. -

Und sie kamen an einen Baum (*haisa, wörtl.: ein Baum wurde gefaßt*), an einen breiten (*#habasa*). Da sahen sie Männer ankommen (*lgoaxa*), die da Menschen töten (*lgam*) und das Geld (*marīna, comm. plur.*) der Menschen nehmen. Da kletterten (*laba*) sie auf den Baum. Jene aber kamen herzu, kamen in den Schatten (*hier masc.*) des (*di, Genitivpart.*) Baums, zum Sterben (*llō, verb.*) durstig (**llgā, verb. -si Ad.-Edg.*), und legten sich hin (*kamen her hā, sich legen llgoē*).

Da pißte (*ikχam*) der Junge (*durch den Suff. -b anged.*) auf sie; die aber sagten: „Der Herr* (*ikχūb*) hat uns (*gye, Suff. 1. pers. plur. masc.*) Wasser (*llgamē, comm. sing.*) gegeben!“, und tranken (*ā*). Dann

* d. h. Gott. Der Erzähler ist mit dem Christentum in Berührung gekommen. Es handelt sich hier um eine Verspottung der Auffassung, daß alles Geschehen, auch das Widerwärtige, die Schickung eines gütigen Gottes sei. Auch der Zug, daß man die frommen Worte Raubmördern in den Mund legt, und endlich deren törichte Furcht unter der Maske der Frömmigkeit ist eine scharfe Satire.

wiederum schi β (χau) er; die aber sagten: „Der Herr hat uns Speise gegeben!“, und a β en ($\# \ddot{u}$).

Darnach ziehen sie das Geld hervor ($\# ui$), sch \ddot{u} tt \ddot{u} ten ($\# n\ddot{u}i$ *setzen*) es auf Felle ($\# goati$) aus und z \ddot{a} hlen ($!g\ddot{o}a$) es. Da warf (ao) der Junge den Holzstumpf ($!naosa$) herunter ($!n\ddot{a}$ *fallen*); die aber riefen: „Der Herr st \ddot{u} rzt ($!k\chi om$) auf uns!“, lie β en das Geld in Stich (χu , *verb.*) und entflohen ($!k\chi o\ddot{e}-n\ddot{i}$). Nun stiegen die beiden herunter ($!g\ddot{o}a\chi a$, *verb.*), nahmen das Geld und gingen. —

Nun wurde dem \ddot{A} lteren von (χa) einem Buren gehei β en (gai *lassen*), zu gehen und eine Kalabas ($ababa$) fortzubringen. „Drei ($!nona$) Geldst \ddot{u} cke (*fem. plur.*) werde ich ($-ta$) dir (tsi) geben“ wurde ihm gesagt, und er ging damit (\ddot{u}) ab.

Und als er ging, sagte er [zu sich selbst]: „Wenn (o) ich einmal (ga , *Potentialis*) S \ddot{o} hnchen ($!g\ddot{o}ab$, *-ro Dimin.*) bekomme ($h\ddot{o}$), will ich den einen ($!guiba$) den „Erstgeborenen“ ($\# g\ddot{u}ro$ *d. erste*) nennen ($tumi$ *so*) und ihm ein Geldst \ddot{u} ck geben, und dem Zweiten (gam $!(e)\ddot{i}ba$) das zweite Geldst \ddot{u} ck geben, und dem Dritten das dritte Geldst \ddot{u} ck geben; und sollte ein Vierter ($haga$ $!(e)\ddot{i}b$) kommen, dann werde ich ihn so — *der Erz \ddot{a} hler macht eine heftige Abwehrbewegung* — mit dieser Kalabas zum Teufel jagen ($\# noa$ *wegschleudern. #g\ddot{o} scheuchen*)!“ So [sprach er].

Da zerbrach ($*k\chi\ddot{o}a$) die Kalabas, er aber wurde von den Buren gefangen ($!k\chi\ddot{o}$).

XXIX.

!Goana gyere !\ddot{u}i k\chi o\ddot{e} !g\ddot{a}guk\chi a.

K\chi o\ddot{e} !g\ddot{a}guk\chi a \chi a i gye !h\ddot{u}n !goana gyere !\ddot{u}ihe. ob gye gaiba !gui ts\ddot{e} biriti ra !ga\ddot{e} o: „tita ra !goa“ ti m\ddot{i}ts\ddot{i} ra !gao\chi a dom. ob gye #k\chi ama: „!\ddot{u} !\ddot{a}ti ra o \chi abe ti r\ddot{a} m\ddot{i} biriti gum \chi abe o!“ tib ta m\ddot{i} h\ddot{i}a go !gao\chi a dom toahe. ts\ddot{i}k\chi a gye !gana \ddot{u} ts\ddot{i} go !g\ddot{u}ng.

Ts\ddot{i} b\ddot{u}rgu doba go s\ddot{i}. ogu gye raisiba tsoro \chi u ts\ddot{i} go s\ddot{a} k\chi a\ddot{i} gaik\chi \ddot{a}. ts\ddot{i}k\chi a gye ra s\ddot{a} h\ddot{i}ati gye !uri gorate go !k\chi \ddot{i} ts\ddot{i} go s\ddot{a} k\chi a\ddot{i} huik\chi \ddot{a}, ts\ddot{i}s gye go toa !h\ddot{o}sa.

— — — — —
Ob gye !aob gye !game k\chi o\ddot{i}s \ddot{i}ba: „!g\ddot{u}ng \ddot{e}ts !aob !ga\ddot{u}s ai s\ddot{i} ti \ddot{o}asa \ddot{u}ba te!“ ti go m\ddot{i}.

Tsīb gye go sī iaob ikχai hīa tsī go tē. os gye: „Iāse nī ikχī“ ti go mī. ob gye: „mabas //(e)īb di Igaīsa #nū?“ ti go mī. os gye: „Iūs ai #nōa Igaīsaī“ ti go mī.

Ob gye hāb go iaoba o go #goberu-gai tsī Iūs ai go doē Iaba tsī Igaīs āba go Igom #ui tsī kχoēsa ūtsī go Iaru.

Übersetzung von XXIX.

Die beiden Brüder, die das Vieh hüteten.

Zwei Brüder hüteten (*Iūi, i. pass. narr.*) das Vieh (*Igoana*) weißer Menschen (*Ihūn, comm. plur.*). Und eines Tages (*Igui tsē*), als (*o*) die Ziegen (*biriti, fem.*) stöhnten (*Igaē*), sagte (*im Particip. praet.*) der Ältere (*gaiba, groß*): „Sie verkünden mir (*tita*) Tod“ (**Igola, verb.*), und schnitt (*Igaoχa*) ihnen die Kehle (*qomi*) ab. Doch der Jüngere (*#kχama*) sagte: „Ach (*o*), sie (*-ti, Pers.-Suff.*) sind dickvoll (*Iā*) gefressen (*Iū grasen*), darum sagen ja (*gum --- o*) doch die Ziegen so!“; aber während (*hīa*) er so (*ti, m. d. Per.-Suff. d. Subj.*) sprach, war jener schon fertig (*toa, i. pass. narr.*) mit dem Kehleabschneiden. Da nahmen (*ū*) sie das Fleisch (*Igana*) und gingen davon (*Igūng*).

Und sie kamen (*sī*) zu (*doba*) Buren. Die aber schütteten (*tsoro*) Reis aus (*χu*) und hießen (*gai*) den beiden (*-kχā, Suff., Dat.-Acc.*) ihn auflesen (*sā kχai*). Doch während (*hīa hat d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) sie auflesen, kamen (*Ikχī*) weiße (*Iuri*) Krähen (*gorate*) und halfen (*hui*) ihnen auflesen, und der Sack (*Ihōsa*) wurde voll (*toa fertig werden*). — — — — —

Hier brach der Erzähler ab und fuhr ohne ersichtlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden fort:

Da sagte der Vater (*Iba*) des Mädchens (*kχoīs*), das die Schlange (*iaob*) zur Frau genommen (*Igame*) hatte: „Lauf und (*ē, m. d. Pers.-Suff. d. 2. pers. masc. sing.*) geh zur Werft (*Igaūs*) der Schlange, mein (*ti*) Kind (*ōasa*) mir (*te, Suff.*) zu holen!“ (*ūba*).

Und der kam hin zur Zeit, als die Schlange fort war (*Ikχai*), und befragte (*tē*) [das Mädchen]. Das sagte: „Gleich (*Iāse*) wird (*nī*) sie kommen!“ Dann fragte er: „Wo (*maba, m. Pers.-Suff.*) sitzt (*#nū*) ihre (*//(e)īb, pron. pers., di, Genitivpart.*) Stärke (*Igaīsa*)?“ „In (*ai*) der Stirn (*Iūs*) sitzt (*#nōa*) ihre (*I, ursp. verb.: gehören, jetzt Possessivendung*) Stärke“, antwortete das Mädchen.

Und als die Schlange kam (*hā*, *m. Pers.-Suff.*), verwandelte er sich (*gai*, *verb.*) in eine Ameise (*#goberu-b*) und kletterte (*doë wandern*, *!aba aufsteigen*) auf ihre Stirn und sog (*!gom*) ihre (*ā*, *Wurzel d. pron. poss.*, *-ba Pers.-Suff. d. Besitzers*) Kraft aus (*#ui*), nahm (*im part. praet.*) das Mädchen und ging heim (*!aru*).

d) Haitsiaibeb-Mythen.

Hai-tsiai-bena wird von den Hottentotten der Sagenkreis des Helden der Vorzeit genannt, dem sie noch vor wenigen Jahrzehnten⁶⁶) in entlegenen Gebieten Grabhügel errichteten (vgl. Totenbräuche, S. 317) in Gestalt von Steinhaufen, auf denen der Vorbeiwandernde einen Stein oder Zweig niederlegte, in der Hoffnung, daß er dafür guten Weg und Wasser fände.

Wenn die Annahme sich bestätigen sollte, daß die Hottentotten später den Haitsiaibeb als Mond an den Himmel versetzten⁷⁸), dann wäre auch der Mond-Mythus (Sage XXX) diesem Sagenkreis einzufügen. Der Wortlaut, in dem ich ihn erzählen hörte, weicht von dem, den Th. Hahn mitteilt, darin ab, daß die Laus, die dort vom Hasen abgefangen wird, fehlt.

Man hat versucht, eine Sagenfigur, die der Hottentott *tsū//goab* nennt, als Ausdruck einer Gottesahnung zu deuten: Mit „Der mühsam (*tsū*) zu Bittende (*//goa*)“ übersetzt Kroenlein⁵⁷) diesen vermeintlichen hottentottischen Gottesbegriff. Eine solche Ableitung ist meiner Überzeugung nach sprachlich unzulässig. Denn der erste Wortstamm lautet, wie ich mich immer wieder überzeugt habe, nicht *tsū*, sondern *tsū*, wie er in *tsui* = verwunden wiederkehrt. Ältere Autoren haben in der Tat nicht *tsū//goab*, sondern *tsui//goab* gehört und aufgezeichnet. Da bei der Bildung zusammengesetzter Wörter der Stärkeakzent, der dem isolierten Einzelwort eigen war, zu Gunsten des neuen Wortakzents häufig verloren geht (s. S. 362), so ist nicht zu entscheiden, ob der zweite Stamm unseres Wortes *//goa* = „bitten“ oder *//go-as* = „Knie“ lautet. Die letztere Auffassung ist aber nach dem, was über die Bedeutung von *tsū* feststeht, bei weitem die wahrscheinlichste. Ich glaube, daß in diesem Punkte dem Sprachforscher Kroenlein der Missionar Kroenlein in den Nacken geschlagen hat, und schließe mich auf Grund meiner Aufnahmen der Ableitung Th. Hahn's an, dem *tsū//goab* so viel wie „Wundknie“ bedeutet: Bezeichnung eines Helden, der im Kampf am Knie verwundet wurde. Ob dieser Held, wie vermutet wird, mit dem oben genannten Haitsiaibeb identisch ist, ist eine andere Frage.

Bei der hohen Verehrung, die den Ahnen gezollt wird, ist es erklärlich, daß der Hottentott beim Namen des „Wundknies“ schwört: „*tsū-//goa-ao!*“

Auch den Ausruf des Erstaunens, unserem „ach Gott!“ entsprechend, „*tsū-||igoatse!*“ habe ich oft gehört.

Als Feind der Menschen figuriert in der Sage XXXI eine Gestalt, die mir die Hottentotten als **#gā-!#gori-b* bezeichneten, weil er einst die Menschen steil (**#gāl, verb.*) herab in eine Grube kopfüber gestürzt (*#gori-*) habe, bis ihm der Schakal das Handwerk legte. Der Unhold ersteht dann vom Tode und rühmt sich seiner Unsterblichkeit. Ich vermute aber, daß die von Bleek mitgeteilte Lesart (in der Haitsiaibeb als der Retter und der Unsterbliche figuriert) die ursprünglichere ist, daß mir also nur noch verschwommene Erinnerungen an den fast schon vergessenen Sagenkreis des Haitsiaibeb zu Ohren gekommen sind.

Den „Herabstürzer“ selbst hörte ich in der Sage nur „*!U-iriseb's Vater*“ genannt werden. Sein eigener Name begegnete mir aber einmal in einer Redensart, mit der sich ein Hottentott gegen eine harte Anrempelung wahrte: „*#gāl!#goribits ga goma a #haimrihe!*“ „Möchtest du doch vom Herabstürzer umgestoßen werden!“ (das Schluß-*i* in *#goribits* ist = *χα* = von, *-ts* = du, *ga* ist Potentialpart., *goma* gibt dem Fluch den Charakter eines Auftrags an den Unhold, *a* ist Präsenspartikel, **#haim* = umstoßen, *-ri* soviel wie „an“ in anstoßen, *he* Passivpartikel).

XXX.

||*Kχāb tsī !ōas tsīra.*

||*Kχāb χα i gye !ōasa gye sīhe: „kχoīna mība ēn tita ra hī kχomi !ō !gā“ tumi !ōasa gye sīhe.*

Os gye !ōasa: „ti !naob ta hī kχ(o)mi goma !ō !gā!“ tsīs gye mī o aχagu χα: „tareë tis ta mī?“ os gye: „tita ra hī kχomi goma !ō !gōro-a-mū“ gye mī.

Tsī gye !aru tsī gye sī. ob gye !kχāba gye tē si; os gye kχom toma hā, #humis go !kχaië #antsī. ob gye !kχāba gye #nau #ari am si.

Übersetzung von XXX.

Der Mond und der Hase.

Der Mond (*!kχāb*) schickte (*sī, wohl im pass. narr., s. S. 392, χα Demonstr.-Part., i Hilfszeitwort, gye gye Verbalpart. d. praeter.*) den Hasen (*!ōasa, fem.*) fort: „Melde (*mī* sprechen, *-ba* hebt eine Beziehung zum

Objekt hervor: melden) den Menschen (*kχoīna*, *comm. plur.*), sie sollen (*ē* und, *imperativisch*, mit *d. Pers.-Suff. d. Subj. -n*, *comm. plur.*), gleich wie (*kχomi*) ich (*tita*) tue (*hī*, *-ra Verbalpart. d. fortschr. Handlung*), vergehen (*||ō*) [und] wiedererscheinen (*!gā*)!“ So (*tumi*) wurde dem Hasen aufgetragen (*sīhe*, *hier wohl echtes pass.*).

Und (*o*, mit *dem weibl. Pers.-Suff.*) der Hase [sagte]: „Wie mein (*ti*) Großvater (*||naob*, *respektvolle Bezeichnung des Mondes*) tut (*ta euphon. für ra*), so vergeht [und] erscheint [auch Ihr] wieder (*Imperativ*)! Das ist mein Auftrag (*goma*, *Interjektion*).“ Als (*o*) er aber (*tsī* mit *Pers.-Suff.*) [so] sprach (*mī*), da [riefen] die Knaben: „**Was** (*tareë*) redest (*ta euphon. für ra*) du (*-s in tis*) da (*ti so*)?“ Da sagte der Hase (*durch das s in os angedeutet*): „Wie ich tue — so lautet mein Auftrag — so sollt [auch Ihr] glotzüngig sterben!“*)

Dann geht er nach Hause (*||aru*, *verb.*) und kommt (*sī*) [zum Mond]. Und der Mond fragte (*tē*) ihn (*si*, *Pers.-Suff.*); er aber schweigt (*spricht kχom*, *nicht toma*), wohl wissend (*†an*, *tsī Verb.-Part. des Particip. praeteriti*), daß (*!kχaië*) er gelogen (*†humi*, mit *Pers.-Suff. des Subj.*) hatte (*go*, *Verb.-Part. des pract.*). Da zerschlug (*†nau schlagen*, *†ari bersten*) ihm der Mond den Mund (*ams*)**).

XXXI.

!Uriseb ība.

!Uriseb īb χa i gye āba kχaohe tsī kχoēna iaēba iaēre gaihe tsī āb !na aoināhe tsī ra !kχā †hubihe, tsī kχoēi ra !kχī o āba ra !kχoē !namibe ūi tsī ra †hā †gāi āb !na.

Ob gye !gui tsē !gīriba !nuiba †kχau iā iāsentsī go !kχī, tsīkχa gye go !kχoē !namibe, tsīb gye go †hā !gīriba tsī !kχanu tsī go !nā !gona tsī go kχau. tsīb gye !gīriba go !aru.

Ob gye !ō tsī gye !gā tsīb gye !naina ra †ū tsī: „!uriseb ī !kχō te re! !naigu gaigu !na !kχō te re!“ ti ra mī tsī: „!uriseb īta !ō gyeta, !ōtsī gye !gāta!“ ti ra mī.

*) Der Hase richtet also, von den Knaben, die auf ihn einreden, verschüchtert, das Gegenteil dessen aus, was ihm der Mond aufgetragen hatte: Wie der Mond untergeht, so sollten auch die Menschen sterben.

!gōb = Stier, *ro* ist Diminutivpart., *a* Hilfszeitwort, *mū* = sehen. !gōro-a-mū bezeichnet den stieren Blick des Toten. Analoge Wortbildungen sind: *tsū-a-mū* = wehäugig, *†hoa-a-mū* = blauäugig, *!goro-a-mū* mit eingefallenen Augen usw.

**) Seitdem haben die Hasen ihre „Hasenscharte“ in der Oberlippe.

Schultze, Namaland und Kalahari.

29)

Übersetzung von XXXI.

Uriseb's Vater.

Uriseb's Vater (*īb*) gräbt (*kχao*, *i. pass. narr.*) eine Grube (*āba*) und läßt (*gai*, *i. pass. narr.*) die Leute (*kχoēna*) Feuerholz (*īaēba*) suchen (*-re* ergänzt den Stamm zum Verb.) und wirft (*ao*) sie in (*īna*) die Grube herunter (*īnā*) und steckt (*īkχā*) sie in Brand (*#hubi anzünden*, *i. pass. narr.*). Und wenn (*o*) ein Mensch kommt (*īkχī*), jagt (*īkχoē*) er mit (*ū*) ihm (*durch d. Pers.-Suff. d. 3. pers. comm. sing. -ī* ausgedrückt) rund um (*īnamibe*, *verb.*) die Grube und stößt (*#hā*) ihn in die Grube hinein (*#gā hincinstecken*).

Aber eines Tages (*gui tsē*) kam der Schakal, nachdem (*tsī. Part. d. partic. praet.*) er sich (*-sen*, *Reflexiv-Part.*) mit Schmalz (*īnuiba*) beschmiert (*#kχau*) und naß gemacht (*īā īā*) hatte; und die beiden (*-kχa*, *Suff. dual. masc.*) jagten im Kreise umher. Da stieß jener den Schakal, glitt aber ab (*#kχanu*) und fiel (*īnā*) [selbst] herunter (*īgonā*) und verbrannte (*kχau*). Dann ging der Schakal nach Haus (*īaru*, *verb.*).

Jener aber kommt um (*īō*) und lebt wieder auf (*īgā*) und ißt (*#ū*) vom Nais-Busch und [singt]: „Begrabt (*īkχō*) mich (*te*, *Suff.*) doch (*re*), mich, Uriseb's Vater (*hier ohne Pers.-Suff.*)! Begrabt mich in großen (*gai*, *m. d. Pers.-Suff. d. zugehörigen Subst., weil nachgestellt*) Nais-Büschen!“ „Ich (*-ta*, *Suff.*), Uriseb's Vater, bin umgekommen. [aber obschon] umgekommen, bin ich lebendig!“

e) Tiersagen.

Der Glaube, daß gewisse Menschen die Fähigkeit haben, im Schlafe sich in Tiere zu verwandeln, als solche unerkant herumzuschweifen und ihnen sonst Verborgenes zu beobachten, ist nicht selten anzutreffen.

Die Fähigkeit, beliebige Tier- und Menschengestalt anzunehmen, besitzt auch das Fabelwesen, das die Hottentotten *īgaūa-b* nennen. Sie stellen es sich in Menschengestalt vor, als hautüberzogenes Gerippe mit armlangen Füßen. „So schnell wie eine Flamme aus der glimmenden Asche aufflackert und erlischt“, so schnell tritt, wie mir ein Knabe sagte, das Wesen des Nachts in eine Hütte und raubt ein Kind. Es eilt mit ihm in eine Höhle, die es in lockeren Boden gegraben hat, und reitet auf seiner Beute, bis sie im Staub erstickt ist. Tagsüber kann der *īgaūa-b* auch Tiergestalt an-

nehmen. Ein solcher Klippbock, Schakal oder was es sonst sein mag, flieht nicht, denn er ist unverletzlich. In Menschengestalt erscheint das Wesen dem Menschen nur von fern, da er trotz aller Verkappung an seinen Gesichtszügen erkannt werden würde.

Der Schwerpunkt der hottentottischen Tiersagen liegt aber nicht in diesen willkürlichen, mit dem Tierreich nur lose verknüpften Phantasien, sondern liegt in der individuell scharf durchgeführten Charakteristik der Tiere und in der Übertragung der hier gezeichneten Züge auf menschliche Typen. Weil sich der Hottentott in diesen Tierbildern als feiner Beobachter seiner selbst zu erkennen gibt —, weil er in der Art, wie er die Erzählung auslaufen läßt, seiner moralischen Wertschätzung der einzelnen Typen klaren Ausdruck gibt —, weil er sich endlich hier aus keinerlei ängstlichen oder utilitarischen Rücksichten zu verkappen braucht —, deshalb sehe ich in diesen Sagen den reinsten Spiegel seines innersten Wesens.

Unter den Tieren, hinter deren Worten und Handlungen der Hottentott sich selbst versteckt, nimmt der Schakal eine hervorragende Stellung ein. Allen anderen an Klugheit überlegen, treibt er mit dem Stärksten wie mit dem Schwächsten sein überlegenes Spiel. Als Sinnbild der Dummheit wird ihm die Hyäne gegenübergestellt, mit ihr darf er sich jeden schlechten Witz (Sage XXXII und XXXIII), auch Betrug (XXXIV) erlauben, soweit der Übergriff nicht gegen Pietätsgefühle, die auch dem Blöden zugebilligt werden, verstößt (XXXV).

Die Hinterlist des Schakals wird besonders da mit Erfolg gekrönt, wo sie mit persönlichem Mut verknüpft ist (XXXVI) oder mit der Feigheit des Gegners (XXXVII und XXXVIII), hier des verhaßten Leoparden oder des harmloseren Pavians, geschickt rechnet. Wo die Beschränktheit des Gegners mit Habsucht gepaart ist, wie in dem Abenteuer des Schakals mit den Buren (XXXIX), läßt man den schlaunen Fuchs im letzten Moment noch glücklich sich aus der Schlinge ziehen. Wo in Unentschlossenheit (XI) oder in schlecht angebrachter Milde halbe Maßregeln angewandt werden (wie es vom Missionar in Sage XLI erzählt wird), schenkt man dem Schakal die Strafe selbst für Betrug, Mord und Diebstahl. Aber man gönnt dem alten Spitzbuben auch einmal eine Tracht Prügel, wenn er in Vorwitz und Eitelkeit sich an das Erdmännchen heranmacht (XLII) oder wenn er der Flamingofamilie gegenüber allzu selbstherrlich auftritt (XLIII).

Der Schakal hat uneingeschränkt die Sympathie des Hottentotten, wo er als der Verfolgte der Übermacht des Stärkeren (des Löwen) sich zu ent-

ziehen weiß (XLIV u. XLV); noch mehr da, wo er sich für persönlich erlittene Unbill rächt (XLVI); am meisten da, wo er gleichzeitig als Rächer und Wohltäter aller Schwachen die Gewaltherrschaft des Stärkeren bricht (XLVII).

Von der humorvollen Seite wird die Schlaueit des Schakals angesehen, wo er als Schiedsrichter und Befreier zugleich der Schlange und dem Stachelschwein eine Lehre gibt (XLVIII).

Als Don Juan tritt der Schakal mit wechselndem Glück auf: mit Erfolg in der schlüpfrigen Sage XLIX, als der Hereingefallene in der Sage I, wo er sich in die Sonne verliebt.

Nächst dem Schakal ist der Löwe in den Sagen am schärfsten charakterisiert und vermenschlicht. Er wird überall mit Haß oder Spott überschüttet. Verhaßt ist er seiner Roheit wegen, die ihn zum Mörder seiner eigenen Kinder aus der Straußenehe macht (LI), und seiner Gewalttätigkeit wegen, die selbst dem friedlichen Pavian die Nachbarschaft verleidet (LII). Seine Strafe ereilt ihn dafür um so leichter, je mehr er sich über die anderen erhaben dünkt: selbst die kleine Aro-Eidechse führt ihn an der Nase herum (LIII). Dabei ist er so lüstern, daß er sich nicht scheut, Krankheit zu simulieren, um die Masseuse zu vergewaltigen (LIV).

Auf seine Macht ist er lächerlich eingebildet, hält sich für unüberwindbar. Vom Straußen (LV) und selbst von der kleinen Steenbock-Antilope (LVI) muß er sich eines Besseren belehren lassen. Seine Anmaßung zahlt ihm der Silberschakal so gründlich heim, daß seiner Scheinautorität schließlich aller Nimbus genommen wird (LVII).

Das Thema vom Triumph der List und Geschicklichkeit des Schwachen über die plumpe Übermacht des Stärkeren wiederholt sich in den Hottentotten-Sagen in immer neuen Variationen und Tierbildern. Eine der besten Sagen, die uns nach den verschiedensten Richtungen hin tiefe Einblicke in das Gemütsleben der Hottentotten gibt, ist die Sage I.VIII, die von der Fliege und dem Elefanten handelt. Wie ferner sich das Erdmännchen der Tyrannei des Dickhäuters entledigt, wird bei aller Vermenschlichung der Verhältnisse doch eng im Anschluß an die Lebensweise des Tierchens erzählt (LIX).

Wie im Vorhergehenden die Fliege und das Erdmännchen, so spielt in den beiden folgenden Sagen ein etwa amselgroßer Vogel, *gā-tsi/ha-mabes* genannt, die Rolle der schwachen, aber ihrer Klugheit wegen im Kampfe überlegenen Partei. Hier befreit das Tierchen, das in der Gestalt eines jungen geweckten Mädchens auftritt, sich und die Seinen von der Plage

der Riesenschlange (LX), dort rettet ihre Aufmerksamkeit und List die Mädchen vor den Mordplänen des Honigdachs und seiner Kumpane, die nach der brummenden Riedmusik des Mistkäfers mit jenen zu Tanze gehen (LXI).

So hilft auch der Schildkröte eine einfache (ähnlich ja auch von unserem Swinegel dem Hasen gegenüber angewandte) List zum Sieg im Wettlauf über den Strauß (LXII). Selbst die Riesen-Antilope, das Eland, muß seinen Hochmut der Schildkröte mit dem Leben bezahlen (LXIII). Daß in die Hände des Schwachen oft eine wichtige Entscheidung oder Wendung gelegt ist, kehrt, wie in den Bergdamara-Abenteuern, so auch in der LXIV. Sage wieder.

Den Schluß mögen vier Sagen bilden, die teils plump-naiv, teils mit etwas mehr Aufbietung von Phantasie, lediglich als Illustration gewisser Eigentümlichkeiten im Äußeren oder in der Naturgeschichte einiger Tiere (Zebra, Leguan, Pavian etc.) aufzufassen sind (Sage LXV bis LXVIII).

Um Erklärungen in den Übersetzungen zu sparen, seien hier die Tiere, die in den Sagen figurieren (die nur beiläufig erwähnten, selbst nicht handelnden, eingeklammert) kurz und meist in vereinfachter Schreibweise zusammengestellt. Im Register am Schluß des Buches ist zu finden, in welchen Sagen die einzelnen Tiere auftreten.

1. *Elephas africanus* (Blumenb.), der Elefant, #kχoab.
2. *Giraffa capensis* (Lesson), die Giraffe, !naib.
- (3.) *Procavia (Hyrax) capensis* (Pall.), der Klippdachs, !aüb.
4. *Taurotragus oryx* (Pall.), die Eland-Antilope, !kχans.
- (5.) *Antidorcas euchoe* Zimmerm., der Springbock, //güb. Sagenname: #häëb.
6. *Rhaphiceros campestris* (Thunberg), der Steenbock, !aris.
- (7.) *Ovis aries L. platyura*, das Fettschwanzschaf, gub.
8. *Bos taurus L.*, das Hausrind, gomab.
9. *Equus zebra L.*, das Zebra, !goreb.
- (10.) *Equus caballus L.*, das Pferd, hāb.
11. *Felis leo L.*, der Löwe, χami. Sagenname: gai!gāba d. h. „Großrücken“.
12. *Felis pardus L.*, der Leopard, !garub.
13. *Canis mesomelas* Schrbr., der Schakal, !gīrib. Von der Hyäne der Sage seines gelben Pelzes wegen „mein Bruder Fahl“, ti !gā !haisetse, angeredet. Das Schakal-Kind hat in der Sage den Eigennamen üsgyeb.

14. *Hyaena brunnea Thunberg*, die braune Hyäne, *#hīras* (speziell **#nūbe #hīras*), vom Schakal der Sage ihrer Haltung beim Laufen wegen „meine Schwester Spitzlauf“, *ti !gā #gōbese*, genannt.
 15. *Vulpes chama (A. Smith.)*, der Silberschakal, *!kχamab*, Jägername: **#gaihetoma·b* (s. S. 283), rätselhafter Sagenname: **hoagyē-!gā·hākχoisōab*, d. h. der Sohn (*ōab*) der Schwester (*!gās*, *kχois* Weib) aller (*hoa*) [Menschen] (*gye* und *hā* Verbalpartikel).
 16. *Felis caffra Desm.*, die Wildkatze, *!hōab*.
 17. *Mellivora ratel (Sparrm.)*, der Honigdachs, *!harebab*.
 18. *Cynictis penicillata (G. Cuv.)*, die Mierkatze, das Erdmännchen, *!ēb* (speziell: **!uri!ēb*.)
 - (19.) *Canis familiaris L.*, der Haushund, *arib*.
 20. *Hystrix africae-australis (Peters)*, das Stachelschwein, *!noab*.
 21. *Lepus*, der Hase (s. S. 285), *!ōas*.
 22. *Papio porcarius (Boddaert)*, der Pavian, *!nērab*.
-
23. *Struthio australis L.*, der Strauß, *!amib*. Rätselhafte Sagenamen: *hubais* und *hīngatu·bus*. Eigenname des Straußenkindes der Sage: *batsibab*.
 24. *Saxicola pileata (Gm.)*, Kochlar, **gātsin!hamabes*.
 - (25.) *Numida spec.*, das Perlhuhn, *!kχinas*.
 26. *Phoenicopterus*, der Flamingo, *fala·migob* (entlehnter Name, wie es scheint auch auf einen Reiher des Binnenlandes angewandt).
 27. *Gallus domesticus Boiss*, das Haushuhn, *hūnors* (entlehnt).
 28. *Corvus scapulatus Daud.*, Weißkrähe, *gorab* oder *!uri gorab*.
-
29. *Python sebae*, die Riesenschlange, **gā!aob*. Die Rudimente der hinteren Extremitäten dieses Tieres sehen die Hottentotten für Hoden an und nennen daher die Riesenschlange auch **go!ma·#kχa·raseb*, d. h. „der mit den Ochsenhoden“. Alte Leute hörte ich die Riesenschlange **!ga·!nigyen!gū!b* nennen, weil das Tier sein Opfer erdrückt (*!ga!ni*) und weil ihm die „Hoden“ hinten wie ein Schurz (*!gū!b*) anhängen.
 30. *Psammophis notostictus Peters*, die Schippschlange, *sanugyē·aseb*.
 31. *Varanus spec.*, der Leguan, *!no!na·b*, **!nareb* im Bergdamara-dialekt.

32. *Agama spec.* (*A. atra* Daud. oder *A. planiceps* Peters), Aro-Eidechse, *ɟaro-b*.
33. Eine der Gattung *Scapteira* verwandte Lacertide, *ɟgabestau-b*.
34. *Pelomedusa galeata* (Schoepff), eine in schlammigem Wasser lebende und wohl daher übelriechende Schildkröte. Allgemeine Bezeichnung für Schildkröte ist *ɟkχuri-b*.
35. *Batrachia anura* verschiedener Gattungen, soweit sie unter den Sammelbegriff Frosch, *ɟgū·ɟtsiɟgū·ɟbes*, fallen.



Canis mesomelas Schrbr., der *ɟgī-rib* genannte Schakal.

36. *Muscidae* verschiedener Gattungen, soweit sie unter den Sammelbegriff Fliege, *ɟgīna·s*, fallen.
37. *Orthoptera* verschiedener Gattungen, soweit sie unter den Sammelbegriff Heuschrecke, **ɟnāɟaʉts*, fallen; ihrer Hüpfbewegungen wegen werden die Heuschrecken mit einem Mädchen verglichen, das tanzt (*ɟnāɟ*) und rast (**ɟaʉ*).

38. *Orthoptera* aus den Familien der *Hetrodidæ* und *Stenopelmatidæ*; zu letzteren gehört die *Ikχu-nitsiIkχu-meb*, d. h. „Völlerbauch“, genannte *Maxentius*-Art.
39. *Coprophage Lamellicornier* aus der Gruppe der *Scarabaeinae*, Arten von „Mistkäfern“. Der Mistkäfer wird *χau-tsiIga-Imabeb* genannt, nach seinen Wühlbewegungen im Mist: Er schmiegt sich dem Mist (*χaub*) so an, wie man sich nachts dicht an das Feuer legt (**IgaIma*). Sein brummender Flügelton wird in der Sage dem Baß der Riedpfeifen verglichen. In der Sage figurirt der Mistkäfer unter dem Namen *#anagyeg#gaieb*.
- (40.) *Formicidæ*, Ameisen, *#goberu-gu*.

XXXII.

#Goberugu gomara gye ū Igirib tsī #hīras tsīra.

#Hīras tsī Igirib tsīra χa i gye Igoana ra Iūihe tsīra gye Ikχūti doba go sī tsī hairana go hare.

Os gye: „ti Igā Ihaisetse, Igoana gō re!“ ti ra mī. ob gye ra gō tsī: „Ihaū Igoē“ ti ra mī, bēn hā Igoana χabe. tsīb gye: „ti Igā #gōbese, tita go #aī χūē #aīs go?“ ti go mī. os gye: „#aīta go“, ti go mī. ob gye: „hām goman χa ōa ē Igūng #āgu!“ ti go mī.

Tsīra gye go Igūng tsī Iuri gomas tsī #nū gomas ra tsīra go hō. ob gye Igiriba: „Iuris gye tisa“, ti go mī, os gye #hīrasa: „#nūs gye tisa“, ti go mī, tsīra gye go #ā. tsī #hīrasa Iā kχōra Ina a Igū #nūihe tsī a saīhe tsī gauga āba χorohetsī āb Ina ra tsorohe. tsī #hīrasa Ihai Iganrora tsī Iūb tsīna ra māhe. os gye: „ti Igā Ihaisetse, taēi χa Ināti tsā Inūiē?“ ti go mī. ob gye: „kχa ti Igāse, Inaū Iā tomata hā Inūi i gye“ ti go mī.

Tsī gye #goberuga go mū Igoaχa tsī āb Ina sī go #gā. tsīgu gye go Ikχī tsī go mū gomara di kχōkχa tsī haiti Ikχa go #nau si. os gye: „ti Igā Ihaisetse, #nau-Ikχā Igaī te toma i tsīts ga χaē-Ikχā Igaī te o!“ tsīs gye Ihūsa go nā Ihū tsī go mū #goberugu a Ikaīē, tsī go Ihai-nī.

Tsīb gye Igiriba #aros Ina Iharisen tsī Ikaōē-nī ts go hā o go #gai si tsīs gye go Ikχī. ob gye: „tita tsīn gum goro #nauhe o!“ ti go mī #āba #χoro mūtsī.

Tsī gye I(e)ira gye go Igūng tsī hāna go hō. ob gye #kχam hāba Iommi Igoē hīa go #nūi Iao Ihaūb Ikχa tsī #hīrasa go Igaī #nūi tsī I(e)iba gai hāba go Ikaō tsī #hīrasa: „sasa kχoīn Ikχaiba ū Igaī!“ ti go mī, „ēta

tita kχoën hāba ū !gabi!“ ti go mī tsī go bē. tsīs gye #hīrasa #kχam hāb
 χa hān di !harab !na sī go uri ūhe. tsīs gye go !kχōhe tsī #nauhe tsī go
 !gūng gaihe.

Übersetzung von XXXII.

Der Schakal und die Hyäne, die zwei Kühe der Ameisen wegnehmen.

Die Hyäne und der Schakal hüteten (*jūi*, *i. pass. narr.*) das Vieh (*igoana*, *comm. plur.*). Und sie kamen (*sī*) an (*doba*) Dornbäume (*!kχūti*) und suchten sich (*hare*) Hairaharz. Da sagte die Hyäne: „Mein Bruder Fahl, sieh (*gō*) doch (*re*) nach dem Vieh!“ Da sieht der Schakal zu und sagt: „Es liegt (*!goë*) im Schatten beisammen“ (*!haū*, *verb.: Zusammenkommen des Schatten suchenden Viehs in den heißen Tagesstunden*). So sagte er, obwohl (*χabe*) das Vieh fortgelaufen (*bē*, *m. d. Pers.-Suff. d. comm. plur.*) war, und fuhr fort*): „Meine Schwester Spitzlauf, hattest du (*-s weibl. Pers.-Suff. hinter #aī denken*) im Sinne, was ich im Sinne hatte?“ Und die Hyäne antwortete: „Ich hatte es im Sinn“. Darauf der Schakal: „Laßt (*hā*) uns (*-m, entstanden aus im, Suff. 1. pers. dual. masc.-fem.*) denn das Vieh suchen (*ōa*) und (*ē*) weggehen, miteinander (*-gu*) zu schlachten (*#ā***)!“

Dann gingen die beiden und fanden eine weiße (*juri*) und eine schwarze (*#nū*) Kuh. Da sagte der Schakal: „Die weiße ist mein“ (*ti*, *Stamm d. 1. pers. d. pron. pers., -sa Adj.-Endg.*), und die Hyäne sagte: „Die schwarze ist mein“; dann schlachteten die beiden. Nun legte (*#nūi*, *i. pass. narr.*) der Schakal die Hyäne unter (*!gū zudecken*) die nassen (*!ā*) Felle***) (*kχōra*, *dual. fem.*), kochte (*saī*, *i. pass. narr.*) [das Fleisch aus] und schüttete (*tsoro*, *pass. narr.*), nachdem (*tsī Verb.-Part. des particip. praeteriti hinter χorohe*) er ein Loch (*āb*) gegraben (*χoro*, *i. pass. narr.*) hatte, die Fettstücken (*gauga*, *masc. plur.*) in (*!na*) das

*) Dieses Zwiegespräch (vgl. Sage XXXV), in welchem zwei Hallunken, jeder mit derselben Schlechtigkeit im Sinn, gegenseitig sich vorsichtig sondieren, ohne sich doch zunächst etwas vergeben zu wollen, ist charakteristisch für den verschlagenen Charakter des Hottentotten.

**) *#agu* hat auch die Bedeutung „einen Hochzeitsbraten schlachten“. In diesem Sinne ist das Wort auch hier zu verstehen; die später folgende Aufforderung der Hyäne zum Coitus knüpft daran an. Der Schakal tritt in den Sagen stets als Mann, die Hyäne mit wenigen Ausnahmen (z. B. in Sage XXXIV, wo sie als dummer Bräutigam figuriert) als Weib auf.

***) Nachdem er ihr eingeredet hatte, sie sei krank und müsse sich deshalb der üblichen Fell- einwicklung (s. Kapitel Medizin, S. 223) unterziehen.

Loch [um sie zu unterschlagen]. Dann gibt (*mā*, *i. pass. narr.*) er der Hyäne zwei kleine magere (*ihai fahl, saftlos*) Fleischstückchen (*llgani Fleisch, -ro Dimin., -ra dual. fem.*) und Pisse (*iüb*). Da sagte sie: „Mein Bruder Fahl, nach (*χa von*) was (**taëi = tareë*) schmeckt (*tsā*) denn das Schmalzzeug (*llnūië, comm. sing.*) so?“ (*llnāti*). Darauf der Schakal: „Ach (*kχa*) meine Schwester, ich (*-ta*) verstehe (*llnaū hören, jā offen darlegen*) nicht (*toma*), was es mit dem Schmalz ist!“

Jetzt sah der Schakal die Ameisen (*#goberugu*) herankommen*) und schlüpfte (*sī gehen, #gā hineingehen*) in das Loch. Da kamen sie und sahen die Häute der beiden Kühe und schlugen (*#nau*) die Hyäne (*si, Suff.*) mit (*lkχa*) Stöcken (*haiti*). Da rief sie: „Bruder Fahl, meinen Leib (*lkχā*) schlagen, tut mir (*te Suff.*) nicht gut! (*lgaī*,

*) Mit dem Viehraub des Schakals und der Hyäne bringen die Hottentotten die Gestalt eines Geradflüglers, den sie *lkχu-nitsillkχu-meb* nennen, in Zusammenhang: Als die Ameisen den Diebstahl bemerkten, riefen sie alle streitbaren Männer zur Verfolgung zusammen. Die Heuschrecke aber



Maxentius Stal spec., aff. pinguis Wilk. ♀ (Stenopelmatide) $\frac{1}{10}$ nat. Gr.

erwiderte: „*nēta ra hā tsī lgōan doba llhao dain χa ra ā!*“ „Ich bleibe hier und trinke bei den Kindern von der Milch der Blumenzeit!“ (Zeit der besten Weide). Zur Strafe dafür ist sie so unmäßig dick geworden, daß sie als „Völlerrauch“ (**lkχuni = im Übermaß trinken, llkχums = Bauch*) bis zum heutigen Tage nur mühsam im Sande kriechen (s. Figur) oder auf den Dornbaum klettern kann.

verb.), aber vögeln (*χαι*, *Coitus vollziehen*) magst (*ga*, *Part. de potent., -ts Suff. masc.*) du meinen Leib, ja (*o*, *Interj.*) das ist mir angenehm!“ Dann biß (*nā*) sie ein Loch (*||hūsa*) durch (*||hū durchlochen*) [die Häute] und sah nun, daß (*!kχaiē*) es die Ameisen waren (*wörtl.: sind a*), und entfloh (*||hai-nī*).

Der Schakal aber ritzte sich selbst (*!hari etw. auftrennen, -sen Refl.-part.*) im Rasenkibusch (**#aros*), und als (*o*) die Hyäne vorbei (*ī*, *verb., mit Pers.-Suff.*) eilte, rief (*#gai*) er sie, und sie kam. Darauf der Schakal: „Ja (*gum - - o*), ich (*tita*, *pron.*) bin auch (*tsī und, m. d. Pers.-Suff. d. comm. plur.*) geschlagen worden!“ So sagte er, nachdem (*-tsī*, *Part. d. partic. pract., hinter mū*, *Augen*) er die Augen mit Speichel (*#āba*) eingeschmiert (*#χoro*) hatte*).

Dann gingen die beiden (*||e)īra*, *Pron. 3. pers. dual. masc.-fem.*) und trafen (*hō*) auf Pferde (*hāna*, *comm. plur.*). Und das junge (*#kχam*) Pferd machte der Schakal mit dem Riemen (*!haūb*) fest (**#nūi !ao*, *den Nacken setzen*), während es dalag (*||goē*) und schlief (*||om*, *mit d. seltenen Suff. d. 3. pers. masc. sing. -mi*), und packte (*!gai binden, #nūi setzen*) die Hyäne darauf. Er selbst (*||e)ība*, *Pron. pers.*) aber fing (*!kχō*) das große (*gai*) Pferd und sagte zur Hyäne: „Du (*sasa*, *Pron.*) reitest (*!gabi*) dahin (*ū längs*), wo keine Menschen (*kχoin*, *comm. plur.*) sind (*der Relativsatz ist im Hott. substantivisch ausgedr. durch !kχaiā = nichts, mit angehängtem Suff. d. 3. pers. masc. sing. -ba*). Laß (*ē*) mich (*-ta Suff. und tita pron.*) dahin reiten, wo Menschen sind!“ (*ebensfalls substantiv. ausgedrückt durch Anhängen d. Pers.-Suff. an das Verb. hā = sein*). Sprach's und lief weg. Die Hyäne aber wurde von (*χa*) dem jungen Pferd in den Pferde-Kraal (*!harab*) abgesetzt (*wörtl.: kam sī*, *mit ū*, *gesprungen uri*, *worden -he pass.*). Da wurde sie gefangen und geprügelt und fortgejagt (*geheissen gaihe*, *zu gehen*).

XXXIII.

#Hiras tsī !gīrib tsīra !nanuga gye uri !gāra.

#Hiras tsī !gīrib tsīra χa i gye !aub !na ra hā hīa !nanuga go !hao.
ob gye: „ti !gā #gōbese, !nāgu gye gauga go !kχī, hūgyem uri !gā!“ ti go
mī tsīb gye: „tita gye aibe nī uri ēs ēχase #hē te, tita tsīn nī ēχase #hē
si χūigye!“ ti go mī.

*) Um Tränen vorzutäuschen.

Tsīb gye go uri os gye go ēχase #hē bi. tsīs gye #hīrasa go uri. ob gye hās go !goasi: „!ī, !nam, !kχūi go !kχā te hūgye!“ ti go mī. tsīs gye go !nā #hīrasa tsī !gobus !na go !oë.

Tsēs gye #hīrasa !garusa !nūsa.

Übersetzung von XXXIII.

Die Hyäne und der Schakal springen hinter den Wolken her.

Als einst (*hīa*) die Hyäne und der Schakal, die beiden (*tsīra*) im (*!na*) Feld (*!aub*) waren, kamen Wolken (*!nanuga*) auf (*!hao, verb.*). Da sagte der Schakal: „Meine Schwester Spitzlauf (*s. S. 45f.*), dort (*!nā, m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. masc. plur.*) sind Fettballen (*gauga, masc. plur.*) erschienen (*!kχī*), darum (**hūgye, mit d. Pers.-Suff. -m, 1. pers. dual. masc.-fem.*) laß uns hinterher (*!gā*) springen (*uri*)!“ So sagte er und fuhr fort: „Ich (*tita, Pron.*) werde (*nī*) zuerst (*aibe*) springen, und (*ē, m. d. Pers.-Suff. d. angered. Person*) du fängst (**#hē*) mich (*!e, Suff.*) hübsch (*ēχase, Adv.*) auf, denn (*χūigye*) dann will ich dich hübsch auffangen!“

Dann sprang er, und sie fing ihn gut auf. Dann sprang die Hyäne. Als (*!goasi*) sie aber herunterkam (*hā*), rief der Schakal: „O weh! (*!ī, Interj.*) warte! (*!nam*) ein Dorn (*!kχūi, comm. sing.*) hat mich gestochen (*!kχā*), darum [warte]!“ Da fiel (*!nā*) die Hyäne zu Boden und verrenkte (*!oë*) sich im Hüftgelenk (*!gobus*).

Seit dem Tag (*tsēs*) ist die Hyäne stummelbeinig*) (*!garusa, adj., !nūsa Bein*).

XXXIV.

#Hīrab hīa gye !gameba.

#Hīrab χa i gye gye !gōasa #ganhe tsī #gan toahe i gye o gomate go ōahe !gū#ā ūhe nīte. tsī gye gomate !kχa !goaχa hīakχa gye go !hao !gīrib tsīkχa. „!malīts garu ū gomana?“ — „!gameb ātab !gaota garu ū gomati gumo!“ ti go mī. ob gye: „tsī hoa !nanite ra #āhe?“ tumi go tē, ob gye: „a“ tumi go !eream. ob gye !gīriba: „!gūngta nī tsī !nā !gū#āb goman χa sī nī ō!“ ti go mī, tsīkχa gye go !gūng.

*) Verfolgt man die Spur einer flüchtigen Hyäne, so sieht man zuweilen, daß das Tier mit dem linken Hinterfuß den Boden kaum berührt hat; statt einer Fährte ist nur eine leichte Schramme im Sand zu sehen. An diese Beobachtung knüpft die Sage an.

Tsī //gaūs *igūse sī go* //om *tsīb gye* //goas *go* //goa *o* *igiriba* //goro *ra* //aëgu *haisa go maī tsī*: „*nē sirisata gum igūng* //oa *o!*“ *ti go mī tsī*: „*uītsaba i gye* //ō *hāē nī aba!*“ *ti go mī*. *ob gye*: „*abasen hā!*“ *ti go mī* #*hīraba*.

Tsīb gye: „*o kxa dā+nūin* *χata dī re!*“ *ti go mī*, *ob gye*: „*dī* //naī!“ *ti go mī*. *o i gye*: „*o kxa* //haūn *χata dī re!*“ *ti go mī*, *ob gye*: „*dī* //naī“ *ti go mī*. *o i gye*: „*o kxa* //nabaī *χata dī re!*“ *ti go mī*, *tsīb gye*: „*dī* //naī!“ *ti go mī*, *tsīkxa gye go igūng*.

Tsī go sī. *ob gye sīkxa go o* *hoa* //kχākχa *ai go* //ham *bi*. *ob gye go* //kχoë *bē* #*hīraba tsīb gye* //iriba //kχoëb *garu hīa go* //uri *tsī*: „*mūs go* //dāb *dī hāb hīa gye* //haob //na *a* //kχoëba *sasa ra* //game?“ *ti go mī*.

Tsīb gye //iriba *gye* //kχoësa //game.

Übersetzung von XXXIV.

Als die Hyäne Hochzeit machte.

Die Hyäne hatte um ein Mädchen (*igōasa*) geworben (#*gan*, wie *d. folgenden Prädik. i. pass. narr.*), und als (*o*) sie die Werbung zustande gebracht hatte (*toa*), suchte (*ōa*) sie Kühe (*gomate*), um (*nī*, *fut. part.*, *m. d. Pers.-Suff. d. Obj.*) sie zur Hochzeit zu schlachten (wörtl.: *Kühe, die sie zum Hochzeitsschlachten, igū+ā, nehmen, ū, würde*). Und während (*hīa*, *m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz -kxa, dual. masc.*) sie mit (*ikxa*) den Kühen ankam, traf sie mit dem Schakal zusammen (wörtl.: *trafen die beiden ... zusammen, hao*). „Wohin (*maī*, *m. d. Pers.-Suff. d. angered. 2. pers. masc.*) wanderst (*garu*) du (*-ts*) mit (*ū*) den Rindern?“ (*comm. plur.*) [fragte der Schakal]. „Für (**igao*, *m. d. Pers.-Suff. d. Subj. -ta, ich*) meine (*ā* *Wurzel d. pron. possess., -ta Pers.-Suff. d. Besitzers, -b Pers.-Suff. d. Besitzes*) Hochzeit (*igameb*) [Alles herzurichten], ja (*gumo*) darum wandere ich mit den Kühen!“ erwiderte sie. Dann fragte (*tē*) der Schakal so (*tumi*): „Und werden sie alle (*hoa*) sechs (*inani*, *m. Pers.-Suff.*) geschlachtet?“ Und sie antwortete (*iream*): „Ja!“ (*a*). Darauf der Schakal: „Ich will [mit-] gehen (*igūng*) und von (*χa*) dem Hochzeitsschlacht-Vieh essen!“ (*kommen sī, zu essen ō*). Dann gingen die beiden.

Und nahe (*igūse*) bei der Werft (*igāūs*) gingen sie schlafen (*//om*), und als der Morgen (*//goas*) anbrach (*//goa*), steckte (*maī*) [sich] der Schakal ein Holz[-pflöckchen] (*haisa*) mitten zwischen (*//aëgu*) die

Zehennägel*) (*||goro*, *Suff. fehlt*) und sagte: „Ja (*gum---*o), nun (**nē sirisa*) kann ich nicht (*||oa*, *verb.*) gehen!“ und fuhr fort: „Der Lebendige (*ūitsaba*) soll (*nī*) aufhucken (*aba*), was (*-ē*, *Pers.-Suff. comm. sing.*) tot (*||ō*) ist!“ (*hā*). Da sagte die Hyäne: „Komm (*hā*), huck dich auf“**).

Darauf der Schakal: „Ach (*o*), dürfte (*re*, *Optativpart.*) ich [mir] doch (*kχa*) Steigbügel (**dā treten*, *†nūi setzen*, *durch d. Pers.-Suff.*, *hier comm. plur. -n*, *zum Substantiv verbunden*. *χa*, *Demonstr.-Part. mit Pers.-Suff. d. Subj.*) machen!“ (*dī*). Und jene erwiderte: „Nun so mache sie [dir] denn!“ (*||naī*). Und [nach einer Weile] sagte der Schakal: „Ach dürfte ich mir doch Zügel (*||haūn*) machen!“ — „Ei, so mache sie dir!“ erwiderte jene. Und weiter bat der Schakal: „Ach, könnte ich mir doch eine Peitsche (*||nabaī*, *comm. sing.*) machen!“ — „So mach sie dir!“ erwiderte jene. Dann gingen die beiden.

Und sie kamen an. Als (*o*) sie aber ankamen, schlug (*||ham*) der Schakal die Hyäne (*durch d. Pers.-Suff. -bi ausgedr.*) auf alle beiden Seiten (*||kχākχa*, *dual.*). Da entfloh (*||kχoē bē*) sie, und während sie davoneilte, sprang (*uri*) der Schakal ab und sagte [zur Braut der Hyäne]: „Hast du (*-s*, *Suff. 2. pers. sing.*) gesehen (*mū*), daß du (*sasa*, *pron.*) auf dem besten Wege warst (*ra*, *Part. d. fortschr. Handlg.*), meines Vaters (*dābāb*, *di Genitivpart.*) Pferd (*hāb*), das (*zeitlich durch hīa gegeben*) im (*||na*) Weidefeld (*||haob*) fortgelaufen war, zu heiraten?“

Und der Schakal heiratete das Mädchen.

XXXV.

||Girib tsī †hīras tsīra ||gūra gye ||gamra.

||Girib tsī †hīras tsīra χa i gye ||gūra ||kχa hāhe, tsīra gye ||gūra gomara go ||nari. tsīn gye go †ā ora gye †kχarisera ra hō ti †aī hā tsī ||gūra go naus †hīrasa ||aēre, ||gīrisa ||gama ti ra go hī o go ||abe: „ti ||gā †gōbese, tita go †aī ga †aīs go?“ ti go mī. os gye: „†aīta go, ti ||gā ||haisetse!“ ti go mī. o i gye: „sasa saos ||kχa ||gūng ēs ||gam si ēta tita ais ||kχa ||gūng tsī ||gam si ēm ||guri ō ||gana.“ ti go mī. tsīra gye go ||gūng ū ||gūra.

Os gye †hīrasa ||gūsa sī go ||gam ob gye ||gīriba ||gūsa sī go saū tsī ||gamab ta gōse gauga hā ra mā. os gye ||gui tsē †hīrasa go ||gama, os gye ||(e)īs ōab ti †aītsī go ||kχoē †oaχa. os gye go †hīrasa ||gam si tsī go ||aru.

*) Um vorzutäuschen, er habe sich einen Dorn eingetreten und sei nun lahm.

**) Der Schakal läßt sich von der Hyäne Hucke-Pack tragen.

Tsīs #hīrasa sī hā hāb gye go !kχī !gīriba tsī !kχaba go !gama tsī go sī !ōs !goē !kχaiβ ai. „ais!“ tumi go #gai, ob gye #hīras go hā hā i χuiao: „#hīras!“ ti mītsī χabaga χu tsī go !aru #ora.

Tsīb gye ra iā ā. os gye: „ti !gā !haisetse, tareētsa āba?“ ti mītsī ra aī. ob gye !uiba ūtsī oms !gāb ai go ī tsī go #gabe !ūris si tsī go !kχoē-nī.

Übersetzung von XXXV.

Der Schakal und die Hyäne, die ihre Mütter töten.

Der Schakal und die Hyäne wohnten (*hā, i. pass. narr.*) beide (*ra, Pers.-Suff. dual. masc.-fem.*) mit (*!kχa*) ihren Müttern (*!gūra, dual. fem.*) zusammen. Und die Mütter stahlen (*!nari*) zwei Kühe (*gomara*). Als (*o, m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachs., -ra*) sie dann zusammen (*so besagt das -n, Pers.-Suff. d. comm. plur.*) schlachteten (*#ā*), dachten (*#aī, ti so*) [die Jungen], sie würden nur wenig (*#kχari, -se Adv.-Endg., -ra dual.*) bekommen (*hō*), und als die Mütter fortgingen (*ausgedr. durch d. nachgestellte ti ra go hī o, d. h. als sie so getan hatten*), — die Hyäne (**naus die andere*), um Feuerholz zu suchen (*!aēre*), die Schakalin, um Wasser zu holen (*!gama*), — machten sie einen Plan (*!abe, verb.*): „Schwester Spitzlauf, hattest du (*-s, Suff. 2. pers. sing. fem. in #aīs*) etwa (*ga*) im Sinn, was (*-ī, comm. sing.*) ich (*tita*) im Sinn hatte?“ So fragte der Schakal, und die Hyäne antwortete: „Ich hatte es im Sinn, mein Bruder Fahl.“ Darauf der Schakal: „Gehe (*!gūng*) du (*sasa, fem.*) mit deiner Mutter (*saos*) und (*ē, m. d. Pers.-Suff. d. ange-redeten 2. pers.*) töte (*!gam*) sie (*si, Pers.-Suff.*), und (*m. d. Suff. d. redenden Pers.*) ich gehe mit meiner Mutter (*aīs*) und töte sie, und (*m. d. Suff. d. 1. pers. dual. masc.-fem.*) wir essen (*ō*) das Fleisch (*!gana*) allein (*!guri*)“. Dann gingen sie mit (*ū*) ihren Müttern fort.

Und die Hyäne ging hin und tötete ihre Mutter, aber der Schakal ging und brachte seine Mutter in Sicherheit (*saū, verb.*), und jedesmal wenn (*gōse*) er Wasser holte (*ta euph. für ra*), kam (*hā*) er und brachte (*mā*) ihr Fett (*gauga, masc. plur.*). Aber eines Tages (*!gui tsē*) holte die Hyäne Wasser, und die Schakalin kam, weil (*tsī, Part. d. partic. praeter.*) sie dachte, es sei ihr (*!(e)īs, pron. pers., als possess. gebraucht unter Ergänzung d. Genitivpart.*) Kind (*ōab*), eilig (*!kχoē, verb.*) hervor (*#oαχα, verb.*). Da tötete die Hyäne die Schakalin und ging nach Haus (*!aru, verb.*).

Und während (*hīa*, *m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachs.*) die Hyäne kam, erschien (*ikχī*) der Schakal und ging ebenfalls (*ikχaba wieder*) zum Wasser und kam an (*ai*) den Platz (*ikχaib*), wo sie tot (*!dō*, mit *Pers.-Suff.*) *dalag* (*!goë*). Und er rief (*†gai*) „Mutter!“, und weil (*χuiao*) die Hyäne dagewesen war, sagte (*i. part. praet.*) er sich: „[Das tat] die Hyäne!“, ließ (*χu*) die Schüsseln (*χabaga*) stehen und eilte auf und davon (*†ora*) nach Haus.

Und er weinte (*ā*) verstoßen (*!ā entwenden*). Die Hyäne aber sagte: „Mein Bruder Fahl, warum (*tareë was, -ba für*) weinst du?“ (*-tsa, Suff. masc.*), und lachte (*ai*). Da nahm (*ū, i. part. praet.*) er einen Stein (*!uiba*), ging (*i*) hinter (**!gāb ai*) die Hütte (*oms*) und schleuderte (**†gabe*) ihr den Stein gegen die Stirn*) (**!ūris = !ūs*) und entfloß (**!kχoë-nī*).

XXXVI.

Guni daob am !na !goë !gīrib.

†Hiras tsī !gīrib tsīra χa i gye !guri !lanhe hā. tsī gye !gam gunira go hā i o !gīrib χa ais ai go !kχoëhe tsī sī go !goëhe guni daob χō !na. tsīra gye gunira go !kχī os gye ais ai hā gunisa go !gūng i tsīs gye kχaos ai hā gunisa go mū. tsī: „!abusa mā te!“ ti go mī, „samiba mā te! hamersa mā te!“ ti go mī tsī go ū kχaī tsī go !nao. ob gye !nui swasa go †nā !na tsī suiker !hōs tsīra tsī go oa.

Tsī !om !na †kχari χūrona ū tsī †hīrasa sī go mā. os gye: „ti !gā !haisetse, mabats go hō χūë?“ ti go mī. ob gye: „!nā garu gunira !kχoë !gūng ēs ai !ā daob χō !na sī ēs hamers ga †ganhe χabe !goë! samib ga †ganhe χabe !goë! !abus ga †ganhe χabe !goë! ēs !naohes ga ra o suiker !hōsa †nā !na tita go hī kχomi!“ tsīs gye !kχoë tsī sī go !goë. tsīgu kχoëga: „samiba mā te! hamersa mā te! !abusa mā te!“ ti go mī. os gye go !kχoë-nī tsī go sī. ob gye: „†nā !nas go?“ tumi go tē. os gye: „!abus go †ganhe ota go !hai-nī,“ ti go mī. ob gye: „!dōso nī gās gumo!“

Übersetzung von XXXVI.

Der Schakal, der sich neben den Wagenweg legt.

Die Hyäne und der Schakal, die beiden (*tsī und, -ra Pers.-Suff. dual. masc.-fem.*) wohnen (*!lan, i. pass. narr.*) allein (*!guri*). Und als (*o*)

*) Seitdem hat die Hyäne eine platte breite Stirn.

zwei (*igam*) Wagen (*gunira, dual. fem.*) daherkamen (*hā*), eilte (*ikχoë, i. pass. narr.*) der Schakal voraus (*ais ai*) und geht (*si*) zur Seite (*von χōb Backe*) des Wagen-Weges (*daob*) sich hinlegen (*||goë, i. pass. narr.*). Da kamen (*ikχī*) die beiden Wagen; und der Wagen, der vorn war, ging vorbei (*gūng ī*), der Wagen aber, der hinten (*ikχaos ai*) war, sah (*mū*) [ihn]. Da rief [der Herr des Wagens]: „Gib (*mā*) mir (*te, Suff.*) das Gewehr (*jabusa*)! die Peitsche (*samiba*) gib mir! den Hammer (*aus d. Kapholländ. entnommen*) gib mir!“ So rief er und nahm (*ū*) [den Schakal] hoch (*kχai*) und lud (*inao*) ihn auf. Der aber stieß (*mit dem Hinterbein scharrend, #nā ina*) das Fett- (*||nuib*) Faß (*swasa, a. d. Kapholl. verstümmelt*) aus und den Zucker- (*suiker, aus d. Kapholl.*) Sack (*||hōs*), die beiden, und kehrte zurück (*oa*).

Dann nahm er kleine (*#kχari*) Bröckchen (*χūb Ding, -ro Dimin.*) in (*ina*) die Hand (*||omi*) und ging hin, es der Hyäne zu geben. Da sagte die: „Mein (*ti*) Bruder (*igāb*) Fahl (*ihaiseb der Fahle*), wo (*maba*) hast du (*-ts, Suff.*) das Zeug (*χūë, comm. sing.*) gefunden (*hō*)?“ Darauf jener: „Da (*||nā*) wo die Wagen gehen (*garu*), lauf schnell hin (*ikχoë cilen, igūng gehen*) und (*ē, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) geh voraus (*ai iā*) neben den Weg! und mag (*ga, Part. d. potentialis*) auch der Hammer verlangt (*#gan*) werden, lieg trotzdem (*χabe*) [still]! mag auch die Peitsche verlangt werden, lieg trotzdem still! mag auch das Gewehr verlangt werden, lieg trotzdem still! Und wenn (*o*) du aufgeladen worden bist, stoß den Zuckersack leer, so wie (*kχomi*) ich (*tita, Pron.*) es tat (*hī*)!“ Darauf eilte die Hyäne weg und ging, sich hinlegen. Da riefen die Männer (*kχoëga, Menschen masc. plur.*): „Die Peitsche her! den Hammer her! das Gewehr her!“ Da entfloh (*ikχoë-nī*) sie und kommt [zurück]. Darauf der Schakal: „Hast du [den Sack] leer gestoßen?“ So (*tumi*) fragte (*tē*) er, doch jene sagte: „Als das Gewehr verlangt wurde, rannte (*||hai. Das nī drückt hier wie oben eine Erwartung aus, die der Verfolgung*) ich fort“. Darauf jener: „Verrecken (*||ō*) werdet Ihr (*-so, Suff. d. 2. pers. plur. fem.*) vor Dummheit (*gā*), wahrhaftig (*gomo*)!“

XXXVII.

!Garub āana gyere ||kχā||kχā !gīriba.

!Gīrib χa i gye !garub āana gyere ||kχā||kχāhe. tsī i gye hā ūhen go o !guiroë go !gaoχa domhe.

Ob gye ɪgaruba go ɪkχī tsī go tē: „matitsa ɪkχāɪkχā ɪgōana?“ tumi go tē. o i gye: „ne ohm, gaise ɪgaīse ra ɪkχāɪkχāsen ɪgōaron!“ ti go mīhe. ob gye go ɪlaru tsī i gye ɪlarub go o ɪkχaba ɪguiē go ɪgaoχa domhe.

Tsīb gye go ɪkχī ɪkχaba ɪgaruba tsī go mī: „ɪgōarona ta gum gō ɪgūng hā o!“ ti go mī. o i gye ɪgīrib χa: „hm'm, nē sirisa #oαχa tite!“ ti go mīhe. ob gye ɪgaruba: „tarei ɪama nī #oαχa tite?“ ti go mī. o i gye: „gaise ɪgaīse ra ɪkχāɪkχāsen ɪgōarona, tā #hani!“

Ob gye #gom tsī go ɪlaru. Tsīb gye ɪkχabab go ɪkχī o hoaron habuhe hā hā go ɪkχī, ɪguiroē ɪgui i hā hā. tsīb gye: „ɪgōana ta gō!“ ti go mī. ob gye ɪguiroī ɪguiē ra ɪgauhe ob gye hoan ti #aī hā tsī go ɪlaru. tsī i gye ɪlarub go o ɪgau hā ɪguiroē go habuhe.

Tsīb gye ɪkχaba go ɪkχī ɪgaruba. o i gye mū ɪgoαχaheb go o: „ɪkχīb ga ɪgaruba os gye nī ɪgōāē ɪkχī“ ti go mīhe „ēta: »taē ra āba ɪgōāē?« tumi tē, eīs: »ɪgaru ɪganē ra āba« ti mī!“ ti go mīhe. tsīb gye go ɪkχī ɪgaruba, os gye ɪgōāē go ɪkχī o i gye ā ɪgōāē. ob gye: „tareē ra āba ɪgōāē?“ ti go mī. os gye: „ɪgaru ɪganē ra āba!“ ti go mī.

Ob gye ɪgaruba go ɪhai-nī tsī ɪnēraha sī go ɪkχau tsīkχa gye go ɪkχī. o i gye ɪgoa somi dī soma. „ɪnā mā ɪnani ɪgaru kχōgu ga mū tomakχo hā?“ ti go mīhe. ob gye ɪgaruba go ɪhai-nī, „ɪnam! ɪnam!“ tib ɪnēraha ra mī hā, go bē.

Übersetzung von XXXVII.

Der Schakal, der die Kinder des Leoparden unterrichtete.

Der Schakal unterrichtete (ɪkχā ɪkχā, im pass. narr. Will man hier das echte Passivum annehmen, ist χa als Postposition, von, aufzufassen) die Kinder (ōana, comm. plur.) des Leoparden. Doch als (o) sie (-n in ūhen) [ihm] gebracht (hā kommen, ūhe genommen werden) worden waren, schnitt er einem (ɪgui-) der Kleinen (ro Dimin., -ē Pers.-Suff. comm. sing.) die Kehle ab. (Zu einem Verbum m. d. Endung des pass. narr. sind verschmolzen: ɪgao schneiden, χa durch, domi Kehle).

Dann kam (ɪkχī) der Leopard und fragte (tē): „Wie (mati) unterweist du (-tsa, Suff.) die Kinder (ɪgōana)?“ So (tumi) fragte er. Aber der Schakal sagte: „Nein Ohm*, sehr (gaise) gut (ɪgaīse) lernen (lehren, mit der Reflexivpartikel -sen) die Kinderchen!“ Da ging jener

*) Dem Kapholländischen entlehnt. Der Schakal sieht in der Frage des Leoparden ein Mißtrauen und weist es zurück.

nach Haus (*||aru, verb.*), und als er nach Haus gegangen war, schnitt der Schakal wieder (*||kχaba*) einem die Kehle ab.

Und abermals kam der Leopard und sagte: „Ich bin ja gekommen, die Kinderchen zu sehen!“ So sagte er. Der Schakal aber erwiderte: „Nein (*hm'm*), jetzt (**nē sirisa*) werden sie nicht (*tite, Verb.-Part. d. fut. negat.*) herauskommen (*#oaχa*)!“ Da fragte der Leopard: „Warum (*tareī |ama*) sollen sie nicht herauskommen?“ Jener aber [antwortet]: „Gar gut lernen die Kinderchen, störe (*#hani*) [sie] nicht (*tā = toma*)!“

Da glaubte (*#gom*) er [es] und ging nach Haus. Als er dann wieder ankam, waren indessen (*hīa*) alle (*hoa, -ro Dim., -n Pers.-Suff. d. comm. plur.*) Kleinen aufgefressen, nur ein einziges Kleines (*iguiroē iguiī*) war übrig geblieben (*hā*). Und [wieder] sagte der Leopard: „Ich [will] die Kinder sehen (*gō*)!“ Da zeigte (*||gau, i. pass. narr.*) der Schakal das eine einzige; jener aber denkt (*#aī, ti so*), [es seien] alle, und ging nach Haus. Und als er nach Haus gegangen war, fraß der Schakal das einzig übrig gebliebene (*||gau hā*) auf.

Und abermals kam der Leopard. Aber als [der Schakal] ihn ankommen (*||goaχa*) sah, sagte er [zur Schakalin]: „Wenn (*o, m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz -s*) der Leopard wohl (*ga, Verb.-Part. d. potentialis*) kommt, mußt (*nī*) du ein Kind kneifen (*||kχī*).“ „Laß mich (*laß ī, daß ich -ta*) dann so fragen: »Wonach (*taeē = tareē Was?, -ba objektiv, Verb.-Part.*) schreit (*ā*) das Kind?« Und (*ē, m. Suff.*) sage du dann: »es schreit nach Leopardenfleisch« (*||ganē, comm. sing.*)!“ Und der Leopard kam, und als sie das Kind kniff, schrie das Kind. Da fragte der Schakal: „Wonach schreit das Kind?“ Und sie antwortete: „Es schreit nach Leopardenfleisch!“

Da entfloh (*||hai-nī*) der Leopard und ging (*sī*) den Pavian (*||nēraba*) auffordern (*||kχau*) [mitzugehen], und die beiden (*-kχa, Suff. dual. masc.*) kamen an. Doch die Morgensonne wirft dunkle Schatten (wörtl.: *der Frühschatten ||goa somi, macht dī, Schatten*). „Seht (*mū*) Ihr (*-kχo, Suff. d. 2. pers. dual. masc.*) nicht dort (*||nā*) die sechs (*||nani*) Leopardenfelle (*kχōgu*) liegen?“ [sagte da der Schakal]. Da entfloh der Leopard, enteilte (*bē*), während der Pavian ruft (*mī, ti so, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*): „Warte! warte!“ (*||nam*).

XXXVIII.

!Gīrib tsī inērab tsīkχa.

!Gīrib tsī inērab tsīkχa χa i gye gye sur(u)teguhe. ob gye inēraba sur(u)teba go ōa ikχī o i gye oms ams ai #nūhe tsī gai gōaba ra iātsiamhe. hīab gye go ikχī tsī hā go #gan sur(u)teba. ob gye: „!ūgukχum a!“ ti go mī.

Ob gye go !ao inōraba tsī go !gūng tsī ihōab doba go sī tsī: „nē !gīrib sur(u)teba ta ra ōa o ra gōa iātsiama“ ti go mī. ob gye ihōaba: „#humi ra !lau χaus !guisa, !b, χūigye ikχī, ēkχum !gūng!“ ti go mī, tsīkχa gye go sī. ob gye inēraba !kχaba mūbasen toma i tsī go !hai-nī.

Ob gye ihōaba !kχaba go #gai bi: „#humi ra !gīrib, χūē dī tsi tite! hūgye ikχī, ēkχum #arekχa !gai !are!“ ti go mī, tsīkχa gye go sī. ob gye gōab ikχa go #ham kχā.

Ob gye go !hai inēraba, „!nam!“ tib ta ihōaba mī hīa. tsī !kχōbasen nī ra haiti ai o haiti ikχa ra !hum #ui bi. tsīb gye go inēraba !hai-nī iū ob gye ihōaba: „!kχī, ēkχum oa, !gīrib ta #humi, otsa #gum!“ ti go mī. ob gye #kχā inēraba tsī sī toma go i.

Übersetzung von XXXVIII.

Der Schakal und der Pavian.

Der Schakal und der Pavian waren Schuldner und Gläubiger. (*sur(u)tegu, i. pass. narr., in einem Schuldverhältnis zueinander stehen. Der Zusammenhang ergibt, wie das im Einzelfall aufzufassen ist.) Als (o) aber der Pavian kam (ikχī), den Schuldner (sur(u)teba) aufzusuchen (ōa), setzte sich (#nū, i. pass. narr.) der Schakal (ausgedr. durch d. -b hinter o am Anf. d. Satzes) vor (ams ai) die Hütte (oms) und machte ein großes (gai) Messer (gōaba) scharf (*iātsiama, verb., i. pass. narr., iā scharf sein, -tsi adjektivierende Endung, am Mund, Schärfe des Beils, Messers etc.). Indessen erschien der Pavian und kam (hā) heran, den Schuldner zu mahnen (#gan). Da sagte der Schakal: „Wir (-kχum, Suff. 1. pers. masc. dual.) kennen einander nicht!“ (iū nicht wissen, -gu Reflex.-Part.).

Da fürchtete sich (!ao) der Pavian (inōraba hörte ich nur von alten Leuten, die Jüngeren sagen alle inēraba) und ging (!gūng) weg und kam (sī) zur (doba) Wildkatze (ihōab) und sagte: „Der Schakal da (nē, Demonstr.-Wurzel) wetzt, wenn (o) ich nach der Schuld frage,

ein Messer.“ Darauf die Katze: „Er stellt sich (*#humi lügen*) nur so (*||au*) der Ober-Dreckfink! (*wörtl.: die einzige Scheiße, χaus 1guisa*) das sieht ihm ähnlich! (*ī gleichen, -b Pers.-Suff.*). Darum (*χūigye*) komm, laß (*ē*) uns gehen!“ So sagte sie, und die beiden gingen und kamen hin. Der Pavian aber war wieder (*||kχaba*) nicht auf den Anblick gefaßt (*hatte sich -sen, Reflex.-Part., dessen nicht toma, versehen mū mit objektivir. Part. -ba*) und entfloß (*||hai-nī*).

Da rief (*#gai*) ihm die Katze abermals zu: „Der Schakal lügt, er wird dir (*tsi, Suff.*) nichts (*χūē etwas, tite Part. d. fut. negat.*) tun (*di*), darum komm, laß uns unsere Schwänze (*#arekχa, dual. masc.*) zusammenbinden!“ (*||are vereinigen, 1gai binden*). So sagte sie und sie kamen hin. Der Schakal aber sprang (*#ham*) die beiden (*kχā, Suff., i. Dat.-Accus.*) mit dem Messer an.

Da floß der Pavian, während (*hīa*) die Katze „Warte!“ (*||nam*) rief (*mī, ta = ra, ti so, mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*). Und wenn (*o*) sie sich in (*ai*) den Büschen (*hāiti*) festklammern (**||kχōbasen*) wollte, zog (*||hum*) er sie mit samt den Büschen heraus (*#ui*). Da endlich hörte der Pavian auf (*||ū, verb.*) zu fliehen, und die Katze sagte: „Komm, laß uns umkehren (*oa*), der Schakal verstellt sich, glaube (*#gum*) mir doch!“ (*o, m. d. Suff. d. 2. pers. masc. sing.*) Der Pavian aber weigerte sich (*#kχā*) und ging nicht hin*).

XXXIX.

Bürgu doba gye hāba ||amaχu 1gīriba.

1Gīrib χa i gye gye hāba būrgu doba gye ||amaχuhe tsī aibe marina hāb di tsoas 1na go #gāhe tsī go sī ūhe tsī: „nē sirisa ta nī marina hō 1nā hāba χu!“ ti mīhe. tsī hāb go χau o go χabahe tsī gye hāba mariba go χau.

Okχa gye go 1hoa hāb 1gausa o i gye: „1gauē ta #nūi toma, ||amaχu toma ta hā hāb ao. o ga 1lama aoī hoāi nī 1(e)īs gomagu 1kχa hā gunisa mā te,“ ti go mī 1gīriba.

*) Auch hier stellt der Hottentott zwischen der Sage und dem Tier eine Folgebeziehung her, die unter den Eingeborenen selbst so bekannt ist, daß der Erzähler sie nicht mehr hervorhebt: Als die beiden Tiere nach ihrer wilden Flucht ihre Schwänze wieder auseinanderknoteten, zeigte sich, daß der des Pavians geknickt war. Das ist ihm nun für seine Feigheit für immer geblieben, s. Abbildung auf S. 288.

Ob gye büruba gomagu ikχa hā gunisa gye mā bi. tsīb gye go †gaë !ao tsī go mība: „bura, !nona tsēti hā tsī ra χau hāb!“ ti go mī tsīb gye go !nari !gīriba.

Tsīkχa gye bürkχa !nona tsēti go ī o haga †(e)ī tsēs †ga go !aū, ob gye hāba χau toma hā marīē tsī !gāb !guiba ra χau. okχa gye bürkχa go !gaë !gā tsī go !kχoë !gon. tsīkχa gye †gaūs doba go sī daob am !na †nōas doba tsī: „nēba gye ī gunisa mabas hā?“ tumi go tē. on gye: „ai tsē gye ī“ ti go mī.

Tsīkχa gye go !gabi !gon tsī †kχaba †gaūs doba go sī tsī: „nēba gye ī gunisa mabas hā?“ tumi go tē. on gye: „!ari go ī“ ti go mī. tsīkχa gye go !gabi !gon tsī †kχaba †gaūs ai go sī tsī: „nēba gye ī gunisa mabas hā?“ tumi go tē. on gye: „nē tsē go ī“ ti go mī.

Tsīkχa gye go !gabi !gon tsī !gīrib sī hā hīa go sī tsī: „ohm fos, †noa !ū tsi ta ra!“ ti go mī.

O i gye: „mā !habiī aitsa †nōa !ūte?“ tumi go tē.

Ob gye: „sats gum marīē χau toma hāba marība ra χau ti gye mībate o!“ ti go mī.

Ob gye: „hm'm, !nāti !hoaë horaë tā !hoa ūte!“ ti go mī. „ti !gāb gaib !guib sago ikχa ra †amagu!“ ti go mī !gīriba.

Tsī go naukχa bürkχa go tē: „mabab hā?“ tumi. ob gye !gīriba: „!nāba †gona †am hā“ ti go mī. tsīkχa gye go !gabi tsī sī !habiē ū hā toma !gīriba go †noa !an.

Übersetzung von XXXIX.

Der Schakal, der an die Buren ein Pferd verkauft.

Der Schakal verkaufte (*!amaχu*, *i. pass. narr.*) an (*doba*) die Buren (*būrgu*) ein Pferd (*hāba*) und steckte (*†gā*) zuvor (*aibe*) Geld (*marīna*, *comm. plur.*) in (*!na*) das Hinterloch (*tsoas*) des (*di*, *Genitivpart.*) Pferdes und brachte (*sī kommen*, *ū nehmen*, *i. pass. narr.*) es an und sagte (*mī*, *i. pass. narr.*): „Jetzt (**nē sirisa*) werde (*nī*) ich (*-ta*, *Suff.*) Geld bekommen (*hō*) dort (*!nā*) von (*χu*) dem Pferde!“ Und als (*o*) das Pferd schië (*χau*), hielt er die Hand unter (*χaba*, *i. pass. narr.*), und das Pferd schië Geld.

Als (*o*) aber die beiden (*-kχa*, *Suff. dual. masc.*) Buren vom Preis (*!gausa*) des Pferdes sprachen (*!hoa*), sagte der Schakal: „Einen Preis setze (*†nūi*) ich nicht (*toma*) an, weil (*ao*) ich das Pferd nicht ver-

kaufe. Aber jeder (*hoa*, mit *d. Suff. comm. sing.*) Mann (*aoi*, *comm. sing.*), der [es] kaufen (*llama*) wollte (*ga*, *Verb.-Part. d. potentialis*), würde mir (*te*, *Suff.*) einen Wagen (*gunisa*) mit (*lkχa*) den zugehörigen (*ll(e)īs*, *Pron. pers. d. 3. pers. sing. fem.*, unter Weglassung *d. Genitivpart. i. Sinne des Pron. possess. gebraucht*) Ochsen (*gomagu*) geben (*mā*).“

Da gab ihm (*bi*, *Suff.*) der Bur einen Wagen mit Ochsen. Und der Schakal spannte ein (**tgaë !ao*) und sagte: „Bur! Drei (*!nani*) Tage (*tsēti*) wartet (*hā*) das Pferd, dann schießt es [Geld]!“ So sagte der Schakal und fuhr (*!nari*) ab.

Die beiden Buren aber warteten (*!aū*), als (*o*) die drei Tage vorbeigegangen (*ī*) waren, bis (*llga*) zum vierten (*haga ll(e)ī*) Tage, aber das Pferd schiess kein Geld und schiess nur (*!gui m. Suff.*) Gras (*!gāb*). Da sattelten (**tgaë!gā*) die beiden auf und jagten (*!kχoë*) hinter (*!gon*) [dem Schakal] her. Und sie kamen (*sī*) zu einer Werft (*llgaūs*), zu einer, die am (*am !na*) Wege (*daob*) lag (**tnōa*, mit *Pers.-Suff.*), und fragten (*tē*): „Wo (*maba*, *m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) ist der Wagen, der hier (*nēba*) vorbeikam?“ „Vorgestern (*ai tsē*) ging er vorbei“, so hieß es (*mī sagen*).

Da ritten (*!gabi*) sie hinterher und kamen wieder zu einer Werft und fragten: „Wo ist der Wagen, der hier vorbeikam?“ Darauf sagten die Leute (*-n Pers.-Suff. d. 3. pers. plur. comm.*): „Gestern (*!ari*) kam er vorbei.“ Da ritten sie hinterher und kamen wieder in eine Werft und fragten: „Wo ist der Wagen, der hier vorbeikam?“ Darauf sagten die Leute: „Heute (*diesen nē*, Tag *tsēb*) kam er vorbei.“

Da ritten sie hinterher; und als (*hīa*) der Schakal [längst nach Haus] gekommen war, kamen sie an und riefen: „Ohm Fuchs (*d. Kapholl. entlehnt*), ich schieße (**noa*) dir (*-tsi*, *Suff.*) die Stirn (*!ūs*) ein!“

Darauf jener: „Für (*ai*) welches ein (*mā*) Vergehen (*!habū*, *comm. sing.*) schießt du (*-tsa*, *Suff.*) mir die Stirn ein?“ So fragte er.

Darauf der Bur: „Du (*sats*, *Pron. pers. d. 2. pers. masc. sing.*) hast mir ja (*gum -- o*) gesagt, das Pferd, das kein Geld schießt, schisse Geld!“

Doch der Schakal sagte: „Nein (*hm'm*), sprich ein für allemal (*!hoaë horaë*) nicht (*tā = toma*) so (*llnāti*) mit (*ū*) mir! Mein (*ti*) älterer (*gaib*, groß) Bruder (*!gāb*) treibt Handel (*llama kaufen*, *-gu Reciprocal-part.*) mit Euch!“ (*sago*, *Pron. d. 2. pers. plur. masc.*)

Da fragten die Buren (*wörtl.: die beiden anderen *naukχa*): „Wo ist er?“ Und der Schakal sagte: „Dort (*nāba*) [weiter] unten (*!lgonā*) wohnt (*!lan*) er.“ Da ritten die beiden ab und gingen hin, den Schakal, der keine Schuld hatte, totzuschießen (*!noa !an*).

XI.

Kχoïn !lḡubusa gye tom !ḡiriba.

!ḡirib gye !(e)īb !lḡaūsa χu gye !kχī tsī kχoïn oms !na hā gye #ḡā tsī kχoïn !lḡubusa gye tom. tsīn gye kχoīna gye !kχī !ḡirib oms doba hā hā. ob gye oms aoba gye tē: „mā !āb !ḡiritsa?“ tumi. ob gye gye !ḡiriba !eream: „!aro !āb !ḡirita, #arona ra #ūta, #harina ra #ūta, #aūna ra #ūta, gumo!“

Dieses Verhör des Schakals wird nun, um es eindringlich zu machen, zwei- bis dreimal vom Erzähler wiederholt. Dann folgt:

Ob gye gye aoba mī: „χau ēta ḡō tsī!“ ti gye mī. ob gye gye !ḡiriba χau #arona. ob gye gye aoba tē !kχaba:

Frage und Antwort wie vorher. Dann dieselbe Aufforderung des Mannes an den Schakal. Darauf:

Ob gye gye χau #harina. ob gye gye aoba tē:

Frage, Antwort und Aufforderung wie vorher. Dann:

Ob gye gye !ḡiriba χau #aūna. ob gye aoba tē: „mā !āb !ḡiritsa?“ tumi. ob gye gye !ḡiriba !eream: „!aro !āb !ḡirita, #arona ra #ūta, #harina ra #ūta, #aūna ra #ūta, gumo!“

Eindringliche Wiederholung des Verhörs. Dann wieder:

Ob gye aoba: „χau ēta ḡō tsī!“ ti gye mī. ob gye χau !ḡiriba !nūiba. ob gye aoba gye !kχō bi. ob gye !ḡiriba: „tī !naob, !kχō unu !ḡā!“ ti gye mī. ob gye gye aoba !kχō unu !ḡā. ob gye gye !ḡiriba ūi tsī gye mī: „!nā gye ī !ḡōata mo!“ ti gye mī.

Übersetzung von XI.

Der Schakal, der den Topf der Leute ausschleckt.

Der Schakal (*!ḡirib*) kam (*!kχī*) von (*χu*) seiner (*!(e)īb*, *Pron. pers. 3. pers. sing. masc., vor dem folgenden Substantiv als Pron. poss. gebraucht*) Werft (*!lḡaūs*) zu (*!na*) der Hütte (*oms*) der Menschen (*kχoïn*) und

(*tsī*) kam (*hā*) hinein (*#gā*, *verb.*) und schleckte (*tom*) den Fett-Topf (*||gubusa*) der Leute aus. Die Menschen aber kamen, während (*hīa*) der Schakal noch (*hā bleiben*) bei (*doba*) der Hütte war, herzu. Da fragte (*tē*) der Mann (*aoba*) der Hütte: „Welches (*mā*) Rivieres (*!āb*) Schakal [bist] du?“ (*-tsa Pers.-Suff. d. 2. pers. sing. masc., nomin.**) Da antwortete (*!eream*) der Schakal: „Ich (*-ta*) [bin] der Schakal vom Aro-Busch-Rivier. [Die Früchte] vom Aro-Baum (*-na*, *Endung des plur. comm.*) esse ich (*#ūta*), vom Hari-Busch esse ich, vom Au-Busch esse ich, jawohl (*gumo*)!“ **)

Wiederholung. Dann:

Darauf sagte (*mī*) der Mann: „Laß (*ē*, *Imperativpartikel*) mich (*-ta*) dich (*-tsi*) schießen (*χau*) sehen (*gō*)!“ So (*ti*) sagt er. Da schiess der Schakal Aro-Beeren. Und der Mann fragte wieder:

Wiederholung der Frage und der Aufforderung.

Und der Schakal schiess Hari-Beeren. Da fragte der Mann:

Wiederholung der Frage und Aufforderung.

Und der Schakal schiess Au-Beeren. Und [wieder] fragte der Mann: „Welches Ortes Schakal [bist] du?“ Und der Schakal antwortete: „Ich bin der Schakal vom Aro-Rivier, Aro-Beeren esse ich, Hari-Beeren esse ich, Au-Beeren esse ich, jawohl!“

Wiederholung. Dann:

Und der Mann sagte: „Laß mich dich schießen sehen!“ Da schießt der Schakal Fett, und der Mann fing (*!kχō*) ihn (*bi*). Doch der Schakal rief: „Mein (*ti*) Großvater (*!naob*), faß anders zu!“ (*!kχō* *zufassen, unu umwenden, !gā rückwärts*). Und der Mann faßte anders zu. Da entwischte (*ūi*) der Schakal und sagt: „Ja (*mo = gumo*), so ein Kerl bin ich!“ (*wörtl.: so !nā, einem Kinde !gōa-, gleiche i ich*).

XLI.

!Kχā!kχā aoba gyere ||gamsa χoraba !gīrib tsī !noab tsīkχa.

!Gīrib tsī !noab tsīkχa χa i gye ||gamsa gyere χorahe tsī i gye !gīrib χa, ||arukχa nī !aēb ta !oa o, #goab !na ra !harisenhe tsī !noaba ra !āsen

*) Das Wort **tumi* = so, das häufig an direkter Rede angeschlossen wird, hat schlechthin referierenden Sinn, im Gegensatz zu der imperativisch referierenden Konjunktion *goma*: „*Mā !ab gīritsa goma*“ würde bedeuten: „Wo kommst du her? antworte! Das ist mein Auftrag.“

**) Der **#a-ros*-Busch ist *Zisophus mucronatus Willd.* (Rhamnaceae). **#hari-s* ist *Royena pallens Thbg.* (Ebenaceae). *#aūts* ist *Grewia flava D. C.* (Tiliaceae). Der Schakal lebt in der Tat auch von den Beeren-ähnlichen Früchten dieser Gewächse.

gaihe. tsī i gye sīkχa ra o !noaba #kχari !oreros !na ra horabahe tsī !gīriba !āsen !ores !na ra horabahe.

Ob gye !gui tsē !kχā!kχā aoba, sīsen !gūngkχa go o, go !gūng mū tomakχa hāse. tsīkχa go sī. ob gye !noaba go !gōa ob gye !gīriba go !goē tsī go !lom. tsīb go !arukχa nī !aēba !oa ob gye !noaba go #oαχa tsī go #kχai#kχai !gīriba; ob gye !nān hoana #nōa ra mū !kχā!kχā aoba. tsī !noaba go !āsen gai tsī go #goab !na !(e)ība !harisen. tsīkχa gye go sī. ob gye gai !oreb !na !noaba go horabahe tsī !gīriba !noab di !oreros !na go horabahe. o i gye: „!naū sats hā“ ti go mī. „titats go mā !gūng gaihe!“ ti go mī. ob gye !noaba: „tita go māhe !ores !kχā!kχā aobi,“ ti go mī.

Tsīkχa gye go sīsen !gūng tsīkχa go !gams doba a sī o i gye: „hākχum !āsen tsīgo“ ti go mī, „ēkχum !uri !kχaikχa !gain ai tsī nē !gams !na uri!“ ti go mī. tsī i gye !noaba go !gai aihe tsī !noaba !gai ai toahetsī !uiba go ūhe tsī: „!noas, urita go, hūgye uri!“ ti mīhe tsī !uiba go ao !nāhe tsī i gye: „!noab go !gam !ō, tsaūn go dai, guniti go !narisen, omgu go #hubi!“ ti mīhe tsī a !kχoē bēhe.

Ob gye χama go !goēamχa. tsī gye go !kχīhe: „mai huis!“ ti go mīhe, o i gye a !nōsa. o i gye: „!hoata tite, χūi gye nēē ti oms oē tomaē“ ti go mīhe tsī: „nē !nās !guisa ta nī #gai“ ti mīhe tsī !kχaba go #gaihe. ob gye χama: „hē!“ ti go mī. „!naū tsī mūts gye, !naēts gye o, om i gye oē !kχaiē?“ ti mīhe tsī gye !hai-nī.

Ob gye !kχā!kχā aoba !hanab !na #aēba gye gye maīhe, tsīb gye go #gāχa !gīriba tsī #gāb garu hīa go !kχōbasen #aēb ai ob gye go !kχōhe #aēb χa. ob gye: „!taētsa dī !na !hanaba?“ ti go mī tsī: „!nāχu tetse, ēta !gūng!“ ti go mī, χabeb gye !nāχuhe toma. ob gye: „!namtse aob, ēta χau #ora, !āse ta nī #gāχa, χūgye!“ ti go mī. ob gye χuhe toma hā hīas gye !goasa go !goa. tsīb gye !kχā!kχā aoba go !kχī tsī hā go ū !nā bi tsī go sī ū bi !gaūs doba tsī go tē bi, mati nī !gam bi !kχaiē. ob gye: „!gausa gūba #ā ēts gauna !gaē te ēts #areba #kχau !ā!ā tsī nēbats nī !gaisa tumi #an i kχoēba ōa #uī ēb #areba tami !um !na tsī !nā #nōa !haos ai #ē #an tel!“ ti go mī.

Tsīb gye !kχā!kχā aoba, mīb go !gīriba kχumi, !gaisa kχoēba go ōa #ui tsī go #ē gai tsīb go #ē. ob gye !gīriba #aira #ama go mā tsī: „!nā gye i !gōata, gumo!“ ti go mī tsī go !kχoē. tsīgu gye kχoēga hāga !gaē !gātsī go !kχoē !gon. o i gye !āb !na !gōahetsī blomga ūhetsī go kχoēga !gūng !oahe. tsīgu gye kχoēga: „nē a !gīrib gye!“ ti go mī. o i gye:

„mā igīriba?“ ti go mīhe, „mū tomago hā blom-!hūba χu ta ra ikχī
!kχaiē?“ ti go mī. ogu gye go †gom tsī go ōa χabegu gye hō toma hā.
Tsīb gye go ikχī tsī hūga go hā i kχumi go hā.

Übersetzung von XLI.

Der Schakal und das Stachelschwein, die beide für den Lehrer (Missionar)
Wasser gruben.

Der Schakal und das Stachelschwein (*!noab*), die beiden (*tsī und, kχa Pers.-Suff. dual. masc.*) gruben (*χora, i. pass. narrat.*) Wasser (*!lgamsa*), und als die Zeit (*!aēb*), da sie heimkehren (*!aru*) sollten (*nī*), erfüllt (*!oa*) war, durchnäßte (*!hari*) sich (*-sen, Reflexivpart.*) der Schakal im (*!na*) Lehm (*†goab*) und ließ (*gai, i. pass. narr.*) das Stachelschwein sich waschen (*!ā*). Als (*o*) dann die beiden ankommen (*sī*), wird dem Stachelschwein in ein kleines (*†kχari*) Schüsselchen (*!ores, -ro Dimin.*) ausgeschöpft (*hora die gare Speise aus dem Kochtopf nehmen*) und dem Schakal wird in einer Waschschiüssel zugeteilt*).

Aber eines (*!gui*) Tages (*tsē*), als (*o*) die beiden zum Arbeiten (*sīsen*) gegangen (*!gūng*) waren, ging der Lehrer (*!kχā!kχā lehren, aob Mann, der Missionar*) [ihnen nach], ohne daß (*toma nicht, *hāse, adv. von hā sein, bleiben*) die beiden [es] sahen (*mū*). Und sie kamen hin. Dann stieg (*!gōa*) das Stachelschwein herunter [in die Wassergrube], der Schakal aber legte (*!goē*) sich hin und schlief (*!lom*). Und als (*o, mit d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) es Zeit war, nach Haus zu gehen, kam das Stachelschwein heraus (*†oaxa, verb.*) und weckte (*†kχai†kχai*) den Schakal. Aber alles (*hoana, comm. plur.*) das da (*!nā*) beobachtete (*†nōa sitzen, mū sehen*) der Lehrer. Dann hieß [der Schakal] das Stachelschwein sich waschen, selbst (*!(e)ība, pron. pers.*) aber durchnäßte er sich im Lehm. Und die beiden kamen an. Da wurde [diesmal] dem Stachelschwein in der großen (*gai*) Schüssel zugeteilt, und der Schakal bekam in dem Schüsselchen des Stachelschweins. Da sagte [der Schakal]: „Du (*-ts Suff.*) hast dich verhört (*!naū hören, sā etwas verkehrt tun*): **mir** (*tita pron. pers.*) bist du geheißen worden, [die große Schüssel] zu geben (*mā*).“ Das

*) Weil der Schakal mit den Spuren der Arbeit am Leib als der fleißige und das Stachelschwein als der faule Arbeiter gilt.

Stachelschwein aber entgegnete: „**Mir** hat der Lehrer*) die Schüssel gegeben.“

Dann gingen die beiden zur Arbeit, und als sie zum (*doba*) Wasser kamen, sagte der Schakal: „He da! (**tsī und, -go Suff. 2. pers. plur. masc., tsīgo ist eine ähnlich nachlässige Anrede wie nētse*), laß (*hā*) uns (*-kχum, Suff. d. 1. pers. plur. masc.*) baden (*||āsen*)! Laß (*ē*) uns weiße (*(juri)*) Tücher (*(kχaikχa, dual. masc.)*) vor (*ai*) binden (*(gai)*) und in dieses (*nē*) Wasser springen (*uri*)!“ Dann band er dem Stachelschwein zuerst (*ai erst sein*) [das Tuch vor], und als (*tsī, Part. d. partic. pract., hinter toa aufhören*) er es fertig gebunden hatte, nahm (*ū*) er einen Stein (*(uiba)*) und [sagte]: „Stachelschwein, ich sprang, darum (**hūgye*) spring!“ So sagte er und warf (*ao*) den Stein herunter (*||nā fallen, i. pass. narr.*). — *Das Stachelschwein springt, in der Annahme, der Schakal sei vorangesprungen, nach und ertrinkt.* —

Darauf [jubelt] der Schakal**): „Das Stachelschwein ist ertrunken (**||gam ||ō*)! Die Kälber (*(tsaūn)*) haben Milch gesaugt (*(dai)*)! Die Wagen (*(guniti)*) sind von selbst (*sen, Reflexivpart.*) gefahren (*(nari)*)! Die Hütten (*(omgu)*) sind in Brand gesteckt (*(#hubi)*)!“ So rief er und floh (*(kχoë eilen, bē weggehen, i. pass. narr.)*).

Aber der Löwe (*(χama, euphon. für -mi)*) lauerte (**||goë am*) ihm auf. Da kam (*(kχī, i. pass. narr.)*) [der Schakal zu seiner Hütte] und rief***): „Mein Haus!“ (*dem Kapholl. entlehnt*). Aber es ist (*i, gye, a*) still (*(nōsa)*). Darauf sagte er: „Ich (*-ta, Suff.*) werde mich still halten (*(hoā sprechen, tite Part. d. fut. negat.)*), das (*nēē, pron. dem. i. comm. sing.*) ist etwas (*(χūi Ding, comm. sing.)*), daß meine (*(ti)*) Hütte (*(oms)*) nicht antwortet (*(oë)*). Dieses einzige (*(guisa)*) Mal (*(nās)*) [noch] werde ich rufen (*(#gai)*)!“ So sagte er und rief wieder. Da rief der Löwe: „Jawohl (*(hē)*)!“ [Darauf der Schakal:] „Hast du dein' Lebttag schon 'mal gehört oder gesehen (*wörtl.: hörst ||naū, und siehst du, seit o, du geboren !naë, bist*), daß (*(kχaië)*) eine Hütte antwortet?“ So sagte er und entfloh (*(||hai-nī)*).

*) Das ist wohl einer der wenigen Fälle, in denen sich die alte Form des Suff. d. 3. pers. sing. masc. *-bi* erhalten hat. Das *i* ist verloren gegangen und hat sich im Nama sonst nur noch in den männlichen Hauptworten erhalten, in denen an Stelle des *b* ein *m* steht: *||gami, χami* etc. (vgl. Th. Hahn ⁷⁸), S. 62).

***) Das Folgende ist als übermütiger Unsinn aufzufassen.

***) Der Schakal schöpft Verdacht, daß der Löwe ihm hier auflauert. Er spekuliert auf dessen Einfältigkeit, indem er laut ruft und dann in fingiertem Selbstgespräch sein Kommen von einer Antwort abhängig macht, mit der sich der Löwe dann in der Tat verrät.

Der Lehrer aber stellte (*maī, i. pass. narr.*) im Garten (*hanab*) Leimruten (*#aēba Leim*) auf, und der Schakal kam herein, und während er im Hereingehen (*#gā garu*) ist, verfieng er sich (*!kχōbosen*) im Vogelleim und wurde vom (*χa*) Vogelleim gefangen*). Da sagte der Schakal: „Was (*taeë = tareë*) machst (*dī*) du (*-tsa, Suff.*) da im Garten? Laß mich (*te, Suff.*) los (*!nā lassen, χu abstehen von*), du (*-tse, Suff. d. 2. pers. sing. masc., vocat.*), laß mich (*-ta*) gehen (*!gūng!*)“, so sagte er, wurde aber trotzdem (*χabe, mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) nicht losgelassen. Dann fuhr er fort: „Warte (*!nam*) du, Kamerad (*aob ist die vertrauliche Anrede zweier Altersgenossen, die zusammen aufgewachsen sind, s. S. 315*), laß mich zum Kacken (*χau*) herausgehen (*#ora*), gleich (*!āse*) will ich [wieder] hereinkommen, darum [laß mich los]!“ Aber er wurde nicht losgelassen; indessen (*hīa m. Pers.-Suff.*) brach (*!goa*) der Morgen (*!goasa*) an. Da kam der Lehrer und tritt herzu (*hā*), ihn [von den Leimruten] abzunehmen (*ū !nā*), und nimmt (*geht nehmen*) ihn zur Werft und fragte (*tē*) ihn, wie (*mati*) er ihn töten (*!gam*) solle (*nī, !kχaiē *Part. d. indir. Rede*). Er aber sagte: „Schlachte (*#ā*) einen fetten (*gausa*) Hammel (*gūba*) und (*ē, m. d. Suff. 2. pers. sing. masc.*) gib mir den Schmalz (*!nuiba*) zu trinken (*ā trinken, si gibt dem Verb. kausat. Sinn: tränken*) und pack (*!gaē*) mir das Fett (*gauna*) auf und fette (*#kχau*) [mir] den Schwanz (*#areba*) naß ein (*!ālā naß machen*) und suche (*ōa*) hier (*nēba, m. Suff.*) einen Mann (*kχoēba*) aus (*#ui*), von dem du weißt (*#an, tumi so*), daß er stark (*!gaisa*) ist (*die Fut.-Part. nī entspricht hier unserem „voraussichtlich“*), und der (*-b in ēb*) wickele (*tami*) [meinen] Schwanz in [seiner] Hand (*!umi*) und schleudere (*#ē niederwerfen, #an schlagen*) mich auf (*ai*) die Felsbank (*!haos, s. S. 162*), die dort (*!nā*) liegt (*#nōa!*)“ So sagte er.

Und der Lehrer suchte, wie (*kχumi*) der Schakal gesagt hatte, einen starken Mann aus und hieß ihn [den Schakal] zu Boden schleudern. Und er schleuderte. — *Der eingefettete Schwanz entgleitet seinen Händen.* — Da stand (*mā*) der Schakal auf (*#ama*) beiden (*-ra, Suff. dual. fem.*) Füßen (*#aira*) und sagte: „Da bin ich Knabe (*!gōab*

*) Der Schakal glaubt nun im Dunkeln, von einer Person festgehalten zu werden, und sucht sie zu übertölpeln, indem er die Rollen vertauscht und sich als den ausgibt, der den andern gefangen hat und zur Rede setzt.

Sohn), jawohl!“ und entfloh. Aber die Männer sattelten (*!gaë aufpacken, !gāb Rücken) Pferde (hāga, masc. plur.) auf und jagten [ihm] nach. Doch der Schakal ging in ein Rivier (!āb) herunter (!!gōa, i. pass. narrat. u. particip. praeter.) und pflückte (ū, in derselben Konstr.) Blumen (blomga, masc. plur., dem Kapholländ. entlehnt) und ging den Männern entgegen (!oa, i. pass. narr.). Da riefen die Männer: „Das ist der Schakal!“ Aber der sagte: „Welcher (mā) Schakal? Seht Ihr (-go Suff.) nicht, daß (!kχaië) ich aus (χu) dem Blumen-Lande (!hub) komme?“ Da glaubten (!gom) sie [es] und suchten [weiter] und fanden Niemanden (nicht).

Der aber kam [nach Haus] und lebte weiter (hā bleiben), so wie er von jeher (hūga) gelebt hatte.

XLII.

!Eb tsī !girib tsīkχa.

!Girib tsī !ēb tsīkχa χa i gye gye dīhe: o i gye !giribi !aob go hōhe o !ēb doba go sihe tsī: „!ētse, sātsa !aona !gam ū !gauëtsi mība te go!“ ti go mī.

Ob gye !gūng ū bi tsī sī go !!gau bi !!goresa. tsīb gye !kχās ta hīa go !!gai !gā tsī !aoba go !gam. tsī !gam toab go !aoba o go ū !ui, χabes gye !oaxa toma hā.

Ob gye: „aob, amtse !aoba nēba ta ra ī χūigye,“ ti go mī. tsīb gye !ūbi mātī ra !noa !gā hīab gye !ēba !gāba ū !kχī tsī hā go tsā !kχa. o i gye !huri hāse uri kχaihe tsī: „aë, !kχamsis di !!ore χūnats ga noχoba ū hā!“ ti go mīhe.

Ob gye !ēba: „!ōtsa, hūgye ta hui tsi re,“ ti go mī.

O i gye: „sa gāregō tits !ai hā. tita ga !gao o ta nī ū !ui !!gorei gum χabe o!“ ti go mī tsī: „!gūngtse ē sī gō !aob !!an toma !kχaië!“ ti go mīhe. tsī !ēb go !gūng o !!gams !na go urihe tsī !gai !ui tsāhe. tsī !oaxa tomas go !!goresa ī o go !gūnghe.

Tsī !hīrab !!gaūs ai go sihe tsī: „!ēb gum !!goresa tanas !na !gā gai te o tsīs gum !!goresa !oaxa !gao toma o!“ tib ta mī hīa !ēba go !kχī tsī: „!girib, tā !nāti !humi!“ ti go mī. ob gye kχai mā tsī go !gūng.

Tsī !kχamab !!gaūs doba go sī tsī: „ohm, nē !!gorei !ēb go gā teē ū !nāba te re!“ ti go mī hīab gye !ēba go !kχī tsī: „!girib, tā !nāti !humi!“

ti go mī. tsī i gye: „o kχa, nauban χūn ākχuma ɪgarusase hā, χūigye χūna go ɪgā re!“

Ti go mīhe tsī go ɪgūnghe ɪnoab ɪgaūs ɪga tsī: „ohm eystervat, nē ɪgoresa ū ɪnāba te re ɪēbi ta go gāhesa!“ ti go mīhe. ob gye ɪnoaba ɪkχamtas ɪkχa ɪgoresa go kχōa.

O i gye: „kχa ɪhaī ɪgaraba, mā ɪabeē ta ga hōba bi?“ ti go mī. tsīkχa gye go ɪgūng tsī ɪgom ɪkχūs doba go sī. o i gye ɪgīrib χa: „ɪnā #nōa ɪkχinasa ɪaba ɪgā!“ ti go mīhe. ob gye go ɪaba. ob go ɪaba o i gye ɪaob ɪga: „ɪnā #nōa ɪēba ɪaba ɪgā, ti ɪnaob!“ ob gye go ɪaba ɪaoba ob gye ɪēba go uri.

O i gye ɪgīrib χa: „ɪgā ɪnai nē ɪhaī #nūis ōaba!“ ti go mīhe. ob gye go ɪgōaχa ɪaoba tsī: „ɪgīrib!“ ti go mī. ob gye: „ti ɪnaob!“ ti go mī ɪgīriba. ob gye: „ɪnaū tsī mūts gye nēti go ɪgōaī gye aoē ɪgoē ɪkχaiē?“ ti go mī tsī go #nau bi.

Ob gye go ɪkχoē-nī. ob gye ɪēba go ɪkχō bi tsīb gye ɪaoba go ɪkχī tsī go #nau bi. tsīb gye go ɪkχoē-nī tsī χami doba go sī tsī: „ti ɪnaob, ɪnā ɪgoaχa ɪaoba tā ɪkχaba #nau te!“ ti go mī tsīb gye ɪkχoē-nī.

Tsīb sī ɪnom ɪgoē hīab gye go ɪaoba daob āb ɪkχa go sī tsī sī go #kχai+kχai bi tsī: „maba χutsa ɪkχī?“ ob gye: „ɪan ɪoē ɪgūng hā gomana ta gum ra ōa o.“ ti go mī. ob gye ɪaoba: „#humi tomatsa!“ ti go mī. ob gye: „#humi tomata hā, ti ɪnaob!“ ti go mī.

Ob gye ɪaoba: „ɪhui ɪkχum ēta gō!“ ti go mī. tsīb gye go ɪhui ɪkχum. ob gye go mū ɪaoba ɪ(e)īb goro #nau bi ɪnabaga tsī ɪkχaba go #nau bi tsī go ɪgūng gai bi.

Übersetzung von XLII.

Das Erdmännchen und der Schakal.

Mit dem Schakal und dem Erdmännchen begab es sich (*dīhe wurde gemacht*) so: Als (*o. das o am Anfang des Satzes ist copula*) der Schakal (*-i, altes, selten gebrauchtes Demonstr.-Suff.*) eine Schlange (*ɪaob*) entdeckt (*hō, i. pass. narr.*) hatte, ging er zum Erdmännchen und sagte: „Erdmännchen, verrate (*mī sagen, -ba objektivir. Verb.-Part.*) mir (*te, Suff.*) doch (*go*), auf (*ū mit*) welche Manier (*gaus*) du (*satsa, pron., verstärkt durch d. Suff. d. 2. pers. masc. sing. -tsi = tse*) die Schlangen (*comm. plur.*) tötest (*ɪgam*)!“

Da ging (*igüng*) das Erdmännchen mit ihm (*bi*, *Suff.*) und zeigte (*ging sī*, *zeigen* *llgau*) ihm den Genickwirbel*). Und als (*hīa*) der Wirbel (*ausgedrückt durch d. Pers.-Suff. -s hinter #kχā sich weigern. ta euphon. für ra*) sich nicht [überstreifen lassen] wollte, preßte (*llgāi*) er [ihn] hinein (*#gā hincinstecken*) und tötete die Schlange. Und als (*o*) er die Schlange fertig (*toa aufhören, mit Pers.-Suff.*) getötet hatte, [suchte er] den Wirbel abzustreifen (*heraus #ui, zu nehmen ū*), aber (*χabe*, *mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) er ging nicht (*toma*) los (*#oaxa herauskommen*).

Da sagte der Schakal: „Kamerad (*aob*, *s. S. 315*), brate (*am*) du (*-tse*, *Suff.*) die Schlange da (*nēba*), denn (*χuigye*) ich (*ta*, *Suff.*) gehe (*i*) [einmal beiseite]**). Und während (*hīa*, *mit den Pers.-Suff. d. Subj.*) er mit vornübergebeugtem Kopf (**#ubi, verb. zur Bezeichnung dieser Haltung*) dasteht (*mā*, *im partic. praeter.*) und [mit den Fäusten gegen den Wirbel] aufstampft (**#noa lgā*), tritt unversehens (*ikχī* *erscheinen, hā kommen*) das Erdmännchen hinter (**lgāba ū*) ihn und stößt ihn an (*tsā ikχa*). Da sprang (*uri*) er erschreckt (*lhūri. *hāse adv., einen Zustand ausdr.*) auf (*kχāi aufstehen, i. pass. narr.*) und sagte: „Na! (**aē, Interj.*) du (*-ts*) hast (*ū nehmen*) wohl (*ga*, *Verb.-Part. d. potent.*) noch (**noχoba*, *vielleicht d. Kapholländ. entlehnt u. assimiliert*) kindische Neckereien (*llore foppen, χūna mit d. Pers.-Suff. d. angered. Person, Dinge, di Genitivpart., #kχamsis Jugend*) im Kopf!“

Aber das Erdmännchen erwiderte: „Du stirbst (*llō*), darum (*hūgye*) möchte (*re*, *Optat.-Part.*) ich dir (*tsi*, *Suff.*) helfen (*hui*).“

Darauf der Schakal: „Ihr (*sa --- go*) Dummköpfe (*gāre*, *adj.*) denkt (*#ai*) so! (*ti*, *m. d. Pers.-Suff. der einen angered. Person*). Wenn (*o*) ich nur wollte (*#gao*), dann könnte (*nī*, *fut.*) ich ja (*gum --- o*) doch (*χabe*) das Wirbelding (*comm. sing.*) abstreifen!“ So sagte er und fuhr fort: „Geh du und (*ē*) sieh zu (*geh sī, sehen gō*), ob (*ikχaiē*) die Schlange nicht gar ist (*llan*, *verb.*)!“

*) Der Sage nach steckt das Erdmännchen seinen Kopf durch den Atlas-Wirbel, *llgoresa*, eines Ochsen oder eines Pferdes, greift die Schlange an und dreht im Moment, wenn jene zustößt, den Kopf so, daß die Schlange in den Knochen beißt. Hat sie auf diese Weise ihr Gift abgegeben, wird sie vom Erdmännchen tot gebissen.

***) Der Schakal schämt sich seiner Zwangslage, in die er durch eigenen Fürwitz geraten ist, sucht den Wirbel heimlich abzustreifen und das Erdmännchen, das ihn bei seinen verzweifelten Anstrengungen ertappt, zu täuschen.

Und als das Erdmännchen gegangen war, sprang er in's (*ina*) Wasser (*igams*) und versuchte (*tsā, i. pass. narr.*) [den Wirbel] abziehen (*#gai*). Doch als der Wirbel nicht loskam (*#oaxa, s. oben. i gehen*), lief er weg.

Und er kam in (*ai*) die Werft (*igauš*) der Hyäne und sagte: „Sieh (*gum---o, ja*), das Erdmännchen hat mir geheißten (*gai, veranlassen*), den Kopf (*tanas*) in den Wirbel hineinzustecken (*i. Hott. umgekehrt ausgedrückt*), und nun will der Wirbel nicht loskommen!“ Doch während er so redete, kam das Erdmännchen und sagte: „Schakal, lüge (*#humi*) nicht (*tā = toma*) so (*lnāti*)!“ Da stand er auf und ging weg.

Und er kam zur (*doba*) Werft des Silberschakals und sagte: „Ohm, nimm mir (*te, Suff., mit dem die Wortfolge gleichsam substantivierenden Suff. d. 3. pers. comm. sing. -ë = i in igorei*) bitte dieses (*nē*) Wirbelding ab (*lnā, verb., mit d. objektiv. Part. -ba*), mit (*ū*) dem mich das Erdmännchen betrogen hat (*gā*)!“ Doch während er so sprach, kam das Erdmännchen und sagte: „Schakal, lüge nicht so!“ Er aber erwiderte*): „Ach je (*o und kxa, Interjekt.*)! unsere (*ā, Wurzel des pron. poss., mit d. Pers.-Suff. der Besitzer, hier im dual. masc.*) Geschäfte (*xūna*) dort (**nauba = lnāba, m. Pers.-Suff. des comm. plur.*) sind in Unordnung (*igaru auseinandersein. -sa adjekt. Endg., -se adv. Endg.*), darum sieh doch nach den Geschäften!“

So sagte er und ging weg zur (*lga*) Werft des Stachelschweins und sagte: „Ohm Jjzervark (*Kapholl. Name des inoab*), nimm mir bitte diesen Wirbel ab, mit dem (*adjektivisch ausgedrückt durch die Endg. -sa hinter dem Prädikat*) das Erdmännchen (*-i, altes Demonstr.-Suff.*) mich angeführt hat!“ Da zerbrach (**kxōa*) das Stachelschwein den Wirbel mit (*ikxa*) dem Schraubstock (*lkxamtas*).

Darauf sagte der Schakal [zu sich selbst]: „Ei, der Schmutzkrusten-Schamker!**) (*thaī die saure Kruste einer schmutzigen Milchkalabas. igarab die männl. Scham.*) Was könnte ich ihm wohl antun?“ (*welchen mā, Plan tabeë comm. sing., könnte ga, ich für -ba, ihn bi, finden hō*). Und die beiden gingen fort und kamen an ein dichtes (*igom*) Dornbaum- (*lkxūs-*)Gebüsch. Da sagte der Schakal: „Klettere (*laba*)

*) Um jede weitere Erörterung, die ihn blamieren könnte, abzuschneiden.

**) Gemeint ist das Erdmännchen, das ihn überall Lügen strafte. Aus Rache lockt er es in eine Falle und hetzt die Schlange auf.

hinter (*!gā*) dem Perlhuhn (*!kχinasā*) her, das dort (*!nā*) sitzt!“ Und das Erdmännchen kletterte auf. Als es aber aufgeklettert war, sagte der Schakal zur Schlange: „Steig hinter dem Erdmännchen her, das dort sitzt, mein Großvater (*!naob*, *ehrerbictige Anrede*)!“ Und die Schlange stieg auf, aber das Erdmännchen sprang ab.

Da sagte der Schakal: „Ei (*!nai*), sieh doch (*wörtlich: horch !gā*) dieses Schmutzkrusten-Schamkind!“*) Und die Schlange stieg herunter (*!gōaxa*) und rief „Schakal!“ Und der Schakal antwortete: „Mein Großvater!“ Aber die Schlange sagte:



Bitis cornuta L.

„Hast du schon einmal gehört und gesehen (*mū*, *i. Holt. im praesens*), daß (*!kχaiē*) so ein Kind (*!gōai*, *comm. sing.*) wie dieses (*nē*) dem Alter (*aoē*, *einem Manne*. Die Schlange ist hier männl. Geschl.) flucht (*!goē*)?“ Sprach's und schlug (*#nau*) ihn.

Da entfloh er (*!kχoē-nī*). Aber das Erdmännchen fing (**!kχō*) ihn, und die Schlange kam und schlug ihn. Und er entfloh [wieder] und kam zum Löwen und sagte: „Mein Großvater, daß die Schlange, die dort ankommt (*!goaxa*), mich nicht schlägt!“ Sprachs und entfloh.

Und als er sich eben schlafen (*!om*) gelegt (*!goē*) hatte, kam die Schlange auf (*!kχa mit*) seiner (*āb*) Spur [ihm nach] und weckte (*ging wecken #kχai #kχai*) ihn und fragte: „Woher (*maba χu*) kommst du?“

Jener aber antwortete: „Die Rinder (*gomana*, *comm. plur.*), die gestern Abend (*!nan !oē*) fortgelaufen sind, suche (*ōa*) ich ja!“ Darauf die Schlange: „Lüge nicht!“ Und der Schakal sagte: „Ich lüge nicht, mein Großvater.“

Da sagte die Schlange: „Entblöße (*!hui*) den Bauch (*!kχum*). laß (*ē*) mich sehen!“ Und er entblößte den Bauch. Da sah die

*) Der Schakal flucht der Schlange, die das Erdmännchen entschlüpfen ließ, halblaut aber unvorsichtig genug, daß sie es hört. *#nūis* d. weibl. Scham. *ōaba* Kind.

Schlange die Striemen der Nilpferdpeitsche (*!nabaga*, plur. masc.), mit dem sie selbst ihn geschlagen hatte, und schlug ihn abermals (*!kχaba*) und jagte ihn fort (*hieß ihn fortgehen*).

XI.III.

Falamigob tsī hūnors tsīra gye gā !gīriba.

!Gīrib χa i gye hūnors hais ai ōa hā tsī !ubugu ai #nōas doba go !kχīhe tsī: „hūnors, ti !gā, !gui χūroba χabe ao !nāba te re!“ ti go mī. os gye: „hīta tite,“ ti go mī. ob gye: „tita ga †gao ota nī †oa ai hais,“ ti go mī tsī: „!āse ta nī †oa ai hais, χūigye ao !nā!“ ti go mī. os gye !gui !ububa go ao !nā. ob gye: „ao !nā tomas ga i ota ga †oa a hā!“ ti mūtsī go !gūng.

Tsī nau tsē go !kχī hūnors !hūb ai hā hīa^{} tsī go !kχō si. os gye: „!nam aibe, ēta !gore!“ ti go mī. tsī !nāχu sib go o go flī !aba. ob gye: „†ans ga hā nē tsē!“ ti go mī tsī go !gūng.*

Tsī falamigob ta !auna !kχōba go sī tsī: „!abas ta !gom o mati go ra #nū?“ ti go mī. ob gye: „nēti gye ra #nū,“ ti go mī. ob gye: „aore †oab ta !gom o mati go ra #nū?“ ti go mī. ob gye: „nēti gye ra #nū,“ ti go mī. ob gye: „huri†oab ta !gom o mati go ra #nū?“ ti go mī. ob gye: „nēti gye ra #nū,“ ti go mī. ob gye: „!kχabagab ta !gom o mati go ra #nū?“ ti go mī. ob gye: „nēti gye ra #nū,“ ti go mī. ob gye: „!ere,“ ti go mīhe.

Tsī go !gūng ū bi tsī sib go hūnors doba o: „mūs go sa aoba ta go !gam !kχaiē? ao !nā !ubuga!“ ti go mī. os gye: „hīta tite“ ti go mī. ob gye: „!āse ta nī flī !aba ai hais! mū tomas hā sa aoba ta go flī !gon tsī a !gam !kχaiē?“ ti go mī. os gye !nona !ubuga go ao !nā. ob gye go habu !ubuga tsī: „noχoba ao !nā!“ ti go mī. os gye: „hīta tite,“ ti go mī. ob gye: „!āse ta nī †oa !gā si!“ ti go mī. os gye: „ti tsā o, ēta mū!“ ti go mī. ob gye †oa tsā χabeb gye †oa toma hā.

Os gye: „!nī tsēts !hūb ai !gaī !gāē hō tite !hūb ai! tsītsi kχoīn dā tsautsau hā #unina #ū! tsīda nī sida kχoīn doba hā tsī #ūna #ū!“

Übersetzung von XLIII.

Der Schakal, der den Flamingo und die Henne betrügt.

Der Schakal kam (*!kχī*, i. pass. narr.) zu (*doba*) einer Henne (*hūnors*, a. d. Kapholl. entlehnt u. assimiliert), die auf (*ai*) einem Baum

(*hais*) Eier legte (*ōa*, *gebären*) und auf den Eiern (*jubugu*, *masc.*) saß (**#nōas*). Da sagte er: „Henne, meine (*ti*) Schwester (*igā*, *ohne Suff.*) wirf (*ao*) mir (*te*, *Suff.*) doch (*χabe*) bitte (*re*, *Opt.-Part.*) eines (*igui*) der Dingerchen (*χūba*, *masc. sing.*, *-ro Dimin.*) herunter!“ (*llnā*, *mit objektiv. Part. -ba*). Doch sie erwiderte: „Ich (*-ta*, *Suff.*) werde es nicht (*tite*, *Part. d. fut. negat.*) tun (*hī*).“ Darauf sagte er: „Wenn (*o*) ich (*tita*, *pron.*) wollte (*#gao*, *ga Part. d. potent.*), könnte (*nī*, *Fut.-Part.*) ich auf den Baum klettern (*#oa*)“, und fuhr fort: „Gleich (*iāse*) werde ich auf den Baum klettern! Deshalb (*χūigye*) wirf eines herunter!“ Da warf sie ein Ei herunter, und er sagte: „Wenn du es nicht (*toma*, *m. d. Pers.-Suff. d. angeredeten Person*) heruntergeworfen hättest, wäre ich aufgeklattert!“ Sagte es (*-tsī*, *Part. d. partic. pract.*) und ging weg (*igūng*).

Dann kam er am anderen (**nau*) Tag (*tsē*) herzu, als gerade (*hīa*) die Henne auf dem Boden (*ihūb*) war, und fing (**ikχō*) sie (*si*, *Suff.*). Da sagte sie: „Warte (*llnam*), erst (*aibe*) laß (*ē*) mich (*-ta*, *Suff.*) beten*) (**igore*)!“ Als er sie (*an d. Suff. d. 3. pers. fem. sing. ist das d. Subjekts, -b angehängt*) aber los ließ (*llnāχu*), flog (*fli*, *dem Kapholl. entlehnt*) sie auf (*iaba* *aufsteigen*). Da sagte er: „Diesen (*nē*) Tag magst (*ga*) du dir merken (*#an wissen*)!“ und ging weg.

Und er kam hin, wo (*-ba*, *Demonstr.-Part. d. Ortes*) der Flamingo (*dem Kapholl. entlehnt*) Fische (*llauna*, *comm. plur.*) fing, und fragte: „Wenn der Nordwind (*iabas*) weht (*igom*, *ta = ra*), wie (*mati*) setzt (*#nū*) Ihr Euch?“ (*-go*, *Suff. d. 2. pers. masc. plur.*). Und jener antwortete: „So (*nēti*) setze ich mich.“ — *Der Erzähler wendet sich nach Süden.* — Darauf der Schakal: „Wenn der Südostwind (**aore #oab*) weht, wie setzt Ihr Euch?“ Und jener antwortete: „So setze ich mich.“ — *Der Erzähler wendet sich nach Nordwesten.* — Darauf der Schakal: „Wenn der Seewind (*huri#oab*) weht, wie setzt Ihr Euch?“ Und jener antwortete: „So setze ich mich.“ — *Der Erz. wendet sich nach Nordosten.* — Darauf der Schakal: „Und wenn der Südwind (*ikχabagab*) bläst, wie setzt Ihr Euch?“ Und jener erwiderte: „So setze ich mich!“**) Da gab es einen Knax (**#ere*, *Nachahmung des Tons.*

*) Getaufte Hottentotten ließen zuweilen die Weißen, deren sie während des Krieges habhaft wurden, beten, ehe sie sie erschossen.

**) Der Erzähler steckt den Kopf unter den Arm, wie der Flamingo den Kopf unter den Flügel.

den das Beil macht, mit dem der Schakal dem Flamingo den Kopf abschlägt).

Dann ging der Schakal mit (*ū*) dem Kopf (*durch bi angedeutet*) weg, und als er zur Henne kam, sagte er: „Hast du (*-s*, *Pers.-Suff. hinter mū sehen*) gesehen, daß (*!kχaië*) ich deinen (*sa*) Mann (*aoba*) getötet (*!gam*) habe? Wirf die Eier herunter!“ Doch sie sagte: „Ich werde es nicht tun!“ Darauf er: „Gleich werde ich auf den Baum auffliegen! Siehst du nicht, daß ich deinem Mann nach (*!gon, adv.*) geflogen bin und ihn getötet habe?“ Da warf sie drei (*!nona*) Eier herunter. Der aber fraß (*habu*) die Eier auf und sagte: „Wirf noch mehr (*noχoba, wohl d. Kapholl. entlehnt u. dann assimiliert*) herunter!“ Doch sie sagte: „Ich werde es nicht tun.“ Darauf der Schakal: „Gleich werde ich auf (*!gā*) dich hinaufsteigen!“ Doch sie erwiderte: „Versuch (*tsā*) es (*ti so*) doch (*o, Interj.*), laß (*ē*) mich sehen!“ Nun versuchte er aufzuklettern, kam aber nicht herauf.

Da [fluchte] sie ihm: „Niemals (*!nī cin anderer derselben Art, tsē Tag, tite Part. d. fut. negat.*) sollst du (*-ts*) auf der Erde dein Glück (*!gā! gāë, comm. sing.*) finden (*hō*)! Und friß (*!ū*) du (*-tsi, seltene Form d. Suff. d. 2. pers. masc. sing.*) das Gewürm (*!unina, comm. plur.*), das die Menschen (*kχoin, comm. plur.*) mit Füßen zertreten (*dā, tsautsau weich machen*), wir (*-da, Suff. d. 1. pers. comm. plur., und sida, Pron. d. 1. pers. comm. plur. exclusivi*) werden bei den Menschen bleiben (*hā*) und Speise (*!ūna, comm. plur.*) essen!“

So wurden die Hühner Haustiere und der Schakal omnivor.

XI.V.

!Giriba gye !dō!ōsenba χamra.

χamra χa i gye !goaχa !ai !ō hā ra χa tsī gye !giriba go mūhe goaχab hā. tsī go !dō!ōsenhe tsīb gye go hā. tsī go !kχā tsoa !guisa os gye tsoasa go gom. ob gye !an !dō!ōsenra hā !kχaië tsī: „!kχūtse dainki tsi, nē !ūëts go mā te !kχaisa!“ ti go mī. tsī dorosa go !nan tsī !gārona go !hubi tsī: „aibe ta ra !aëre.“ ti mī tsī !aën !ga go !gūng. tsī !nātib ta kχōa hā go bē tsī !homs ai sī go !oa tsī: „!gaise ta go !kχā tsoa ro!“ ti go mī tsī: „!hā! !garagu gaigu ōara ga !gam te !gāra,“ ti go mī. tsīra gye !ai !ōra hūga hā, !kχais !ama !gūng toma hā.

Tsīb gye go !gūng tsī !hoab !gao sī !goë tsīb !nom !goë hīa gye !garuba go !kχī tsī go !kχō bi. „!i !naob !nam, nē !uib ta !nā aikχum! hūgye #hē!“ okχa gye gye #hē tsī gye !gīriba: „hāta tita #kχā !na haië òa!“ ti go mī. tsīb gye go òa tsī go bē tsīb gye !garuba !nā !uibab #hē mā hīa gye !ō. ob gye tsēti gaχuba hā tsī hā gye gō. ob gye !ō hā ob gye !gīriba: „!ōgo nī gās! tita ga i ots ga !gai ū a hā !uib. !nāti !gui nī !ba go!“

Übersetzung von XLIV.

Das Löwenpaar, das sich dem Schakal tot stellt.

Ein Löwenpaar (*χamra, dual. masc.-fem.*) kommt (*!goaχa*) fußweh (*#ai !ō*) daher und sah (*mū, i. pass. narr.*) einen Schakal herankommen (*hīa während, hier i. Sinne d. Particip. praes.*). Da stellten sie sich tot (*!ō!ōsen, i. pass. narr.*), und er kam (*hā*) herzu. Und er berührte (*!kχā*) [leise] das Hinterloch* (*!tsoas*) des einen (*wörtl.: ein Hinterl.*), und das Hinterloch zog sich zusammen*). Da wußte (*#an*) er, daß (*!kχaië*) die beiden sich [nur] tot stellten, und sagte**): „Gott, ich danke (*!kχūtse, dainki, aus dem Kapholländ. entlehnt*) dir (*tsi*), daß (*!kχaisa*) du (*-ts, Suff.*) mir (*te, Suff.*) diese (*nē*) Speise (*#ūë, comm. sing.*) gegeben (*mā*) hast!“ Dann schlug (*#nan*) er das Feuerzeug (*dorosa*) an und steckte ein wenig (*-ro, Dimin.*) Gras (*!gāna, comm. plur.*) in Brand (*#hubi, verb.*) und sagte: „Erst (*aibe*) suche ich Feuerholz (*!aëre, verb.*)“ und ging (*!gūng*) nach (*!ga*) Holz. Und während er das Holz allda (*!nāti, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) brach (**kχōa, ta euphon. für ra*), entfernte er sich (*bē*) und stieg (*geht si, steigen #oa*) auf (*ai*) einen Berg (*!homs*) und rief: „Gut (*!gaïse, adv.*) habe ich Euch (*ro, Suff. der 2. pers. dual. masc.-fem.*) das Hinterloch berührt! Ihr Ausgeburt der großen Schmutzkrusten-Scham (*s. früher*) hättet (*ga, Konjunkt.-Part.*) mich beinahe (**!gā, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) getötet (*!gam*)!“ So rief er. Aber die beiden waren seit lange (*hūga*) fußweh, darum (*um der Sache !kχais, willen !ama*) liefen sie nicht (*toma*) [hinter ihm her].

Und er ging und legte sich (*ging, sich legen !goë*) unter (**!gao*) einen überhängenden Fels (*!hoab*), und während er schlafen (*!nom*)

*) *go/m* ist der reflektorische Lidschluß sowohl als die reflektorische Kontraktion des Sphinkter ani.

**) Um die Löwen glauben zu machen, ihre List sei gelungen, und der Schakal wolle sie nun braten.

lag, kam (*kχī*) der Leopard (*igaruba*) und fing (**!kχō*) ihn (*bi*). [Er aber rief:] „Mein Großvater (*ti //naob*, *chrerbiet. Anrede*), halt ein (*//nam*)! Der Fels (*iuib*) fällt (*//nā*) auf (*ai*) uns (*-kχum*, *Suff. d. 1. pers. dual. masc.*), darum (**hūgye*) stemm [dich] an, [daß wir nicht beide erschlagen werden] (**hē*)!“ Da stemmten [sich] die beiden an, und der Schakal sagte: „Laß mich (*laß hā*, *daß ich -ta Suff. und tita Pron. pers.*) Holz suchen (*ōa*) zum Darunter- (*ina*)stützen (**kχā*)!“ Und er suchte und eilte weg. Aber der Leopard stand da (*mā*) [und] stemmte [sich] dort (*//nā*) [gegen] den Fels (*m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*), bis er umkam (*//ō. wörtl.: während er etc. --, kam er um*). [Der Schakal] jedoch bleibt Tage (*tsēti*) lang (*gaχu*) weg, dann kommt er, nachzusehen (*gō*). Da ist jener tot, und der Schakal ruft: „Verrecken werdet Ihr (*go*, *Suff. d. 2. pers. plur. masc.*) vor Dummheit! (*gās = gāse*, *adv., dumm*). Wenn (*o*) ich es wäre (*ga*, *Konj.-Part.*), dann (*dasselbe o*) wärest du (*-ts in ots*) wohl stark (*igai*) mit (*ū*) dem Fels*)! (Genau (*igui einzig*) so (*//nāti*) soll es Euch [immer] widerfahren!“ (*ī geschehen, -ba objektivir. Part.*).

XLV.

Gomasa #ā tsī gye igarub χa //goë amhe igiriba.

!Girib χa gye kχoïn gomasa gye #āhe. ob gye igaruba gye //goëam bi. tsīb gye //goëamhe hā hā gye !kχī ramgyib !kχa.

Tsīb gye !goaχa ra #nau tsīb gye gye tē: „tarië //gams doba hā? huga ra oëba te //gams gum χabe o! ne !nās !guisa ta nī tē!“ tsī go //kχaba a tē: „tarië //gams doba hā?“ tumi. ob go igaruba: „tita hā!“ ti a mī. „//naū tsīts gye mū //gams gye oë !kχaië?“ ti mī tsī !kχoë-nī.

Übersetzung von XLV.

Der Schakal, der die Kuh schlachtet und dem vom Leoparden aufgelauert wird.

Der Schakal (*igirib*) hatte die Kuh (*gomasa*) der Menschen (*kχoïn*) geschlachtet (*#āhe* **). Der Leopard (*igaruba*) aber

*) D. h.: Mit mir, an Stelle des Felsen, würdest du wohl fertig werden; das hast du dir aber verscherzt.

**) Das *χa* hinter *igirib* kann wegfallen und trotzdem bleibt das Prädikat im Passiv. Daraus geht hervor, daß es sich hier, in *#āhe*, um das pass. narrativum handelt, und das *χa* hier nicht die Postposition, sondern Demonstrativpartikel ist.

lauerte*) ihm (*bi*) auf. Und während (*hīa*) ihm aufgelauert wird (*echtes passiv.*), kommt (*ikχī*) er mit (*ikχa*) dem Saitenspiel (*ramgyib***), und während er am Kommen ist (*igoaχa*), spielt (*schlägt*) er und fragte (*tē*): „Wer (*tarië*) ist bei (*doba*) dem Wasser? (*igamsa****) Stets (*hūga*, von *jehet*) antwortet (*oë*, *-ba* objektivierende Verb.-Partikel) mir (*te*) ja (*gum---**o*) doch (*χabe*) das Wasser! [Noch] dieses (*nē*) einzige (*iguisa*) Mal (*inās*) werde ich fragen!“ Und wieder (*ikχaba*) fragte er: „Wer ist beim Wasser?“ Da rief der Leopard: „Ich bin’s!“ Der [Schakal] aber sagt: „Hast du (*-ts*) [je] gehört (*inaū*) oder (*tsī und*) gesehen (*mū*), daß (*ikχaië*) das Wasser antwortet?“ Sprach’s und entfloh.

XLVI.

χami tsī igīrib tsīkχa.

χami tsī igīrib tsīkχa χa i gye gye !auhe tsīb gye igīriba gausa !naite go !kχaū. ob gye χama †gabasa !naisa go !kχaū tsī igīrib go !kχaū !naiti go ū tsī igīriba !(e)īb go !kχaū †gabasa !naisa go mā. tsī gauga mā bi tsī tarasa go †gai !gūng gai bi.

Ob gye sīb go o gauga !(e)īb ōana mā tsī χami ōana sōte go mā tsī χamsa: „aob gye: hā goma !gōan !kχa!“ ti go mī. tsī taras āb tsī !gōan āb tsīna ū tsī go !gūng tsī go sī. ob gye: „mabasa !naosa hā?“ ti go mī. ob gye: „ti !naob, ti !naos gye !gūngs tite tumi †kχā tsī go hāsa!“ ti go mī. ob gye go !gūng.

Ob gye igīrib hoa gausa !gana !ganas ai go †oa ū tsī †gabasa !naisa go !nāχu. tsīb gye gauga go aira tsī !gubu !gurusa !nuib !na go aira. tsī gye go !kχī χama tsī go †gai, ob gye go oë. „ū !aba te!“ ti go mī. ob gye !haūba go ū !nābahe tsīb gye go !nausihe tsī sīb ta hīa !haūba !kχai !gaohe tsī !gona go †isen tsīb: „!āsa !haūba ma te! — !oro !haūb ma te!“ ti go mī.

*) *am* ist die Postposition „für“, eine interessante alte Form für *ā* (s. Hahn⁷⁸, S. 61). *!goë* = liegen. „Für etwas liegen“ = auflauern.

**) Obwohl dieses Musikinstrument, nach Angabe eines Hottentotten, mit dem Finger gezupft wird, wird im Folgenden doch das Wort *†nau* = schlagen gebraucht. Das ist ein Fingerzeig, daß das Instrument sich erst einbürgerte, nachdem die alte Bezeichnung für das Anschlagen des Musikbogens bereits die allgemeine Bedeutung „Saitenmusik machen“ erlangt hatte (vgl. „Musikpantomimen“, S. 374). Ganz analog ist der Sprachgebrauch des Wortes *doro* (siehe Feuerzeug).

***) Er bedient sich hier derselben List wie in Sage XLI (S. 476 unten) dem Löwen gegenüber.

Tsīb gye #oaxa //oab go o: „ti //naob, am/nasa kχōba ēts nē gauē ēχase #hē!“ ti go mī, „ē ī tā #hūb ai #nū, #hūb ai i ga ra #nū o nī lam χuigye.“ tsīb gye go am/naba kχōba tsīs gye gausa ēχase am/na go #gā.

Ob gye: „ ti //naob, //gams //ga, //gams //ga!“ ti go mī. ob gye aoba //gams doba sī toma hā hā go //ō.

Übersetzung von XLVI.

Der Löwe und der Schakal.

Der Löwe und der Schakal die beiden waren auf Jagd gegangen (*!au, i. pass. narr.*), und der Schakal schoß mit dem Bogen (*!kχaū, verb.*) fette (*gausa*) Giraffen (*!naite*). Der Löwe aber schoß eine magere (*#gabasa*) Giraffe; und die Giraffen, die der Schakal geschossen, nahm (*ū*) er und gab (*mā*) dem Schakal die magere Giraffe, die er (*!(e)īb*) selbst erlegt hatte. Dann gab er ihm (*bi* „*Suff.*) Fett (*gauga, masc. plur.*) und hieß (*gai*) ihn, die Löwin (*tarasa Frau*) rufen (*#gai*).

Als (*o*) aber der Schakal hinkam (*sī*), gab er das Fett seinen (*!(e)īb, Pron. d. 3. pers. sing. masc., unter Auslassen d. Genit.-Part., als possess. gebraucht*) Kindern (*ōana, comm. plur.*) und gab den Löwenkindern die Lungen (*sōte*) und sagte zur Löwin: „Der Mann (*aob*) läßt dir sagen (*goma, adv. z. Ausdruck dafür, daß d. Gesagte ein Auftrag ist*): „Bleibe (*hā*) zu Haus mit (*!kχa*) den Kindern (*!gōan*)!“ Dann nahm er seine (*die Wurzel ā vervollständigt sich zum pron. poss. durch Anhängen des Pers.-Suff. d. Besitzers*) Frau und seine Kinder, sie alle, und ging (*!gūng*) und kam [zum Löwen]. Da sagte der Löwe: „Wo (*maba, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) bleibt die Herrin (*!naosa, wörtl. Großmutter, Ehrerbiet.-Bez.*)?“ Und er antwortete: „Herr, meine (*ti*) Herrin will nicht (*tite, Fut. negat.*) gehen (*m. Pers.-Suff.*), so (*tumi*) weigerte sie sich (*#kχā*) und blieb!“ Da ging der Löwe [selbst].

Der Schakal aber zog (*#oa hinaufsteigen, ū nehmen*) alles (*hoa*) Fleisch (*!gana*) auf (*ai*) den Giraffenbaum und ließ (*!nāχu*) die magere Giraffe zurück. Dann briet (*aira*) er das Fett aus und briet einen runden Quarzstein (*!gurusa*) in (*!na*) den Schmalz (*!nuib*). Nun kam (*!kχī*) der Löwe und rief, und der Schakal antwortete (*oē*). [Da rief der Löwe:] „Zieh mich (*te, Suff.*) herauf (*!aba aufsteigen, ū s. o.*)!“ Dann wurde ihm (*-ba, i. Praedic., objektiv. Part.*) ein Riemen

(*!haūba*) heruntergelassen (*ū!nā*), und er wurde aufgezogen (**!nausi*); als er aber eben (*hīa*) [oben] ankam (*sī, ta = ra*), wurde der Riemen zerschnitten (*!kχai und !gao*), und er stürzte herunter*). Da sagte der Schakal [zur Schakalin]: „Gib mir einen neu (*!āsa*) angefertigten Riemen, — [und flüsterte]: „einen alten Riemen gib!“

Als aber der Löwe nicht zurecht kam (*!loa nicht können, #oaχa hervorkommen*), sagte der Schakal: „Herr, sperr (*kχōba*) den Rachen (*am !nasa*) auf und (*ē, m. d. Suff. d. 2. pers. masc. sing.*) fang dieses (*nē*) Fettstück (*comm. sing.*) hübsch (*ēχase*) auf (**!hē, verb.*)! und daß es nicht (*tā = toma*) auf den Boden (*!hūb*) fällt (*#nū setzen, ! geschehen*), denn (*χuigye*) wenn (*o, ga Part. d. potent.*) es fällt, wird es in Stücke gehen (*!am*)!“ Da sperrte der [Löwe] den Rachen auf, und das Fett [mit dem glühenden Quarzstein darin] fuhr schön in das Maul hinein (*#gā, verb.*).

Da rief der Schakal: „Herr, [lauf] zum (*!ga*) Wasser! (*!gams*) zum Wasser!“ Aber der kam nicht hin (*!doba*) zum Wasser, sondern verreckte (*!ō*). (*Wörtl.: während er nicht hinkam, verreckte er.*)

Der Stein fuhr durch den Darm und zerriß den After. Darum, so belehrte mich der Hottentott, den ich weiter befragte, schlingt jeder Löwe, wenn er ein Tier geschlagen hat, erst ein Stück Fell herunter, um den Verschuß, den der glühende Stein zerschlagen hatte, wieder dicht zu machen.

XLVII.

χami !uri gorasa gye !gameba.

χami χa i gye !uri gorasa gye !gamehe tsīs gye !gabaga go guruba bi tsīb gye ra flī. os gye flīb ta o #kχōte ra !gaē maī tsīb gye kχōēna ra !gūng !gara, mūb tai hoāē !gam, ti ra hī.

Ob gye !gui tsē !gīriba go !kχī tsī: „!gami χa au te!“ ti go mī. os gye: „omsa χuta gum a bē !loa o,“ ti go mī. ob gye: „tita nēba #nōa tsīi ariē !kχī tite, hūgye χuri sī!“ ti go mī. os gye go !gūng.

Tsīb gye !gīriba ū !nātsī #kχōga go #noa !amiam. tsīs gye go !kχī tsī: „tariē go dī !gauē?“ ti go mī. ob gye: „nēbata go !omro on arina #gā χa hā.“ ti go mī.

*) **!ī* bedeutet: a) das Stoßen des saugenden Viehes gegen das Euter; b) fallen lassen, mit der Reflexivendung *-sen*: abstürzen.

Tsīra gye sores go †gā o go †lom. o i gye †uri goras di †namsa go ūhe tsī †(e)ṭb di †namsa go †uri gorasa mā.

Tsīb gye go χama †nūseb †goaxa hīa: „aise, to ---- n te re!“ ti ra mī. tsīb gye go †kχī tsī †kχara †namē ra mū tsī †uri gorasa go †kχā †an. ob gye †gīriba go uri †ora tsī: „†gā kχoēgye gye †hūb ai †gūng †goē re!“ ti go mī.

Übersetzung von XLVII.

Der Löwe, der Gatte der Weißkrähe.

Der Löwe hatte die weiße Krähe geheiratet, die hatte ihm (*bi*, *Pers.-Suff.*) Flügel (*†gaboga*) verfertigt (*guru*, *m.* *Andeutung d. indir. Obj. durch -ba*), und er fliegt (*entlehnt*). Wenn (*o*) er dann fliegt (*ta euph. f. ra*), hängt (*†gaē binden, mā stellen*) sie die Knochen (*†kχōte, fem.*) [der getöteten Beute] auf. Er aber duldet nicht (*†gara*), daß man (*kχoēna, comm. plur.*) einhergeht (*†gūng*), tötet (*†gam*) jeden (*†hoaē, comm. sing.*), den er sieht (*mū, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.; ta = ra, m. d. Pers.-Suff. d. Obj.*). So (*ti*) treibt (*hī*) er es.

Da kam (*†kχī*) eines (*†gui*) Tags (*†tsē*) der Schakal und sagte [zur Krähe]: „Gib (**au schenken*) mir (*te, Pers.-Suff.*) Wasser (*†gami*)!“ Doch sie erwiderte: „Ich (*-ta, Pers.-Suff.*) kann ja (*gum--o*) nicht (*†hoa, verb.*) von (*χu*) der Hütte (*omsa*) weggehen*) (*†bē*)!“ Darauf der Schakal: „Ich (*†tita*) sitze (*†nōa*) hier (*†nēba*), und kein Hund (*†ariē, comm. sing.*) soll (*†tite, Part. d. fut. negat.*) herankommen, darum (**hūgye*) geh (*†sī*) und schöpfe (*χuri*)!“ Da ging sie.

Der Schakal aber nahm (*ū*) die Knochen herunter (*†nā, verb., i. partic. praeter.*) und schlug sie in Stücke (*†noa werfen, lam lam zerbrechen*). Da kam die Krähe (*durch das Pers.-Suff. -s in tsīs ausgedr.*) und fragte: „Wer (*†tariē*) hat so etwas (*†gauē*) getan (*†dī*)?“ Jener aber antwortete: „Als (*o, m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz, -n. comm. plur.*) ich hier (*†nēba, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) ein wenig (*-ro, Dimin.*) schlief (*†lom*), kamen Hunde herein (*†gā, verb.*)“

Als dann die Sonne (*sores*) unterging, legten sich die beiden (*-ra, Pers.-Suff. dual. masc.-fem.*) schlafen. Aber der Schakal nahm

*) Weil sie die aufgehängten Knochen beaufsichtigen muß. Denn wenn die Knochen zu Boden fallen, stürzt auch der Löwe zur Erde.

(ū, i. pass. narr.) die Decke (#namsa) der (di, Gen.-Part.) weißen Krähe und gab (mā) der weißen Krähe seine (||(e)īb, Pron. pers.) Decke.

Und der Löwe rief, während (hīa) er von ferne (!nūse, adv., m. d. Pers.-Suff. d. Subj.) ankam (!goaxa): „Mutter! (aise) hebe (ton) mich doch (re) auf!“*) Dann kam er herzu und eine fremde (!kχara) Decke sah er. Da stach (!kχā) er die weiße Krähe nieder (!an). Der Schakal aber sprang (uri) hervor (#ora) und rief: „Daß wir (-gye) armen (!gā) Leute doch [nun] ruhig (||goë liegen) auf (ai) der Erde (!hūb) einhergehen mögen (re, Opt.-Part.)!“

XLVIII.

!Aob gye sore #naobesenī ||goë hīa !uis χa gye #nū aiheba.

!Aob sore #naobesenī ||goë hīa gye !uisi #nū aiheba χa i gye ī ra kχoën hoana: „doχoba ū kχaī ai te re!“ ti ra mīhe.

Ob gye !noaba !gui tsē go !kχī ob gye: „doχoba ū kχaī ai te re!“ ti go mī. ob gye !noaba go ū kχaī ai bi tsī go !gūng ū bi !gams !ga. tsīkχa gye go sī !gams doba, ob gye tamī bi tsī tanas go dom !na a hā o: „ō tsita ra!“ ti go mī. ob gye: „kχa gai !gaūb !gakχum gum garu o!“ ti go mī.

Tsīkχa gye !arob !gaūs ai go sī. ob gye: „!gūng toa χute go aogu gye !hai!“ ti mītsī go !gūng.

Tsīkχa gye !gabestaub !gaūs ai go sī. ob gye #namsa !gaë !kχā tsī go !gūng.

Okχa gye !gīrib !gaūs ai go sī. ob gye #namsa ra !gaë !kχā tsī: „tareëkχo ōa !goaxa? !gūng ta ra, !gūng ta ra! !haise !kχī, ēta !naū!“ ti go mī. okχa gye go !kχī. tsīb gye: „nē kχoīb gum !uiba ta go ū kχaī ai bi o ra ō te o!“ ti go mī. ob gye: „!kχī i gye !gūng, ēta gō!“ ti go mī !gīriba.

Tsīgu gye go sī, ob gye: „#nū, ēta gō!“ ti go mī. ob gye go #nū !gam !honra ai. ob gye: „nēti go #nōa i kχoëba?“ ti go tē. ob gye !noaba: „hm'm,“ ti go mī. ob gye ēχase go #nū.

Ob gye !gīriba !uiba go #nūi ai bi tsī: „nē χabe īda ra gōse: »doχoba ū kχaī ai te re« ti ra mī !aob gum χabe o!“ ti mī tsī: „χūi goro tsūba go o !gui tita #ans!“ ti mītsī go #nau bi.

*) Der Erzähler brummt das ton in tiefem, gedehntem Baß, fernes Löwengebrüll nachahmend.

Übersetzung von XLVIII.

Die Schlange, die von einem Stein überrollt wurde, als sie sich sonnte.

Eine Schlange, die von einem Stein (*luisi* = *luis* χ *a*) überrollt (*#nū* sitzen, *ai* auf) wurde, während (*hīa*) sie, sich sonnend (*wörtl.: an die Sonne sores, sich -sen, festklebend #naobe, -ī ist adjekt.-bildende Part.*) da lag (*||goë*), ruft allen (*hoan*) Leuten (*kχoën, comm. plur.*), die vorbeikommen (*i*), zu: „Helft (*ū* nehmen) mir (*te, Pers.-Suff.*) doch (*wohl entlehnt, re Opt.-Part.*) aufstehen (*kχaī ai*)!“

Da kam (*ikχī*) eines Tags das Stachelschwein, und die Schlange rief: „Hilf mir doch aufstehen!“ Da half ihr das Stachelschwein auf und ging (*||gūng*) mit (*ū*) ihr (*bi, Suff.*) zum (*||ga*) Wasser (*||gams*). Als (*o, mit d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz, -b*) aber die beiden zum (*doba*) Wasser gekommen (*sī*) waren, umschlang (*tami*) die Schlange das Stachelschwein (*durch d. Suff. bi ausgedr.*), und als ihm ihr Kopf (*tanas*) an (*ina*) die Kehle (*domi*) kommt, sagte sie: „Ich fresse (*ō*) dich (*tsi, Pers.-Suff.*)!“ Da sagte das Stachelschwein: „Ei (*kχa*), wir (*-kχum, Suff. d. 1. pers. dual. masc.*) sind ja (*gum---o*) auf dem Wege (*garu, verb.*) nach einer großen (*gai*) Werft* (*||gaüb*)!“

Und die beiden kamen zur Werft der Aro-Eidechse. Die aber sagte**): „Die Männer (*aogu*) sind schon (*toa fertig sein*) fortgeeilt (*||gūng und |hai*) und haben mich stehen lassen (*χu*)! [Ich muß ihnen schnell nachfolgen]!“ Sprach's und ging fort.

Dann kamen sie zur Werft der Gabestaub-Eidechse. Aber die schnürte (*||gaë binden, ikχāb Leib*) ihre Decke (*#namsa*) zusammen und lief fort.

Da kamen sie zur Werft des Schakals. Der schnürte seine Decke zusammen und sagte: „Was (*tareë, m. d. Suff. d. angered. 2. pers. dual. masc.*) sucht (*ōa*) ihr hier (*goaχa ankommen*)? Ich gehe gerade (*ra, fortschr. Handlg.*) fort, ich gehe gerade fort! Kommt schnell und (*ē, imperativisch*) laßt mich (*-ta*) hören (*||naū*)!“ Da kamen die beiden, und das Stachelschwein sagte: „Ach (*o, am Ende des Satzes*), diese (*nē*) hier (*kχoëb, Mann*), der ich doch (*gum---o*) den Stein

*) Zu ergänzen: „Laß uns doch dort unsere Sache zur Entscheidung bringen.“

***) Die folgenden Antworten sollen das feige Sich-drücken vom Schiedsrichteramt kennzeichnen.

abgewälzt habe, will mich fressen!“ Darauf der Schakal: „Kommt! Lauft! Laßt mich sehen (*gō*)!“

Dann kamen sie hin, und der Schakal sagte: „Leg dich hin (*#nū* sich setzen), laß mich sehen!“ Da legte sich die Schlange in (*ai*) zwei (*igam*) Windungen (**!honra*, *dual. fem.*, von *!hon* zurückkehren) zusammen. Da fragte (*tē*) der Schakal: „Lag (*#nōa*) sie so (*nēti*)?“ Und das Stachelschwein sagte: „Nein!“ Da legte sie sich ordentlich (*ēχase*) hin.

Der Schakal aber setzte (*#nūi*) den Stein auf sie und sagte: „Mögen wir (*-da*, *Suff. d. 1. pers. comm. plur.*) auch (*χabe*) immer (*gose*) hier vorbeigehen (*i*), die Schlange mag ruhig sagen: Helft mir doch auf, — [wir lassen sie liegen!],“ und weiter sagte er: „Wenn (*o*) Euch (*goro*) etwas (*χūi*) in die Quere kommt (*tsūba*, *verkehrt*), nur (*igui*) dann denkt Ihr an mich (*tita*)!“ (*wörtl.: ist ein An-mich-denken, #ans, fem.*). Sprach's und prügelte (*#naū*) das Stachelschwein.

XLIX.

!Girib tsī kχoëra tsīn.

O i gye gye hīhe: !girib χa !gam kχoëra gye ūhe hā o i gye !gui kχoīs !guis !kχa ra !omhe. tsī gye nau kχoīsa tsāhe toma hā o i gye !abeë go dīhe. tsī go !auhe tsī !gūnghe !gā i go: „nēbab ga !gūba hā i ōro gye: #nī nē !gūb ga goma gai #kχōs !na a kχōa« ti nī mī!“ ora gye gye: „ā“ ti gye mī. ob gye gye nau kχoīs !ga gye mī: „sas gye nī !oa aiba ū, !gūb ga kχōa o!“

Ora gye gye !gūb gye i hā o: „nau garu !gūb ga goma gai #kχōs !na a kχōa!“ ob gye !gūba gye kχōa, ora gye gye #ā. os gye nau kχoīs tsā tomab hāsa !oa aiba gye ū tsīs gye am tsī gye ū #ui tsīs gye aibe gauna gye ō tsīs gye gauna gye ō toa. tsīs gye go #haba !uis ai !gui tsī go #noa. ob gye go #gā !(e)īs !na; os gye go #gai #ui, tsī !kχaba go #noa, ob gye !kχaba go #gā. ob gye !giriba: „huga tsāhe tomasa tsā si!“ ti gye mī.

Übersetzung von XLIX.

Der Schakal und die beiden Mädchen.

Und (*o*) es begab sich so (*wörtl.: wurde gemacht hīhe*): Der Schakal hat zwar (*gye Verb.-Part. d. praes., hā Verb.-Part. cinctu*

Zustand ausdr., ū nehmen) zwei (igam) Mädchen (kχōēra, dual. fem.), aber einzig (igui) mit (ikχa) einem (iguis) Mädchen schläft er (||om, wieder passivisch). Und (tsī) da (o) er das andere (*nau) Mädchen nicht (toma) genießen (tsā kosten, passivisch) [kann], machte er (dī passivisch) einen Plan (Iabeē, comm. sing.). Er ging jagen (Iau), und kurz ehe (||gā) er ging (Igūng, passivisch), [sagte er]: „Wenn (o wenn — dann) hier (nēba, mit d. Pers.-Suff. d. Subj.) ein Springbock (||gūba) vorbeikommt (Doppelverb.: hā herkommen, I gehen, ga Verb.-Part. d. Konjunkt.), dann sollt (nī) Ihr (-ro Pers.-Suff. d. 2. pers. dual. fem.) so (ti) sagen (mī): Daß doch (ga) dieser (nē) Springbock im (I na) Oberschenkel-Knochen (wörtl.: Groß- gai, Knochen ≠kχōs) zusammenbricht (*kχōa)!“ (goma gibt diesen Worten den Charakter eines Auftrags.) Und die beiden sagten: „Ja (ā)!“ Zu (||ga) dem anderen Mädchen aber sagte er: „Du (sas) wirst die Scham*) nehmen (ū), wenn der Springbock zusammenbricht!“

Der lüsterne Schakal geht fort, verwandelt sich in einen Springbock und cilt an den Mädchen vorbei.

Und als der Springbock vorbeikam, da [riefen] die beiden: „Daß doch der Springbock, der da (*nau = ||naba) läuft (garu), im Oberschenkelknochen zusammenbricht!“ Da brach der Springbock zusammen, und die beiden schlachteten (≠a) [ihn] aus. Das eine Mädchen aber, das [der Schakal] nicht genossen hatte, nahm die Scham und briet (am) sie und nahm sie heraus (≠ui) [aus dem Feuer] und aß (ō) erst (aibe) das Fett (gauna) und aß das Fett ganz (toa aufhören) auf. Dann legte (||gui) sie [das Glied des Springbockes] auf (ai) einen breiten (≠haba) Stein (Iuis) und stampfte (*≠noa) es weich. Da aber fuhr [das Glied] in (I na) sie (||(e)īs) hinein (≠gā hinein-gehen); und sie zog (≠gai) es heraus und stampfte es wieder (||kχaba), da fuhr es ihr wieder hinein. Der Schakal**) aber ruft: „Die (sa) noch nie (huga von jeher, toma nicht) genossen worden ist (tsāhe), [ich habe] sie (si) genossen!“

*) Ioa aib sind die männlichen Schamteile mit allem was drum und dran, ai auf, ist. Ähnliche Schlächterausrücke sind: Inā aib die Bauchgegend, saru aib das Fell und Fett im Schnittbereich des Fettschwanzes, der in der ventralen Mittellinie geöffnet wird.

**) Als der Schakal seinen Trieb befriedigt hat, nimmt er seine alte Gestalt an, tanzt um das Mädchen und sagt: s. oben.

I.

Sorisa gye aba Igiriba.

O gye gye hīhe: on gye gye doë oī gye Igirib Ikχa kχoīn gye doë bē χabe kχaos ai hāhe tsī gye soris #nōaba go hāhe tsī: „Ikχī ēta aba si!“ ti go mī. os gye go #kχā χabeb gye: Ikχī ēta aba si!“ ti go mī. ob gye go aba si tsīra gye go Igūng.

Tsī garu ra hīab gye go hau 11oa. ob gye: 11gōaχa, ēta nē 11naite #noa!“ ti go mī. os gye: „hugata abaheta hā hīa ra #noa ūhe 11naiti,“ ti go mī. tsīra gye go Igūng. tsīb gye: „11gōaχa, nēn 11gūna mā!“ os gye: „hugata abaheta hā hīa ra mū ūhe 11gūn,“ ti go mī. tsīra gye go Igūng 11kχaba. tsīb gye aoba hau 11oab go o: „nēti 11gorete mā, χuigye 11gōaχa, ēta #noa!“ ti go mī. os gye: „hugata abaheta hā hīa ra #noa ūhe 11goreti gumo.“ ob gye aoba: „11āse ta nī 11gāb 11kχāb ai mā χāb 11kχa χai si!“ ti go mī. os gye: „hugata ra 11gāb 11kχāb ai mā χāb 11kχa χaihe,“ ti go mī.

Tsīb gye go 11kχoë ū si tsī sī 11gams 11na: „11ubu,“ ti go mī, χabeb gye huihe toma hā tsīb gye go #oa 11gamsa χu tsī 11numaba go χora tsī 11nā 11numab 11na go 11haru tsī, sores kχōb 11kχa #nōa hīa, nau 11kχāb ai go 11kχaru tsī go 11aru.

Tsī soregūra sī go hō tsī 11guisa go #ā tsī gauna ū tsī go 11gūng tsī go sī. on gye 11gōana: „dāb 11gana tani hā!“ tumi go 11kχoë 11oa. ob gye go 11aiχa aoba tsī go 11kχī 11gāsib ta 11ō hīa tsī go 11gami #gan. os gye tarasa go mā bi o i gye 11kχō 11oab ta hīa go #nā. os gye go tarasa #an soregūsa #ā hā 11kχaië tsī: „nēda hoa tsēte ra 11gūng 11kχā soregūra gye nēts #ā hā ra!“ ti go mī tsīs gye go tē gauna ū hā 11kχaië. ob gye: „ūta hā!“ ti go mī. os gye: „ī #nūi si!“ ti go mī. ob gye sī go #nūi tsī #kχari gaurona ū hā tsī go hā. os gye tarasa go #nāba bi o i gye 11kχaba go #nā 11gamē. os gye: „horagase sī #nūi!“ ti go mī. ob gye: „#kχari χūroī 11guië ta ū hā, mūte ta nī sobo ga,“ ti go mī. os gye tarasa: „11nā aūnats ū hā gōsets ā tite 11gami tsītsi 11ō 11gā si!“ ti go mī. ob gye sī go #nūi hoana tsī go 11kχī tsī go ā 11gamē.

Übersetzung von L.

Der Schakal, der die Sonne aufhuckt.

Und es begab sich so (*hīhe wurde gemacht*): Man ging auf die Wanderschaft (*doë*), und mit (*Ikχa*) dem Schakal zogen die Menschen

(*kχoïn, comm. plur.*) fort (*bē, verb.*); jedoch (*χabe*) er blieb (*hā, i. pass. narr.*) hinten nach (*kχaos ai*) und kam (*hā*) dahin wo (*-ba*) die Sonne*) (*soris*) saß (*#nōa*), und sagte: „Komm, laß (*ē, imperativisch*) mich (*-ta*) dich (*si, fem.*) aufhucken!“ (*aba ein Kind im Fell auf dem Rücken tragen*). Aber sie weigerte sich (*#kχā*). Nichtsdestoweniger (*χabe*) sagte er: „Komm, laß mich dich aufhucken!“ Dann huckte er sie auf, und die beiden (*-ra, dual. masc. fem.*) gingen (*!gūng*).

Und während (*hīa, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) sie im Gehen (*garu*) sind, konnte er es nicht mehr schaffen**) (*hau bringen, ἰοα nicht können*). Da sagte er: „Steig ab, laß mich diese (*nē*) Giraffen (*!naite = -ti, fem. plur.*) schießen (*#noa*)!“ Sie aber sagte: „Von jeher (*huga*) hat [man], auch wenn (*hīa während*) ich (*-ta*) aufgehuckt war, mit mir (*ū nehmen, he Passiv.-Endg.*) Giraffen geschossen.“ Und die beiden gingen. Darauf sagte er: „Steig ab, dort (*nēn, pron. dem., comm. plur.*) stehen (*mā*) Springböcke (*!gūna, comm. plur.*)!“ Sie aber sagte: „Von jeher hat man doch, auch wenn ich aufgehuckt war, Springböcke mit mir gesehen (*mū*)!“ Und die beiden gingen weiter (*!kχaba*). Und als der Mann (*aoba, der Schakal in menschenähnlicher Gestalt*) es nicht mehr schaffen konnte, sagte er: „Dort stehen Zebras (*!garete = -ti, fem.*), darum (*χuigye*) steig ab, laß mich schießen!“ Sie aber [entgegnete]: „Von jeher hat man ja doch (*gumo*), auch wenn ich aufgehuckt war, Zebras mit mir geschossen!“ Darauf der Mann: „Gleich (*!āse*) werde (*nī*) ich dich mit dem Schamglied (*χāb, penis*), das mir auf (*!kχāb Körper, ai an*) dem Rücken (*!gāb*) steht, vergewaltigen (*χai Coitus vollziehen*)!“ Sie aber sagte: „Von jeher bin ich mit dem Glied, das im Rücken steht, begattet worden!“

Dann eilte (*!kχoē*) er mit (*ū nehmen, hier wie eine Präposition gebraucht*) ihr (*si*) fort und ging (*sī*) in (*!na*) das Wasser (*!gams*). „Plumps“ (**!ubū*) sagte [das Wasser], jedoch es wurde ihm nicht (*toma*) geholfen (*hui*). Da ging er heraus (*#oa, verb.*) aus (*χu*) dem Wasser und grub (*χoro*) eine Wurzel (**!numaba horizontal verlaufender Wurzelstock*) und schlüpfte (*!haru*) da (*!nā*) unter die Wurzel, und

*) Gedacht in Gestalt eines schönen Mädchens.

**) Er sucht sich nun der Sonne mit allerhand List zu entledigen, wird aber stets ironisch abgefertigt.

während die Sonne mit dem Fell (*kχōb*) hängen bleibt (**#nōa*), kroch er auf der anderen (**nau*) Seite (*ikχāb*) durch (*ikχaru*, *verb.*) und geht heim (*llaru*).

Da traf (*kommen sī*, *kriegen hō*) er auf die zwei (*-ra*, *dual. fem.*) Sonnenschafe und schlachtete (*#ā*) eines und nahm das Fett (*gauna*) und ging und kam [nach Haus]. Da [riefen] die Kinder (*igōana*, *comm. plur.*): „Vater (*dāb*, *abgekürzt aus dādab*) trägt (*tani*) Fleisch*) (*llgana*)!“ So (*tumi*) eilten sie [ihm] entgegen (*!oa*, *verb.*). Da wurde der Mann böse (*llaiχa*) und kommt an (*ikχī*), während er vor Durst (**llgāsi durstig*) vergeht (*llō*, *ta euphon. für ra*), und verlangt (*#gan*) nach Wasser. Da gab (*mā*) ihm die Frau (*tarasa*), und während er [es] in Empfang nimmt (*Doppelverb. ikχō nehmen, !oa begegnen. ta = ra*), trocknet (*#nā*) [das Wasser] aus**). Da wußte (*#an*) die Frau, daß (*ikχaiē*) er ein Sonnenschaf geschlachtet hatte, und sagte: „Wir *dā* (*-nē Pron. dem., -da Suff. d. 1. pers. plur. comm.*) gehen alle (*hoa*) Tage (*tsēte = -ti*) an den beiden Sonnenschafen, die du da schlachtetest, vorbei!“ (*Doppelverb.: !gūng und i gehen, ikχāb Seite*). So sagte sie und fragte (*tē*), ob (*ikχaiē*) er Fett genommen habe. Und er sagte: „Ich habe!“ Darauf sie: „Geh, leg (*#nūi*) es weg!“ Da ging er, es hinzulegen, aber ein kleines (*#kχari*) Stück Fett (*-ro*, *Diminutiv*) behält er und kommt. Dann goß (*#nā. ba, objectivir. Part.*) die Frau ihm ein, und wieder (*llkχaba*) trocknete das Wasser aus. Da sagte sie: „Geh, leg es alles (*horagase*) hin!“ Darauf er: „Ein kleines Bischen (*χūb Ding, ro Diminut., i Suff. d. comm. sing.*) behalte ich, um (*ga*) die Augen (*mūte = -ti*) zu salben.“ (*sobo, nī Verb.-Part. d. Fut.*). Die Frau aber sagte: „Solange (*gōse*) du (*-ts*, *Suff. d. 2. pers. masc. sing.*) das Fett (*aūna*, *comm. plur.*) da (*llnā*) behältst, wirst du nicht (*tite*, *Part. d. Fut. negat.*) Wasser trinken (*ā*) und (*tsī*, *mit der selten gebrauchten vollen Form d. Suff. d. 2. pers. masc. sing.: tsi*) vor Durst umkommen!“ Da ging er, alles hinzulegen, und kam und trank Wasser.

*) Die Kinder hielten den felllosen, blutig geschundenen Rücken des alten Schakals für aufgehucktes Jagdwild.

**) Die Sage geht, daß die Sonne auf der Erde zwei Schafe weiden läßt, die unantastbar sind. Wer sich an ihnen vergreift, der verdurstet, weil ihm das Wasser vor den Lippen austrocknet.

LI.

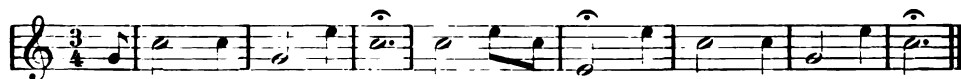
χama gye !game lamisa.

!Amis χa i gye χama gye !gamehe tsīs gye go ōa. tsīs gye gomate go !kχaī ob gye χama !gōaroë go hara tsīs gye !gōaroë habuhe hā hā go !kχī. tsīs gye !kχaba gye ōa ob gye !kχaba !nāë gye habu.



Felis leo L. ♂

Os gye !nona !(e)īë āba χorotsī āb !na go ōa !ūb hā. tsīs gye !ao toa tsīs ta gomate !kχaī o sī ra daisi bi #gai bi tsī:

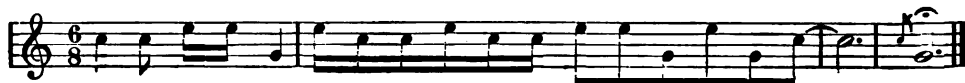


„!Ga-ra kχao-ba ū bi! ba-tsi ba-tse! hu-bais ōa-ba ū bi!“

tumi. ob gye #oaxa tsī ra dai os gye ra !gūng dai toab ta o. tsī gomate sī !nāχu tsīs ta !kχī o: „!gara kχaoba ū bi etc.“ ti ra mī. ob gye #oaxa tsī ra dai.

Ob gye *lgu* *tsē* *χama*, *gomates* *go* *!kχaī* *o*, *go* *sao* *si* *mū* *tomas* *hāse* *tsī* *go* *mū* *mabas* *ōa* *hā* *!kχaiē* *tsī* *matis* *ta* *mī* *!kχaiē* *go* *!naū*. *tsī* *daisi* *toa* *tsīs* *go* *!gūng* *o* *go* *sī* *tsī*: „*!gara* *kχaoba* etc.“ *tumi* *go* *!naē*. *ob* *gye* *oaxa* *toma* *hā*. *ob* *gye* *!kχaba*: „*!gara* *kχaoba* etc.“ *ti* *go* *mī*. *ob* *gye* *go* *oaxa* *ob* *gye* *go* *!kχō* *bi* *tsī* *go* *hara* *bi*.

Tsīs *gye* *gomate* *!nāχu* *tsīs* *go* *!kχī* *o*: „*!gara* *kχaoba* etc.“ *ti* *go* *mī*. *ob* *gye* *go* *!nō*. *os* *gye* *!kχaba* *go* *!naē* *tsī* *go* *hā* *ās* *ams* *ai* *tsī* *χami* *di* *daoga* *go* *mū*. *os* *gye* *sis* *go* *o*:



„*Hīn-ga-tu-bu-se*, *ti-ta* *ra* *ōa-bi* *o* *!guib* *ōa-ba* *ōa* *lor - e - bi* *hā!*“
tumi *go* *!naē*.

Tsīra *gye* *go* *χūgu* *tsīs* *gye* *go* *!laru* *!amisa*.

Übersetzung von LI.

Die Straußenhenne, die den Löwen heiratet.

Eine Straußenhenne (*!amisa*) hatte einen Löwen geheiratet (*!game*, *i. pass. narr.*) und gebar (*ōa*). Aber als (*o*, *m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) sie die Kühe (*gomate*) nach dem Melken ins Feld trieb (*!kχaī*, *das Vieh nach d. Melken i. F. tr.*), verschlang der Löwe das Kindchen (*!gōaē*, *comm. sing., -ro Dim.*), und als (*hā*) das Kindchen schon verschlungen (*habu*) war, kam sie herzu. Dann gebar sie wieder (*!kχaba*), doch abermals verschlang der Löwe das Kind (*ausgedrückt durch d. Demonstr.-Wurzel !nā mit dem Pers.-Suff. d. comm. sing. -ē*).

Das dritte (*!nona* *!(e)ī*, *mit Pers.-Suff.*) aber gebar sie, nachdem (*-tsī*, *Part. d. partic. praeter. hinter χoro graben*) sie eine Höhle (**āba*) gegraben hatte, in (*!na*) der Höhle, ohne daß er (*-b*, *hinter !ū nicht wissen*) es wußte. Und wenn (*o*) sie fertig (*toa* *aufhören*) gemolken (*!ao*) hat und die Kühe ins Feld treibt (*ta = ra*), kommt (*sī*) sie hin, das Junge (*bi*, *Pers.-Suff. masc.*) zum Tränken (*dai* *saugen, -si gibt d. Verb. kausativen Sinn*), zu rufen (*!gai*), und [singt] so (*tumi*): „Fang (*ū*) ihn (*bi*), den mit dem mageren (*!gara*) Hintern*“

* Die Mutter neckt das Kind mit seiner Magerkeit und macht ihm bange. *Batsibab* ist der Eigenname des jungen Straußes; dieses Wort begegnete mir nur noch einmal, mit weiblicher Endung, als Name eines Mädchens der Bethanier-Hottentotten. *Hubais* ist Eigenname der Straußenhenne.

(*kχaoba*)! Mein Batsibab! Fang ihn, den Sohn (*ōaba*) der Hubais!“ Dann kommt es hervor (*#oαχα, verb.*) und saugt, und wenn es fertig gesaugt hat, geht sie [weiter]. Dann läßt sie die Kühe [im Feld] stehen (*!nāχu verlassen*), und wenn sie zurückkommt, ruft sie: „Fang ihn, den mit dem mageren Hintern! Batsibab! Fang ihn, den Sohn der Hubais!“ Dann kommt es heraus und saugt.

Aber eines (*!gui*) Tages (*tsē*), als sie die Kühe (*m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) ins Feld trieb, folgte (*sao*) ihr (*si, Suff.*), ohne daß sie es sah (*mū, hā Hilfsverb. m. Adverb.-Endg.*), der Löwe und sah, wo (*maba, interrog., mit Pers.-Suff., erhält durch die Konjunktion !kχaiē den Sinn einer indirekten Frage, im Deutschen durch einen Relativsatz ausgedr.*) sie geboren hatte, und wie (*mati*) sie rief, hörte (*!naū*) er. Und als sie das Junge fertig getränkt hatte und weggegangen war, kommt er hin und singt*): „Fang ihn, den mit dem mageren Hintern!“ etc. Aber das Junge kam nicht heraus. Da rief er wieder**): „Fang ihn!“ etc. Nun kam es hervor, und er fing (**!kχō*) und schluckte es.

Die Straußenhenne aber ließ die Kühe im Feld stehen, und als sie zurückkam, rief sie: — — — folgt *d. Lockruf*. Doch es war still (*!nō*). Und noch einmal sang sie



Struthio australis L. ♀

*) Der Erzähler brummt die Lockworte in tiefem Baß.

***) Der Erzähler singt die Worte jetzt mit hoher Stimme.

und trat (*hā*) vor (*ams ai*) die Höhle (*ās = āb*). Da sah sie die Spuren (*daoga*, plur. masc.) des (*di*, Genitivpart.) Löwen. Als sie dann zurückkam (*sī*), sang sie: „O Hingatubus*, wenn (*o*) ich (*tita*) einen Sohn (*hier durch das Suffix -bi ausgedrückt*) gebäre, da ist (*hā*) er (*ōaba Sohn*), den ich gebäre, immer nur (*iguib einzig*) ein armer!“ (*lore. Das -bi ist altes Demonstr. d. masc. sing.*) Die beiden (*-ra*, Pers.-Suff. dual. masc.-fem.) aber schieden die Ehe (**χūgu*, verb.), und die Straußenhenne ging zurück nach Haus (*||aru*, verb.).

I.II.

!Nērab tsī gai|gāb tsīkχa.

!Nērab tsī gai|gāb tsīkχa χa i gye ||an ||arehe hā. o i gye kχāba ū tsī a |gūng o gai|gāb χa gye !kχurihe inēra. ob gye ra mū !kχuriheb ta !kχaiē tsīb gye:



„Mū ra kχoë-ta ra ||ha ba - ba, ti - ta ra ||ha ba - ba,



tsa-bi-χa-mū-sa ra ||ha-ba - ba!“

tumi ra !gabū. ob gye gōheb ta o !noros ti #aī hā tsī ra !kχuri, gōheb ta o. tsī !aru||b ta inēra gō o ra ||goë, tsī gōheb ta o ra !kχuri. tsī gye go hā toa tsīb go #ham. ob gye inēra ||hoas !na !nubuse go #gō tsīb gye gai|gāba ||hoaba χu go ||nā ||gona tsī go ||ō.

Ob gye ||gōatsī aīsa go #ā #ui tsī go am tsī go sī ||gaūs ai aīs !kχa tsī ||gūsa go mā χami aīsa. os gye: „tareχa hī ra ||kχoa aīē?“ tumi go tē. ob gye inēra !gōan āb tsī taras āb tsīna ||hoas ||ga gye #oa gai. tsīn gye gye #oa ob gye #oan gye o gye !eream χamsa, oms doba hā hīa gye !guri !gau o: „||nās ta hō kχoma tsā aī i gye!“ tumi gye !eream si.

Os gye gye #oaχa. ob gye gye !kχoë-nī tsī sī gye #oa. os gye gye sī tsī gye mū !gōab ās ||ō hā !kχaiē. os gye gye !ao tsī: „hā !ari aītsi !humgu!“ ti gye mī. tsēs gye nē inēra !humgu ai hāsa.

*) Rätselhafter Sagenname des Straußes.

Schlußgesang mit Bogenbegleitung:



„Nu-ru - na na-bo, na-bo tsīgye ga · #nū o-gye #nū - re!“

Übersetzung von LII.

Der Pavian und der Löwe.

Der Pavian und der Löwe, die beiden wohnen (*||an*) beisammen (*||arehe vereinigt*). Und (*o*) als (*o*, hinter *!gūng*) der Pavian den Spielbogen (*kχāba*, s. S. 374) nimmt (*ū*) und geht (*!gūng*, a *Verb.-Part. d. Praes.*), schleicht (*!kχuri*, *passiv. ausgedr.*) der Löwe dem Pavian nach. Er aber sieht (*mū*), daß (*!kχaiē*) er beschlichen wird (*ta euphonisch für -ra*), und [singt]: „Ich sehe (*mū*, *-ra Verb.-Part.*) den (*-ba*), der mich (*-ta*) Menschen (*kχoē-*) beschleicht (*||haba*). Ich (*tita*) [sehe den] Schleicher. [Ich] mit den Augen überall (*tsaba sich mißtrauisch umsehen*, *-χα Part. den hohen Grad anzeigend*, *mūb Auge*, *-sa Adjektivendung*) [sehe] den Schleicher!“ So (*tumi*) spielt er auf dem Bogen (*!gabū schlagen*).

Der Löwe (*durch das Suffix -b in ob angedeutet*) aber glaubt (*#ai*, *ti so*), wenn (*o*) er angesehen (*gōhe*, mit *Suff.*) wird (*ta = ra*), den Hinterkopf (*!noros*) [des Pavians zu sehen], und schleicht heran, trotzdem er gesehen wird. Wenn aber der Pavian beiseite (**!aruīb*) sieht, duckt jener sich nieder (*!lgoē sich legen*), und wenn er [wieder] gesehen wird, schleicht er heran. Und er kam völlig heran (*Doppelverb.: hā kommen*, *toa aufhören*) und sprang (*#ham*). Da wich (*#gō*) der Pavian kurz (*!nubuse*) aus nach dem Felsabhang (*!hoas Ecke*) zu, und der Löwe fiel (*!nā*) vom (*χu*) Abhang (*hier mit voller Masculin-Endung*) herunter (*!lgonā*) und kam um (*!lō*).

Da schlachtete (*#ā*) der Pavian, nachdem (*tsī*, *Verb.-Part. d. partic. pract.*) er abgeklettert (*!lgōā*) war, die Leber (*aīsa*) heraus (*#ui*) und briet (*am*) sie und ging (*sī*) zu (*ai*) der Werft (*!lgaūs*) hin mit (*!kχa*) der Leber und gab (*mā*) der [Löwen-]Mutter (*!lgūsa*) die Löwen- (*χami*) Leber. Da fragte (*tē*) sie: „Warum (*tareχa*) schmeckt (*!kχoa*) so (**hī*) das Leberzeug (*-ē*, *verächtlich*, *comm. sing.*)?“ Darauf hieß

(gai) der Pavian seine (*ā* Wurzel d. *Pron. poss.*, verbunden mit d. *Pers.-Suffix*, *-b*, des Besitzers) Kinder (*igōan*) und seine Frau (*taras*) auf (*llga*) den Felshang steigen (*+oa*). Und sie stiegen auf. Da, als (*o*) sie aufgestiegen waren, antwortete (*!eream*) er der Löwin, während (*o als*) er indessen (*hāa*) allein (*iguri*) bei (*doba*) der Hütte (*oms*) zurückblieb (*!gau*): „Dort* (*llnā*, mit dem *Pers.-Suffix* d. *Subj.*)



Papio porcarius (Boddaert.) altes Männchen.

kriegt (*hō*) die Leber solchen Geschmack (*kχoma so, tsā schmecken*)!“ So antwortete er ihr (*si*).

Da kam sie heraus (*+oaxa*), er aber entflieht (*!kχoë, nī*, *Verb.-Part. d. Futur. drückt die Erwartung der Verfolgung aus*) und steigt hinauf (*Doppelverb. sī und +oa*). Und (*o*) sie kommt (*sī*) dahin und sieht, daß (*!kχaië*) ihr (*ās*) Sohn (*!gōab*) tot (*llō*) ist. Da wurde ihr bange (*!ao*) und sie ruft: „Bleib (*hā*) du (*tsi*) für immer (*!ari vollends*) auf (*ai*) den Bergen (*!humgu*)!“ [Seit] diesem (*nē*) Tag (*tsēs*) bleibt (*hā* mit *adjektivischer Gerundiv-Endung -sa*) der Pavian auf den Bergen.

[Die Paviane haben nun ihre Ruhe und singen:]

„Wenn (*o im letzten Takt, mit dem Suffix -gye, wir*) wir Baum-

harz (**!nuruna, beliebte Nahrung des Pavians*) auflesen (*nabo*) und [be-
haglich] da sitzen (*+nū*), dann laßt uns gefälligst in Ruhe!“
(wörtl.: dann sitzen wir doch bitte, *-re*).

*) Der Pavian weist dabei höhnisch auf die Hütte des Löwen.

LIII.

!Arob tsī χami tsīkχa.

!Arobi i gye χami ikχa !harihe hā. tsīb gye χama ra !au; tsī i gye !arobi #kχōga tsōanahe tsī daob am !na sī ra !goēhe tsī ikχīb ta o !nūgu āb !na ra #gāhe. tsīb gye !ganga ao χu tsī ra !kχōē-nī.

Ob gye !aroba !ganga ra ū tsī sīb ta o tarasa ra mība: „tā ē !gōana !huru !lare!“ ti ra mī.

Ob gye !gui tsē χami go !gūng o go !gūng tsīn gye !gōana !huru !lare hā. tsī go !kχam on gye !arob ōana: „!gaīse dābi #kχōgu ikχa !ao-!aohe tsī !ganga ra ū !hanaheb gye saoba!“ ti go mī.

Tsīb gye !ao!aohetsī !gan ōse go ikχī !kχaba. on gye χami ōana: „ohm trauxot gum χabe dāba ra !ao!ao o tsī dāba χu !gana ra ū o!“ ti go mī.

Ob gye go !gūng !arob !gaūs !ga tsī go sī tsī: „satsa titats !ore kχōē dī hā?“ tumi go tē.

Ob gye: „tareī !ama ohma ra tē !gauē?“ ti go mī.

Ob gye: „sa ōan gum satsa tita !ao!ao tsī !gana ū !hana ti go ti ōana mība o!“ ti go mī.

Ob gye: „nēta ra !ās ikχa !goē sore #gā o mā !aēb ai ta a #an χūna?“ ti go mī.

Ob gye go !gūng χama. ob gye: „sasa ta ra tān !huru !lare ti ra mība !gōana!“ ti go mī tsī !gōana !hōa gaos !na gye #gā tsī go !gūng χami !gaūs !ga tsī go sī tsī χama go mība: „nē χūb !gōab ī !gaus nē sirisa sakχuma ra #gaē !lare χūiao ta gum ti ōana #nau !an toa o!“ ti go mī.

Ob gye χama !guiroī tsīn !gau tomase !gōan āba go !gam.

Tsīb gye go !aru tsī !naūb ai go !aba o !gabestaub go mū o !gōana go tsooro #ui. ob gye #kχubis go #nū o χama: „sa ōanats go #gau#gau ū χūī χa au te re!“ ti go mī. χabeb gye mū toma hā !aroba.

Übersetzung von LIII.

Die Aro-Eidechse und der Löwe.

Die Aro-Eidechse lebt mit (*ikχa*) dem Löwen in Nachbarschaft (*!hari, i. pass. narr.*). Und der Löwe geht auf die Jagd (*!au,*

verb.); dann reiht die Eidechse Knochen (*#kχōgu*) auf eine Schnur*) (*tsōana*, verb., i. pass. narr.) und legt sich (*geht sī*, sich legen *||goë*) neben (*am !na*) den Weg (*daob*), und wenn (*o*) der Löwe kommt (*ikχī*, m. d. Pers.-Suff., *ta = ra*), geht sie [ihm] zwischen (*!na in*) die Beine (*!nūgu*) hinein (*#gā*, i. pass. narr.). Dann wirft (*ao*) er das Fleisch (*||ganga*, plur. masc.) weg (*χu preisgeben*) und flieht (*!kχoë-nī*).

Die Eidechse aber nimmt (*ū*) das Fleisch, und als (*o*) sie [nach Haus] kommt (*sī*, *ta = ra*), sagt (*mī*, mit d. objektiv. Part. *-ba*) sie zur [Eidechsen-] Frau (*tarasa*): „Daß (*ē*) die Kinder (*!gōan*, comm. plur.) nicht (*tā = toma*) zusammen (*||are zusammenkommen*) mit den Löwenkindern spielen (*!huru*)!“ So sagt sie.

Aber eines (*!gui*) Tages (*tsē*), als der Löwe fortgegangen (*!gūng*) war, liefen die Kinder weg und spielten zusammen. Da gerieten sie in Streit (*!kχam*, verb.), und die Eidechsen-Kinder riefen: „Ei, wie schön (*!gaīse*) macht unser Vater (*dābi*) mit den Knochen Euerem Vater (*saoba*) bange (*!ao!ao*, verb.) und nimmt (*ū*) [ihm] das Fleisch ab!“ (*!hana rauben*, i. pass. narr., mit Pers.-Suff.)

Der Löwe aber kam (*ikχī*), [von der alten Aro-Eidechse] bange gemacht (*-tsī*, Verb.-Part. d. partic. praeterit.), wieder (*!kχaba*) ohne (*ōse*) Fleisch an. Da sagten die Kinder: „Ohm Traugott (*kapholländ. Name der !arob-Eidechse*) macht ja (*gum---o*) doch (*χabe*) Vatern bange und nimmt Vatern das Fleisch ab (*χu*)!“

Da ging der Löwe zur (*!ga*) Werft (*!gaūsa*) der Eidechse und kam hin und fragte (*tē*) so (*tumi*): „Machst (*dī*) du (*satsa*, Pron. d. 2. pers. masc. sing.) mich (*tita*, Pronom. mit d. Pers.-Suff. des 2. pers. masc. sing. *-ts*) zu deinem Hansnarren?“ (*||ore foppen*, *kχoë Mensch*, comm. sing.).

Die Eidechse aber sagte: „Warum (*tareī !ama*) fragt Onkel dererlei?“ (*!gauë*, Art u. Weise, comm. sing.).

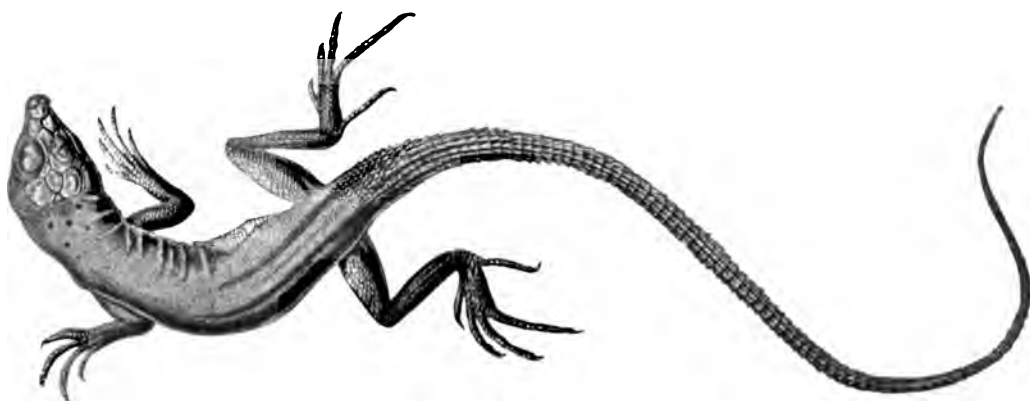
Darauf der Löwe: „Deine (*sa*) Kinder haben ja erzählt, daß du mir Bange machst und das Fleisch abnimmst; so (*ti*) haben deine Kinder ja erzählt!“

Doch die Eidechse sagte: „Der (*o da*) ich (*d. Demonstrativstamm nē* mit d. Pers.-Suff. d. 1. pers. sing.) mich, wenn die Sonne (*sores*) untergeht (*#gā*), mit Hunger (*!ās*) hinlege, wie (*wörtl.: zu ai, welcher mā, Zeit ||aëb*) weiß (*#an*) ich von so etwas?“ (*χūna Dinge*, comm. plur.).

*) Sie stellt sich eine Rassel her, mit der sie dem Löwen Furcht einjagt.

Da ging der Löwe. Aber die Eidechse sagte zur Eidechsenfrau: „Ich sagte dir doch (*sasa*, *pron. 2. pers. fem. sing.*), die Kinder [sollten] nicht (*tā*) zusammenspielen!“ und steckte (*†gā*) die Kinder in den Schelmsack*). Dann ging er zur Löwenwerft, kam hin und sagte zum Löwen: „Weil (*χūi ao*) die Unart dieses Kinder-Packs (*wörtl.: die Manier, die diesem Kind-Ding gleicht* *ī*) jetzt (*nē sirisa*) Zank unter uns bringt (*wörtl.: uns beide sakχum, zusammen* *llare, verb., zieht* *†gaë*), sieh (*gum---o ja*), darum habe ich (*das praeter. ist hier durch toa = fertig werden, ausgedrückt*) meine (*ti*, *Stamm d. pron. 1. pers. sing., unter Weglassung der Genitivpart. als pron. possess. gebraucht*) Kinder erschlagen (*†nau lan*)!“ So sprach er.

Da tötete (*lgam*) der Löwe seine (*ā* *Wurzel d. pron. possess., bildet mit dem Pers.-Suff. des Besitzers das volle pron. poss.*) Kinder, daß auch (*tsī, m. d. Pers.-Suff. d. comm. plur., auf lgōan bezogen*) nicht (*tomase, adv.*) ein einziges (*lguie*) kleines (*-ro Dimin.*) übrig blieb (*lgau*).



Eine *lgabestau-b* (3, st.) genannte Lacertide, der Gattung *Scapteira* verwandt. 1,6 nat. Gr.

Die Aro-Eidechse aber ging nach Haus (*llaru, verb.*), und als sie auf (*ai*) einen Bergkamm (*lnaüb*) aufstieg und eine Gabestaub-Eidechse**) sah (*mū*), schüttete (*tsoro*) sie die Kinder aus (*†ui*). Als sich da ein Lärmen (*†kχubis*) erhob (*†nū sitzen, stattfinden*), rief der Löwe: „Schenke (*au*) mir doch (*re*) von (*χa*) dem Ding, mit (*ū*) dem du (*-ts, Suff.*) deine Kinder lebendig gemacht (*†gau†gau*) hast!“ Aber er sah die Aro-Eidechse nicht wieder.

*) *lhōa gaos*, ein Fellsäckchen, in das entwendete Kleinigkeiten versteckt werden (vgl. S. 235).

**) Soll von der Aro-Eidechse mit Vorliebe gefressen werden.

I.IV.

Gai !gāb !guriheb nī ga gye kχoëte a #gaiḃ.

Gai !gāb χa i gye !lōlösenhe tsī kχoëte gye #gaihe !guriheb nī ga. tsīti gye go !kχī. os gye !amisa gomate ra !ao tsī ra !naë: „üitsaba χa mū !na tita ra #aī!“ os gye tumi ra !naë. ob gye: „!amiro---s, taë tis ta mī?“ os gye: „ti !naob gaise !lōχa tita ra #aī, !lō i gye!“ ti go mī. tsīti gye go !guri toa tsī go !aru. ob gye !guisa go !kχō tsī go χaë.

Übersetzung von LIV.

Der Löwe, der die Frauen ruft, damit er geknetet werde.

Der Löwe stellt sich todkrank (*!lōlösen. i. pass. narrat.*) und ruft (*#gai, i. pass. narr.*) die Frauen (*kχoëte = kχoiti Menschen, fem.*), daß (*ga*) er geknetet (*!guri*) werde*). Und sie kamen (*!kχī*). Der Strauß (*!amisa*) aber melkt (*!ao*) die Kühe (*gomate = -ti*) und singt (*!naë*): „Lebendig (*üitsaba*) [siehst du] im (*!na*) Auge (*mū*) aus, denke (*#aī*) ich** (*tita, pron.*)!“ So (*tumi*) sang der Strauß; darauf [der Löwe]: „Straußchen (*-ro, Diminutiv.*), was (*taë, verkürzt aus tareë*) sagst (*mī, ta hinter dem s, dem Pers.-Suff. d. Subj., euphon. für ra*) du da so (*ti*)?“ „Darauf jener: „Mein (*ti*) Großvater (*!naob, ehrerbietige Bezeichnung*) ist gar (*gai groß, -se Adverb.-Endung*) todkrank, denke ich, todkrank ist er!“ So sagte der Strauß. Und die Frauen (*nur durch d. Pers.-Suffix fem. plur. ausgedrückt*) kneteten ihn fertig (*toa aufhören*) und gingen nach Haus (*!aru, verb.*). Aber eine (*!guisa*) fing (**!kχō*) und vögelte er (*χaë, Coitus vollziehen*).

LV.

χami tsī !amib tsīkχa.

χami tsī !amib tsīkχa χa i gye gye !garob !na !haohe χami !gūba !gam hā hā. tsīb gye !aësa go kχau !amiba. ob gye χama orase ra ō ob gye !amiba go am tsī ō toab go o !kχaba sī go !gao.

Ob gye χama: „tita go !gam #hāëi gum χabe o!“ ti go mī tsī go !aiχa.

*) Massage ist eines der beliebtesten Hausmittel der Hottentotten.

**) Der Strauß durchschaut die Verstellung des Löwen.

Ob gye lamiba: „sa ora ðs ða ora ðts!“ ti go mī.

Ob gye χama: „sa ḡguru haras ða ḡguru harats!“ ti go mī tsī:
„hākχum ḡgū gye aibegu o!“

Ob gye lamiba: „mamasī ta ḡorabahe toma χūi gum ḡgū gye aibeguē o,“ ti go mī.

Ob gye: „hākχum !um gye aibegu o!“ ti go mī. ob gye lamiba:
„mamasī ta ḡorabahe toma χūi gum !um gye aibeguē o,“ ti go mī.

Ob gye: „hākχum ḡnai tana gye aibegu o!“ ti go mī. ob gye:
„mamasī ta ḡorabahe toma χūi gum tana aibeguē o.“

Ob gye: „hākχum †ai gye aibegu o!“ ti go mī. ob gye: „mamasī
ta ḡorabahe toma χūi gum †ai gye aibeguē o!“ ti go mī.

Ob gye: „hākχum ḡgoro gye aibegu o!“ ti go mī. ob gye lamiba:
„(e)īsa ta gye ḡorabahe !kχais gye ḡnāsa!“ ti go mī.

Tsīkχa gye go †nāgu: χama go †nā tsīb gye χūē dī toma hā. tsīb
gye lamiba go †nā tsī go ḡnoē χama.

Übersetzung von LV.

Der Löwe und der Strauß.

Der Löwe und der Strauß, die beiden kamen im (*na*) Feld (*garob*)
zusammen (*hao*, *i. pass. narr.*), als (*hīa*) der Löwe eben einen Spring-
bock (*gūba*) getötet (*gam*) hatte. Da zündete (*kχau*) der Strauß
ein Feuer (*laēsa*) an. Der Löwe aber fraß (*ð*) [das Fleisch] roh (*orase*,
adv.), und der Strauß briet (*am*) es, und als (*o*) er fertig (*toa aufhören*,
n. d. Pers.-Suff. d. Subj.) gefressen hatte, ging (*sī*) er wieder (*!kχaba*)
daran, [sich] abzuschneiden (*gao*).

Da sagte der Löwe: „Ich (*tita*, *Pron.*) habe ja (*gum---**o*) doch
(*χabe*) einen Springbock (*†hāēi*, *comm. sing.*) getötet!“ und wurde
ärgerlich (*!aiχa*).

Da sagte der Strauß: „Du (*sa---**ts*) Rohfresser-Kind! (*Kind*
ða, *einer roh fressenden Mutter*; *die letztere verächtlich nur durch das*
Pers.-Suff. d. 3. pers. sing. fcm. -s angedeutet) Du (*-ts*, *Suff. d. 2. pers.*
masc. sing.) Rohfresser!“

Und der Löwe erwiderte: „Du Kieselschlucker-Kind!*) (*ḡgurus*
Quarz, hara schlucken) Du Kieselschlucker! Laß (*hā*) uns (*-kχum*,

*) Der Strauß hat bekanntlich eine beträchtliche Menge Kieselsteine im Kaumagen zum Zer-
kleinern der Nahrung.

Suff.) doch (o) mit den Zähnen (*llgū*) fechten!“ (*wörtl.: laß uns die Zähne gegenseitig vorn sein *aibegu*).

Aber der Strauß erwiderte: „Meine Mutter (*mamas, m. d. alten Demonstr.-Part. -i*) hat mich (*ta, Suff.*) ja nicht (*toma*) geboren (*llora, i. pass. narr.*) zu (*-ba*) so etwas (*χūī*) wie einem Kampf mit Zähnen.“

Da sagte der Löwe: „Laß uns doch mit der Hand (*lum*) fechten!“
Aber der Strauß erwiderte: „Meine Mutter hat mich doch nicht zu so einem Handkampf geboren.“



Struthio australis L. ♂

Und der Löwe sagte: „So laß uns denn (*llnai*) doch mit dem Kopf (*tanas*) kämpfen!“
Der Strauß aber erwiderte: „Meine Mutter hat mich doch nicht zu so einem Kampf mit dem Kopf geboren.“

Da sagte der Löwe: „So laß uns denn mit dem Fuß (*#ai*) fechten!“
Doch der Strauß sagte: „Meine Mutter hat mich doch nicht zu so einem Kampf mit dem Fuß geboren.“

Nun sagte der Löwe: „Laß uns doch mit der Kralle fechten!“

Da sagte der Strauß:

„Ja, dafür (*wörtl.: für die llāsa, Stelle !kχais*) hat sie (*ll(e)isa, pron. pers.*) mich geboren!“

Und die beiden traten (*#nā*) sich gegenseitig (*-gu, Reziprokalpart.*). Der Löwe trat, aber er richtete nichts aus (*dī tun*). Da trat der Strauß und schlitzte (*llnoë*) den Löwen auf*).

*) Der Fußtritt des brünstigen Straußes hat in den Züchtereien der Kapkolonie manches Unheil angerichtet.

LVI.

!Arib tsī xami tsīkxa.

!Arib tsī xami tsīkxa xa i gye gye !auhe tsīkxa gye !garob !na go !hao. ob gye xami: „tareë go maība hā xūrona nēna?“ ti go mī.

Ob gye: „kxa, sago !guri hā kxoëroë ra mū !lore tego ga o ta nī !kxaubasen ū ga ta maī hā xūron, gumo!“ ti go mī.

Ob gye: „!kxoë ēts !nai !nā #nōa !hu ubusa sī !kxā!“ ti go mī.

Ob gye !ariba: „satsa sī aibe !kxā re!“ ti go mī.

Ob gye go !kxoë xama tsī go !kxā sī. o i gye !kxāb go xabe xūë i toma hā. ob gye !ariba go !kxoë tsī sī go !kxā os gye !hū ubusa !āron ās !guisa go !aë.

Ob gye xama mūbasen tomaī tsī !kxoë-nī. ob gye go !kxoëb !gon !gaī tsoa ai bi.

Übersetzung von LVI.

Der Steenbock und der Löwe.

Der Steenbock und der Löwe, die beiden waren auf der Jagd (!au, verb., i. pass. narr.) und trafen sich (!hao) im (!na) Feld (!garob). Da sagte der Löwe: „Was (tareë) für Dingerchen*) (xūrona) sind dir (durch die objekt. Part. -ba angedeutet) da (nē, Demonstrativwurzel mit d. Pers.-Suff. d. Subj.) aufgesetzt (maī)?“

Darauf sagte jener: „Ei (kxa), wenn (o) Ihr (sago, Pron. d. 2. pers. masc. plur.) ein Menschenkind (kxoëë, comm. sing., -ro Dimin.) allein (!guri) seht (mū) [und wie diesem, so auch] mir (te, Suff.) etwas antun (!lore) wolltet (ga, Verb.-Part. d. potentialis. go Pers.-Suff. d. Subj.), dann will (nī) ich mich wohl wehren (*!kxaubasen) mit (ū) den Dingerchen, die ich mir aufgesetzt habe, jawohl (gumo)!“

Da sagte der Löwe: „Lauf (!kxoë) und (ē, mit d. Suff. d. 2. pers. sing. masc.) stoß (geh sī, stoßen !kxā) doch (!nai) in den Termitenhügel (wörtl.: Land- !hūb, Nabel ubusa), der dort (!nā) steht!“ (*#nōa sitzen).

Darauf sagte der Steenbock: „Stoß du (satsa, Pron.) gefälligst (re) zuerst (aibe)!“

*) Gemeint ist das kurze spitze Gehörn des Männchens.

Da eilte der Löwe [dahin] und stieß zu. Aber obschon (*χabe*) er stieß, ging (*ī*) nichts (*nicht toma, ein Ding χūē, comm. sing.*) vor sich. Da



Raphiceros campestris (Thunberg). Steenbock ♀.

eilte der Steenbock [dahin] und stieß zu, und die Stückchen (*īāron, comm. plur.*) des (*ās, pron. poss.*) Termitenhügels sprangen (*īaē*) nur (*Iguisa, auf ubusa bezogen*) [so umher].

Dessen hatte sich der Löwe nicht versehen (*mū sehen, -ba objektiv. Part., -sen Refl.-Part.*), und er entfloh (**!kχoē-nī*). Der Steenbock aber jagte hinterher (*īgon*) und (*das Pers.-Suff. -b hint. !kχoēb*

gibt dem Verb. substantivischen und damit hier Subjektcharakter) stach (*īgai*) ihm (*bi, Suff.*) in das Hinterloch (*tsoa, Suff. fehlt*).

LVII.

χami tsī #gaihetomab tsīkχa.

χami χa i gye #gaihe īān, īgīrin, !kχaman, īēn, īgīn, !hōan tsīna tsī: „tari tsoras ōa tsoraba tita nī !kχā tsoaba īgamsa !uris !kχa?“ *ti go mīhe.*

Ob gye īgīriba !ao toagu go o: „hoa-gye-īgā-hā-kχoīs-ōaba ta nī aibe sī #gai,“ *ti go mī tsī go !gūng !urisa !aēs !na soasoab dis !na #gātsī sī go !gūng. tsī sī go #gai ob gye:* „taeē go ra #gaiba te?“ *ti go mī tsī go !gūng.*

Tsī go sī. ob gye χama: „tari tsoras ōa tsoraba ti tsoras ōa tsorata nī dao tsoaba?“ *ti go mī. χabeb gye kχom toma hā tsī !hāīrosa ū #uitsī dorosa go #nan tsī go #gaē tsī:* „!ause ta nī dī, nēta nī !kχōhe χabe. īgui tsēs īguis dī !dī gum χabe o!“ *ti go mīhe. tsī !hāīrosa !arihe tsī go #gāhe.*

Ob gye χama !nāti !goē o i gye !kχamabi: „īgam toma !uriē?“ *ti go mī. ob gye īgīriba:* „īgam gotse aos ōab!“ *ti go mī. tsīs go īgam tsī !aob*

kχoma a i. ob gye χama ikχaba: „tari tsoras ōa tsoraba ti tsoras ōab tsorata nī dao tsoaba?“ ti go mī. ob gye ikχamaba: „ti tsoras ōa tsorata nī dao tsoa tsi!“ ti go mī tsī go dao tsoa bi.

Tsīkχa gye go sarugu. tsīb gye ra hā ob gye ra †gō ikχamaba tsī ra thore mū ina bi. tsīkχa ināti ra hī hīab gye χama go tsau. ob gye †kχam inoēba go uri ūhe tsīb go uri tsīkχa gye go sarugu. ob gye gai inoēba go uri ūhe, ob gye go ināba hā †ari tsīb gye go iguri †aru ikχi ikχamaba.

Übersetzung von LVII.

Der Löwe und der Silberschakal.

Der Löwe rief (*†gai, i. pass. narr.*) die Löffelhunde (*inān, comm. plur.*), die Schakale (*igirin*), die Silberschakale (*ikχaman, vgl. S. 454*), die Erdmännchen (*iēn*), die Erdwölfe (*igīn*) [und] die Katzen (*ihōan*), sie alle, zusammen und sagte:*) „Welcher Lausbub (*zwörtl.: welches tari, Schamglied-Kindes tsoras ōa, Schamglied tsorab = Penis*) will (*nī, fut.*) mir (*tita, Pron.*) mit (*ikχa*) einem heißen (*igamsa*) Eisen (*iuris*) [in] das Hinterloch (*tsoaba*) stechen (*ikχā*)?“

Und als (*o*) sie (*-gu, Suff.*) sich von ihrer Furcht erholt hatten (*aufhörten toa, sich zu fürchten †ao*), sagte der Schakal: „Ich (*ta, Suff.*) will erst (*aibe*) gehen (*sī*), das Kind der Schwester (*igā, ohne Suff., kχoīs Mensch, fem.*) aller (*hoa*) [Menschen] rufen.“**) Sprach's und steckte (*ging igūng, stecken †gā*) das Eisen in (*ina*) das Feuer (*iaēs*) des (*di, nachgestellte Genitivpart. mit d. Pers.-Suff. d. regierenden Subst.*) Blasebalgs (*soasoab*) und machte sich auf den Weg. Und als er hinkam, ihn zu rufen, sagte jener: „Was (*taeë = tareë*) riefst du mich?“ Sprach's (*mī, i. partic. praeter.*) und ging.

Dann kamen sie an, und der Löwe sagte: „Welcher Lausbub will mir (*tita, Suff.*) Lausbuben das Hinterloch brennen (*dao*)?“ Jedoch (*χabe, mit Suff.*) der Silberschakal schwieg (*sprach kχom, nicht toma*), nahm (*ū*) sein Knochenpfeifchen (*ihāib, -ro Dim.*) heraus (*†ui, im partic. praeter.*), schlug Feuer (*†nan, verb.*) auf der Zunderdose (*dorosa*) und rauchte (*†gāë*) und sagte: „Ob ich es tue oder lasse (*zwörtl.: ich werde es umsonst †ause, tun dī*), ich (*nē Demonstr.-Wurzel*

*) Als Provokation, um ungestraft einen Mord begehen zu können, aufzufassen.

**) Damit ist ein Silberschakal gemeint, der seine Sippe am besten repräsentiert.

m. d. Pers.-Suff.) werde ja doch gefangen (*ikχō*) werden. Es gibt ja (*gum---*) nur einen einzigen (*igui iguis*) Todestag!*) Dann löschte er sein Knochenpfeifchen aus (*lari, i. pass. narr.*) und steckte es ein (*#gā, i. pass. narr.*).

Als nun der Löwe da so (*lnāti*) lag (*lgoë*), fragte der Silberschakal (*-i, alles demonstr. Suff.*): „Ist das Eisen nicht warm?“ Und der Schakal antwortete: „Es ist warm geworden (*d. Suff. d. angered. 2. Pers. ist an die Part. d. praeter., go, angehängt*), du Kind meiner guten Kameradin (**aos, Altersgenossin, vgl. S. 315*)!“ Und es war heiß, und wie (*kχoma*) Blut (*laob*) sieht es aus (*i, verb.*). Da fragte der Löwe wieder: „Welcher Lausbub will mir Lausbuben das Hinterloch brennen?“ Der Silberschakal aber antwortete: „Ich (*ti---*) Lausbub will dir das Hinterloch brennen!“ Sagte es und brannte ihm das Hinterloch.

Dann jagten (*saru*) sie sich (*-gu Reziprok.-Part.*). Da kommt (*hā*) der Löwe heran, aber der Silberschakal weicht aus (*#gō*) und wischt (**lhore*) ihm in die Augen (*mū, d. Suff. ist vor der Postposition weggelassen*) [mit seinem buschigen Schwanz]. Aber während die beiden es so treiben (*hī*), wurde der Löwe schlapp (*tsau*). Da sprang (*uri*) der Silberschakal mit (*ū, der verbale Ursprung der Postposition spricht sich noch in der angehängten Endung des pass. narr. aus*) ihm über einen jungen (*#kχam*) Hakjesdorn (*lnoëba*), aber auch der Löwe sprang, und sie jagten sich weiter. Da sprang der Silberschakal mit ihm über einen großen (*gai*) Hakjesdorn, da (*lnāba*) aber blieb der Löwe hängen (*hā lari als einziger zurückbleiben*), und der Silberschakal kam allein (*iguri*) nach Haus (*laru, verb.*).

LVIII.

#Kχoaba gye lgame lginas.

lGīnas i gye #kχoaba gye lgamehe tsī gye llāhe #kχoab llgāūs llga tsīs gye lnābasi lgōasa gye hō. okχa gye lgāsakχa llgūs doba gye tē: „sikχuma ga tarere lgāsa ikχa llora llarehe tomakχum hā?“ tumi gye tē. os gye llgūsa: „tarere lgāsasa kχo gye ū hā,“ ti gye mī llgūsa „χabes gye

*) D. h.: Lang kann ich ja nicht zu Tode gequält werden. Oder: Einmal muß ich ja doch sterben. *tsēs* Tag, *llō* sterben, durch das Pers.-Suff. d. comm. sing. substantiviert.

nēba hā toma, ʎaiχa ʎhaos ʎna gye ʎgame,“ ti gye mī. okχa gye: „sikχum gye nī ʎgūng ʎnā ʎaiχa ʎhaos ʎga!“ ti gye mī. os gye ʎgūsa: „ʎgamhe kχo nī χabe!“ ti gye mī. χabekχa gye gye ʎgūng.

Tsīkχa gye ʎuī-a gye sī ʎaraga ʎnau hīa ʎkχoa ʎgōaron tsī ʎgāsas ākχa ōas. tsīn ta ʎaragu ʎnau hīa okχa gye hākχa go hais ʎna go ʎgā. tsīn go ʎnau, — ob gye ʎgāsas ākχa ōas di ʎaraba ʎnaus go ʎ(e)īkχa ʎnōaba sī go ʎgoë. os gye ʎarabas go hā o go ʎgaihe tsī go ʎamahe. tsīs gye ʎarabas go ū toa o go sī tsī: „sadu ʎgoaba ra ʎūdu ʎgoab ʎga ʎgūng, ēta tita daië ra āta daië ʎga ʎgūng!“ ti gye mī. on gye ʎkχoaron ʎgoab ʎga gye ʎkχoë os gye ʎgīnarosa daië ʎga ʎkχoë. tsīs gye sīs gye o: „aise, kχai ē daië sī mā te!“ ti gye mī. os ʎgūsa kχai toma os gye ra ā. os gye ʎgūsa gye kχai tsī gye sī tsī si daië gye ʎnaba sī. os gye: „tita go, aise, mū χūi, sī gōre!“ ti gye mī.

Os gye ʎhaūba ū tsī go ʎgūng tsīs gye sī go mū kχā. tsī ʎgāba go tsuru tsī ʎgāb ʎna go ʎguiam kχā, arikχā hoakχā ʎkχa. tsī go sī ūkχā oms doba tsī oms ʎna ʎguri hā omsa go om tsī ʎnāba go ʎgoë gai kχā. okχa gye go ʎgoë tsī arikχā go mība: „tākχo gye nī — — — tumi, nī ā!“ ti go mī. tsīs gye go gaira hā ʎkχoas doba go tē: „tita ga χare nēba ta gye ʎgame o ʎgora ʎgoase gūba ʎābaheta gye?“ ti gye mī. os gye: „ti χaëb tarase, tareχas hugas mī toma χūna ra mī tsëë ga?“ ti gye mī. os gye: „tēta ra!“ ti gye mī. os gye: „ʎābahe tomas hā,“ ti gye mī tsī gye gūba ʎāba si. tsīs gye gye saī tsī ʎani gye o kχoëkχā ʎgoëba hai ʎoreb ʎna hora ʎui bi tsī gye kχoëkχā ʎgoëba māi bi.

Tsī ʎkχoab di ʎkχī ʎaëba gye ʎoa. os gye kχoëkχā gye mība: „hātsīb ga hā ʎgai okχo gye nī ʎguiti ʎkχō ʎgan!“ ti go mī. tsīs gye sāë ra χon. os gye: „tareës hō hā tsëë nē hugata ʎkχaba toma ʎamana ta ra ʎkχabaë?“ ti go mī. os gye: „sadu ʎnata gye ʎgame ota sāë dīsen tite tidu ʎai hā?“ ti gye mī. tsī go ʎkχai.

Ob gye go ʎkχīhe tsī go kχom ʎgoaχab hīa. os gye: „ʎoa ē saoba mība!“ ti go mī. os gye ʎgōarosa go ʎoa tsī go mība: „χūëda dī toma!“ ti go mī. ob gye hā tsī oms χori hā go ʎgoë. tsī go ʎgai tsī go kχai tsī go ʎgūng.

On gye ʎnā ʎaëb ai omsa go ʎkχoba tsī go ʎgai ʎgarub ai tsī go gaira gūs tsī ʎgī beris tsī ʎgī gomias tsīna go ʎgai māi tsī go bē. ob gye ʎkχoaba ʎgōaʎgon. on gye ʎgōasa ʎgaruba kχaos ʎkχāb ai go ʎoa ʎnū gai tsīs gye: „ʎgoaχahe gumo! gai ʎganaë ʎnauχaë, tsauë tsomχaë!“ ti gye mī

„!goaxahe gumo!“ ti gye mī. tsīkχa gye !nā !aëb ai daoba gye !gaū #gan tsīn gye !goëam bi.

Os gye !gūngb gye !aëb ai gye mī: „ti ðatse, sats ga !gamhe ob gye nī ti kχao aiba gon,“ ti gye mī. tsīb gye !goë amheb ha hīa gye !kχī. tsīb gye: „!gauta ra !gau i gye!“ ti gye mī tsī gye uri. ob gye gōakχa !kχa gye !haīhe okχa gye arikχa gye nā !an bi. os gye !gāsasa: „!lora-aob gye !gam bi kχo ga o !oa aiba !gao kχaī!“ ti gye mī. okχa gye !gam bi kχa gye o gye !gao kχaī tsīn gye gye doë !aru.

Übersetzung von LVIII.

Die Fliege, die den Elefanten heiratet.

Die Fliege (*!gīnas*) war dem Elefanten (*#kχoaba*) angetraut worden (*!gamehe*) und war zu (*!ga*) der Elefanten-Werft (*!gaūs*) gezogen (*!ā*) und dort (*!nāba*, mit dem vollen, selten gebrauchten Suffix der 3. pers. sing. fem.) gebar (*hō*) sie eine Tochter (*!gōasa*). Da (*o*, mit d. Pers.-Suff. des Subj. *-kχa*, dual. masc.) fragten (*tē*) ihre beiden Brüder (*!gāsakχa*) bei (*doba*) der Mutter (*!gūsa*) an: „Sind wir (*sikχuma*, pron. pers. 1. pers. dualis exclusivi masc.) denn (*ga*) nicht (*!oma*, mit d. Pers.-Suff. des Subj.) zusammen mit (*!kχa*) einer Schwester (*!gāsa*, tarere weiblich) geboren (*!lora*)?“ So fragen sie. Darauf (*o*) die Mutter: „Eine Schwester besitzt (*Doppelverb: ū nehmen, hā bleiben*) Ihr (*kχo*, dual. masc.)“ spricht die Mutter, „aber (*χabe*, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.) sie ist nicht hier (*nēba*), in (*!na*) einen bösen (*!aiχa*) Volksstamm (*!haos*) hat sie geheiratet“, sagt sie. Darauf erwidern die beiden: „Wir werden (*nī*, Verb.-Part. d. Fut.) zu (*!ga*) dem bösen Volk dort (*!nā*) gehen (*!gūng*)!“ „Aber Ihr werdet getötet (*!gamhe*) werden!“ sagt die [Mutter]. Die beiden aber gingen.

Und gegen Abend (*!ui Abend werden, verb.; a Verb.-Part., einen Zustand ausdrückend, beide hier wie zu einem Adverbium verbunden*) kamen (*sī*) sie hin, als gerade (*hīa*) die Elefantenkinderchen (*-ro*, Diminutivpart.) und die Tochter ihrer (*ā* Possess.-Wurzel, mit d. Pers.-Suff. d. Besitzer, *-kχa*) Schwester die Arastöcke (*!araga*) werfen (*#nau schlagen, s. Kinderspiele S. 313*). Und während sie die Stöcke werfen, gingen (*hā*) die beiden (*o*, m. Pers.-Suff., den Nachsatz einleitend) ins Gebüsch hinein (*#gā*, verb.). Nun werfen [die Kinder], — da (*o* mit dem männl. Pers.-Suff. des Subj.) kam (*sī*) der Stock der Tochter (*dī*.

Genitivpartikel) ihrer Schwester, die (-s in #naus) geworfen hatte, dort zu liegen (*||goë*), [wo] die beiden (*||(e)l̄k̄χa*, *pron. pers., 3. pers. dual. masc.*) saßen (#nōa, *ba* deutet die Beziehung zu einem Objekt, hier dem *Fliegenkind*, an). Und als sie kam, den Stock zu nehmen (*ū*), wird sie [von ihnen] gerufen (#gaihe) und gekost (*amahe*; *eigentl.: durch den Geruch, ||amab*, wie ein Hündchen anhänglich gemacht, S. 268). Und als sie den Stock aufgehoben hatte (*Doppelverb: ū nehmen und toa aufhören*), geht sie [zu den Elefantenkindern] und sagt: „Ihr (*sadu*, *2. pers. comm. plur.*), die Ihr Lehm*) (#goab) eßt (#ū), geht zum (*||ga*) Lehm! Laßt (*ē* und, *imperativisch*) mich (-ta), die ich (*tita*) Milch (*daië*, *comm. sing.*) trinke (*ā*), zur Milch gehen!“ Da eilten (*!k̄χoë*) die kleinen Elefanten zum Lehm, und die kleine Fliege eilte zur Milch hin. Und als (*o*) sie hinkam, sagt sie: „Mutter (*aise*), steh auf (*k̄χaī*) und (*ē*) komm (*sī*), gib (*mā*) mir (*te*) Milch!“ So sagt sie. (*Die Frau sitzt nicht in ihrer eigenen, sondern in einer benachbarten Hütte.*) Die Mutter aber steht nicht auf, und die [Kleine] weint (*ā*). Da steht die Mutter auf und geht hin und geht, ihr (*si*) Milch eingießen (#nā, *-ba* Objekt betonende Verb.-Part.). Darauf [die Kleine]: „Mutter, ich habe etwas (*χūī*) gesehen, geh doch (-re) hin, [es] zu betrachten!“ So sagt sie.

Da nahm sie einen Riemen (*!haūba*) und ging und sah (*eigentl.: kam sehen*) die beiden (-k̄χā, *Suff. d. 3. pers. dual. masc. im Dat.-Acc.*). Dann rupfte (*tsuru*) sie Gras (*!gāba*) und wickelte (*||guiam*) die beiden, ihre beiden Hunde (*arik̄χa*), alles (*hoa*) zusammen (*!k̄χa*) in das Gras. Dann brachte sie (*Doppelverb: sī gehen, ū nehmen*) die beiden zur Hütte (*oms*), und in der Hütte baute (*om*) sie eine Sonderhütte (*!guri allein, hā bleiben*) und hieß (*gai*) die beiden sich legen. Da legten sie sich und schärften den Hunden ein (*mī sagen, -ba hebt die Beziehung zum Objekt hervor*): „Ihr sollt (*nī*) nicht (*tā*) so**) (*tumi*) trinken (*ā*)!“ So sagten sie. Die [Schwester] aber fragte bei der alten Elefantin an: „Als (*o*) ich

*) Der unter Hottentotten weit verbreitete Glaube, daß der Elefant sich von Lehm nährt, wird darauf zurückzuführen sein, daß diese Kolosse, wenn sie, wie einst, in Herden zum Wasser kamen, den Boden der Vlej von Grund aus aufwühlten. Sie sofften dann nicht nur schlammiges Wasser, sondern trugen an ihren Füßen auch soviel Schlamm mit fort, daß im Laufe der Zeit die Wasserstelle sich immer mehr, wie fortschreitend ausgefressen, vertiefte.

**) Der Erzähler ahmt hier das Schleckergeräusch saufender Hunde nach.

einst (*χare*) hier (*nēba*) heiratete, ist da ein kahl- (*igora*) knieiger (*igosa adjekt., hier substantivisch igoose[b]*) Hammel (*gūb*) für mich (*ta, -ba s. oben*) geschlachtet worden*) (*#āhe*)?“ Darauf sagte [die Alte]: „Du Frau (*tarase*) meines (*ti*) Sohnes**), warum (*tareχa, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) sprichst du auf einmal (*tsēē eines Tages*) von Dingen (*χūna*), die du (*-s in hugas*) niemals (*huga von jeher, toma nicht*) besprichst?“ Doch jene erwiderte: „Ich (*-ta*) frage (*tē*) eben!“ Da sagte [die Alte]: „Für [dich] ist nicht geschlachtet worden“, und schlachtete ihr (*si*) einen Hammel. Dann kochte (*saī*) [die junge Frau] ihn, und als er gar (*lan*) ist, schöpft sie ihn (*bi*) den beiden wartenden (*igoē liegen, -ba objektivier. Part.*) Männern in (*ina*) die Holzschüssel (*hai joreb*) aus (*#ui*) und stellt (*maī*) ihn den wartenden Männern hin.

Und die Zeit (*laēba*), da der Elefant anzukommen (*ikχī*) pflegt (wörtl.: *die Komm-Zeit d. E., di Genitivpartikel*), ist erfüllt (*ioa*). Da ermahnt [die Fliege] die beiden Männer: „Wenn er, angekommen (*hā kommen, tsī Verb.-Part. d. partic. praeter.*), rülpst (*igai. wörtl.: rülpsen kommt*), dann haltet die Nasenlöcher (*#gutti*) zu!“ (*Doppelverb.: *ikχō fassen, #gan zudecken*) So sagt sie. Dann zerreibt (*χon*) sie Buchupuder***) (*sāē comm. sing.*). Da sagt [die Alte]: „Was (*tareē*) für Gerüche (*lamana, comm. plur.*), die ich noch nie gewittert (*ikχaba*) habe, kriege (*hō*) ich heute (*an diesem nē, Tage tsēē, comm. sing.*) zu wittern?“ (*ē Fragepartikel*). [Die Fliege] aber entgegnete: „Denkt (*#aī, ti so*) Ihr (*sadu, 2. pers. comm. plur.*), da ich [in Euch] hineingeheiratet habe, soll ich mir (*-sen, Reflexivendung*) nicht (*tite, Verb.-Part. d. fut. neg.*) Buchupuder machen (*di*)?“ Dann wurde es dunkel (*ikχai*).

Da kam der [Elefant], und während (*hīa*) er ankam (*igoaxa, m. dem männl. Pers.-Suff., -b*), redete (*kχom*) er [um sich bemerkbar zu

*) Es ist Hottentottensitte, daß die Schwiegermutter zum Empfang der jungen Frau, die in die Werft des Mannes einzieht, ein Stück Vieh schlachtet. Die Schwiegertochter tut dann dergleichen. Wenn dieses festliche Schlachten bei gut Situierten unterbleibt, so ist das eine Verletzung der guten Sitte, eine Unfreundlichkeit gegen die junge Frau.

**) Die rohe Auffassung des Familienlebens, unter der die junge Frau zu leiden hat, wird im Munde der alten Elefantin dadurch gekennzeichnet, daß sie von ihrem Sohn nicht als dem Mann, den sie geboren (*ōab*), sondern den sie ervögelt hat (*χaē den Coitus vollziehen*), spricht.

***) Das wohlriechende Pulver soll den Geruch der Brüder, den die alte (als blind gedachte) Elefantin wittern könnte, verdecken. Daß die Alte den Duft des Buchu, dieses Nationalparfüms der Hottentotten, nicht kennt, ist eine weitere Illustration dafür, wie fremd die junge (hier als Fliege gedachte) Frau in der Familie des Elefanten geliebt ist.

machen]. Da sagte [die Fliege zum Kinde]: „Geh hinaus (*#oa*) und (*ē*) berichte*) deinem Vater (*saoba*)!“ So sagte sie. Da ging die kleine Fliege hinaus und meldete: „Wir (*-da*, *Suff. d. 1. pers. plur. comm.*) machen nichts (*χūē etwas, toma nicht*)!“ So sagte sie. Da kommt er heran und kommt, sich neben (*χōb Wange, ri an*) die Hütte zu legen. Dann rülpste er, dann stand er auf (*kχaī*), dann ging er seiner Wege.

Sie (*-n*, *Suff. d. 3. pers. comm. plur.*) aber rissen (*ikχoba*) alsdann (*zur ai*, *Zeit llāēba*, *da llnā*) die Hütte ab und packten sie auf einen Tragochsen (*igarub*) und banden (*igai māi*) ein altes (*gaira*) Schaf (*gūs*) und eine blinde (*#gi*) Ziege (*biris*) und eine blinde Kuh (*gomas*) fest**) und machten sich davon (*bē*, *verb.*). Der Elefant aber setzte ihnen nach (*igōaigon*). Doch sie hatten die Tochter rücklings (*kχaos hinten*, *ikχāb Körper*, *ioa nach hin*) auf dem Tragochsen sitzen (*#nū*) lassen (*gai*), die [sieht ihn] und ruft: „Ja (*gumo*), er kommt an! (*igoaxa*, *passivisch ausgedrückt*), [breit wie] ein weitästiger (*llnauχaē*) Giraffenbaum (*llganaē*, *comm. sing.*), [wuchtig wie] einer der einen Brunnen (*tsauē*) zutrampeln (*tsom*) kann! (*-χa*, *Adjektivendung*). Er kommt an, wahrlich!“ ruft sie. Und nun versperreten (*Doppelverb. *llgau aus Zweigen einen Kraal machen, #gan zudecken*) sie den Weg (*daoba*) und lauerten (**llgoē am*) ihm (*bi*) auf.

Zur Zeit aber, als er wegging, sagte [die alte Elefantin]: „Mein Sohn (*ōatse*, *Voc. masc.*), falls (*o und ga*) du (*sats*, *masc.*) getötet wirst, wird [mir als Zeichen dessen] mein Hinterteil (*kχao aiba*) zittern (*gon*)!“ So sagt sie. Und während ihm aufgelauert wird, kommt er und ruft: „[Darüber] springe (*igau*) ich, springen tue ich darüber!“ (*i*, *Hilfszeitwort.*) Da werfen (*llhaī*, *passivisch ausgedrückt*) sie mit den beiden Assagais (*gōakχa*) und die beiden Hunde beißen (*nā*) ihn tot (*jan im Sinne von getötet, im Gegensatz zu llō verendet*). Und die Schwester sagte: „Wenn ihr den Kindermacher (*llora zeugen, aob Mann*) tötet, dann schneidet (*lgao*) [ihm] die Schamteile (*ioa aiba*) ab!“ (**kχaī etwas oberflächlich, oben aufschneiden*). Und als die beiden

*) Der liebevolle Familienvater treibt sich tagsüber im Feld herum, kommt nur abends zur Hütte, geht aber nicht hinein, sondern läßt sich nur vom Kinde berichten, daß alles in Ordnung sei: „Wir machen nichts!“ d. h.: „Es ist nichts vorgefallen!“

**) Alles übrige Vieh trieben sie mit fort.

ihn getötet hatten, schnitten sie [die Scham] ab und zogen (*doë*) nach Haus (*llaru heimkehren*).

LIX.

χūna gye !gā dī hā i #kχoab.

#Kχoab χa i gye haga !nū !guruna gye !gā dī hā i tsīn gye mā !goas hoasa ra !kχam aihe. tsī !juriēb !hōba kχao !oa ra tomaba ra horaga !ūba ra !kχam aihe tsī nauna #kχarirose !gui ra !kχam aihe tsīn gye ra kχao !gūng. tsīn gye nauna !hōga ra kχao !oa ra ob gye !juriēba !nā kχaos ai #nōa χūroi !kχa ra !kχī. tsīn gye hā ra mā tsīn gye mā toatsī ra !gūng. tsī !goas ta !goa o !kχī tsī !hōga ū tsī ra !gūng !kχam ai toahen ta o.

Ob gye !juriēba !gui tsē !abesa go hō tsīb gye āga go χoro tsīb gye gaise #kχari χūron !kχa ra !kχī. ob gye āga go χoro toa o !gūng nī !!ēb go !oa o !homros ai sī go #nū gōaba ūtsī ob gye go #gai ob gye !ēba: „!kχam aitets tite nē tsē!“ ti go mī.

Ob gye go !noba !ēb !ga ob gye go !hai-nī !ēba. ob gye go !kχoē !gon bi ob gye sī go #gā āb !na. ob gye #kχoaba go sī tsī go #ui āb !na ob gye #uitsī go dā !kχomi nī ga go āb #am!nā dā. ob gye !ēba go uri #ora tsī !kχara āb !na sī go #gā. ob gye !nāba !kχaba go sī ob gye #gaos ai go !kχāhe !ēb χa.

Übersetzung von LIX.

Der Elefant, der allerhand Wesen zu Dienstknechten macht.

Der Elefant hatte vierbeiniges (*haga !nūb*) Raubzeug (**!guruna, comm. plur., Sammelbegriff für alles bösertige Getier*) zu Dienstknechten gemacht, und Morgen für Morgen (*zwörtl.: an welchem? mā, — an jedem hoasa, Morgen !goas*) werden sie (*-n in tsīn, Suff. d. 3. pers. comm. plur.*) beißt*) (*!kχam, ai auf*).

Das weiße (*!juri mit euphon. n*) Erdmännchen (*!ēb*) aber, das (*-ba Suff. in tomaba*) den Knappsack (*!hōba*) nicht (*toma*) voll (*!oa*) [Feldzwiebeln] gräbt (*kχao*), wird über und über (**hōraga*) mit Harn (*!ūba*) beißt, die anderen (**nauna, comm. plur.*) werden nur (*!gui*

*) Damit sie guten Fund machen, — seltsamer Aberglaube.

einzig) ein klein wenig (*#kχari klein, -ro Diminutivpart., -se Adverbialendung*) bepißt; dann gehen (*!gūng*) sie graben. Und die anderen graben die Knappsäcke voll, aber das weiße Erdmännchen kommt (*!kχī*) mit (*!kχa*) Schundkram (*χūs Ding, -ro dimin., i Pers.-Suff. comm. sing.*), der da (*!nā*) hinten (*kχaos ai*) [im fast leeren Sack] sitzt (*#nōa*). Dann kommen (*hā*) sie her, [die Feldzwiebeln] abzugeben (*mā*), und wenn (*-tsī, particip. praet.*) sie fertig (*toa aufhören*) abgegeben haben, gehen sie. Wenn (*o*) dann der Morgen anbricht (*!goa*), kommen sie und nehmen (*ū*) die Knappsäcke und gehen, nachdem (*o am Schluß d. Satzes*) sie (*-n in toahen*) fertig bepißt worden sind (*ta hinter s euph. für ra, Verb.-Part. d. fortschr. Handlung*).

Da fand (*hō*) das weiße Erdmännchen eines (*!gui*) Tages (*tsē*) Rat (*!abesa*): es grub (*χoro*) Löcher (*āga, masc. plur.*) und kommt mit ganz (*gai groß, -se Adv.-Endg.*) kleinen Zwiebelchen an. Als es aber die Löcher fertig gegraben hatte und die Zeit (*!aēba, gemeint ist d. nächste Morgen*), da sie gehen sollten (*nī, Verb.-Part. d. Fut.*), erfüllt (*!oa*) war, geht (*sī*) es auf (*ai*) einen Hügel (*!homi Berg, -ro Diminut.*), sich setzen (*#nū*), nachdem (*tsī, Part. d. particip. praet.*) es einen Assagai (*gōaba*) genommen hatte, und rief (*#gai*): „Aufpissen wirst du (*-ts, Suff. d. 2. pers. masc. sing.*) mir (*-te, Suff.*) heute (*nēitsē*) nicht!“ (*tite Part. d. Fut. negat.*) So rief es.

Da ging (*!noba*) [der Elefant] auf (*!ga nach hin*) das Erdmännchen los, aber das Erdmännchen entfloh (*!hai, nī Part. d. Futur. drückt hier, mit dem Verb zu einem Begriff verschmolzen, die Erwartung d. Verfolgung aus*). Da setzte er ihm (*-bi, Suff.*) nach (*!kχoē laufen, !gon hinterher*), doch [das Erdmännchen] ging in (*!na*) ein Loch hinein (*#gā, verb.*). Da ging der Elefant hin und spähte (*#ui*) in das Loch, und nachdem (*tsī, Part. d. Particip. praeter.*) er hineingespäht hatte, trat (*dā*) er, daß (*ga*) ein Einsturz (*!kχomi*) geschehen sollte, trat er von oben (*#am*) in das Loch. Das Erdmännchen aber sprang (*uri*) heraus (*#ora*) und schlüpfte (*ging hineingehen*) in ein anderes (*!kχara*) Loch. Da kam jener wieder (*!kχaba*) dort (*!nāba*) hin, da wurde er ins Herz (*#gaos*) gestochen (*!kχā*) vom (*χa*) Erdmännchen.

Seitdem leben die Erdmännchen unbehelligt in Erdlöchern. Ihr Fell aber ist weißgelb geblieben von dem täglichen Morgenguß.

I.X.

Gai laob ngaūs nga gye sari igōati.

!Gōati xa i gye gye sarihe os gye gātsihamabesa gye sao !gāsasa, oti gye ra !hai daba si. os gye #nū tsī, bēti ra o, !kxoë !gon tsī ra sī, oti gye !kxaba ra !hai daba si. tsī !nātis ta hī hīati gye go bē !gaūsa xu. oti gye go iū. tsīti gye go sī tsīti gye go !aobahe daina. tsīs gye gātsihamabesa gomasa gai laob #nōa āb ams ai gomasa go !haūbahe tsī go āba !horos !kxa #nūi aihe. tsīs gye go daru gaihe gomasa tsīs gye gomas di sama ra !kxō, os gye !horosa ra gon. os gye gomasa ra !kxī sam tsīs gye gomasa ra uri. os gye: „ti !naos iū te a gomas!“ ti ra mī tsī go !kxī oms doba. tsīti gye !nuiba go māhe tsīti gye go sobosen. os gye gātsihamabesa sobosen #gao. toma hā. tsī gye go !kxaë. o i gye #namiroba ū #uihe tsī haite ra sau !amhe. os gye ra tē tarasa: „taeës ta sau !amba haina?“ ti go mī. „!ari ta nī #gūnuna ora ū garo haiti!“ ti go mī.

Tsīs gye !omti go o #nā!aus oms doba go sī tsī go tē, mā !aëb aib ta !kxī !kxaië. os gye #nā!ausa: „tsūxub gaib ai ga ra gara #oaroba !gom o ra !kxī,“ ti go mī. o i gye sī go !goëhe, !aësa kxau !kxōa!kxōahe tsī !kxoros tsī haiti tsī garosa #goas tsīna ūhe tsī oms ams ai go !goëhe.

Tsīb gye gara #oaroba go !gom os gye go kxai mā tsī go #nū. tsīb gye go !kxī tsīs gye go !kxā bi tsīb gye !kxā si, os gye garosa #goaros !kxa go !kxau bi tsī go !kxā bī tsī #kxurub !kxa go gan bi tsīs gye go !gam bi. tsī kxoëna !gam toatsīb ta #nū !kxais ai sī go #nūi bi. tsī go kxoëte #kxai+kxai tsīti gye go bē tsīti bē hā hīas gye !goasa go !goa.

Tsīn gye go gomate !ao tsīs gye soresa go !hai !gabi. os gye sanugyeōaseb !ga: „sa !naoba sī #kxai+kxai! daba gō ra !gōas go !kxī hā i, xui gye,“ ti go mī. ob gye sī go #kxai+kxai, ob gye: „!nī te ra ti !naob!“ ti go mī. os gye tarasa aitsoma go sī tsī go mū !ōb !aoba hā !kxaisa tsī: „!an !oë go nēba !om !gōati xa !gamhe hā sa !naob!“ ti go mī. ob gye sanugyeōaseba: „ti !naob gauxa !kxā #kxōs !guisa ra mā te ba --- a!“ tumi go ā.

Os gye !naūs go o: „ama !gama !gā, ama !gama !gā!“ tumi ra !nubu. os gye !aob tarasa: „!gaë+aus, taëi tis ta mī?“ ti go tē. os gye: „!guise mā !gari aob gum #ā !kxāhe ra xūba o, tita gye ra mī.“

Tsīti gye ʎaru sīti go o ʎās ta ʎāiʎe hīa o ʎgaute ʎgā māi tsī go ʎās ʎga ʎgūng. os gye ʎaob tarasa ʎkχī tsī gātsihamabes ʎgaus ʎna hā go ʎgā. os gye gātsihamabesa ʎgausa go ōa tsī go mū tsī: „ti ʎgaus gye ti ʎoa tomasa!“ ti go mī tsī haiba go ū tsī go ʎkχora ʎnā tsī ʎaēs ʎna go ʎgā ʎgausa. tsīs gye go ʎō ʎaob tarasa.

Übersetzung von LX.

Die Mädchen, die die Werft der Riesenschlange besuchen.

Die Mädchen (*ʎgōati*) gingen auf Besuch (*sari, i. pass. narr.*), und Gatsinghamabes (s. S. 452 unten und S. 454, No. 24) lief ihrer (*sa*) Schwester (*ʎgāsa*) nach (*sao, verb.*), aber die Mädchen (*durch d. Pers.-Suff. ti ausgedr.*) jagen sie (*si, Suff.*) zurück (*ʎhai daba*). Da setzte (*ʎnū*) sie sich hin, und als (*o*) jene [weiter-]gehen (*bē*), eilt (*ʎkχōē*) sie hinterher (*ʎgon*) und holt sie ein (*kommt hin*), die aber jagen sie wieder (*ʎkχaba*) zurück. Und während (*hīa, m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) sie es also (*ʎnā Demonstr., ti so, -s Pers.-Suff. d. Subj. im Vordersatz*) treibt (*hī*), entfernten (*bē*) sie sich von (*χu*) der Werft (*ʎgaūsa*). Da ließen sie ab (*ʎū, verb.*), und die Kleine kommt mit.

Dann kommen sie hin [zur Werft der Schlange] und molken (*ʎao, i. pass. narrat.*) sich (*-ba, objektivir. Verb.-Part.*) Milch (*daina, comm. plur.*). Die Kuh (*gomasa*) der Gatsinghamabes aber wurde vor (*ams ai*) dem Loch (**āb*), [in dem] die Riesen- (*gai groß*) Schlange (*ʎaob*) saß (*ʎnōa*), für sie (*-ba, s. oben*) gespannt (*ʎhaū, mit d. Riemen werden die Hinterbeine zusammengekoppelt*) und das Loch mit (*ʎkχa*) Kuhmist (*ʎhoros*) zugedeckt (*ʎnūi setzen, ai auf*). Dann wurde ihr geheißten (*gai*), die Milch sich in den Mund zu melken (*daru*), und sie faßte (**ʎkχō*) das Euter (*sama*) der Kuh (*di, Genitivpart.*), — da bewegte sich (*gon*) der Kuhmist. Da kniff (*ʎkχī*) sie das Euter der Kuh, und die Kuh machte einen Sprung (*uri, verb.*). Dann sagt sie: „Großmutter*) (*ti ʎnaos*), die Kuh ist nicht an mich gewöhnt!“ (*ʎū nicht kennen*), und ging zur Hütte. Dann wurde ihnen Fett (*ʎnuib*) gegeben (*mā*), und sie schmieren sich**) (*sobosen*). Aber Gatsing-

*) Ehrerbietige Anrede an die Frau und Helfershelferin der Riesenschlange, die als männliches Wesen gedacht ist.

**) Die Hottentotten schmieren sich, wenn sie einmal besonders gut schlafen wollen, abends mit Fett ein. Die damit verbundene Massage hat in der Tat einschläfernde Wirkung. Die Kleine will wach bleiben und weist deshalb die Wohltat zurück.

hamabes will (*#gao. hā drückt hier die Beharrlichkeit d. Kleinen aus*) sich nicht (*toma*) schmieren. Dann wurde es dunkel (*ikχaë, verb.*). Nun zog sie ein kleines (*-ro, Diminut.*) Schneideisen (*#namib, ein. geschärftes Stückchen Blech*) heraus (*ū #ui*) und spitzte (*sau iam*) Hölzer (*haite, euphon. für -ti*). Da fragte (*tē*) die Frau: „Was (*taeë verkürzt aus tareë*) spitzest du (*-s*) [dir] Hölzer?“ Das Mädchen aber sagt: „Morgen (*||ari*) will (*nī*) ich (*-ta, Suff.*) mit (*ū*) harten (*garo*) Stöcken (*haiti*) Gunuzwiebeln*) (**#gūnuna, comm. plur.*) losbrechen (*ora*)!“

Und als sie schliefen (*||om*), ging sie zur Hütte der Heuschrecke (*#nā|aus*) und fragte, zu (*ai, mit dem Pers.-Suff. d. Subj.*) welcher (*mā*) Zeit (*||aëb*) die [Riesenschlange] hervorkäme (*ikχaië. Part. d. indir. Rede*). Da sagte die Heuschrecke: „Zur Mitternacht



Methone andersoni Stal, ♀ (Oedipode) von Kubub. nat. Gr.

(*tsūχub gaib*) wohl (*ga, Potentialis*), wenn (*o*) ein kühler (*gara*) Luftzug (*#oab Wind, -ro Diminut.*) weht (*!gom*), „kommt sie.“ Darauf ging Gatsinghamabes, sich hinlegen, brannte (*kχau*) ein Feuer (*!aësa*) an, die Erde ringsum zu erhitzen (**||kχōa||kχōa*), und ein Kehrholz (*||kχoros*) und die Hölzer und ein hartes (*garosa*) Bettfell (*#goas*), das alles (*tsī und, -na comm. plur.*) stellt sie bereit (*ū nehmen*) und legt sich [innen] an den Eingang (*ams Mund*) der Hütte nieder.

Und der kühle Luftzug wehte, und sie richtete sich auf (*kχai und mā*) und setzte sich (*#nū*). Da kam die Schlange (*durch das an tsī angehängte Pers.-Suff. -b, Accus. bi, ebenso kurz ausgedrückt, wie durch das folgende -s und si das Mädchen als Subj. resp. Obj. bezeichnet ist*), und Gatsinghamabes stach (*!kχā*) sie, und die Schlange stieß nach Gatsinghamabes, aber die wehrte (*||kχau*) sie mit dem harten Bettfell ab und stach sie und bedeckte (**gan*) sie mit heißer Erde (**#kχurub*) und tötete (*!gam*) sie. Dann legte sie das Tier (*bi, siehe*

*) Eine eßbare Babiana-Art (Iridaceae).

oben) auf den Platz (*!kχais*), wo (der ganze Relativsatz ist hier wie üblich ohne Relativwort dem zugehörigen Substantiv vorangesetzt) es sich niederläßt, nachdem (*tsī, Part. d. Partic. praeterit., hinter toa aufhören*) es die Menschen fertig getötet hat. Dann weckte (**kχai erwachen, verdoppelt: wecken*) sie die Mädchen (*kχoëte Menschen, fem. plur.*), und sie gingen weg, und während (*hīa, mit d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz*) sie weggingen, brach (*!lgoa*) der Morgen (*!lgoasa*) an.

Jene aber (die Leute in der Werft der Schlange, durch das Suff. d. 3. pers. plur. comm. -n ausgedrückt) molken die Kühe, und die Sonne (*soresa*) ging hoch auf (*Doppelverb: !lhai u. !gabi*). Da sagte [die Frau der getöteten Schlange] zur Schwippschlange (*sanugyeōaseb, s. S. 454, No. 30*): „Geh, deinen (*sa, Stamm des pron. person. 2. pers. sing. fem., unter Weglassung d. Genitivpartikel di, als pron. possess. gebr.*) Großvater (*!lnaob*) wecken! Das Mädchen, das seine Augen überall hat (*wörtl.: dreht daba, und schaut gō*), war da, deshalb (*χuigye*) [bin ich in Sorge]!“, sagte sie. Da kam jene hin, zu wecken, und sagte*): „Gar scheel sieht (*!lnī*) mich (*te*) mein Großvater an!“ Da kam die Frau selbst (*aitsoma*) hin und sah, daß die Schlange tot (*!lō*) [da lag], und sagte: „Von (*χa*) den Mädchen, die gestern Abend (*!lan !oë*) hier (*nēba*) schliefen, ist dein Großvater getötet worden!“ Darauf die Schwippschlange: „Mein Großvater, der mir (*angedeutet durch das objektivierende -ba, hier lang heulend ausgezogen*) immer nur (*!guisa einzig, auf *kχōs Knochen bezogen*) Knochen mit viel Fett (*gaub Fett, -χa die Menge ausdr., !kχāb Leib*) gibt!“ So heulte (*ā*) sie.

Als aber die [Heuschrecke] das hörte (*!lnaū, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*), [sagte sie]: „Wär' es doch wahr (*ama*), daß sie am Boden liegt! (*wörtl.: daß ihr Rücken !gāb, tief ist *!garma.*) Wär' es doch wahr, daß sie am Boden liegt!“ So spricht sie im Takt, wie die Butterkalabas rollt (*wörtl.: so buttert sic, !nubu*). Da fragte (*tē*) die Frau der Schlange: „Heuschrecke, was (**taëi = tareë*) redest du da?“ (*ti, mit d. Pers.-Suff. d. anger. 2. pers. fem.*) Doch sie [antwortete]: „Einem einzig (*!guise, adv.*) dastehenden (*mā*), tüchtigen (*!gari*) Mann wird

*) Die *sanugyeōaseb* genannte Schlange wird als komische Figur gezeichnet: Ihre Dummheit gibt sich darin zu erkennen, daß sie die verdrehten Augen der getöteten Riesenschlange als Ausdruck schlechter Laune ansieht. Dann verspottet der Hottentott in ihr auch jene minderwertige Trauer eines Kostgängers, der seinen Wohltäter nur beweint, weil seine eigenen guten Tage nun zu Ende sind.

ja unn (*gum---*o) ein Vieh (*wörtl.: ein Ding, masc.*) als Totenopfer geschlachtet (**#ā/kχā*), das sagte ich!*"*)

Als aber die Mädchen nach Haus (*||aru, verb.*) kamen, und zur selben Zeit der Riedtanz (*#ās*) geblasen (*χaī*) wurde, hingen (*#gā, und maī setzen*) sie die Buchusäckchen (**!gaute, fem. plur., s. S. 240 unten*) auf und gingen (*!gūng*) zum Riedtanz. Da kommt die Frau der Schlange und schlüpft (*hā herkommen, #gā hincingehen*) in das Buchusäckchen der Gatsinghamabes. Dann suchte (*ōa*) Gatsinghamabes das Buchusäckchen und sah hin und sagte: „Mein (*ti*) Buchusäckchen ist nicht so (*ti*) voll (*!oa*)!“**), und nimmt einen Stock und holt es herunter (*#kχora ||nā*) und in das Feuer steckt sie das Buchusäckchen. Da kam die Frau der Schlange um.

LXI.

!Harebab tsī |ēb tsī #anagye#gaieb tsīgu ||ga gye #āsa a aru !gūng !gōate.

!Gōati χa i gye, kχoēgu gye #āte ū tsī a !gūng o, gye !gūnghe aruhe nī ga. tsīgu gye go χaī. ob gye χautsi||gamabeba: „nē tsē nī sanisen a !ao!“ tumi ra χaī.

Os gye gātsi||hamabesa go ||nāū !ā tsī kχoēte ū tsī go bē. tsīti gye !kχubu āb !na sī go #gā tsī !nūi !kχami !kχa go #gan am. tsīti gye #anagye#gaieb ta gō o ra ||kχoba am. ob gye: „||nā #nōa, ||nā #nōa, !hāi !garagu gaigu ōati!“

Tsīgu gye nauga ra gō, oti gye !nūi !kχami !kχa ra #gan am, ogu gye: „kχa, #humits gum satsa o!“ — „ti !kχūb ao, ||nā #nōa !gōati!“ ti ra mī. ogu gye: „satsa hā ēgye sigye !gūng!“ ti go mī tsī go !gūng.

Oti gye go #oaχa, #anagye#gaieb !guib go !gau o, tsī: „!gāsi tsi ||ō, χūgye !gūng ēts ||gamē sī ā!“ ti go mī. tsīb go !gūng, oti gye go !gūng bē.

Übersetzung von LXI.

Die Mädchen, die zum Honigfresser, zum Erdmännchen und zum Anagye-gaieb-Käfer gingen, um mit ihnen den Riedtanz zu tanzen.

Die Mädchen (*!gōati*) waren, als (*o*) die Männer (*kχoēgu Menschen, masc. plur.*) die Riedpfeifen (*#āte, fem. plur.*) nahmen (*ū*) und

*) Die Zweideutigkeit dieser Worte: Trauer um den Toten oder freudige Erwartung des Totenschmauses? ist beabsichtigte Kränkung.

**) D. h.: „So voll hatte ich mein Buchusäckchen nicht zurückgelassen. Da muß etwas nicht geheuer sein.“

fortgingen (*!güng, a ist hier Präsenspart.*), [auch] gegangen, um (*nī, Fut.-Part., ga, Potent.*) mitzuspielen (**a-ru, i. pass. narr.*). Dann bliesen (*χaī*) jene [auf den Rieden]. Der Mistkäfer aber blies: „Heute (*nē tsē*) werden sie sich (*-sen, Refl.-Part.*) mit ihrem Blut (*!ao*) bespritzen!“*)

Doch Gatsinghamabes verstand es gut (*!naū hören, !ā ausbreiten, klarlegen*) und nahm die [anderen] Mädchen [mit sich] und eilte fort (*bē, verb.*). Dann gingen (*sī*) sie in (*!na*) eine Erdferkel- (*!kχubu*) Höhle (*āb*) hinein (*!gā, verb.*) und schlossen (*!gan zudecken, am Mund*) die Öffnung mit (*!kχa*) einem Spinnennetz (*!nūi !kχami*). Als aber der Honigfresser [hinein-]schaut (*gō, ta euphon. für ra*), öffnen (*!kχoba am*) sie. Da ruft der Honigfresser: „Dort (*!nā*) sitzen (*!nōa*) sie! Dort sitzen sie, die Kinder (*ōati*) der großen (*gai, mit d. Suff. d. zugehörigen Subst., weil diesem nachgestellt*) Schmutzkrusten- (*!haīb*) Schamglieder (*!garagu*)!“



Ein *!anagye!gaieb*-Käfer
(s. S. 456, Nr. 39).

Dann sehen die anderen (**nauga*) hinein, die Mädchen aber schließen [alsbald die Höhle wieder] mit dem Spinnennetz. Da rufen jene: „Ei (*kχa*), du (*satsa*) lügst (*!humi*) ja doch (*gum --- o*)!“

— „Bei Gott! (*um meines ti, Herrn !kχüb, willen ao*) dort sitzen die Mädchen!“ antwortet der Honigfresser. Jene aber sagten: „Bleibe (*hā*) du hier, und (*ē, mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) wir (*sigye, Pron. d. 1. pers. masc. plur. exclusivi*) gehen!“ (*i. imperativischen Sinn*). Und sie gingen [zum Wasser].

Die Mädchen aber kamen heraus (*!oaχa, verb.*), als einzig (*!guīb*) der Honigfresser zurückgeblieben (*!gau*) war, und [spotteten]: „Du wirst verdursten! (**!gā dürsten, -si gibt d. Verb kausat. Sinn, tsi dich, !ō umkommen*). Darum (*χūgye*) lauf und (*mit d. Pers.-Suff. d. angered. Pers.*) geh, Wasser (*!gamē, comm. sing.*) trinken (*ā*)!“ Da ging er und die Mädchen eilten davon.

LXII.

!Amib tsī !kχurib tsīkχa.

!Amib tsī !kχurib tsīkχa χa i gye gye hīhe: !amib χa i gye: „sakχum χa ta nī tita !garise !kχoē!“ ti go mīhe.

*) *sani*, verb., bedeutet: a) das schnelle Hin- und Herschütteln des Kopfes beim Rind und Pferd; b) die ähnliche Bewegung der Hand beim Wasseraussprengen, daher: bespritzen.

Ob gye *ἡκχuriba ἡκχuriga go †gai lhao tsī go mā saogu gai. tsīkχa gye go lhao tsī go !kχoë ἡare.*

Tsīb gye tsoatsoakχa nī tumis ai go ἡnā χu bi. tsīb gye iamiba: „ἡκχurib!“ ti go mī, ob gye: „hē!“ ti go mī. ob gye iamiba noχoba !gūse hā ti †aītsī go !kχoë. tsī ἡkχaba sī toab go o: „ἡkχuri---b!“ ti go mī. ob gye: „hē!“ ti go mī ἡkχuriba.

Tsī !ūtsī go !kχī ἡkχurib doba. tsīkχa gye go ἡaru; χabeb gye nau ἡkχurib !guib ti †aī hā.

Übersetzung von LXII.

Der Strauß und die Schildkröte.

Mit dem Strauß und der Schildkröte begab es sich so: (wörtl.: —, die beiden wurden gemacht *hīhe*). Der Strauß sagte: „Von (*χa*) uns beiden (*sakχum, Pron. d. 1. pers. masc. dual. inclusivi*) werde (*nī*) ich (*ta, Suff. und tita, Pron.*) am schnellsten (*!garise, adv.*) laufen (*!kχoë*)!“

Da rief (*†gai*) die Schildkröte [alle] Schildkröten zusammen (*lhao zusammenkommen*) und hieß (*gai*) ihnen, sich hintereinander (*saogu*) aufzustellen (*mā*). Dann vereinigten sich die beiden und eilten zusammen (*ἡare, verb.*) davon.

Aber sobald (**tumis ai*) sie eben anfangen (*tsoatsoa, nī Fut.-Part.*), ließ die Schildkröte (*-b, Pers.-Suff. hinter tsī*) den Strauß (*bi Suff., ihn*) allein laufen (*ἡnā lassen, χu verlassen*). Dann rief der Strauß: „Schildkröte!“ und die [ihm am nächsten stehende] antwortete: „Hier!“ (*hē, nachlässiger allgemeiner Antwortruf*). Da dachte (*†aī, mit d. Part. d. particip. praeter. tsī, ti so*) der Strauß, sie sei schon (**noχoba*) nahebei (*!gūse*), und eilte weiter. Und als (*o*) er wieder (*ἡkχaba*) erschöpft war (*dahin kam sī, daß er fertig war toa, verb.*), rief er: „Schildkröte!“ Und die [ihm am nächsten stehende] antwortete: „Hier!“

Da ließ er ab (*!ū, im particip. praeter.*) und kam (*!kχī*) zu (*doba*) der Schildkröte, [die ihm am nächsten stand]. Und die beiden gingen nach Haus (*ἡaru, verb.*). Er aber (*χabe, mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) dachte, es sei wahrhaftig (*!guib, einzig*) die andere (**nau*) Schildkröte.

LXIII.

„Kχurib tsī !kχanti tsīna.

O i gye gye hīhe: „kχurib χa i gye gye !gamahe tsīb #nōa ra χuri hīa i gye !kχanti χa go !kχīhe tsī: „!kχurib, !kχaba te!“ ti go mīhe. χabeb gye !hoa toma hā.

Oti gye: „!āse ta nī hara tsi!“ ti go mī.

Ob gye: „dī tsā o, ēta mū!“ ti go mī.

Oti gye: „hararohe nī kχomago ra ī, χabego ra !ē?“ ti go mī.

Ob gye: „kχa, tariē ra #kχā so? hara #gao gas hoas ga hara o!“ ti go mī !kχuriba.

Os gye !guisa go hara bi. ob gye go dā !kχau tsīs gye: „grrr — — !gobaē! — — !kχaū! — — !kχuri! — — !kχaū!“ ti go mī tsīs go !ō.

Ob gye !hauba go #ā #ui tsī go ana tsī go !haru. oti gye !gāsate !hoab āb χa ra !anuba bi. tsīb gye go sī !gaūs ai, oti gye go mū !haubab ū hā !kχaiē tsī: „nē tsē se nī dī gam tsi!“ ti go mī.

Ob gye: „huga so ra dī gam te!“ ti go mī.

Oti gye: „nē tsē se nī dī gam tsi!“ ti go mī. ob gye gauna go mā ti tsīn gye go #ā !gūng !kχansa.

Übersetzung von LXIII.

Die Schildkröte und die Eland-Antilopen.

Und es begab sich (*hīhe, wurde gemacht*) [so]: Die Schildkröte (*masc.*) war zum Wasser gegangen (*!gama, verb., i. pass. narr.*) und während (*hīa*) sie dasitzt (**#nōa*) und schöpft (*χuri*) kommen (*!kχī, i. pass. narr.*) Eland-Antilopen (*fem.*) und sagen: „Schildkröte, schenk mir (*te, Suff.*) ein (**!kχaba, verb.*)!“ Jedoch (*χabe, mit Pers.-Suff.*) sie schwieg (*!hoa sprechen, toma nicht, hā drückt eine Dauer aus*).

Da sagten jene: „Gleich (*!āse*) werde (*nī*) ich (*ta, Suff.*) dich (*tsi, Suff.*) schlucken!“

Sie aber erwiderte: „Versuch (*tsā*) es doch (*o*) zu tun (*dī*), laß (*ē und, imperat.*) mich sehen (*mū*)!“

Da sagten jene: „Wie (*kχoma*) Dingerchen (*-ro, Dimin.*), die geschluckt werden (*-he, Passivendg.*) sollen (*nī, Fut.*), seht Ihr (*go, Suff. d. 2. pers. masc. plur.*) aus (*ī, verb.*) und dennoch trotz (**!ē*) Ihr?“

Darauf die Schildkröte: „Wer (*tarië*) wehrt (**kχā*) Euch (*so, Suff. d. 2. pers. fem. plur.*) denn (*kχa*)? Wer [mich] wohl (*ga, Verb.-Part. d. potentialis, mit d. Pers.-Suff. fem. sing.*) schlucken will (**gao*), mag doch (*o*) allmal (*hoas*) schlucken!“ So sagte die Schildkröte.

Da schluckte eines (*!guisa*) [der Elandtiere] sie (*bi, Suff. masc.*) ein. Die [Schildkröte] aber spreizte die Beine (**dā !kχau*) und: „grrr — — Krummbein! (*!gobaë, comm. sing.*) — — verschluckt!*) — — Schildkröte! — — verschluckt!“ sagte das Eland und verreckte (*!ō*).

Dann schlachtete (**ā*) die Schildkröte das Magen-Netz Fett (*!hauba*) aus (**ui*) und hing es um (*ana, verb.*) und ging heim (*!haru, verb.*). Aber die Schwestern (*!gāsate = -ti*) meiden (*!anu sauber sein. Die objektivir. Part. -ba gibt den Sinn: jem. gegenüber sauber sein, d. h. einen Unsauberen meiden*) sie ihres (*āb, masc.*) Achselweißes (**!hoab*) wegen (*χa*). Da kam (*sī*) sie zur Werft (*!gaūs*), und jene sahen, daß (*!kχaië*) sie Magennetzfett hatte (*ū nehmen, hā bleiben*) und sagten: „Heute (*nē tsē*) werden wir (*se, Suff. d. 1. pers. fem. plur.*) dir (*tsi, Suff. masc.*) die Achselhöhlen (*gam, sing. collect.*) [mit Buchupuder] zurecht machen**) (*di*)!“

Doch sie sagte: „Es ist lang her (*huga, adv.*), daß Ihr (*so, Suff. d. 2. pers. fem. plur.*) mir die Achselhöhlen zurecht gemacht habt!“

Und jene erwiderten: „Heute werden wir dir die Achselhöhlen pudern!“ Da gab (*mā*) sie ihnen Fett (*gauna, comm. plur.*), und sie gingen (*!gūng*) zusammen (*durch d. Suff. d. 3. pers. plur. comm. ausgedrückt*) fort, das Eland auszuschlachten.

LXIV.

!Gīnaba gye !game !naīsa.

!Naīs χa i gye !gīnaba gye !gamehe tsīra gye go doë kχoëb !gaūs !ga tsīra gye go sī. tsīs gye kχoīn āsas go !kχore o go aoba mība tsī go !gūng !gōas ās !kχa. tsīra gye go !gūng tsī !gīrib !gaūs doba go sī. tsīs gye !gōasa gauna ra mā !haub āsa χu. ob gye go mū !gīriba tsī

*) *!kχaū*, dem Würgezustand des an der Schildkröte erstickenden Tieres entsprechend sagt der Erzähler absichtlich falsch: *!kχaū*.

**) Die Schwestern haben ihren Bruder, die Schildkröte, bisher vernachlässigt, haben versäumt, ihm Puder zu bereiten (Frauenarbeit), und machen sich nun beim Anblick der reichen Beute Liebkind.

#oas go !naïsa o kχarob !na !kχūga go maī. tsīs gye go #gāχa tsīs go #nū. ogu gye !kχūga go !kχā si os gye: „aboχan !kχūi kχoma tsā toma !kχūi go !kχā kχoēta!“ ti go mī tsīs gye go !ō.

Ob gye go #ā si. os gye !gīnarosa go fli tsī !ganas ai go #nū. tsīb gye #ā toatsī !ganga !ganas ai go !gui. os gye !gīnarosa !gao!gao-iarasa ū tsī go fli tsī go sī ū !gūb doba. ob gye iarasa abas !na go #gā tsīs gye go !hoaba bi. ob gye go !ao !gīriba tsī go !gūng toma i. tsīs gye !naïsa !kχaba go ūitsaba.

Übersetzung von LXIV.

Die Giraffe, die eine Fliege heiratet.

Eine Giraffin (*!naïs*) heiratete (*!game, i. pass. narr.*) ein Fliegenmännchen (*!gīnaba*), und die beiden (*-ra, Suff. dual. fem.*) zogen (*doē*) zur (*!ga*) Werft (*!gaūs*) des Mannes (*kχoēb*) und kamen (*sī*) dahin. Und als (*o*) sie sich nach ihren (*ā Stamm d. Pron. possess., -sa Pers.-Suff. d. Besitzerin, -s Pers.-Suff. d. Subj.*) Angehörigen (*kχoīn Menschen, comm. plur.*) sehnte (*!kχore*), sagte (*mī, mit objektivir. Part. ba*) sie [es] dem Mann und ging (*!gūng*) mit (*!kχa*) ihrem Kinde (*!gōas Tochter*), sie zu besuchen. Und die beiden machten sich auf den Weg und kamen zur (*doba*) Werft des Schakals (*!gīrib*). Und sie gab (*mā*) dem Kinde Fett (*gauna*) von (*χu*) ihrem Magengekröse*) (*!haub ist das fettreiche omentum majus*). Da sah (*mū*) der Schakal, [wie fett sie war], und als die Giraffe herausging (*#oa, mit Pers.-Suff.*), steckte (*maī*) er Dornen (*!kχūga*) in (*!na*) das Lager (*kχarob*). Dann kam sie herein (*#gāχa*) und legte sich nieder (*#nū*). Da stachen (*!kχā*) sie (*si, Suff.*) die Dornen und sie sagte: „Nicht (*toma*) wie (*kχoma*) die Dornen (*comm. plur.*) meiner Väter (**abob, selten gebrauchtes Wort für Vater. -χan s. S. 428, Anmkg.*) schmecken (*tsā*) die Dornen, die mich Menschenkind (*kχoē, m. d. Suff. d. 1. pers. sing.*) stachen!“ So sagte sie und starb.

Darauf schlachtete (*#ā*) sie der Schakal (*durch das Suff. -b angedeutet*) aus. Die kleine (*-ro Diminut.*) Fliege aber flog (*fli, dem Kap-Holl. entlehnt*) und setzte sich auf einen Giraffenbaum (*!ganas*). Und jener legte (*!gui*), nachdem (*tsī, Part. d. particip. praeterit., hinter*

*) Diese opferfreudige Mutterliebe der Giraffin erinnert an die Sage der Alten vom Pelikan, der seine Jungen mit seinem Blute tränkte.

toa aufhören) er fertig geschlachtet hatte, die Fleischstücken (*||ganga*, plur. masc. euphon.) auf den Giraffenbaum (übliche Art das Fleisch vor Raubzeug zu schützen, s. S. 424). Da nahm (*ū*, i. particip. praeterit.) die kleine Fliege die letzte Kleinrippe (**||gao||gao|arasa*) und flog und kam damit (*ū*) zum Vater (*||gūb*). Der aber steckte (*†gā*) die Rippe in eine Kalabas (*abas*) [mit Milch] und [die Kleine] erzählte (*!hoa*, mit objektivir. Verb.-Part.) ihm (*bi*, Suff.). Da fürchtete (*!ao*) er sich vor dem Schakal und ging nicht hin. Aber die Giraffe wurde wieder (*||kχaba*) lebendig*) (*ūitsaba*).

LXV.

!Nonaba gye am !gīriba.

!Gīrib χa gye gye !auhe, !nonaba gye hōhe tsī go ||aru !kχīhe kχoīn ta †āsa χaī hīa. tsī gye go gan ||guihe !aēs !na tsī †ās ||ga go !gūnghe.

Tsī i sī mā ra χaīhe hīa gye !nonaba go sī !gon ||guihe goba: „!nī ao gye gumo †gūsa !gūng †nūitsī ra ||(e)ī horasen!“

Ob gye !gīriba gye ||naū tsī hā gye !kχō bi tsī gye !gūng ū tsī sī ||kχaba gye gan ||gui !aēs !na tsī ||kχaba gye !gūng †ās ||ga tsī sī gye χaī.

Ob gye !nonaba ra !kχī tsī: „!nī ao gye gumo †gūsa !gūng †nūi tsī ra ||(e)ī horasen!“

Übersetzung von LXV.

Der Schakal, der den Leguan brät.

Der Schakal (*!gīrib*) hatte gejagt (*!auhe*, i. pass. narr.) [und] den Leguan (*!nonaba*) bekommen (*hō*, wieder passivisch) und (*tsī*) kam (*!kχī*, passivisch) nach Haus (*||aru heimkehren*) zur Zeit als (*hīa*) die Menschen (*kχoīn*) den Riedtanz (*†āsa*) bliesen. (*χaī. -ta = ra*, hinter dem n des vorhergehenden Wortes euphonisch verändert). Und er legte (*||gui*, i. pass. narr.) [den Leguan] in (*!na*) das Feuer (*!aēs*) unter die Asche (**galn mit Asche bedecken*) und ging (*!gūng*, i. pass. narr.) zum Riedtanz hin (*||ga*).

Doch während (*hīa*) er eben ankommt (*kommen sī, mā stehen*) [und] bläst, kam der Leguan hinterdrein (*!gon*), der (*-ba hinter go*, Part. d. praeter.) unter die Asche gelegt war, und sagte: „Ja (*gumo*),

*) Die wunderwirkende Belebungs-kraft der Milch bildet auch in Sage VIII, S. 409 einen versöhnenden Abschluß.

weil (ao) der Andere (Inī, gemeint ist der Schakal) seinen Schatz verlassen hat*), da (-tsī, Partic. praet.) nimmt (hora, das gare Essen aus dem Topf oder Feuer nehmen) Er (I(e)ī, gemeint ist der Leguan selbst) sich selbst (-sen, Reflexivendung des Verbs) aus dem Feuer!“

Und der Schakal hörte (Inaū) es und kommt herzu (hā), fängt (Ikχō) ihn (bi) und nimmt ihn mit (Doppelverb: gehen — fassen, !gūng-ū) und legt ihn wieder (Ikχaba) ins Feuer unter die Asche. Dann läuft er wieder zum Riedtanz und geht hin, die Riede zu blasen.

Da kommt wieder der Leguan an und sagt: „Ja, weil der Andere seinen Schatz heimlich weggesteckt hat, da nimmt Er sich selbst aus dem Feuer!“

Die Sage will die Zählebigkeit des Leguans illustrieren und eine Erklärung seiner krustenartigen (gleichsam angebackenen) Haut geben.

LXVI.

!Nērab tsī iharebab tsīkχa.

!Nērabi i gye danisa gye samhe hā i tsīb gye iharebaba hairana gye ū hā i tsīkχa gye go !oagu.

Ob gye !nēraba: „hata tsātsātse!“ ti go mī. ob gye iharebaba: „hata tsātsā saē aibe!“ ti go mī.

Ob gye go mā bi #kχari daniroē tsīb gye go tsātsā. ob gye: „saēta tsātsāre!“ ti go mī !nēraba. ob gye go mā bi.

Tsīkχa gye !hōti ikχa go #naugu, ikχūi !nā tumi, tsīb gye !nēraba daniba go ikχūi #ui tsīb gye iharebaba hairaba go ikχūi #ui. tsīb gye !nēraba haira!hōsa go ū tsīb gye iharebaba dani!hōsa go ū tsīkχa gye go !gūng.

Tsēs gye iharebab ta danisa #ūsa tsīb !nēraba hairaba ra #ūsa.

*) !gūng gehen, #nūi hinlegen, hinlegen und gehen = verlassen, auch wegstecken. Die Bedeutung von #gūsa habe ich nicht ermitteln können, auch für die Richtigkeit des Schnalzlautes kann ich, da ich die Kontrolle versäumt habe, nicht bürgen. #gūsa !gūng #nūi scheint eine feste Redewendung zu bilden mit dem Sinn: Etwas Wertvolles zurücklassen, was man einem anderen nicht gönnt. So hat hier der Schakal seinen Braten, den Leguan, in der Asche zurückgelassen. In demselben Sinn sagte mir ein Führer, der jung verheiratet war und nach Hause zurückdrängte: „#gūsa !gūng #nūi tsīta go !gūng χui aota gye !haise ra oa #gao.“ D. h.: „Weil (χui) ich (-ta) etwas Kostbares zurückgelassen habend (tsī, particip. praet.) gegangen bin (!gūng, go Partik. d. praet.), so (ao) will (#gao) ich schnell (!haise) umkehren (oa).“

Übersetzung von LXVI.

Der Pavian und der Honigdachs.

Der Pavian (*-i*, s. S. 476 Anm., *χα* s. S. 487 Anm.) hatte einst Honig (*danisa*) ausgenommen (*sam*, i. pass. narr.), und der Honigdachs hatte Hairaharz (*comm. plur.*) gesammelt (*ū nehmen*), und die beiden begegneten sich (*joa*, *-gu Reziprokalpart.*). Da sagte der Pavian: „Du (*-tse*), laß (*ha*) mich (*-ta*) kosten (*tsātsā*)!“ und der Honigdachs sagte: „Laß mich erst (*aibe*) Deines*) kosten!“ Da gab (*mā*) ihm (*bi*, *Suff.*) der Pavian ein klein (*#kχari*) wenig (*-ro*, *Dimin.*) Honig, und jener kostete. Darauf sagte der Pavian: „Ich möchte (*-re*, *Optat.-Part.*) Deines kosten!“ und der Honigdachs gab ihm. Dann schlugen (*#nau*) sie einander mit (*ikχa*) den Säcken (*ihōti*), bis (*tumi*, *so*) sie spieen*) (*ikχūi*; *!nāt hell sein, offen daliegen*). Und der Pavian spie den Honig aus (*#ui*) und der Honigdachs das Hairaharz, und der Pavian nahm den Hairasack und der Honigdachs den Honigsack, dann gingen die beiden.

Seitdem (*tsēs tags*) frißt (*#ū*, *verb.*, *durch das weibl. Pers.-Suff. -sa substantiviert, aber trotzdem noch als Prädikat empfunden, wie die Verbalpartikeln ra und euphonisch ba zeigen*) der Honigdachs den Honig und der Pavian das Hairaharz.

LXVII.

!Gorera tsī !nērab tsīna.

!Gorera tsī !nērab tsīn χα i gye gye hīhe: !gorera χα i gye ra !gamahe. o i gye !urite !gam!gamhe tsī ra !kχīhe, !gorera ra mū !goaχahe o, tsī: „ti !gariχa amī gum χabe o!“ ti ra mīhe. ora gye ra oa tsī nau tsē ra !kχī. ob gye !uriti !kχa ra sī, mū !goaχarab ta o, tsī: „ti !gariχa amī gum χabe o!“ ora gye go oa.

*) *sa*, Stamm des pron. pers. d. 2. pers., unter Ergänzung einer Genitivpartikel in possess. Sinn gebraucht, durch Anhängen des Suff. der 3. pers. sing. comm. substantiviert. Grammatikalisch vollständig, aber in der Praxis nicht vorhanden, würde der Begriff „das Deine“ lauten: *sa dī χūē*.

**) Weil Jedem das neu Gekostete so gut schmeckte, daß sie die alte Kost nicht mehr bei sich behalten wollten.

Tsīs gye #kχamsa !goreba go ōa tsīn gye nau !goaga go !kχī !kχaba. ob gye: „ti !gariχa amī gum χabe o!“ ti go mī. on gye go oa tsīn gye go hā !goreb nī gais gōse, tsī !goreb go gai on gye go !gama. tsīb gye !uriti !kχa !gōaχa tsī !kχīn go o: „ti !gariχa amī gum χabe o!“ ti go mī !nēra.

On gye go mā tsīb gye !goreroba go !naē !gonaxa, ora gye go sao !goreroba; tsīb gye go hā tsī go ā. ob gye !nēra go dao bi nēba. ob gye go !kχō !nēra tsī !uriti ai go !gaī #nūi.

Tsēs gye !nērab kχaoais a !ansasa tsīb !goreb di !uniti a daūsasa.

Übersetzung von LXVII.

Die beiden Zebrastuten und der Pavian.

Mit den Zebrastuten (*-ra, Pers.-Suff. dual. fem.*) und dem Pavian begab es sich (*hīhe, wurde gemacht*) so: Die Zebrastuten kommen zum Wasser (*!gama, verb., i. pass. narr.*). Der Pavian aber macht Eisen (*!urite, fem. plur. = -ti*) heiß (*!gam!gam, verb., i. pass. narr.*) und kommt hervor (*!kχī, i. pass. narr.*), als (*o*) er die Zebra's nahen (*!goaχa, i. pass. narr.*) sieht (*mū*), und ruft: „**Mein (ti)** ist ja (*gum---o*) doch (*χabe*) der Wasserspiegel mit dem Rasenrand!“ (*!gariχa krautreich, amī Mund, Öffnung*). Da kehren die beiden um (*oa*) und kommen am anderen (**nau*) Tage (*tsē*) [wieder]. Aber der Pavian kommt (*sī*) mit (*!kχa*) den Eisen an, als er sie nahen (*dem Verb sind zwei Pers.-Suffixe angehängt: -ra zeigt sozusagen das Subjekt des Verbs, -b das des Satzes an*) sieht, und ruft: „Mir gehört ja doch der Wasserspiegel mit dem Rasenrand!“ Da kehrten die beiden um.

Und das junge (*#kχamsa*) [Zebra] warf (*ōa gebären*) ein Fohlen (*masc.*), und sie alle (*durch das Suff. d. comm. plur. -n ausgedr.*) kamen am anderen Morgen früh (*!goaga*) wieder (*!kχaba*). Doch jener rief: „Mir gehört ja doch der Wasserspiegel mit dem Rasenrand!“ Da kehrten sie um. Und sie warteten (*hā*), bis (*gōse*) das Fohlen groß (*gais, das s ist wohl abgekürzte Adj.-Endg., sa*) geworden sein würde (*nī, Fut.-Part.*), und als (*o, m. d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz: on*) das Fohlen groß geworden war, gingen sie zum Wasser. Da kam der Pavian mit dem Eisen herunter (*!gōaχa*), und als sie erschienen, rief er: „Mir gehört ja doch der Wasserspiegel mit dem Rasenrand!“

Doch sie blieben stehen (*mā*), und der kleine (*-ro*, *Dim.*) Zebrahengst (*-ba*, *masc.*) trabte (*!naë*) herunter (**!lgonaxa*, *ist wohl die ältere Form von !gōaxa*, *Umwandlung des n in einen Nasallaut*), und die



Papio porcarius (Boddaert) ♂
von hinten,
zur Demonstration der Gesäßschwien.

beiden Stuten folgten (*sao*, *verb.*) dem kleinen Hengst; der käm (*hā*) herzu und trank (*ā*). Da brannte (*dao*) ihn (*bi*, *Suff.*) der Pavian hier (*nēba*)*. Der aber ergriff (**!kχō*) den Pavian und setzte (*!nūi*) ihn fest (*!lgaī pressen*) in (*ai*) die Eisen.

Seit dem Tage ist der Hinterste (*kχaoais*) des Pavians gebraten (*!lan gar sein*, *-sa Adjektivendung*, *-sa weibl. Pers.-Suff.*, *das Wort substantivierend*; *vergl. S. 539*) und (*tsī hat hier nicht d. Pers.-Suff. d. Subjekts, sondern des vom Subj. regierten Subst. im Genitiv*) die Ellbogen (**!uniti*) des Zebras sind angebrannt (*daū brennen*).

So erklärt sich die Phantasie des Hottentotten den Ursprung der Gesäßschwien (siehe Abbildung) und der sogenannten Kastanien, jener nackten Hornschwien an der Innenfläche der Handwurzelgegend des Zebra.

LXVIII.

!Garugu tsī χamgu tsīna gye !goa dī hā i !gīriba.

!Gīrib χa i gye !garuga tsī χamga tsīna gye !goa dīhe hā i tsīb gye !gōaseb āba ra !ūi !goana. ob gye darub ta o ra χora gāgāhe !gorogu !kχa tsīb gye, !kχīb ta o, ra tē !gīriba: „tarei !nats !gā hā i?“ tumi ra tē; ob gye: „birigu goro χora te!“ ti ra mī tsīb gye !gōab !guiba ra !oa birite.

*) Der Erzähler weist auf den processus ulnaris humeri seines Arms.

Ob gye Igui tsē, Iabob Igūng go o, go Ikhōhe xami xa. ob gye go #gai Iḡūba ob gye: „dada!“ tumi go oē. os gye tarasa go Ihuma Ina tsī: ūsgyeb Iḡ nī ūsgyeba gō go!“ ti tarasa go mī. ob gye go #oaxa omsa xu tsī Iharas Iḡāba go ī tsī go #gai. ob gye Iḡōaba nē Ināsa #kxarurose go oē. os gye tarasa go #oaxa tsī go aoba #gai Iharas Iḡāb ai mā hīa. tsīb gye go Ikhī tsīra gye go #gā. tsīb gye xama go #hamra tsīra gye go uri Iharab ai tsīb gye Iḡōaba Iharas Inoros ai go #oa.

Hīagu gye namaga go Ikhī tsī go #ūē #gan. ob gye: „ūsgyeb #oa ēts nē aoba gūē Iḡau, ēb ū!“ ti go mī. tsīb gye go Iḡau bi, o i gye go Inō. tsīkxa gye Igam kxōēkxa Ikhāba go Ikhī tsī go tē: „nēba gye go sī kxōiba mabab hā?“ tumi go tē. ob gye: „Inaita go Ikhō gai gūē kxōēb gum Ināba o!“ ti go mī Iḡīriba. tsīkxa gye go #gā Iharas Ina.

Ob gye Iḡīriba go #oa tsī Ikhāēb Ina sī go mā. tsīgu gye #gākxa go kxōēkxa o Ikhāgu ī kxumi go uri xamgu tsī Igarugu tsīna. ob gye Iḡīriba: „Ihūgu goro am!“ ti go mī. tsīn gye go Ikhōē bē.

Tsī gye Iḡīriba xamron tsī Igaruron tsīnab nī #ā toa ga Iharasa go Ikhōba am, tsīb go Iḡuiroē a Ikhō. on gye go Ikhau Ikhā bi. ob gye go Iū tsī Ihoms ai sī go Ikhōē-nī Iaba. tsīn gye Igaru hā xam hāna Iḡōana go ōa Ikhī tsī mā i hoāē I(e)Iī ōāē ū tsī Iḡūng, ti go hī.

Tsēs gye mā Ihūi hoai Ina Igarub tsī xami tsīna hāsa.

Übersetzung von LXVIII.

Der Schakal, der Leoparden und Löwen als Vieh hält.

Der Schakal hatte die Leoparden und Löwen, die alle (*tsī und, -na Pers.-Suff. d. comm. plur.*), zu [seinem] Vieh (*Igoa, ohne Suff.*) gemacht (*dī, i. pass. narr.*), und sein (*ā Stamm d. Pron. poss., -ba Pers.-Suff. d. Besitzers*) Kind (**Iḡōaseb = Iḡōab*) hütet (*Iūi*) das Vieh (*comm. plur.*). Da wurde es, als (*o*) es sich [eines der Tiere] in den Mund ausmolkte (*daru, m. Pers.-Suff., ta euphon. für ra*), mit (*Ikhā*) den Krallen (*Igorogu*) halb tot (*gā verloren sein, die Verdoppelung gibt d. Verb kausativen Sinn*) zerkratzt (*xora*), und als es [nach Haus] kam (*Ikhī, mit Pers.-Suff., ta = ra*), fragt (*tē*) der Schakal*): „In (*Ina, m. d. Pers.-Suff. d. 2. pers. sing. masc. -ts du*) was (*tareī*) bist du hereingeraten (*#gā*)?“

*) Obwohl er gut weiß, daß er die Schuld hat: er selbst hütet sich wohl, sein gefährliches Vieh anzurühren.

So (*tumi*) fragt er; und das Kind antwortet: „Die Ziegen (*birigu*) haben mich (*te*, *Suff.*) zerkratzt!“ Aber einzig (*iguiba*) das Kind melkt (*iao*) weiter (*ra*) die Ziegen (*fem. plur.*).

Doch eines (*igui*) Tages (*tsē*), als es (*-b in iaob*) zum Melken gegangen (*igūng*) war, wurde es vom (*χa*) Löwen erfaßt (**!kχō*). Da rief (*#gai*) es der Vater (*igūba*), und „Vater (*dada*)!“ antwortete (*oē*) es. Aber die Frau (*tarasa*) [des Schakals] war voll Fürsorge (**!huma ina*) und sagte: „Usgyeb's (*Sagename des Schakalkindes*) Vater (*īb*) soll (*nī*) doch gefälligst (*go*) nach Usgyeb sehen (*gō*)!“ Da ging der Schakal heraus (*#oaxa*, *verb.*) aus (*χu*) der Hütte (*omsa*), aber ging hinter (*igāba*) dem Kraal (*iharas*) vorbei (*ī vorbeigehen*) und rief [nur nach dem Kind]. Und dieses (*nē*) Mal (*ināsa*) antwortete das Kind nur ganz schwach (*#kχari klein, -ro Dimin., -se Adverb.-Endg.*). Da ging die Frau heraus und rief den Mann (*aoba*), während (*hīa*) er hinter (*im ai*, *Rücken igāb*) dem Kraal steht (*mā*). Und er kam (*ikχī*), und die beiden (*-ra*, *Suff. dual. masc.-fem.*) gingen hinein. Da springt (*#ham*) der Löwe auf sie (*-ra*) los, die beiden aber sprangen (*uri*) auf (*ai*) die Kraalmauer, und das Kind schlüpfte hinten (*inoros Hinterkopf*) zum Kraal hinaus.

Währenddessen (*hīa*, *mit d. Pers.-Suff. d. Subj.*) kamen Hottentotten (*naman*) und baten (*#gan*) um Kost (*#ūē*, *sing. comm.*). Da sagte der Schakal: „Usgyeb, komm heraus und (*ē imperativisch, m. d. Pers.-Suff. d. 2. pers. sing. masc.*) zeige (*igau*) diesem Mann einen Hammel (*gūē*, *comm. sing.*), und er (*-b*) nehme (*ū*) [ihn]!“ Und das Kind gab ihm (*bi*, *Suff.*) Bescheid, dann wurde es still*) (*inō*). Und wieder (*ikχaba*) zwei (*igam*) Männer (*kχoëkχa*, *Menschen, dual. masc.*) kamen und fragten: „Wo (*maba*, *m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) bleibt (*hā*) der Mann, den wir hier (*nēba*) herschickten (*sī*)?“ So fragten sie, aber der Schakal sagte: „Schon lang (*inai*) habe ich ja (*gum --- o*) dem Mann da (*ināba*) geheißten (*gai*), einen Hammel zu fangen!“ Da gingen die zwei in den Kraal.

Der Schakal aber ging heraus [aus der Hütte] und stellte sich (*ging sī*, *stehen mā*) in die Dunkelheit (*ikχaēb*). Und als die zwei Männer hineingegangen waren, sprangen nach allen Seiten (*ikχāgu*, *ī gleichen, kχumi so*) die Löwen und Leoparden, sie alle.

*) Der Mann wird von den wilden Tieren im Kraal zerrissen.

heraus. Da sagte der Schakal: „Weit über (**goro am*) die Lande (*!hūgu!*)“, und sie eilten (*!kχoë*) davon (*bē, verb.*).

Dann öffnete (*!kχoba am*) der Schakal den Kraal, um (*ga*) die kleinen (*-ro, Dimin.*) Löwen und die kleinen Leoparden, alle die (*tsī mit d. Pers.-Suff. d. Objekts, 3. pers. plur. comm. -na, und mit d. Pers.-Suff. d. Subj. -b*) samt und sonders (*toa beendigen*) zu schlachten (*#ā*), und er fing ein Kleines. Die aber zerkratzten (*!kχau*) ihm den Leib (*!kχāb*). Da ließ er ab (*!ū, verb.*) und entfloh (*!kχoë-nī*) auf (*ai Postpos., jaba aufsteigen*) einen Berg (*!homs*). Und alle (*hā s. S. 424, Anm.*) Leoparden und alle Löwen kamen, ihre Jungen zu suchen (*ōa*), und ein Jedes (*wörtl.: welcher? mā?: alle hoaë, comm. sing.*) nahm (*ū*) sein (*!!(e)ī*) Kind (*ōa*) und ging.

So taten (*hī*) sie. Seit dem Tage sind in jeglichem Lande der Leopard und der Löwe zu Haus (*hāsa, substantiviertes hā, bleiben*).

3. Rätsel, *!urogu*

bilden neben den Sagen einen guten Teil der Abendunterhaltungen der Hottentotten; sie werden von Alten und Jungen beiderlei Geschlechts zum Besten gegeben.

Die einfachsten Rätsel knüpfen an die unmittelbare Umgebung der Dasitzenden an (I—V): Jeder beliebige Gegenstand, allen sichtbar, ein Kleidungsstück, ein Baum, ein Fels, ein Gerät etc. etc. wird nach Gestalt oder Farbe oder nach seiner Beziehung zum Menschen umschrieben und zu raten gegeben.

Andere Rätsel haben nicht mehr unmittelbare Sinneswahrnehmungen, sondern Sinnes-Erinnerungen zum Gegenstand und nehmen damit schon stärker als jene erstgenannten das Vorstellungsvermögen in Anspruch (VI bis XIII).

An die Fähigkeit, bald mehr, bald minder abstrakte Vorstellungen zu kombinieren, appellieren Rätsel wie die in Nr. XIV—XXV mitgeteilten.

In sprachlicher Hinsicht sei die Aufmerksamkeit auf die Personal-suffixe gelenkt: Mit ihrer Hilfe wird der ganze Rätsel-Fragesatz substantiviert. Meist werden dazu die Suffixe der 3. pers. comm. sing. (*-ë* oder *-ī*) oder plur. (*-na* oder *-n*) verwandt, als Anhängsel an eines oder an mehrere solche Wörter, die ihrem Sinn oder ihrer Stellung im Satze zufolge

irgendwie hervortreten. Korrekt, aber schwerfällig, würde man dieser Eigentümlichkeit in der Übersetzung gerecht werden, wenn man jede Frage mit den Worten einleitete: „Was ist das, was . . . usw.?“

In anderen Fällen erhält der Rätsel-Fragesatz dasjenige Personalsuffix, das nach Geschlecht und Numerus dem Substantiv in der Antwort zukommt.

Ist die Antwort in einem Verbum ausgedrückt, so wird sie mit Hilfe des Suffixes der 3. pers. sing. fem. (-s oder -sa) substantiviert.

Ich habe die Hottentotten folgende Rätsel sich aufgeben hören:

I.

Tareë goma laba !garib am!gā mā !urina? — !gūti.

Was (*tareë*), so heißt es (*goma*), ist das: Am Rand (*am !gā*) einer roten (*laba*) Talfurche (*!garib ist der Abfall der trockenen Riviersohle gegen die Rinne, in der das Wasser läuft*) stehen (*mā*) weiße (*!uri*) Dinger? (*-na, Pers.-Suff. comm plur.*) — Die Zähne.

II.

!Nū !homs aiti gye !nū gūte mā? — tana uriti.

Auf (*ai, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) einem schwarzen (*!nū*) Berge (*!homs*) stehen (*mā*) schwarze Schafe? (*gūte = gūti, fem. plur.*) — Die Kopfläuse.

III.

Tareë goma !gubu χūë ain gye !gāna mā tsīn gye kχoëna !nā !gāna ra tsuru? — tanas.

Auf (*ai, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) etwas Rundem (*!gubu*) steht (*mā*) Gras (*!gāna, comm. plur.*), und die Menschen (*kχoëna*) pflücken (*tsuru*) das Gras? — Der Kopf, [der geschoren wird].

IV.

Tareë goma !gōahe tsī !gōa toahe tomaë? — !hūb.

Was wird (*-he, Pass.-Endg.*) gezählt (*!gōa*) und wird nicht (*toma*) zu Ende (*toa fertig machen*) gezählt? — Die Sandkörner (*!hūb Erd-boden*).

V.

Tareë goma !kχaë i ga χabe tsī !nū i ga tsī !gū i gas tsīna müë?
— *!aëš.*

Was siehst (*mū*) [du], mag (*ga, Potent.*) es auch (*χabe obschon*) finster (*!kχaë*) sein, mag es fern (*!nū*) sein und mag es nahe (*!gū*) sein? (*tsīna, comm. plur. faßt alle Fälle noch einmal zusammen*). — Das Feuer.

VI.

Tareë goma #nū !hōë? — !goreb tsī !noab tsīkχa di !guib.

Was ist schwarz (*#nū*) gescheckt (*!hō*)? — Das Zebra (*!goreb*) und das Stachelschwein (*!noab*), eins (*!guib*) von (*di*) den beiden (*tsīkχa*).

VII.

Tareë goma !huni !ganië? — χaib.

Was ist gelb- (*!huni*) braun gezeichnet (*!gani*)? — Das Kudu.

VIII.

Tareë goma !hairoë !nūseba χuts ga ra mü o !abaë? — !gaëb.

Was ist ein wenig (*-ro, Dimin.*) fahl (*!hai*), und wenn (*o*) du (*-ts, Suff.*) es von (*χu*) ferne (*!nūse, adv., -ba Demonstr.-Part. d. Orts*) siehst (*mü, ga Part. d. Potent.*), rot (*!aba*)? — Die Gemsbock-Antilope.

IX.

Tareë goma !garuë? — !gamirob.

Was ist fleckfarben? — Das Stinktier.

X.

Tareë goma !uri !nābaī !abaë? — !aris.

Was ist rot (*!aba*) mit weißem (*!uri*) Bauch? (*!nāba, *-ī, Adj.-Endg.*) — Der Steenbock.

XI.

Tareë goma #hoaë, !hoa !nābaīë? — kosi.

Was ist blau (#*hoa*) mit einem krummen (!*hoa*) Bauch? (!*nāba*, *-ī, Adj.-Endg.) — Die Kaffeebohne. (*Ältere Hottentotten haben das f noch nicht angenommen, die Jüngeren sagen allgemein koffi. Die Farbbezeichnung ist seltsam.*)

XII.

Tareë goma gai !nāba ū hāë? — gōnaiχūs.

Was hat (ū *nehmen*, hā *bleiben*) ein großes (*gai*) Licht (!*nāba*)? — Der Spiegel, weil er blendet, wenn man in der Sonne mit ihm hantiert. Spiegel = das Ding (χūs, fem.), in dem man (-n, Pers.-Suff. comm. plur.) sein Gesicht betrachtet (gō).

XIII.

Tareë goma !gubu χūë tsī i gye !gubu χūë !nāba #nōa tsī i gye !nā χūī !na dorosa #nōa, tsī i gye !kχaba #nū χūë !nōa tsī !gāī kχoma ī χūë #nōa tsī !gubu χūë #nōa tsī i ga !nā χūë kχoëī ai a !nā o i !kχaba !nā kχoëī #gau tite? — iuris.

Was ist das: Ein rundes (!*gubu*) Ding (χūë, comm. sing.), und daran (!*nāba*) sitzt (*#*nōa*) ein rundes Ding, und in (!*na*) dem Ding da (!*nā*) sitzt eine Dose (*dorosa*). Dann wieder (!*kχaba*) kommt etwas Schwarzes (#*nū*), dann kommt etwas, das wie (*kχoma*) Gras (!*gāī*, comm. sing.) aussieht (ī), dann kommt ein rundes Ding, und wenn (o) das Ding da auf (ai) einen Menschen (*kχoëī*) fällt (!*nā*, ga, Part. d. Potent.), wird dieser Mensch nicht (*tite*, Part. d. Fut. negat.) wieder lebendig (#*gau*) werden? — Die Kugel (*iurib ist Metall i. A.*) [in der Patrone].

Die Teile, die in der Frage aufgezählt werden, sind, in gleicher Reihenfolge wie oben und mit den gebräuchlichen Bezeichnungen in Klammern, folgende: a) Die metallene Hinterfläche der Patrone (kχaoaib Gesäß), zweimal genannt, um die Lösung zu erschweren; b) die Zündung (#ais Metallperle); c) das Pulver (χurub Kohle); d) der Wattepfropf (!abis ist das Nest einer Aegithalus-Art, aus watteartigem Pflanzenmaterial gebaut); e) die Kugel.

XIV.

Tareë goma ʘāʘā tsīts ʘkχaba ra ʘā gaië? — ʘabus.

Was machst du (-ts, Suff.) satt (ʘāʘā, verb.) und läßt (gai) du dann wieder (ʘkχaba) hungern (ʘā)? — Das Gewehr (ʘabu paffen), das geladen und nach dem Schuß leer beiseite gestellt wird.

XV.

Tareë goma, müts ga o, ʘause tsī ʘkχō kχoma ië χabets ʘkχō titeë tā tsē? — soms.

Was ist das: Wenn (o) du (-ts, Suff.) es siehst (mü, ga Part. d. Potent.), scheint (i, verb., kχoma wie) es gar (tsī) leicht (ʘause für nichts d. h. ohne Mühe) zu fangen (*ʘkχō) zu sein, und doch (χabe) wirst du es nimmermehr (tite, Part. d. Fut. negat., tā = toma nicht, tsē Tags) fangen? — Der Schatten.

XVI.

Tareë goma ʘguri garuba ʘkχom tomas? — soris.

Wer hilft (ʘkχom) dem nicht (toma), der (-ba, Pers.-Suff.) ohne sie (ʘguri allein) einhergeht (garu)? — Die Sonne: sie zeigt dem Wanderer Schlangen und giftiges Ungeziefer am Weg, nachts ist er auf sich selbst angewiesen.

XVII.

Tareë goma ʘ(e)īī ose ʘgüngtsits ʘgaīse ʘgüng tomaë? — ʘaës.

Was ist das: Wenn (tsī, Part. d. particip. pract., mit d. Pers.-Suff. -ts du, masc.) du ohne (ose, adv.) es (ʘ(e)īī) fortgegangen (ʘgüng) bist, ist dein Weg nicht (toma) angenehm (ʘgaīse)? — Das Feuer[zeug] (die Zunderdose).

XVIII.

Tareë goma kχoëi χa ra dihe χabe aitsoma ʘkχadi ra ʘkχīë? — ʘgams.

Was wird vom (χa) Menschen (kχoëi, comm. sing.) gemacht (di, i. pass.), obschon (χabe) es auch (ʘkχadi) von selbst (aitsoma) kommt

(*ikχī*)? — Das Wasser. *Brunnen graben wird auch von den Weißen in Südafrika fast allgemein „Wasser machen“ genannt. Das was „von selbst kommt“, ist der Regen.*

XIX.

Tareë goma !nū daoba ra !gū!gūë? — hāb.

Was (*tareë*) macht einen weiten (*!nū fern*) Weg (*daoba*) kurz? (*!gū nahe sein; verdoppelt: nahe machen*). — Das Pferd, *weil es schnell ist.*

XX.

Tareë goma !gū daoba ra !nū!nūë? — gomab, garub.

Was macht einen kurzen Weg lang? Der Trekkochse, der Reitochse, *weil er langsam ist.*

XXI.

Tareë goma !kχōë !gongun ra χabe sao !haregu tomana? — gunis !nūti.

Was holt sich (*-gu*), obschon (*χabe*) eins hinter (*!gon*) dem andern (*-gu*, *Reziprokalpart.*, mit *d. Suff. d. 3. pers. plur. comm.*, *-n in !gongun*) hereilt (*!kχōë*), doch nicht (*toma*, mit *Pers.-Suff.*) ein? (*sao folgen, !hare zusammenkommen*). — Die Wagenräder (*!nūb, masc.: Bein, -s, fem.: Rad*).

XXII.

Tareë goma #kχariro !anaga !nā i hā χūn !guina ra ū hā ūë? — marīë.

Was ist gar klein (*#kχari, -ro Dim.*) und bringt (*hā kommen, ū mit*) doch (**!anaga*) nur (*!gui einzig, i. comm. plur.*) Dinge (*χūn*), die größer sind? (*!nā überragen*). — [Das] Geld.

XXIII.

Tareë goma tsū dīsa !anaga !gaī #nū !āsaë? — sīsen tsī marīë hōs.

Was ist mühselig (*tsū*) zu (*-sa, Gerundivendung*) tun (*dī*), aber (**!anaga*) angenehm (*!gaī*), davor (**!ā, Postpos.*) zu sitzen? (*#nū*). — Die Arbeit (*sīsen, verb.*) und ihr Lohn (*marīë Geld, hō bekommen*).



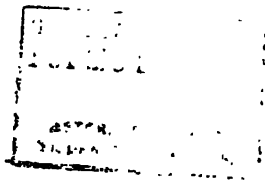
L. 3. 5. 01

ALTER BONDELZWART-HOTTENTOTT



Verlag Gustav Fischer, Jena.

ALTE TOPNAAR-HOTTENTOTTIN



XXIV.

Tareë goma bēē go otsa tsū a †gaobaē, tsītsa iuru, χabets †aītsa o ra tsū a †gaobaē? — †ō χuhes.

Was ist das: Wenn (*o*, mit *d. Pers.-Suff. d. Subj. i. Nachsatz, -tsa du*) es von dannen gegangen ist (*bē*), hast du Herzeleid (*tsū, verb., †gaoba Herz*); dann vergißt (*iuru*) du es, doch (*χabe, m. d. Pers.-Suff. d. Subj.*) wenn du daran denkst (*†aī*), bekommst du Herzeleid? — Ein Abgeschiedener (*†ō sterben, χu verlassen, he Pass.-Endg., -s den Infin. substantiv. Pers.-Suff.*).

XXV.

Tareë goma †nūseba χutsa mū o †hoa tsī †uri χūn χa hā aiheē, tsī †gūsets go hā o a †anuē? — hurib.

Was ist das: Wenn (*o*) du (*-tsa, Pers.-Suff.*) es von (*χu*) ferne (*†nū, -se Adv.-Endg., -ba Demonstr.-Part.*) siehst (*mū*), ist es blau (*†hoa*), und weiße (*†uri*) Dinger (*χūn, comm. plur.*) sind (*hā*) darauf (*ai, mit Pass.-Endg. und Pers.-Suff.*), aber wenn du (*-ts*) nahe (*†gū*) herzugekommen bist (*hā*), ist es durchsichtig? (*†anu sauber, klar*). — Das Meer.

E. Schlußwort.

Das Verhältnis der Hottentotten zur eindringenden Kultur.

Wie kommt es, daß ein Volk wie die Hottentotten, das klare Beweise von jeher anerkannter und unter den Eingeborenen Südafrika's hervorragender Intelligenz gegeben hat, vor der Kultur wie Wachs auf heißer Platte dahinschmilzt? Unter welchen Ereignissen diese Auflösung bisher vor sich gegangen ist, ist in Kriegs- und Friedensbildern oft geschildert worden^{75), 78), 82)}. Uns interessiert hier lediglich die prinzipielle Seite.

Die erste Begegnung eines Hottentottenstammes mit der Kultur gestaltete sich überall freundlich, alle älteren Reisenden rühmen die Gastlichkeit des Volks und den Schutz, den ihnen die Kapitäne gegen Übergriffe Einzelner angedeihen ließen. Der Hottentott erwartete und fand auch zunächst seinen Vorteil: der Händler brachte ihm Kleider und Decken, die er sich selbst nun nicht mehr aus Fellen mühsam zu gerben und mit Sehnen garn zu nähen brauchte, brachte ihm Hausgeräte, die ihm das Töpfern und

Schultze, Namaland und Kalahari.

die Holzschnitzerei abnahmen. Dazu kamen Genußmittel, teils seit Alters hoch geschätzte, wie der Alkohol, jetzt in neuer konzentrierter Form, teils neue, die wie der Tabak und Kaffee sich so einbürgerten, daß sie kaum noch entbehrt werden können. Was aber vor allem Anderen dem Hottentotten eine friedliche Haltung zur eindringenden Kultur vorschrieb, war die Erkenntnis, mit ihrer Hilfe seine eigene Macht in ungeahnter Weise vervielfältigen zu können: der Vertausch des Bogens mit der Feuerwaffe machte ihn mit einem Schlag zum Herrn über die gesamte belebte Natur und ebenbürtig im Kampf mit seinen Feinden.

Die Mission sowohl, die den Waffenhandel in großem Stil betrieb, als die deutsche Regierung, die ihn auch nach der Besitzergreifung des Schutzgebietes im Norden den Händlern frei ließ, gaben dem Hottentotten aber noch weitere Garantien, die ihn gleichfalls der Kultur willig näher brachten: der Hottentott erkannte bald, daß er im Missionar einen Freund hatte, auf den er sich in allen Lebenslagen unbedingt verlassen konnte. Die Regierung ihrerseits schloß Schutzverträge mit den Kapitänen, die diesen um so angenehmer waren, als sie ihre Macht einstweilen nicht beeinträchtigten.

Auch vom weißen Ansiedler versprach sich der Hottentott Vorteile aus Landesverkäufen und aus Steuern, die er von ihm erhob, und aus Annektierungen, die er gelegentlich vornahm, wo der Weiße dem Land in harter Arbeit etwas abgerungen hatte.

Noch lagen im Groß-Namalande Gebiete brach, in denen sich der Weiße, ohne dem Eingeborenen etwas zu nehmen, ansiedeln konnte; aber im Laufe der Zeit mußte es dahin kommen, daß sich der Hottentott eingeeengt sah, wo er vorher frei nach Maßgabe seiner Macht über Weide und Wasser verfügte. Er hätte in seinen Kapitänen wohl die Macht gehabt, aber er hatte, schon ehe er sich beengt fühlte, nicht die Fähigkeit, hier die Interessensphären seiner und der fremden Rasse billig abzugrenzen.

Die Kapitäne suchten nur ihren eigenen Vorteil, erwiesen sich klar als das, was sie sind: eigennützige Machthaber, nicht Vertreter der Volksinteressen — es sei denn, daß die Interessen des Volkes mit denen ihrer eigenen Person zusammenfielen. So war es nicht anders möglich, als daß die weiße Regierung, die sich inzwischen etabliert hatte und von dem redlichsten Wunsch beseelt war, Jedem zu seinem Recht zu verhelfen, eine Einschränkung der Kapitäns-Selbstherrlichkeit bedeutete. Das ist das punctum saliens aller unserer Hottentottenkriege gewesen. Vorübergehend ließen

sich die Herrschergelüste der anscheinend zahmen, mit den Namen der Apostel, Propheten und Erzväter geschmückten Machthaber wohl mit Geld und freigebig erteilten Alkohollizenzen zur Ruhe bringen; aber die so Bevorzugten fühlten sich trotz aller Ehrbezeugungen, die ihnen gelegentlich erwiesen wurden, vom Weißen unterdrückt, sahen aber gleichzeitig doch — und das war das Verhängnisvolle — ihre Macht über Ihresgleichen nicht gebrochen. Das hielt ihren Ehrgeiz wach und nährte die Sehnsucht nach der vollen Freiheit von ehemals. Daß dieser Trieb endlich mächtiger wurde als jede Erwägung, wie überlegen wir ihnen im Kampf sein würden, werden wir um so nachsichtiger beurteilen, je kurzsichtiger unsere eigene Prognose in diesem Punkte war.

Auf anderem Gebiet liegen die Ursachen, warum die Masse des Volks der Kultur erlag, statt ihr gewonnen zu werden. Man muß dabei von der fundamentalen Umwälzung der Lebensbedingungen ausgehen, die mit dem Einzug der Kultur in Südafrika für die Hottentotten verbunden war. Sehen wir zunächst von der Viehzucht ab und betrachten wir innerhalb der weiten, alten Grenzen die Jagdgründe der Hottentottenheimat: Das westliche Südafrika war um die Mitte des 17. Jahrhunderts, auf große Strecken auch noch vor 100 Jahren, eines der wildreichsten Länder der Erde. Heute kann südlich des Oranje schon lange kein Hottentott mehr von der Jagd leben. Als die Kapregierung sich besann, das Wild zu schützen, war es für eine Erwägung der Frage des Eingeborenenwohls längst zu spät. Die Besorgnis des Sportsmannes, als Nimrod demnächst kaltgestellt zu werden, — die halb wirtschaftliche, halb lukullische Erwägung, daß Wildpret doch der beste Teil des südafrikanischen Tisches ist, — endlich das Bewußtsein der Ehrenpflicht eines Kulturvolks, Naturdenkmäler, wie sie unter dem Hochwild Südafrikas der Elefant, das Nashorn und die Giraffe darstellt, der Nachwelt zu erhalten, — das waren die Motive für die Maßregeln, wenigstens den Rest des Wildes noch zu schützen.

Eine der ergiebigsten Jagdarten des Hottentotten war der Anstand an der Wasserstelle. Es ist klar, daß der Bur, der sich hier ansiedelt, oder der Viehwächter, der das Vieh seines weißen Herrn hier tränkt, oder der Frachtfahrer, der hier ausspannt, den Platz jagdlich entwertet. Wo sich das langsam zunehmend an immer mehr Stellen wiederholt, wird es dem Eingeborenen ebenso fühlbar wie die zunehmende Wildverödung längs der Eisanbahnlinien und im Umkreis der Stationen. Daß bei fast jedem für uns selbst erfreulichen Fortschritt in der Kolonisierung des Landes der Eingeborene in seinen

alten Lebensbedingungen entsprechend geschädigt wird, dessen sollte man sich wenigstens bewußt sein.

Verhängnisvoller als die Vernichtung der Jagdgründe wurde die planlose Veräußerung der Weidegebiete durch die Kapitäne an Farmland-spekulanten, denen jedes Mittel recht war. Auch sein Vieh gab der Hottentott auf leichtfertigste Weise für Gewehre, Alkohol, Tabak und andere Artikel hin, an die er sich gewöhnt hatte.

Man hat dem Hottentotten vielfach in der besten Absicht, ihn der Kultur zugänglich zu machen, Bedürfnisse in Kleidung und Lebensführung anezogen, ohne entsprechend dafür zu sorgen, daß er sie nicht in einer Weise befriedigt, die ihn wirtschaftlich ruiniert. Denn von selbst sieht der Hottentott nicht, oder will, wenn er es sieht, die friedliche Konsequenz daraus nicht ziehen, daß ihm nur zwei Wege offen stehen, unter weißer Herrschaft zu leben. Entweder: der neuen Konkurrenz in der Ausbeutung der natürlichen Werte des Landes Stand halten, d. h. nach europäischen Begriffen rationell wirtschaften lernen, um sich wirtschaftlich selbständig zu halten. Oder: der Konkurrenz sich beugen und im Dienste des Weißen sein Brot suchen.

Den ersten Weg hat nur ein kleiner Teil der Hottentotten beschritten, und nur wenige von ihnen haben sich wohlhabend gehalten. Ein zweiter Teil hat den letzteren Weg beschritten und sich dem Weißen als Viehwächter, Wagentreiber, Dienstknecht oder Dienstmagd in Haus und Hof verdingt. Er hat hier wenigstens keine Nahrungssorgen und fühlt sich im Allgemeinen, auch wenn ihn sein Herr zuweilen hart anfaßt, wohl, wenn er Gerechtigkeit sieht, die aus der Überlegenheit des Einen keine Erniedrigung des Anderen macht. In diesem Punkte ist der Hottentott trotz äußerlich oft unbegrenzter Devotion von peinlicher Empfindsamkeit.

Die Mädchen und jungen Frauen kommen im Abhängigkeitsverhältnis zum Weißen auch auf ihre Rechnung. Im intimen Verkehr mit dem weißen Mann findet die junge Hottentottin ein sorgenfreies Leben. Ihre Eitelkeit wird meist nach jeder Richtung befriedigt, ihre Sinnlichkeit spricht stark mit, und ein weißes Kind zu gebären erfüllt sie oft geradezu mit Stolz.

Für den Durchschnitts-Hottentotten, der nur Eintags-Freuden und -Sorgen kennt, der Fürsorge weder für die Kinder nach seinem Tode noch für die eigene Zeit des Alters oder der Not bedenkt, wäre die Hörigkeit im Dienst des Weißen die leichteste Art, sich durch das Leben zu schlagen, wenn einerseits die Folgen der sexuellen Degeneration ihn nicht herunter-

zögen, und wenn man ihn andererseits dauernd an regelmäßige Arbeit gewöhnen könnte; das letztere ist aber bisher nie, weder mit geistlicher noch mit weltlicher Macht systematisch in Angriff genommen worden.

So fühlt sich denn ein großer Teil der Hottentotten, wie in vergangenen Jahrhunderten, so auch heute bei weitem wohler als am Futternapf des Weißen da, wo er in hartem Daseinskampfe einer kärglichen Natur seinen Lebensunterhalt abringen muß, aber durch keine anderen als die natürlichen Schranken selbst in seiner Bewegung gehindert wird. Die seßhafte Lebensweise sagt ihm, dem nur eine Erziehung durch Generationen hindurch den alten Nomadentrieb wohl brechen könnte, von heute auf morgen nicht zu. Er will sich nicht, wie es im Dienst des Weißen gefordert wird, an Tag und Stunde binden, will lieber die Strapazen der Wanderungen und die Entbehrungen monatelangen Aufenthalts in der Wildnis tragen, als sich zu geregelter Arbeit einspannen lassen. Aus diesem Material setzt sich die willigste Gefolgschaft der unzufriedenen Kapitäne zusammen.

Ist dann bei erster Gelegenheit das Signal zum Aufruhr gegeben, dann erwacht bei Hunderten Anderer die alte Abenteurerlust, die Hoffnung auf reiche Beute und Siegesfeste, wie sie aus den endlosen Kämpfen vergangener Jahrhunderte in aller Erinnerung sind. Dann öffnet sich auch dem Einzelnen überall ein Weg zu persönlicher Rache für Unrecht, das einmal vor Jahren erlitten war, dann wird endlich auch über alle Einzelfragen von Recht oder Unrecht in Gegenwart oder Vergangenheit hinwegsetzend, elementar der Ruf laut, den ich in immer gleicher Naivetät und logischer Unwiderleglichkeit so oft gehört habe: „Das Land war unser, wir wollen wieder die Herren darin sein!“ Das ist das alte Lied und das Ende davon auch hier, daß eine Menschenrasse mehr vom Erdboden verschwindet.

V. TEIL.

Die Kalahari

war immer die letzte Zuflucht der Hottentotten, wenn sie von allen Seiten, nur nicht vom äußersten Osten her, umklammert waren. Mögen uns diese Gebiete auch schwer zugänglich erscheinen, die Hottentotten haben in Friedenszeiten freiwillig und oft auf ihren Familienwanderungen ihren Weg dahin gefunden; sie galten als gute Käufer.

Die Grenzen der „Kalahari“ sind im Laufe der Zeit immer weiter geworden. Ursprünglich nur auf das Land der Makalahari-Betschuanen angewandt, ist er jetzt^{47) 91)} auf das gesamte Sandfeld der großen zentralen Senke⁹⁹⁾ des südafrikanischen Hochplateaus ausgedehnt worden, umfaßt also ein Gebiet von unregelmäßig rautenförmiger Gestalt, dessen Südspitze fast bis zum Oranje, dessen Nordspitze bis nahe an das Quellgebiet des Sambesi reicht; im Ovamboland würde der westlichste, im Matabeleland der östlichste Punkt der Kalahari im weitesten Sinne liegen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieses große zentralsüdafrikanische Sandbecken, mögen seine Grenzen im Einzelnen noch so ungenügend bekannt sein, doch volles Recht auf einen einheitlichen, seine orographische und geologische Zusammengehörigkeit ausdrückenden Namen hat. Wählt man dafür den Namen Kalahari, als den einer Einzellandschaft, die nach mehrfacher Richtung die Charaktere des Gesamtgebietes extrem entwickelt zeigt, so ist dagegen nichts einzuwenden. Diese Landschaft, die dem Gesamtgebiet ihren eigenen alten Namen gegeben hat, liegt im Umkreis eines Radius von 150—180 km um Kang als Mittelpunkt. Dieses weite Gebiet (Südkalahari zu nennen), durch das meine Reise mich vom Oktober 1904 bis Februar 1905 führte, charakterisiert sich als völlig ebenes, abflußloses, ununterbrochenes Trockenland, das gleichförmig mit Busch- und Baumsavanne bedeckt und von Jägernomaden und Hirten-Halbnomaden be-

wohnt ist. Es unterscheidet sich darin von großen Arealen der nördlichen Kalahari, die von Bergen, von Sümpfen und Überschwemmungsgebieten (Okavango-Sumpfland) oder von Flüssen (Kwando, Kwito, Kubango) unterbrochen werden und dementsprechend in ihrer Vegetation und Bevölkerung starke Abweichungen zeigen.

Wenn für die Begrenzung der Kalahari die Ausdehnung des Sandes maßgebend ist, so sind im Süden die Grenzen zurzeit nur in grobem Umriß zu ziehen. Denn nur an wenigen Punkten ist in Reiseberichten der Übergang der umgebenden Gesteinsfelder in den losen Sand ausdrücklich festgelegt. Will man, im Interesse einer eindeutigen Anwendung der Namen, die Süd-Kalahari von der „mittleren“ abgrenzen, so einigt man sich wohl am besten auf die Wasserscheide der Molopo- und Botletle-Zuflüsse, wie sie einerseits durch das Nosob-System, andererseits durch den Verlauf des Lutyahau (mit dem Epukiro und der kleinen Zuflußrinne zur Anderson-Vlej) markiert, wenn auch auf weite Strecken durch Höhenmessungen erst noch festzustellen ist. Die übrigen Grenzen der Südkalahari lassen sich, wenn man sie über den Molopo hinaus südwärts ausdehnen will, am einfachsten an einen Punkt anschließen, der die äußerste Südspitze jener Raute darstellt, mit der wir oben das große zentral-südafrikanische Sandbecken verglichen haben. Der Punkt ist, um eine bequeme Orientierung zu haben, im Umkreis von Upington zu suchen (ob und wie weit auf der Osthälfte des Bogens, den der Oranje hier beschreibt, der Sand noch weiter südlich sich ausdehnt, ist nicht sicher).

Von ihrem Südpunkt zieht die Grenze der Kalahari einmal nach Nordosten am Dolomit⁹⁰⁾ des Gordonia- und Kuruman-Distriktes und an den archaischen Gesteinen des Landes westlich von Mafeking entlang; man kann ihren Verlauf annähernd mit der Linie Upington-Molopololi bezeichnen. Westlich von Kanya sah ich den Übergang in die Kalahari deutlich bei Lookaneng (liegt ca. $2\frac{1}{2}$ englische Meilen westlich von Moshaneng) sich markieren. Hier begann der lose, hell-sepiafarbene, später stets rötlich-gelbe feine Quarzsand der Kalahari, deutlich unterschieden von dem rötlich-kakao-braunen, trotz seines Quarzkörnerreichtums und eingestreuter Feldspatkristalle doch erdigen, zerreiblichen, etwas tonigen, stark eisenschüssigen, mit Steinen durchsetzten Boden, den wir bis dahin zu passieren hatten. Am Molopo westlich von Phitshane soll die Kalahari über die ebengenannte Orientierungslinie bis zu $24^{\circ} 40'$ östlicher Länge hinausreichen⁴⁷⁾, während sie nordnordwestlich von Morokweng schon bei Sekeleke⁸⁹⁾ endet.

Andererseits zieht die Kalaharigrenze von ihrem Südpunkt in der Richtung auf Rietfontein (Vilander) nach Nordwesten. Wie weit sie jenseits Rietfontein nach Osten ausschweift und dementsprechend von den Gebieten der Velschoendrager und Fransman-Hottentotten, sowie vom Lande südöstlich von Windhuk in ihren Bereich schließt, ist unbekannt; jedenfalls verläuft sie in ostwärts offenem Bogen von Vilanders Rietfontein auf Seeis zu (östlich von Windhuk in zirka 75 km Luftlinienentfernung). Die Ebene, die hier nach Osten mit zahlreichen Dünenketten sich erstreckt⁹⁴⁾, scheint schon die zusammenhängende Sandbedeckung zu haben, die sie als Kalahari kennzeichnen würde.

Das Grenzgebiet auf dem Wege Rietfontein-Upington, den ich in der ersten Oktoberhälfte des Jahres 1905 zurücklegte, führt durch wechselnd



Staudamm im Leeuwbosch-Rivier bei Rietfontein (Süd). Sept. 1905.

gutes Farmland, das von Buren und Bastards bewohnt wird. Bis Middelpost sind keinerlei Schwierigkeiten zu überwinden; der Wagen rollt leicht über harten Boden, und die Tiere finden, besonders im Osten, in der Nähe der Haksid. h. Fersen-Vlej (Hackscheen-

Vlej)⁴⁸⁾ gute Weide in den Dünen; in den Rivieren, die nach gutem Regen ihr Wasser in die große Vlej laufen lassen, ist Wasser zu graben. Das Wasser des Leeuwbosch-Riviers wird von einem großen Bogendamm abgefangen, in dessen Bereich Kornfelder und Gärten angelegt sind und reichen Ertrag geben. Grund- und Dammwasser versorgt auch die Farm Klipkolk beim Mooirivier.

Die Bastardniederlassung bei Middelpost gibt ein typisches Bild der Lebensbedingungen des Ansiedlers auf der Grenze des Namalandes und der Kalahari. Die wichtigste Frage, die der Wasserversorgung, ist befriedigend gelöst. Die Brunnen versiegen nicht und die östlich davon gelegene große

„Pan“ sammelt so reichlich Wasser, daß ein Teil davon zur Berieselung des Bodens für Acker- und Gartenwirtschaft verwandt wird; ein Damm durchquert die Pfanne, staut das eingeströmte Wasser in deren Westhälfte und gibt nach Bedarf auf dem Wege eines Durchstichs („pijp“) Wasser in die Bewässerungsgräben der Osthälfte. Das Vieh findet in den nahegelegenen Dünen südlich der Wasserstelle reichlich Gras und die Tsama, diesen unschätzbaren wilden Kürbis der Kalahari. Selbst ohne erschöpfende Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen des Landes findet der Bastard wie der Bur, die sich hinsichtlich ihrer Lebensansprüche wenig unterscheiden, hier ihr gutes Auskommen.

Südlich von Middelpost beginnt ein Dünengebiet, das die Reise bis zum Molopo äußerst beschwerlich macht. Die Dünen bestehen aus feinem, durch Brauneisenstein rötlich gefärbtem und mit staubigen Bestandteilen gemischtem Quarzsand; sie bilden bis 30 m hohe (nur in der Erinnerung geschätzt), mehrere Kilometer lange Wälle, die in der Richtung (rechtweisend) WNW--ESE, andere von NW nach SE, wieder andere von W nach E streichen. In einem solchen Wall ist der Sand wiederum regellos zu Hügeln aufgetürmt, zwischen denen der Wagen eine oder mehrere Stunden lang sich seinen Weg suchen muß. Wer all die Hügel zählt, die dabei zu nehmen sind, kann auf eine stattliche, aber doch immer willkürlich festgesetzte Zahl kommen. Ich habe nur die ganzen Wälle gezählt, die sich als geschlossene Einheiten zwischen ebenen Strecken harten oder sandigen Bodens deutlich in der Landschaft markieren; solcher Wälle waren 14 auf der Strecke von Middelpost bis zum Molopo beim Bloemfontein (Luftlinienentfernung ca. 120 km) zu überwinden.

Unter dem Sand trat in den Dünen bei Kubugochoras*) typischer Kalahari-Kalksinter, darunter harter, dunkelgrauer Sandstein zutage (siehe Analysen im Anhang; über den fossilreichen Kalktuff bei Witkop siehe Pfannen der Kalahari).

Bei Zoutpüts führt der Weg in das sandige Bett des Molopo. Das Ufer des Molopo fällt, wo es nicht vom Sande verschüttet ist, in steilen, wie aus Quadern aufgetürmten Sandsteinwänden ab. Hinter Zwartmodder tritt man nach zirka 13 km langer schwerer Sandstrecke aus dem Molopobett auf die Ebene. Die Dünen sind von da ab kein Hindernis mehr, da

*) Der auch zu Kubietje Gara verstümmelte Name ist hottentottischen Ursprungs und lautet korrekt: *Ikχubugo-χoras*, d. h. „Wo das Erdferkel (*Ikχubu-s*) gegraben (*χora*) hat“ (*go* Verbalpartikel des Praeteritum). Vgl. Namaländische Ortsnamen, S. 167, No. 68.

der Reisende jetzt die direkte Richtung auf Upington einschlägt, also der Strichrichtung der Dünen, die er vorher kreuzte, annähernd parallel wandert. Und neben dem Reiseweg sind die Dünen als Weidegründe für das Zugvieh hochwillkommen. Bei Kugukup*) bilden über wasserundurchlässigem Grund reich mit Akazien bewachsene Dünen einen natürlichen Damm, der



Steilabfall des rechten Molopoufers bei Zwartpöts. Sept. 1905.

Kugukup — Upington mit den Weidegründen im nächstbenachbarten Nama-land, so versteht man den Wunsch so manches hier ansässigen Buren, ihre Besitzungen auf deutsches Gebiet auszudehnen. Die Weide ist dort auf großen Strecken noch ungenutzt und harret nur der Nutznießung, die ein-

*) Die Hottentotten gaben dieser Wasserstelle, an der die *Acacia horrida Willd.*, h.: *llkχūb*, in zahlreichen Bäumen und Büschen gedieh, den Namen *llkχū-gullkχū-b*; die Wortbildung erinnert an unser „Baden-Baden“.

einen großen Teich einfaßt und nur an wenigen Stellen durch künstliche

Sandaufschüttung

ergänzt zu werden

brauchte. Das Regen-

wasser stammte noch aus

der vergangenen Regen-

periode; von April 1905

ab stand das Wasser in

Kugukup und noch im

Oktober bildete es einen

unpassierbaren kleinen

See, der voraussichtlich

noch unbegrenzte Zeit

täglich mehrere hundert

Stück Großvieh tränken

konnte, obwohl der

Etappenweg zur Pro-

viantierung der im deut-

schen Schutzgebiet

kämpfenden Truppen an

ihm vorbeiführte.

Vergleicht man das

Farmland auf der Strecke

setzen wird, sobald Brunnen gesprengt und Dämme gebaut sein werden, um dem Farmbetrieb das nötige Wasser zu sichern.

Von der Kalahari im Osten der eben genannten Grenzstrecke wissen wir nur äußerst wenig ⁹⁶⁾.

Der Übergang des Groß-Namalandes in die Kalahari vollzieht sich in der Breite von Vilanders Rietfontein in der Nähe von *Gaitaob*. Hier bricht das Plateau in einer steilen Terrassenstufe ab (s. Abbildung); ein feinkörniger, brauner Sandstein mit kalkigem Bindemittel und wenig Ton



Abfall des Namaländischen Plateaus zur Kalahari bei *Gaitaob*. Sept. 1905.

steht hier am Bruchrande an, stark zerklüftet und vom Regen zerrissen. Nach Osten dehnt sich die weite Ebene, in der sich der Übergang zur Kalahari vollzieht. Hier treten die ersten großen Vlejs auf, flache Becken, in denen die Vegetation äußerst kümmerlich ist; die einzigen Büsche, die auf der trockenrissigen Fläche der (nach Langhans' Karte ⁹⁵⁾ rund 40 Quadratkilometer deckenden) Vlej unmittelbar östlich von *Gaitaob* gedeihen, scheinen einer *Salsola*-Art anzugehören. Der Boden dieser Vlej enthält 0,6 % Kochsalz; das wird der Grund sein, daß der Regen hier trotz des guten Stickstoff-, Phosphorsäure-, Kali- und Kalkgehalts des Bodens (siehe Analysen im Anhang) keinen Pflanzenwuchs gefördert hat.

Die erste „Pfanne“, die in ihrer scharf markierten Einsenkung unter das Niveau der Ebene, ihrer kahlen, weißen Grundfläche und dem anstehenden Kalksinter sofort an die Pfannen der inneren Kalahari erinnerte, sah ich

westlich von Hasür (Name s. S. 167). Wie überall im Kriegsgebiet hatte es die kleine Truppenabteilung, mit der ich ritt, eilig; so konnte ich gerade



Der große Vlej östlich von *Gailaob*, bei der Wasserstelle Abera. Sept. 1905.

nur eine Photographie der Pfanne nehmen, ihren Durchmesser schätzen (zirka 3 km) und von dem weichen Sandstein, der unter dem harten Kalk anstand, ein Handstück schlagen.



☞ Kalkpfanne östlich von Hasür. Sept. 1905.

Den Abfall des Namaländischen Plateaus zur Kalahari mögen die Höhen folgender (ausgewählter) Punkte mit genauer Ortsbestimmung⁹⁷⁾ illustrieren:

	Südl. Breite	Östl. Länge (Greenw.)	Meereshöhe in m.
Spitzkopje, ca. 18 km (Luftlinie) östl. von Keetmanshoop	26° 36' 30"	18° 28' 39"	1105,8
Brakwater	26° 43' 13"	19° 10' 50"	1086,3
Hasenkopje	26° 49' 53"	19° 26' 5"	1049,1
Sanddünen	26° 57' 11"	19° 30' 15"	1031,7
Hannapan	26° 50' 6,5"	19° 49' 47"	986,9
Sandhügel	26° 57' 42"	19° 53' 54"	927,2
Middlepost	26° 57' 37"	20° 0' 19"	883,6
Rietfontein (Vilander)	26° 47' 14"	20° 4' 44"	845,5 (830)

Wie diese Abnahme der Meereshöhe nach dem Innern der Kalahari fortschreitet, wie überhaupt dort die Höhenverhältnisse sich gestalten, wissen wir nicht. Die Meereshöhe des Makalaharifeldes wird zwischen 900 und 1200 m gelegt¹⁰⁰); andere⁴⁷) nehmen 1300 m als Mittel an.

So lange wir über diese elementaren Fragen im Unklaren sind, fehlt uns auch jeder sichere Anhalt, aus dem Klima der Randgebiete (des Nama-Hererolandes im Westen, des Betschuanenlandes in der Länge von Mafeking im Osten) einen irgendwie detaillierten Schluß auf das Klima des dazwischen liegenden unbekanntenen Landes zu ziehen.

XIII. Kapitel.

Das Klima

der Kalahari ist uns denn tatsächlich nur mittelbar, in seiner Wirkung auf die Lebewesen ihres Bereichs, bekannt. Selbst im Bereich der Kapkolonie mit ihrem geregelteten Wetterdienst und dem umfangreichen statistischen Material über die Menge, die räumliche und zeitliche Verteilung der Niederschläge sind wir noch weit entfernt, den kausalen Zusammenhang selbst der Grundphänomene in der Atmosphäre Südafrikas zu erkennen. Man hat sich hier unter einseitiger Heranziehung der Temperaturen mit einer summarischen Erklärung der Wind- und Regenverhältnisse Südafrikas aus den großen jahreszeitlichen Luftdruckschwankungen über den angrenzenden Meeren begnügt³⁶), daraus die Hauptwindrichtungen konstruiert und für einige ausgesuchte Orte Theorie und Tatsache in Einklang gebracht. Dabei hat man aber den Zusammenhang von Windrichtung und Niederschlag, wie ihn die direkte Beobachtung im Binnenland überall ergibt, in allen der Theorie ungünstigen Fällen ignoriert⁹²). Systematische Windbeobachtungen fehlen

ganz und gar. So traurig steht es mit unseren Wetterkenntnissen selbst inmitten des ältesten Kulturgebiets Südafrikas.

Unter diesen Umständen war ich bemüht, aus dem Gebiet, das ich durchzog, aus dem es überhaupt keine einzige meteorologische Angabe gibt, in regelmäßigen Beobachtungen ein Tatsachenmaterial mitzubringen, das später vielleicht, wenigstens in einigen Punkten, eine meteorologische Eingliederung der Südkalahari in das übrige Südafrika erleichtert.

Die Temperatur ist stets im Schatten an strahlungsfreien Punkten mit einem geachteten Schleuderthermometer (Fahrenheit - Einteilung) gemessen und später auf Celsiusgrade umgerechnet worden. Die Windrichtung wurde in jedem einzelnen Falle mit einem flatternden Leinentuch an der Hand eines Meißnerschen Fluid-Kompasses (dessen Nadel stets gleichmäßig glatt lief) ausgeführt und die magnetische Richtung sogleich unter Abzug von 25° westlicher Deklination annähernd auf die astronomische korrigiert. Die Windstärke wurde nach Beaufort's zwölfteiliger Skala geschätzt. Die Niederschläge, die am jeweiligen Beobachtungsort selbst fielen, sind mit Fettdruck, die nur in der Ferne beobachteten gesperrt angegeben.

- : bedeutet völlig oder fast wolkenlosen,
- ⊕: „ ein viertel-,
- ◐: „ halb-,
- ◑: „ dreiviertel-,
- : „ ganz bedeckten Himmel.

Wetterbeobachtungen im Gebiet der Kalahari zwischen Kanya und Lehututu, in der ersten Hälfte der Regenperiode 1904/05.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	7h p. m.
Oktober 24.	ca. 9 km westlich von Kanya.	—	—	20 S 4. ● Gewitterwolken aus S und SW. Gewitterschauer. Nachts Gewitter- regen.
25.	Moshaneng.	16,7. NE 3. ● Cumuli u. Nimbus. Schwacher Regen, ferner Donner, Regen im Osten.	16,1. NE 3. ● Nimbus. Regen mit kleinen Pausen den ganzen Tag und die folgende Nacht.	16,1. NE 3. ● Nimbus. Kein Donner.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	9h p. m.
Oktober 26.	Moshaneng.	15,6. NE 4. ● Nimbus.	23,3. NW 3. ● Cumuli über dem ganzen Horizont. Sonnenschein.	16,7. S 1. ○ Sternklar.
27.	Vor Severelela.	13,3. SE 2. ○	27,8. SW 3, zuweilen 5. ○ nur am NE-Quadran- ten des Horizonts Cumuli.	16,1. SW 1. Im übrigen wie Nachmittags. ○ Sternklar.
28.	Severelela.	15. SE 3. ● Diffuser Schleier und Cirri.	27,8. SW 5. Im übrigen wie früh.	18,9. SE 1. ● Dünn bedeckt.
29.	Zwischen Severelela und Mookane.	18,9. S 1. ⊕ Cirri, Cirrostrati und Cirrocumuli.	30,0. NW 3. ○ Nur im NE-Quadran- ten des Horizonts tiefstehende Strati und Cumuli.	16,7. SE 1. ○ Völlig klar. Die zweite Nachthälfte windig und kalt.
30.	Mookane.	17,8. NE 5. ○ Nur am östlichen Horizont Cumuli.	26,7. N 3. ○ Vereinzelte, kleine, weiße, zerrissene Cumuli.	19,4. ENE ○ Sternklar.
31.	"	17,8. NNE 5. ○	31,1. Windstill. ○	20. N 1. ○ In der folgenden Nacht NE 5.
November 1.	Kooa	18,9. NE 5. ○ Wenige Cirrostrati im NE, im N eine ver- schwommene weiße Wolkenbank.	32,2. N 5. ○ Cirri und Stratocumuli über dem ganzen Horizont.	24,4. N 3. ○ Strati im NE u. W.
2.	"	18,9. SW 4. ○ Wolkenbänke am Horizont, besonders im NE u. E. Im übrigen kleine Cumuli und Cirri.	26,1. SW ○ Wolkenbank im NE- Quadranten, sonst wolkenlos. ○ Im Laufe des Vor- mittags Regenfall über dem S-Horizont.	15,0. Windstill. ○ Sternklar. Nacht windstill und empfindlich kalt.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7 ^h p. m.	2 ^h p. m.	9 ^h p. m.
November 3.	Kooa	12,8. S 1. ⊕ Kleine zerrissene Cumuli am ganzen Himmel. Fast windstill.	28,3. W 4. ⊕ Cumuli. Regen im Westen. Nachmittags kurzer Regenschauer bei Westwind.	15,6. SW 3. ○ Sternklar. Wetterleuchten im Osten.
4.	"	20,6. E 3. ○ Dünne Strati niedrig über dem NE-Horizont.	28,3. S 2. ○ Bewölkung wie früh.	12,8. Völlig windstill. ○ Sternklar.
5.	"	20. N 5. ○ Cumuli über dem NE-Horizont.	32,2. SW 2. ○	17,8. Völlig windstill. ○ Sternklar.
6.	ca. 9 km NW von Kooa.	25,0. NW 3. ○ Wolkenlos.	35,0. Völlig windstill. ⊕ Im Laufe des Vormittags sind Cumuli aus NE aufgekommen.	22,2. Völlig windstill. ○ Wenig Cumuli.
7.	ca. 12 km NW von Kooa.	23,9. N 5. ○ Niedrig über dem W-Horizont Strato-Cumuli.	34,4. N 4. ● Cumuli über dem ganzen Himmel.	26,7. Windstill. ⊕ Regen im E u. W.
8.	ca. 31 km NW von Kooa.	25,6. NNW 4. ○ Cirrostrati und Wolkenbank in SSE.	35,0. ENE 3. ● Cumuli.	21,1. E 2. ○ Vereinzelte Strato-cumuli.
9.	Wieder ca. 8 km NW von Kooa.	26,7. NE 5. ○ Wolkenlos.	36,7. NW wechselnd 3—5. ● Cumuli.	23,9. ENE. —
10.	Kooa.	26,1. NNE 5. ○	36,1. E 3. ● Cumuli.	26,7. NE 3. ○ Wenige Strati über dem SW-Horizont.
11.	"	24,4. ENE 7. ○ Stratocumuli über der SE-NW-Hälfte des Horizonts. Der starke Wind kam in der zweiten Hälfte der Nacht auf.	34,4. ENE 4. ○ Lange Cirri, im allgemeinen in der EW-Richtung längsgestreckt.	24,4. ENE 1. ⊕ Im Laufe des Nachmittags verschwimmen die Wolken zu einem dünnen Schleier, der den ganzen Himmel bedeckt, abends aber sich über Dreiviertel des Himmels lüftet.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	9h p. m.
November 12.	Kooa.	22,2. NE 7. ⊕ Cirri.	34,4. N 4—5. ⊕ Unter den Cirri, die noch am Himmel stehen, sind Cumuli aufgekommen.	26,1. NNE 2. ⊕ Cirri. Nach Mitternacht mäßig starker Wind aus NW. Der Himmel bezieht sich mit gleichmäßig grauem Schleier. Um 6 Uhr früh Regenschauer.
13.	..	17,8. S 3. ● Tags über vereinzelte kleine Regenschauer.	25,6. SW 2. ●	20,0. S 3. ●
14.	..	21,7. NNE 3. ⊕ Cirri und Cirrostrati über dem Horizont.	32,2. NW 3. ● Unter den Cirri dicke Cumuli.	22,2. NNE ○ Strato-Cumuli im NW-Quadranten. Wetterleuchten im ganzen NE. In der Nacht zum 15.: Von früh 4 Uhr ab einstündiger starker Gewitterregen mit heftigen Entladungen.
15.	..	20,0. NE 4. ● Dicke Strati-Cumuli.	26,7. NNE 3. ● Cumuli.	15,6. ESE 4. ● Diffuser Schleier und Cumuli. Gegen 8 Uhr abends mäßiger Gewitterregen; die Regenwolken kamen aus SSW, der Wind auf der Erde wehte gleichzeitig mit Stärke 4 aus NNE. Um Mitternacht starker einstündiger Gewitterregen. Vorher fast ununterbrochenes Wetterleuchten im SW-Quadranten des Horizonts. Ebendaher ferner Donner.
16.	..	21,1. NNE 5. ○ Cirri. Wolkenbänke niedrig über dem NE-Quadranten des Horizonts.	30,0. NW 4. ● Unter den Cirri: Cumuli. Gegen 7 Uhr kurzer Gewitterschauer. Wetterleuchten im E.	22,8. SE 4. ● Gewitter im W., stundenlanges Blitzen und Donnern im W. In der Nacht zum 17. Gewitterregen.
17.	8 Meilen NW von Kooa.	22,2 N. 5. ○ Wolkenbank im N. Vereinzelte Cirri und Cirrocumuli.	30,0. NNW 4. ● Unter den Cirri: dicke Cumuli. Eine dunkle Wolkenmasse vom Horizont im W. bis zum Zenit. Den ganzen Nachmittag Nimbus u. Regen im W.	18,9. NNE 5. ● Von 5 Uhr Nachm. bis nach 9 Uhr ununterbrochener Gewitterregen.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7 ^h a. M.	2 ^h p. M.	9 ^h p. M.
November 18.	ca. 15 km NW von Kooa.	21,1. N 4 ○ Cirri, Wolkenbank über dem Horizont i. E.	33,9. W 3. ● Unter den Cirri dicke Cumuli. Im NW dunkles Ge- wölk bis fast zum Zenit. Am Horizont Regen. Ferner Donner.	17,2. W 4. ● Von W hat sich der ganze Himmel über- zogen. Von 6 Uhr abends bis gegen 2 Uhr morgens strömender Gewitterregen, mit kurzen, kaum 5 Min. langen Pausen.
19.	ca. 26 km NW von Kooa.	17,8. NE 2. ● Der ganze Himmel mit dunklem Regengewölk bezogen. Gegen Mittag klärt es auf.	25,6. NW 4. ● Unter Cirri dicke Cumuli, zwischen deren Lücken die Sonne scheint.	18,3. NNE 3. ○ Wolkenbänke und Dunst über dem Hori- zont. Wetterleuchten im NW und S.
20.	Vlej Thopane.	16,7. NE 2. ○ Cirri. Im NE-Qua- dranten eine hohe Wolkenbank. Früh Tau.	30,0. NE 2 wechselnd mit NW 2. ⊕ Cumuli, besonders über der SW- und NE- Hälfte des Horizonts.	20,0. NE 3. ○ Sternklar.
21.	"	25,6. N 3. ○ Einzelne Cumuli.	31,7. NW 3. ⊕ Cumuli, besonders rings um den Horizont.	22,2. NE 2. ○ Cirri über dem NE- Quadranten des Hori- zonts, einzelne Cumuli.
22.	"	25,6. Windstill. ⊕ Cirrocumuli im N.	32,8. Windstill. ● Unter den Cirri: Dunst und Cumuli.	21,1. Windstill. ⊕ Cirri. Über d. Hori- zont Wolkenbänke.
23.	Sekgoma.	21,7. S 3. ● Grauer Wolkenschleier, der nur über dem SW- Quadranten des Hori- zonts weiße Cumuli und Cirri auf einem Stück blauen Himmels sehen läßt.	32,2. SSE 3. ● Diffuser Schleier und Cumuli.	— SSE 2. ● Diffuser Schleier und Stratocumuli im N.
24.	"	21,7. NE 2. ● Dunkles zerrissenes Regengewölk.	19,4. N 5. ● Regen-Tröpfeln. Schwerer Gewitter- himmel im N.	18,3. NE 2. ○ Cirri. Dicke Wolken- bänke über dem Hori- zont im N.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	9h p. m.
November 25.	Sekgoma.	21,1. N 3. ○ Cirri. Wolkenbank über dem Horizont i. NW.	32,2. N 5. ○ Cirri und Cumuli über dem Horizont.	22,1. Windstill. ○ Wolkenbänke über dem Horizont.
26.	ca. 22 km vor Khakhea.	22,2. NNE 5. ● Cirrocumuli. Im Norden dunkles dif- fuses Regengewölk.	25,6. NNE 6. ● Diffuses Regengewölk. Nur im SW ein Stück blauen Himmels mit Cirri und Cirro- cumuli.	20,6. Windstill. ○ Wetterleuchten im W. und SW.
27.	Khakhea.	21,7. NE 5. ● Cumuli u. Cirrocumuli.	35,0. E 1. Fast windstill. ⊕ Cumuli.	17,2. S 5. ● Mehrständiger, an- haltender Gewitter- regen von 7 Uhr abends ab.
28.	"	21,1. SE 2. ○ Dicke Wolkenbank über dem N-Horizont.	—	23,3. ○ Sternklar.
29	"	25,6. N 4. ○	35,5. N 5. ● Cumuli.	26,1. N 3. ○ Nachm. Regen im W, nach Sonnenunter- gang starkes Wetter- leuchten im E., schwächeres im W.
30.	"	25. N 5. ● Grauer, diffuser Schleier. Cumuli über dem Horizont.	32,2. E 4. ● Oben Cirrocumuli, unten Cumuli und diffuses Regengewölk im SW.	18,9. SE 4. ● Dunkles Regengewölk. Wetterleuchten im SW. Gegen 5 Uhr p. m. kommt Gewitter von SW auf. An- haltender, reichlicher Gewitterregen von 5—8 Uhr.
Dezember 1.	"	17,2. NE 3. ● Cumuli und Cirro- cumuli.	33,3. NW 4. ● Cumuli.	24,4. SW 3. ⊕ Wenige Stratocumuli. Im N u. NE starkes fast ununterbrochenes Blitzen. Gewitter von W nach E mit kurzem Schauer vorüber- ziehend. Um 9 ¹ / ₂ p. m.: Wind dreht, NW 5.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7 ^h a. m.	2 ^h p. m.	9 ^h p. m.
Dezember 2.	Khakhea.	20,6. S 1. ○ Nur im NE eine niedrige Wolkenbank.	31,1. SW 5. ○ Wolkenbank im NW- bis NE-Quadranten über dem Horizont.	18,3. SSW 1. ○ Herrlich kühle Nacht.
3.	Zwischen Khakhea und Kgekong.	20,0. SE 2. ○	32,2. NW 5. ⊕ Dicke Cumuli über der ganzen E-Hälfte des Horizonts aufragend. Nachm. kurzer Gewitterschauer.	18,3. ENE. 3. ○
4.	Kgekong.	18,9. NE. 4. ⊕ Cirrocumuli, darunter Cumuli.	27,8. NE 4. ⊕ Cumuli.	21,2. NW 2. ● Gewitterwolken. Donnern und Blitzen im W und NW.
5.	"	21,7. NE 4. ○ Cirri im NE-Quadranten.	31,1. SE 3. ⊕ Cirri. Über dem Ho- rizont, besonders im W, Cumuli.	20,6. SE 1. ○ Sternklar.
6.	"	21,1. N 4. ○ Vereinzelte Cirro- cumuli.	30,6. NE 3. ● Cumuli.	21,1. Windstill. ○
7.	"	23,3. Windstill. ○ Stratocumuli über dem Horizont.	33,9. NW 2. ● Cumuli.	23,9. NE 2. ○ Wenige Strati im W.
8.	ca. 23 km auf dem Wege von Kgekong nach Kang.	— W 2. ○ Wenige Strati über dem Horizont.	33,9. N 4. ● Cumuli.	20,6. Windstill. ● Nachmittags Gewitter im NW-Quadranten. Um 8 Uhr ca. halb- stündiges, stürmisches Gewitter mit reich- lichem Niederschlag, von W nach E ziehend.
9.	"	23,3. NE 2. ○ Dunkles Gewölk im NE-Quadranten über dem Horizont.	31,7. W 2. ● Von W kommen dunkle Regenwolken, im Übrigen Cumuli.	21,1. Windstill. ○ Nachmittags mehrere kurze Gewitter- schauer mit wenig Niederschlag, von W nach E ziehend.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	9h p. m.
Dezember 10.	ca. 23 km auf dem Wege von Kkokong nach Kang.	21,7. Windstill. ○ Früh völlig klar. Um 11 ¹ / ₂ Uhr werden die ersten Cumuli am Horizont des NE-Quadranten sichtbar. Unten weht S 2.	34,4. S 2. ○ Cumuli etwas höher über den Horizont erhoben, auch im NW sichtbar.	25,0. Windstill. ○ Wolkenlos.
11.	Halbwegs zwischen Kkokong und Kang.	26,7. ESE 3. ○ Strati über dem Südhorizont, sonst wolkenlos. Gegen 11 Uhr bei schwachem N kommen Cumuli auf.	36,1. NW 3. ⊕ Cumuli über den ganzen Himmel, mit Ausnahme des S-Horizonts, verteilt.	25,6. Windstill. ○ Sternklar.
12.	ca. 39 km vor Kang.	25,0. E 3. ○	31,7. SW 3. ● Gewitterwolken ziehen von W nach E, nur vereinzelte schwache Donner. Kurzes Tröpfeln, wenn eine Wolke herüberzieht.	23,9. NE 3. ○ Cirrocumuli im W. Wetterleuchten im NE.
13.	"	21,7. NE 5. ○ Dünne Strati über dem Horizont.	33,3. NW 5. ○ Verschwommene große Cirri, darunter vereinzelte Cumuli. Cumulibänke über dem Horizont. Nachm. Gewitter aus SW, reichlicher Niederschlag.	19,4. N 3. ● Ein dünner Dunstschleier deckt den ganzen Himmel.
14.	"	20,6. Windstill. ○ Lange, blasse Cirri.	30,6. W 2. ● Wenige verblaßte, lange Cirri, darunter Cumuli. Gegen Abend ziehen Gewitter von W her auf. Schwacher Niederschlag, starkes Gewitter in der Umgebung.	20,6. NW 2. ● Nimbus.
15.	"	17,8. NE 6—7. ● Grauer, dicker, zerrissener Wolken- schleier, mit dem Winde treibend.	20,0. NE 7 ● Wolkenschleier wie früh.	13,3. NE 3. ● Nimbus. Von 8 Uhr ab die Nacht über Regen. Kein Donnern, kein Blitzen, kein Sturm.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	9h p. m.
Dezember 16.	ca. 15 km vor Kang	13,3. NE 5. ● Dicke, graue zerrissene Schleier. Noch immer Regen, bis Mittag.	—	16,7. NE 4. ○ Wetterleuchten im SW
17.	Kang.	15,6. N 5. ● Grauer, dicker Schleier	24,4. NNE 4. ● Cumuli. Nach Sonnenuntergang kommen Gewitterwolken von W an, ziehen ostwärts. Schwacher Gewitterregen.	16,7. SSE 3. ● Cumuli, zu dickem Schleier verschwommen.
18.	"	16,7. SW 4 ● Regenschleier und Regen (kein Gewitter).	24,4. NE 3. ○ Cumuli über der Westhälfte des Horizonts.	18,9. Windstill. ○ Wenige Cumuli über dem Westrand des Horizonts.
19.	"	20,0. Wolkenlos. ○ Windstill.	28,9. SW 3. ● Cumuli.	18,9. Windstill. ○ Wolkenlos.
20.	"	21,1. Windstill. ○ Wolkenlos.	32,2. S 3. ○ Wolkenlos.	18,9. Windstill. ○ Wolkenlos.
21.	Kwtsane.	21,7. S 4. ○ Cirrostrati über der SW-Hälfte des Horizonts.	32,2. ○ Windstill; ab und zu NNW 1. Cumuli über dem NE-Quadranten des Horizonts, Cirrostrati im SW.	
22.	Letlake.	20,0. SE 3. ○ Wolkenlos.	—	—
23.	"	—	—	—
24.	"	21,1. N 5. ○ Wenige Cirrostrati.	N 4. ○ Cirrocumuli und wenige Cumuli.	Nach Sonnenuntergang Gewitterwolken mit W-Sturm, kleine Schauer.
25.	"	22,8. N 4. ○ Cumuli und Regenwolken mit Nimbus im NE-SE-Quadranten des Horizonts.	34,4. NW 4. ● Cumuli und dickes dunkles Regengewölk	23,3. N 3. ○ Regengewölk im NE. Im Lauf des Nachmittags Regen im W und NE

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7 ^h a. m.	2 ^h p. m.	9 ^h p. m.
Dezember 26.	Letlake.	22,8. S 1. ○ Wolkenlos	35,0. S 4. ○ Cumuli über dem NW-Quadranten des Horizonts.	21,1. S 1. ○ Wolkenlos
27.	Kanyane.	20,6. S 2. ○ Strati dicht über dem Horizont im SE-Qua- dranten.	32,8. S 4. ○ Cirrostrati über dem Horizont.	20,6. Windstill. ○ Sternklar.
28.	"	23,3. SE 3. ○ Cirri.	34,4. SE 3. ○ Wolkenlos.	20,6. Windstill. ○ Wolkenlos.
29.	Diphofu.	22,8. Windstill. ○ Cirrostrati im E.	35,5. Windstill. ○ Cumuli über dem NE-Quadranten des Horizonts.	22,8. Windstill. ○ Wolkenlos, Wetter- leuchten im E.
30.	"	25,0. Windstill. ○ Wolkenbank im NNE.	34,4. E 3. ● Cumuli.	16,1. NE 7. ● Nimbus. Nachm. Gewitter, von W nach E ziehend. Gegen 7 Uhr abends anhaltender heftiger Regen mit heftigen Entladungen.
31.	Lehututu.	18,3. NE 5. ● Nimbus und zerrissene Wolkenschleier.	28,3. N 4. ⊕ Cumuli.	22,8. NE 3. ○ Wolkenlos.
Januar 1905 1.	Hokontsi.	21,7. NE 3. ● Zerrissener Wolken- schleier.	30,6. N 1. ● Bewölkung wie früh.	22,2. Windstill. ○ Sternklar. Wetter- leuchten im NE-SE- Quadranten.
2.	Lehututu.	22,2. N 2. ○ Cirri.	32,2. N 3. ● Wolkenschleier.	23,3. N 3. ○ Horizont verschleiert

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	9h p. m.
Januar 3.	Lehututu.	16,7. NNW 5. ● Dicker Regenwolken- schleier. Von Nachts 2 Uhr ab stunden- langer, starker Ge- witterregen.	29,4. ENE 3. ● Cirri und diffuser Schleier. Cumuli und Strati über dem Horizont.	20,6. Windstill. ○ Strati über dem Hori- zont. Wetterleuchten im W.
4.	"	25,6. (8h a. m.) W 3. ○ Cirri und Cumuli im NE-Quadr.	32,8. Windstill und SE 1. ⊕ Regen und Regen- gewölk im N-Qua- dranten. Ferner Donner.	21,1. N 3. ○ Strati im N, Wetter- leuchten im S.
5.	"	22,2. E 3. ○ Dieses Cumulus-Ge- wölk im NE-Quer- dranten.	31,1. Windstill. ⊕ Cumuli.	23,3. Windstill. ○ Wetterleuchten im W.
6.	Zwischen Lehututu und Kukame	23,3. N 2. ○ Wenige Cirrostrati in der E-Hälfte des Horizonts.	33,9. NE 1—2. ⊕ Wenige Cirri, darunter Cumuli	21,7. Windstill. ○ Strati über dem Hori- zont. Wetterleuchten im N-Quadranten.
7.	Kukame.	24,4. N 1. ○ Große lange Cirri. Cumuli über dem Horizont im W.	34,4. W 3. ● Große Cirri. Cumuli im N-Quadr. Diffuser Regenwolken- schleier in der Süd- hälfte des Himmels.	22,8. S-W 4. ● Dichtes Gewitter- gewölk. Von 4h p. m. ab Gewitter im S- Quadranten des Him- mels. Im S-W starkes Blitzen und Donnern in der Nähe. Nachts mehrstündiger, schwacher Gewitter- regen.
8.	"	20,0. N 1 und Windstille ● Regengewölk. Nur von 10—12 Uhr auf- geklärt, dann wieder bedeckt, aus NW kommend.	30,0. — ● Cirri. Darunter Cumuli und Regen- gewölk	24,4. N 5. ○ Wenige Strati. Wetterleuchten in der S-W-Hälfte des Horizonts.
9.	Mahuratlake.	22,2. SW 4. ● Cirri, darunter Cumuli und Regengewölk.	31,1. SW 5. ○ Strati und Cumuli tief über dem Hori- zont im NE- Quadranten.	19,4. SW 1. ○ Sternklar.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7 ^h a. m.	2 ^h p. m.	9 ^h p. m.
Januar 10.	Kome.	20,0. SW 4. ○ Wolkenlos.	31,1. SW 3. ○ Wolkenlos.	17,8. Windstill. ○ Sternklar.
11.	„	—	34,4. SW 1. ○ Wolkenlos.	17,8. Windstill. ○ Sternklar.
12.	„	23,3. N 1. ○ Wolkenlos.	— N 3. ● Cumuli.	25,0. Windstill. ● Cumuli.
13.	Kgokong.	25,0. N 4. ● Cumuli und Strati.	25,6. Windstill. ● Cumuli und dichtes Regengewölk. Um 1 Uhr starker Ge- witterregen aus W.	20,6. SW 1. ○ Cumuli und Strati über dem Horizont.
14.	„	18,3. S 1. ○ Strati und Cumuli niedrig über dem NE Quadranten des Horizonts.	31,7. W 3. ○ Wenige Cumuli dicht über dem N-E- Quadranten des Horizonts.	20,0. Windstill. ○ Sternklar.
15.	Zwischen Kgokong und Khakhea.	21,1. SE 1. ○ Wolkenlos.	34,4. W 4. ○ Lange Cirri und nied- rige Cumuli über der N-Hälfte des Hori- zonts.	23,9. Windstill. ○ Sternklar.
16.	Khakhea.	21,7. NNE 5. ○ Wenige langgestreckte Cirri.	31,7. N 3. ⊕ Cumuli.	25,6. N 3. ○ Sternklar.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	9h p. m.
Januar 17.	Khakhea.	23,3. N 5. ○ Wolkenlos. In der Nacht vom 16./17. starker Nordwind.	35,5. N 3. ● Cumuli.	21,1. E 3. ● Regengewölk. Um 6 Uhr abends plötzlich, sichtbar und schnell anrückend SE 7 (Sturm). Sinken der Temperatur von 25,6 auf 21,7 inner- halb einer Stunde. Minimaler Regen- schauer. Nach 7 Uhr wird der Wind schwächer und dreht nach E. Mit dem Ost- wind treiben niedrig hängende Wolken- fetzen, während gleich- zeitig, gegen 9 Uhr, in der Höhe dicke Regenwolken von W nach E ziehen und den Himmel zudecken. Im W Gewitter. Nach 9 Uhr schwacher Regen. Um 10 Uhr klärt es auf, der Wind weht jetzt aus NE, dort Regengewölk.
18.	„	21,7. Windstill. ○ Wolkenlos.	32,2. SE 4. ⊕ Cumuli.	24,4. — Strati über dem Hori- zont im NE- Quadranten.
19.	Zwischen Khakhea und Sekgoma.	15,0. NNE 4. ○ Wenige zerrissene Cumuli, schnell mit dem NNE-Winde folgend.	29,4. NE 4. ● Cumuli.	23,9. NE 2. ○ Sternklar.
20.	Sekgoma.	22,2. NNE 5. ○ Wolkenlos.	35,0. Windstill. ● Cumuli.	23,9. NE 3. ○ Sternklar.
21.	Thopane.	23,3. NE 3. ⊕ Cumuli über der Süd- hälfte des Horizonts. Cirrocumuli in der Nordhälfte des Him- mels, polarbandenartig im Ostpunkt konver- gierend.	— N 1—3, stoßweise kommend. ⊕ Cumuli. Cirri über dem Horizont im NE-Quadranten.	20,0. N 1. ○ Wenige Strati im Norden.

Datum	Ort	Temperaturen, Wind und Bewölkung		
		7h a. m.	2h p. m.	9h p. m.
Januar 22.	Kooa.	23,3. NNE 5. ○ Wenige Cirri.	32,2. N 2. Stoßweise kommand, dazwischen Wind- stillen. ● Dicke Cumuli, z. T. dunkles Regengewölk.	— S 4. ● Dickes Regengewölk. Blitzen und Donnern im Westen.
23.	„	24,4. NE 5. ○ Cirri über dem Horizont.	33,3. NE 1 u. 2. ● Dicke Cumuli und Regengewölk.	26,7. S 4. ● Dicke Cumuli und Regengewölk.
24.	„	27,2. NNE 3. ○ Cumuli im Osten.	35,5. Windstill und N 1 in Stößen. ● Cumuli, z. T. dunkel- wie Regengewölk.	— N 2. ○ Cumuli und Strati über d. Horizont. Wetter- leuchten und Donnern im Süden. Gegen Abend ziehen Gewitter von West nach Ost vorbei.
25.	Zwischen Kooa und Phitshane (Pitsani).	25,0. N 3. ● Regengewölk. Nur im Süden ein Stück blauen Himmels und Cirro- cumuli. Regen über dem ganzen Horizont, mit Ausnahme des Süd-Quadranten, verteilt.	32,2. W 3 u. 4. ● Dicker Schleier von Regengewölk. Donnern u. Tröpfeln. Regen fast am ganzen Horizont verteilt.	23,3. N 4. ● Dicker Regenwolken- schleier.
26.	Kgogoye (Wasser- stelle im Rivier)	25,6. N 5. ○ Wenige Cirri.	32,2. N. 5. ● Cumuli und Gewitter- wolken.	20,0. Wechselnde schwache Winde. ● In der ganzen NE- Hälfte des Horizonts ununterbrochen Donnern und Blitzen. Schweres Gewitter
27.	Zwischen Kgogoye und Phitshane.	22,2. NE 4. ○ Cirrocumuli und Cirrostrati über dem Horizont.	35,0. S 3 und Windstillen. ● Cumuli.	22,8. NNE 3. ○ Wenige Strati über dem Horizont.

Datum	Ort	Temperaturen, Winde und Bewölkung		
		7 ^h a. m.	2 ^h p. m.	9 ^h p. m.
Januar 28.	vor Phitshane.	23,9. NNE 5. ○ Wenige Cumuli über dem Horizont.	— E 2. ● Cumuli. Ferner Donner und dunkles Regengewölk im SE-Quadranten.	21,1. E 3. ⊕ Zerrissenes Regen- gewölk. E 3. Nachmittags mehrstün- diger Gewitterregen, aus E kommend.
29.	Phitshane.	22,2. NE 5. ○ Wenige Cirri, dicke Stratibänke über dem Horizont im Norden.	—	20,0. SW 2. ○ Stratibänke über dem Horizont.
30.	Phitshane.	20,0. Windstill und E 1—2. ● Früh Regen.	(3 Uhr) 24,4. SW 5. ● Dichtes Regengewölk.	20,6. S 5. ● Wie nachmittags dichte Bedeckung.
31.	"	22,8. E 1—2. ● Cirri und Regen- gewölk.	30,6. NW 2. ● Cumuli und Regen- gewölk.	22,2. N 1. ⊕ Strati und Dunst.

XIV. Kapitel.

Die Landschaft. Tier- und Pflanzenwelt.

A. Die Savanne*).

Gehölz und Grasflur, mit niedrigen Kräutern und Zwergbüschen untermischt, bilden das Pflanzenkleid der Kalahari. Es bedeckt den Sand über Räume hinweg, die dem Reisenden auf seinem monatelangen Schnecken-gang durch dieses schwierige Gelände endlos erscheinen, in ewig gleicher Monotonie von West nach Ost, wie von Nord nach Süd. Alle lokalen Verschiedenheiten der Vegetation wiederholen sich hier so oft, daß sie bald nicht mehr als Abwechslung empfunden werden, und mögen auch dem Nichtfachmann hie und da floristische Unterschiede sich zu erkennen geben, die Physiognomie der Landschaft bleibt sich doch gleich.

1. Das Gehölz

steht selten, und dann nur in kleinen Gruppen, dicht wie im geschlossenen Walde; aber man glaubt in einer Waldlichtung zu sein. Etwa hundert Schritte vom Standorte entfernt (bald näher, bald weiter) schieben sich die Büsche und Baumkronen zu einer Wand zusammen, die jeden Ausblick nimmt. Man mag meilenweit wandern, es zeigt sich kein Ausweg; immer neue, aber zum Verwechseln ähnliche Gruppen tauchen auf. Seltsam beengend ist dieses Labyrinth, obwohl es allseitig offen ist. Wenn der Himmel bedeckt und kein Gestirn zur Orientierung sichtbar ist, läuft ernstlich Gefahr, sich zu verlieren, wer außer Hörweite eines Flintenschusses vom Wagen oder Lager sich entfernt. Der Eingeborne, auch wenn er selbst fremd am Orte ist, gibt auch nach weitläufigstem Kreuz und Quer hinter einer Wildspur mit Sicherheit die Richtung zum Lager an; die Frage, was ihn dahin weist, versteht er nicht; sein Orts-sinn ist unbewußt wach. Unter dem Gehölz überragt die *Acacia giraffae Burch.*, der Charakterbaum auch des Namalandes, in der Überzahl der Individuen und häufig in unerreicht stattlichem Wuchs alle übrigen Bäume (s. Taf. XVIII oben). Die Wucht ihrer hohen, breit ausladenden Kronen malt sich der Hottentott in der Sage des Riesenbaumes aus, der in den Himmel wächst, um auf Wagen und Reiter herabzustürzen (s. S. 412);

*) Das Wort wird hier im Sinne der Botaniker⁸⁵⁾ verwandt, zur Bezeichnung eines Vegetations-typus, der durch die Gemeinschaft xerophiler Gräser mit Bäumen oder Sträuchern lichten Bestandes charakterisiert ist.

oder er vergleicht mit dem Wipfel des Giraffenbaumes den Koloß eines anstürmenden Elephanten, der sich drohend über die Verfolgten hebt (s. S. 519). Man versteht diese Phantasien, wenn man eine solche Baumgruppe im Dunklen passiert und jedes Maßstabes beraubt, beim Nahen die Massen immer höher am Nachthimmel aufwachsen sieht.

Wer die Giraffenakazie im südlichen Hererolande auf ihre Standorte hin vergleichend betrachtet und die größten unter ihnen immer da gefunden hat, wo ein breites Rivier auf reiches Grundwasser schließen ließ, ist erstaunt, gleich stattliche Exemplare derselben Art*) auf Sandflächen zu finden, auf denen weit und breit keine Spur eines Grundwasserverlaufs zu vermuten ist. Hier scheint mir die Frage einer Untersuchung wert, ob denn der



Schote einer Giraffenakazie von Khakhea. Januar 1905.

Baum seine Hauptwurzelmasse in die Tiefe oder, wie andere Arten, vorwiegend in mäßiger Entfernung von der Oberfläche zum Festhalten des einsickernden Regenwassers (s. S. 142) horizontal ausschickt?

Neben der dominierenden Giraffenakazie treten hohe Bäume einer anderen, der *Acacia catechu* Willd. verwandten Art, zurück. Zu diesen nicht näher bestimmbareren Akazien gehört auch die auf Tafel XIX abgebildete. Leider war es mir der Jahreszeit wegen nicht möglich, von diesen und anderen Arten Blüten und Früchte, ohne die eine genaue Bestimmung nicht möglich ist, zu sammeln.

Der inneren Kalahari fehlt die *Acacia horrida* Willd. vollständig. Der „Dornbaum“ hat aus dem Betschuanenland seine äußerste Grenze westwärts bis Kooa vorgeschoben (siehe weiter unten: Vegetation der Pfannen). Etwa

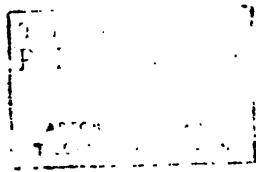
*) Schinz⁸⁶⁾ sowohl als (einer brieflichen Mitteilung zufolge) jetzt auch Marloth erklären, ersterer auf Grund eines Vergleichs der Hülsen, letzterer hinsichtlich des ursprünglich mit maßgebenden Wuchses, den Unterschied zwischen *A. giraffae* Burch. und *A. erioloba* E. Mey. nicht gelten lassen zu können. Vgl. dagegen die Bemerkung Passarge's⁴⁷⁾.



BAUM-SAVANNE MIT ACACIA GIRAFFAE BURCH.



BUSCH-SAVANNE MIT ACACIA DETINENS BURCH.
KALAHARI BEI KUKAME.



9 km westlich von Kooa sah ich *Boscia Pechueli Kuntze* gruppenweise auftreten. Weiter im Innern der Kalahari fehlen diese oder verwandte „Witgatbäume“ nicht, wenn sie auch wenig zum Charakter des Landschaftsbildes beitragen.

Auffallend inmitten der durchweg kleinblättrigen Vegetation ist auf der Strecke Kgotong—Kang (etwa 40 km vor letzterem Ort) ein kleiner Hain großblättriger Bäume und Büsche, die bei dem Mangel der Blüten nicht einmal auf die Familie sich bestimmen lassen. Die bis 10 cm langen, 6 cm breiten, oblongen, hellgrünen, kurzgestielten, zähen, auf der Oberseite



Boscia Pechueli Kuntze, bei der Vley Noko, westlich von Kooa. Januar 1905.

schwach, auf der Unterseite dicht und kurz behaarten Blätter erinnern gleicher Weise an das Laub einer *Combretum*- wie an das einer *Baphia*-Art*).

Wo die hochstämmigen Bäume zurücktreten, nimmt dichtes, hohes Buschwerk ihre Stelle ein. Neben Büschen der Giraffenakazie ist hier vor allem ein „Hakjesdorn“ zu nennen, identisch oder nächstverwandt mit der typischen *Acacia detinens Burch.* (s. Taf. XVIII unten).

Eine andere Art schließt sich der *Acacia hebeclada D. C.* an. *Dicrostachys nutans Bth.*, als Baum und als Busch vertreten, blühte im Dezember. Als letzter Vertreter des Hochgehölzes seien die Rhamnaceengattung *Zysiphus*, die gelbblühende Ebenacee *Royena pallens Thbg.* und endlich eine Tiliacee,

*) Dieser einzige Fund eines großblättrigen Baumes im Innern der Kalahari scheint mir, mag er noch so unbestimmt sein, bemerkenswert. (Zweige liegen mit der Etikette Nummer 288 im Herbarium des botanischen Gartens in Dahlem bei Berlin).

die *Grewia flava* D. C. genannt, deren reichlich erbsengroße, trockene, rotbraune Früchte ihres Zuckerreichtums wegen Menschen wie Tieren zur Nahrung dienen.

Im Gehölz der Kalahari herrscht ein reges Vogelleben. Das dichte Gebüsch ist der Zufluchtsort und Nistplatz verschiedener Finkengattungen, die man hier und dort in kleineren Scharen zwischen den Gräsern ihre Nahrung vom Boden picken sieht: Die *Amadina erythrocephala* (L.) (h: *ikxu-rus), an der schönen Rotfärbung der Stirn, Wange und oberen Kehlpattie des Männchens und der weißen, schwarzgeränderten Schuppenzeichnung auf braunem Grund über Brust und Bauch leicht kenntlich, geht bis in das Innerste der Kalahari, ich sah sie, wie den *Ploceipasser mahali* (A. Smith), noch in Kang und Kgotkong zum Wasser fliegen. Aber nicht weit westwärts über Kooa hinaus (südwärts dagegen, nach dem Molopo hin, immer häufiger werdend) dringen Widafinken, *Tetraenura regia* (L.) und *Vidua serena* (L.), in die Kalahari; in großen Schwärmen sah ich diese zierlichen Vögel mit den vier langen Schwanzfedern der brünstigen Männchen (vgl. S. 102) im Januar an der Wasserstelle Kgotgoye zwischen Kooa und Phitshane.

Ob der *Sporopipes damarensis* Rchw. auf das östliche Randgebiet beschränkt ist, oder ob es Zufall war, daß ich ihn (wie auch den Musophagiden *Chizaerhis concolor* (A. Smith), h: *ikxū-ina-bos, mit dem Feder-schopf) bei Severelela zum letztenmal auf meinem Wege nach Westen sah, wage ich nicht zu entscheiden. Auch die *Estrilda angolensis* L., die bei Lobatsi (nördlich von Mafeking) häufig war, vermißte ich im Innern des Sandfelds.

Von Raubvögeln trägt der Blaufalk, *Melierax canorus* Rislach (m: *) gangjoa, h: thai/aub) viel zur Physiognomie einer Kalaharilandschaft bei; man sieht ihn exponiert auf hohen Bäumen zuweilen stundenlang bewegungslos sitzen. Von falkenartigen Raubvögeln sind noch *Tinnunculus rupicoloides* Sm., *Falco naumanni* (Fleisch) und *Milvus aegyptius* (Gml.) als Bewohner des Gehölzes zu nennen. Von Eulen sah ich nur eine kleine *Glaucidium*-Art; aber es kann ja eine einfache Durchquerung eines Gebiets, in dem das Reisen selbst so viel Kraft absorbiert, vorwiegend nur das zur Kenntnis bringen, was der Zufall dem Reisenden in den Weg legt, — so werden auch die Eulen in der Kalahari reicher vertreten sein, als ich wahrnahm.

Zwei alte Freunde grüßen aus der Heimat: die Rauchschnalbe, *Hirundo rustica* L., die zutraulich auf dem Wagen schlief, wo wir einmal länger

*) m: bedeutet die Sprache der Masarwa, b: die der Betschuanen, h: wie bisher die der Hottentotten.

rasteten, und die Mauerschwalbe, *Cypselus apus* (L), die bald in der Höhe, bald tief unter den Gewitterwolken dahinschießt. Beide Arten waren im Dezember zwischen Kkokong, Kang und Lehututu häufig.

Die „Nachtschwalbe“, *Caprimulgus rufigena* Smith, flog regelmäßig in der Abenddämmerung.

Durch die Pracht ihres Gefieders fallen zwei Rackenarten auf, die häufig von der Spitze der Bäume Umschau halten. *Coracias caudatus* L. trägt an Stirn, Hals und Rücken olivengrünes Gefieder, die Brust ist violett-rosa, die Flügel in der Mitte leuchtend himmelblau gefärbt, an der Wurzel und am Außenrand dunkel violett-braun umsäumt. Der Schwanz, in dem hell- und violettblaue Federn mit olivengrünen bunt kontrastieren, läuft in zwei Federn aus. Violette Töne herrschen im Gefieder des prächtigen *Coracias mossambicus* Dresser vor.

Nur ein kleiner Honigsauger (h: *inibes*), *Cinnyris ovamboënsis* Rchw., das Männchen mit goldgrünem Metallglanz des Kopfes und Rückens, mit violetter und ziegelrotem Querband der Brust, übertrifft die genannten Racken an Schönheit des Gefieders. Ich bekam diese Nectariniiden nur ein einziges Mal, bei Kang, zu sehen. Ein Glanzstaar (h: **nabirub*) mit metallisch-blau schimmerndem Gefieder, *Lamprocolius bispeularis* (Str.), ist nicht selten.

Als eifrige Insektenjäger im dichten Busch ist eine kleine Sylviide, *Eremomela baumgarti* Rchw., und eine Zwergmeise zu nennen, eine *Aegithalus*-Art, deren wollige Beutelnester mit dem verschließbaren Öffnungsspalt oben und der irreführenden blinden Tasche darunter nirgends selten sind.

An den Baumstämmen hämmert ein kleiner Specht, *Campethera benetti* (A. Smith), von gelblich-olivener Grundfärbung und schwarzen Sprenkeln auf der Bauchseite, das Männchen mit roter Kopfkappe und zwei roten Streifen unter den Augen.

Neben unserem Neuntöter, *Lanius collurio* L. *) , ist die Familie der Würger durch einen Elster-ähnlichen Vogel mit langem Schwanz, *Urolestes melanoleucus* Jardine u. Selby, vertreten, einen gefürchteten Feind aller kleinen Vögel und aller Gliedertiere. Der eifrigste Insektenjäger der Kalahari ist aber der „schwarze Gabelschwanz“ oder „Bienenfresser“, *Dicrurus afer* (Licht.).

*) Der Neuntöter, h: **igēllgaūb*, wird von den Hottentottenkindern als der Kapitän der Vögel, eine *Aegithalus*-Art als dessen Vormann angesehen, der auf Befehl seines Herrn alle kleinen Vögel zusammenruft. Einen von ihnen ergreift dann der Neuntöter und speißt ihn auf einen Dorn. Diese Macht über Leben und Tod seiner Mitvögel hat ihm den Namen *gaob*, Häuptling, eingetragen.

der sich in Scharen sammeln soll, wo der Betschuane die Steppe in Brand gesteckt hat, und zwischen Rauch und Flammen die vor dem Feuer fliehenden Insekten hascht.



Teil einer Fangwand von *Stegodyphus dumicola* Pocock.
 $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Die reiche Insektenwelt, auf die die letztgenannten Vögel angewiesen sind, dient auch gewissen Baum- und Busch-bewohnenden Spinnen aus der Familie der Eresiden zur Nahrung.

Die unscheinbaren, einige mm langen Tierchen leben in Nestern, die bald einzeln, bald zu mehreren nebeneinander, in das dichteste Zweiggewirr niedriger Büsche gebaut werden. Man findet sie von den ersten Anfängen an bis zur Größe von 2 dcm im Durchmesser. Das Nest besteht aus einem

schmutzig weißen, im Innern gelblichen, elastischen Filz, in den die Abfälle der Wohnpflanze und die Überreste der getöteten Tiere fest eingewebt

sind. Diese Mordtrophäen bilden stellenweise die Hauptmasse der Nestwände. Da schillert es grün von den Flügeldecken kleiner Eumolpiden, hier bleicht ein Cetoniden-Brustschild, dort hängen dunkle Panzer anderer nicht mehr kenntlicher Käfer, Kadaver von Oedipodiden und zerstreute Glieder ver-

wandter Heuschrecken, Körperringe und Flügel von Bienen, Wespen und violett-metallischer *Lucilia*-Fliegen. Es muß auch für eine zahlreiche Gesellschaft täglich der Tisch gedeckt werden. In einem Nest von nur 10 cm Durchmesser zählte ich 228 Spinnen. Die größeren Nester werden zum mindesten die doppelte Individuenzahl beherbergen. In das Innere des Nestes, ein Labyrinth unzähliger Gänge, führen von allen Seiten Türen; man bemerkt sie meist erst, wenn die Spinnen auf ein Alarmsignal herauskommen.

Die großen Fangnetze der Spinnengemeinde bestehen aus zweierlei Geweben: Starke Haltetaue (bei * in der Abbildung), glatt, elastisch und glänzend wie Seidenstricke, überbrücken in fast gradlinigem Verlauf, zuweilen bis 4 m breite Täler zwischen den Büschen; sie sind in diesem Fall



Maschen der Fangwand von *Stegodyphus dumicola* Pocock. Vergr. 64.
a) Stützfäden. b) Wirrfäden.

so stark (etwa mit 1 mm Durchmesser) und fest, daß sie sich wie Garn wickeln und straff spannen lassen; oder zartere Taue spannen sich in großen Bögen zwischen hoch und tief gelegenen Punkten aus. Alle diese Taue sind durch schräge Querfäden, die sich in der mannigfachsten Weise kreuzen, verbunden. Von diesen parallelen oder nur schwach auseinandergehenden starken Haltefäden oder auch direkt vom Nest gehen nun bald in spitzen, bald in rechten Winkeln die freieren Stützmaschen (geschlossene Linien in der Abbildung) der Fangwände ab. Diese Fangwände sind vorwiegend senkrecht oder steil geneigt gespannt, wo sie sich der Unterlage nähern, in wechselnden Intervallen mit starken Fäden an vorspringenden Zweigen verankert. Wo die Maschen der Stützfäden eng und vorwiegend in einer Richtung gestreckt sind, geben sie der Fangwand größere Zug-

festigkeit. An anderen Stellen spannen sich polygonale, allseitig gleichmäßig ausgedehnte Maschen aus. Die beschriebenen Stützmaschen sind nun die Träger des spezifischen Fanggespinstes, der Wirrfäden (in der Abbildung punktiert angegeben), die sich auf den ersten Blick durch ihre weißlich-flockige Beschaffenheit von den haarfeinen, glänzenden Stützfäden unterscheiden. Die Wirrfäden werden in Zickzacklinien zwischen die Stützmaschen ausgesponnen. Jede Zickzacklinie besteht aus zwei eng aneinanderliegenden Fäden, die unentwirrbar durcheinander geknäuel sind (siehe die vergrößerte Abbildung), so locker, das ein gefangenes Tier sie nicht zerreißen, sondern nur endlos aufknäueln kann und sich dabei immer fester fesselt.

Sobald sich ein Tier gefangen hat, wird es lebendig im Nest: Ist die Beute groß, summt oder zappelt sie lebhaft, dann eilen unverzüglich 10, 20 und mehr Spinnen heran. Hat sich nur eine kleine Fliege gefangen, rücken die Spinnen einzeln und langsam an, halten inne, wenn der Gefangene ruhig wird, stoßen vor, wenn er sich energischer sträubt. Zuweilen sieht man dann eine Spinne aus dem Nest eilen, aber auf halbem Wege wieder umkehren, nachdem sie sich, wie es scheint, überzeugt hat, daß ihre Genossen allein fertig werden. Die überwältigte Beute wird sofort totgebissen, gemeinschaftlich ins Nest geschleppt und dort verzehrt.

Verlassen wir das Gehölz und seine Bewohner und wenden wir uns der

2. Grasflur

zu, die sich zwischen den Büschen und Bäumen ausbreitet. Nirgends bildet das Gras, so dicht es auch im ganzen überblickt erscheint, einen geschlossenen Rasen; es wächst vielmehr, wie in allen Trockengebieten Südafrikas, in getrennten Büscheln, zwischen denen der Sand bloß liegt; man geht leicht zwischen ihnen durch, ohne einen Halm zu knicken.

Innerhalb weniger Tagereisen bieten sich im Frühling die größten Gegensätze im Anblick der Flur dar. Hier keimt das Gras eben aus den alten Stümpfen aus, dort stehen die ausgewachsenen Halme, die einem Manne bis zur Brust reichen, schon in voller Blüte, dort dörrt ihr zerzaustes Stroh noch vom Winter her. Die ersten Gewitter sind offenbar an diesen Stellen vorübergezogen, während sie auf jenen frühzeitig neues Leben weckten.

Wo die Bäume schwinden, und auch das niedrige Buschwerk immer mehr in hohen Gräsern untertaucht, geht die Savanne streckenweise in Steppe über. Der Blick wird freier, und nun erst sieht man, wie gleichförmig sich nach allen Himmelsrichtungen die Ebene dehnt; ein ferner Berg im Nord-

osten von Kooa ist die letzte Erhebung, die ich sah. Von da ab ostwärts ragt nichts mehr über die Fläche.

Die Luft ist kristallrein, kein Staub zerstreut das Licht, deshalb sind alle Schatten schwarz und tief. Es ist ein seltsamer Anblick, wenn ein ferner Wolkenschatten einen Gehölzsaum im grellen Mittag schwarz wie eine Silhouette an den Horizont zeichnet. Die Fernsichten über die niedrige Buschsavanne oder über die inselartig eingestreuten Steppenfelder sind in der Abendsonne wunderbar in ihren Farben: wenn Wolken aufkommen, und die noch hell beschienenen Grasflächen, jeder Halm erglühend, alle Ährenfiedern wie Silber leuchtend, gegen das düstere Stahlblau des Gewitterhimmels stehen.

Es wäre von Interesse zu verfolgen, ob der Wechsel des Bodens von mehr erdiger zu sandiger Beschaffenheit, wie er sich beim Übergang des östlichen Randgebietes in die Kalahari bei Mashoneng vollzieht, die Zusammensetzung der Grasnarbe beeinflusst. Aber das Randgebiet passierte ich noch ehe die ersten Regen hätten Wirkung haben können, so konnte ich nur vorjährige, stark zerwehte Gräser sammeln, deren Bestimmung vielfach unmöglich oder nur bis zur Gattung durchführbar war. Neben solchen unbestimmbaren *Eragrostis*- und *Aristida*-Arten war hier mit Sicherheit nur *Andropogon contortus* L. und *Crossopteris grandiglumis* (Nees) Rendle zu erkennen.

Weiter ostwärts, zwischen Severelela und Khakhea, standen die Gräser schon Ende Oktober in Blüte. Auf kleinem Gebiet herrscht oft große Mannigfaltigkeit der Gattungen und Arten; als Beispiel diene die Zusammensetzung der Grasflur im Umkreise der kleinen Vlej Thopane zwischen Kooa und Sekgoma. Als stärkste Gräser ragten hier in der zweiten Novemberhälfte *Andropogon plurinodis* Stapf und die südlich des Kongo bis in die Kapkolonie verbreitete *Tricholaena rosea* Nees auf. Die schweren, breiten, scharfgezähnten Rispen der *Eragrostis superba* Peyr. lassen dieses herrliche Gras schon von weitem erkennen; *E. denudata* Hack ist von den anderen Arten ihres Standorts durch die schlanke, langgestreckte Rispenform ihrer Ährchen ausgezeichnet; stattliche Wedel von 35 bis fast 40 cm Länge bildet die *E. pallens* Hack, auch eine neue Art ist zu nennen, *E. leptocalymma* Pilger, die in der zerstreuten Anordnung ihrer zierlichen Blütenstände mehr als ihre robusten Verwandten den Namen des Flittergrases verdient.

Als Bekannte aus dem Namaland begegnen uns ebendort die weißbefiederten Wedel einer *Aristida*, *A. uniplumis* Licht., der sich *A. stippiformis* Poir. und eine neue Art, *A. mollissima* Pilger. zugesellt.

Von den beiden häufigen *Panicum*-Arten ist eine, *P. nigropedatum* Munro, daran kenntlich, daß ihre Früchte der acht übereinander gestellten Scheinähren in pelzigen, an der Ansatzstelle dunkel markierten Hüllen verborgen sind, während sie in einer anderen, nicht näher bestimmten Art mit locker-traubenartig angeordnetem Blütenstand leicht von den Vögeln aus den unbehaarten Spelzen gepickt werden.

Die Form der Blütenstände, die dem Reisenden den ersten willkommenen Anhaltspunkt zur Unterscheidung der vielerlei Formen bietet, wechselt in scheinbar unbegrenzter Variation: Zwischen den Wedeln vieler der erstgenannten Arten stehen die steifen, 30—35 cm hohen Blütenstände der *Pogonarthria falcata* (Hack) Rendle mit etwa hundert gleichförmig von der Hauptaxe abspreizenden, unverzweigten Seitenästen. Einer Rispenähre gleicht der Blütenstand von *Tragus major* Stapf, einer ächten Ähre der des *Urelytrum squarrosus* Hack mit seinen langen Grannen. An unseren „Hundszahn“ erinnern die 5—8zähligen, über 20 cm langen Fingerährenbündel der *Digitaria eriantha* Steud., die ruhelos im Winde schaukeln.

Elionurus argentatus Nees und *Schmidtia bulbosa* Stapf vervollständigen die Gräsergesellschaft, die sich mit *Cyperus capensis* Bckbr. auf dem trockenen Sand der Savanne im Umkreis der Thopane-Vlej zusammengefunden hat. *Panicum*- und *Pennisetum*-Arten, eine neue *Eragrostis* (*E. chaunantha* Pilger) und *Anthephora pubescens* Nees begegneten mir neben einer Cyperacee, *Kyllingia alba* Nees, weiter nordwestlich, zwischen Kgokong und Kang.

Auf dem üppigen Grasbestand ist die Existenz der gesamten höheren Tierwelt der Kalahari gegründet, in erster Linie die der Antilopen. Es ist unmöglich, auf einem nur wenige Monate dauernden Durchzug sich ein abschließendes Urteil über den Wildbestand dieser weiten Räume zu bilden, in denen sich das Wild nach allen Winden zerstreut, wenn es im Felde Wasser findet. Auf Antilopen-Großwild zu kommen, ist in der Südkalahari zur Regenzeit schwer, will man sich nicht wochenlang der Jagd widmen, von Eingeborenen geführt, die den Wechsel des Wildes und entlegene Wasserplätze ausgekundschaftet haben. Ich sah gelegentlich kleine Trupps von Hartebeestern (b: *kgama*. m: *!nā-i*), von Wildebeestern (b: *kgokong*. m: *!gā-ri*), und einige Kuddus (b: *tholo*. m: *ndu-nka*) zum Trinken kommen; Eland (b: *phohu*. m: *!gum*) und Oryx-Antilope (b: *kukama*. m: *!kχam*) verrieten sich mir nur in ihren Fährten.

Aus den Angaben der Eingeborenen scheint mir mit Sicherheit hervorzugehen, daß die Hauptjagdfelder der Kalahari weiter im Norden liegen. Das

gilt meines Erachtens ohne jeden Zweifel für alle die Riesen der alten Fauna, für Elefanten, Nashörner, Giraffen (m: *||kχūng*) und Büffel; die südliche Kalahari zeigt heute auch nicht die geringsten Spuren von ihnen, und keine zuverlässige Nachricht beweist, daß sie im letzten Menschenalter dort gehaust hätten. Sie werden wohl vor der zunehmenden Trockenheit der letzten, bis in die Gegenwart auslaufenden Periode der Klimaschwankung frühzeitig nach Norden zurückgewichen sein. Von den ungeheuren Scharen der Antilopen und Zebras, die noch vor wenigen Jahrzehnten die Kalahari im weiten Umkreis des Ngami-Sees bevölkerten, ist in dem Gebiete meiner Marschroute nichts zu sehen gewesen. Ohne meine Erfahrung einseitig verallgemeinern zu wollen, kann ich mich doch des Eindrucks nicht erwehren, daß die Südkalahari viel zu trocken ist, um eine so üppige Tierwelt, wie sie weiter nördlich sich entwickelte, zu beherbergen. Es fehlen die langausdauernden Wasserstellen (von Flußläufen des Ngamigebietes nicht zu reden), um die sich im Norden die Tiere sammeln; auch der Wasserkürbis, die Tsama, scheint im Süden nur westlich der Länge Lehututus häufiger zu sein.

In hohem Grade befremdete es mich, den Springbock (b: *tshèphè*. m: *||goa*·), der im Sandfeld der Kalahari doch die besten Daseinsbedingungen finden sollte, nur vereinzelt gesehen zu haben. Hatten sich seine tausendköpfigen Herden, in denen er in diesen weltfremden Gebieten wie ehemals überall zu erwarten war, in den Weidegründen, die unerforscht rechts und links neben meiner Route lagen, aufgelöst?

Nur zwei einzellebende, in ganz Südafrika häufige kleinere Antilopenarten sind überall und täglich im Kalaharibusch zu finden: der mittelgroße Duiker (b: *photi*. m: *han*, mit vorausgehenden Lippenklix) und der kleine Steenbock (b: *phuduhudu*. m: *||gai*). Der Duiker ist bei vorsichtiger Pirsch leicht zu Schuß zu bekommen, da er aufgescheucht oft schon nach wenigen Sprüngen, hinter Büschen sich niederkauern, Deckung sucht und erst abgeht, wenn er sich wieder verfolgt sieht. Sein kurzes, spitzes Gehörn ist eine gute Waffe: Ein Bock, der scheinbar verendend am Boden lag, stieß den Hund, der ihn fassen wollte, derartig in die Schnauze und unter das Auge, daß er weiterhin unbehelligt blieb, sprang auf seine drei heilen Läufe und entkam.

Der kleine Steenbock verschwindet meist im hohen Grase. Er äugt, wenn er vom Menschen nicht in nächster Nähe überrascht wird, neugierig und regungslos, einem roten Termitenhügel zum Verwechseln ähnlich,

herüber; das ist der beste Augenblick für den Schuß. Er bleibt zuweilen, wenn er den Jäger nicht sieht, selbst nach einem Büchschuß aus 100 Schritt Entfernung ruhig stehen und wartet auf den Treffer.

Von den Kalahari-Raubtieren, deren größere Arten zur Gefolgschaft der Antilopen zu rechnen sind, soll später die Rede sein (siehe Betschuanen); hier sei nur ein harmloser Begleiter des pflanzenfressenden Wildes sowohl wie der Rinder der Eingeborenen genannt: ein großer, schwarzer Käfer, der bekannte *Pachylomera femoralis* Kirby, der im Sommer allerwärts in der Kalahari zu finden ist.

Beim Auffinden seiner Nahrung leitet diesen Käfer wohl ausschließlich der Geruchsinn. Man sieht das Tier aus beliebiger Flugbahn plötzlich abfliegen und gegen den Wind aus großer Entfernung schnurstracks ankommen, um plump vor dem frischen Mist, von dem es lebt, niederzufallen. Die Flügel, die ihm zerknittert unter den Decken vorhängen, ordnet er schnell und besichtigt seinen Fund, klettert an ihm herauf und herunter, in der Regel ohne sich mit Fressen aufzuhalten. Dann sucht er, zuweilen weit, aber wo Grasbüschelchen Schutz geben, nur wenige Fuß entfernt, einen geeigneten Grabplatz und geht sofort ans Werk, ohne sich zunächst weiter um den Mist zu kümmern. Er stemmt den Kopf in den Sand, spreizt das letzte Beinpaar weit auseinander, um sich einen Halt zu geben und die beiden vorderen Beinpaare zum Scharren frei zu bekommen. Das erste Beinpaar, der starken Muskulatur entsprechend dick geschwollen, gräbt; das zweite Paar befördert den losen Sand unter den Bauch, das dritte Paar gibt von Zeit zu Zeit seine Stützhaltung auf und stößt den Sand weiter nach hinten. Dann dreht sich der Käfer, immer rastlos tätig, um, so daß er seiner Grube jetzt den Rücken zukehrt, steckt Kopf und Brust als Schaufel in den losgescharren Sand, karrt ihn mit dem Rückenbrustschild heraus und wirft ihn einige Zentimeter von der Grabstelle entfernt, mit kurzem Ruck ab. Dann kehrt er um, eine zweite Ladung zu holen. Ist der Auswurfhügel schon hoch, dann schleppt er die Masse soweit hinauf, daß sie nicht abrutschen und seine Höhle wieder zuschütten kann. So arbeitet er, bis die Höhle bei einer Breite von 4 bis 5 cm etwa 25 cm lang ist und ihr Ende ca. 15 cm tief unter die Oberfläche reicht.

Jetzt erst geht er zu seinem duftenden Fund zurück. Auch wenn die Entfernung dahin nur wenige Dezimeter betrug, und er schon mehrfach eingerollt hatte, sah ich ihn doch selten den direkten Weg nehmen: Unsicher pflügten die Tiere seitwärts abzugehen, bis sie in die Strichrichtung des Windes

kamen, dann drehten sie scharf um wie ein Hund, der plötzlich Witterung bekommt. Stellt der Mist eine zähe, gefügte Masse dar, so stößt der Käfer den Kopf wie ein Grabschert ein und tritt mit den Beinen eine Fuhre los. Jetzt haben die Vorderbeine die ganze Last des Körpers zu tragen: Das Tier stellt sich senkrecht auf das vorderste Beinpaar, den Kopf tief nach unten, und stemmt sich mit aller Kraft gegen den Mistklumpen an; sobald er ins Rollen kommt, schiebt es ihn, mit den vier Hinterbeinen tretend, weiter, rollt ihn damit zur Kugel und hält sie in Bewegung, bis sie auf ein Hindernis stößt. Dann klettert der Käfer ab und zu auf, als ob er sich orientieren wollte, woher der Aufenthalt kommt, und geht dann mit neuem Eifer ans Werk.

Die Kraft, die er dabei entfaltet, habe ich mir aus einem Vergleich seines Körper- und des Lastgewichtes und aus der Geschwindigkeit seiner Arbeit veranschaulicht: Der 2,49 Gramm wiegende Käfer rollte eine Last von 1,73 Gramm in einer Minute 3 m weit über unebenen Sandboden.

Wunderbar ist, wie zielbewußt er beim Einfahren des Mistes zu Werke geht. Kleine Fuhren läßt er am Eingang des Loches liegen: Es lohnt ihm offenbar nicht, sie einzeln einzustopfen, er wartet, bis mehrere beisammen sind. Große Fuhren lädt er ab und zu vor dem Eingang ab, geht, ohne auch nur einen Augenblick inne zu halten, in das Loch hinein und kommt mit einer Sandladung heraus, wie wenn er sich im voraus gesagt hätte, daß der vorbereitete Platz zu klein berechnet war.

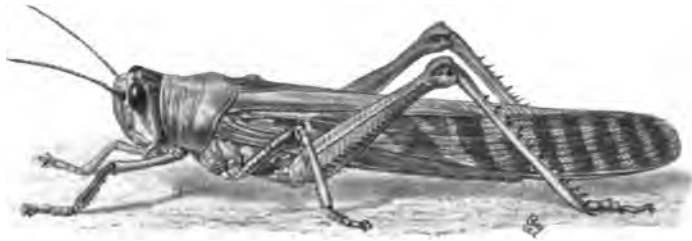
Hat er eine Kugel im beschriebenen Rückwärtsgang an den Eingang der Höhle gerollt und das Innere genügend zu ihrer Aufnahme präpariert, beginnt jetzt das Einstopfen. Er stellt sich zu diesem Zweck wieder auf alle sechs Beine, schiebt die Masse, soweit er kann, mit dem Kopf voran in das Loch, zwängt sich dann selbst hinein und zieht von innen die Ladung in den Hintergrund. Ist alles eingefahren, macht er eine Pause. Wenn er nicht tief im Innern der Höhle versteckt ist, kann man ihn dann fressen sehen. Nach einigen Minuten gräbt er von neuem Sand aus, bis er sich endlich im Grunde der Höhle definitiv zur Ruhe setzt. Gräbt man ihn jetzt aus, so stellt er sich tot.

Ungebetene Gäste hat er immer; kleine Käferarten, die sich in den Mist eingebohrt haben oder noch einbohren, während er sich selbst seine Fuhre lossticht, rollt er in blindem Eifer mit in die Höhle ein, andere kommen ihm nach, Schmeißfliegen besuchen ihn, kleine Fliegen einer anderen Art sitzen ihm fast immer zu mehreren im Nacken. Auch gegen seinesgleichen muß er seine Beute schützen; er legt sich dann quer vor das Loch und tritt

den Eindringling beiseite oder geht an und schlägt ihn mit den Grabfüßen in die Flucht.

Von Verwandten des „Pillen“-Käfers sind *Scarabaeus*-Arten nicht selten.

Aber es sollen hier ja nur einige der Insekten namhaft gemacht werden, die in ihrer Häufigkeit gleichsam Glieder der Landschaft sind. Das sind zuzeiten in hervorragendem Maße die Wanderheuschrecken. In der Ferne wird eine dunkle Masse am Himmel sichtbar; sie nähert sich schnell mit dem Winde und hüllt den Reisenden bald in eine rauschende, glitzernde Wolke von unangenehmem Geruch ein. Jeder Grashalm und Zweig im Gebüsch bedeckt sich mit den klein-fingerlangen, unersättlich gefräßigen Tieren. Die Vorderflügel der *Schistocerca peregrina* Oliv., die Anfang Dezember das Feld um Kgocong von Südosten überfielen, sind mit sepiafarbenen Querbändern, die zarten Fächer der Hinterflügel kirschrot im Ansatzdrittel gezeichnet; der Rumpf und die Ansatzhälfte der Vorderflügel haben gelbe Farbe mit Schattierungen ins Braune und Grüne.



Schistocerca peregrina Oliv. nat. Gr.

Während sich unten der Boden mit einer krabbelnden, hüpfenden Masse bedeckt, geht in der Luft der Heereszug in geschlossener Ko-

lonne weiter, von braunen Bussarden gefolgt, die einer *Buteo*-Art anzugehören scheinen. In eigenartigem Gegensatz zu dem Gewirr rings um sie her ziehen diese Vögel ruhige Kreise durch die fliehende Heuschreckenwolke, greifen langsam segelnd ihre Beute und fressen sie aus der Klaue.

Es gibt wohl kaum ein Tier, das sich den fetten Braten einer Wanderheuschrecke entgehen ließe⁸⁷). Der Mensch eröffnet die Reihe (siehe S. 191), der Heuschreckenverzehrer, der Pavian folgt ihm, die kleinen Raubtiere, von den Schakalen, Katzen und Erdwölfen bis herunter zu den wieselkleinen Erdmännchen, und Vögel verschiedenster Arten stellen die Hauptkonsumenten. Selbst Antilopen sollen Heuschrecken nicht verschmähen; ihnen schließen sich einige Schlangen und Eidechsen an, Skorpione beschließen die Reihe.

Außer den Wanderheuschrecken sah ich nur noch Baumwanzen zu ungeheuren Scharen sich vereinigen. Sie überzogen bei Kooa im

November eine hohe alte Giraffenakazie vom Boden bis zu den höchsten Zweigen in so dicken Schichten, daß man die Tiere sackweise abfegen konnte; der Baum war in weitem Umkreis von diesen ekelhaft riechenden Tieren umschwärmt.

Die Vögel der Grasflur liefern dem Reisenden das delikateste Wildpret. Die Perlhühner, *Numida papillosa* *Rchw.* (und wohl auch verwandte Arten), scharren allenthalben im Boden und verraten sich durch ihr Gackern weithin; nachts wurden sie von unseren Hunden in den Baumkronen gewittert. Wir folgten dann der Richtung, aus der ihr ungeduldiger Standlaut kam, und machten gute Beute, wenn nicht im Stockfinstern die Schüsse in einen Astknollen gingen, der einem schlafenden Vogel glich, und dann die alarmierte Schar prasselnd in der Nacht verschwand.

Schwer sind die Frankoline (*Francolinus adpersus* *Waterh., Fr. jugularis* *Bütt.*) zu erlegen, da sie nur äußerst schwer aus der Grasflur aufzuscheuchen sind, und wenn es gelingt, bäumen sie meist unentdeckbar im dichten Busch auf. Das Namaquafeldhuhn, *Pteroclorus namaqua* (*Gml.*), konnten wir oft in der Asche des Lagerfeuers rösten.

Lerchen bewohnen das Gras allenthalben. Dem Wiedehopf, *Upupa africana* *Bechst.*, begegnete ich selten.

Von größeren Vögeln ist der Strauß, wie seine Spuren zeigten, nicht selten, aber bei dem Mangel einer Übersicht des Geländes von erhöhtem Standpunkte schwerer als im Namalande zu Gesicht zu bekommen; sein Brummen wird nachts oft gehört.

Während den Strauß seine hohe Statur und sein scharfes Gesicht im Allgemeinen vor Überrumpelungen schützen, bekommt man *Otis*-Arten zuweilen aus nächster Nähe zum Schuß, wenigstens bei vorsichtigem Jagen. Im anderen Falle drücken sie sich unversehens beiseite.

So verschwindet auch zwischen den Halmen eine Haushuhn-starke Trappe, die überall in der Grasflur der Kalahari heimisch ist, die *Otis afroides* (*Smith*), b: *tlateawe*, m: *||gaba*. Man mag noch so schnell herzu-eilen, wo eben einer dieser Vögel mit hochgestellten, steifen, schwarzweißen Schwingen langsam aus der Luft ins Gras sich senkte, man findet meist keine Spur von ihm, und doch kommt sein Lockruf an den abgesprengten Gefährten aus nächster Nähe. Sieht er sich überrascht, so geht er laut und anhaltend krächzend auf. Dies Krächzen ahmt der hottentottische Name des Tieres, **χa·r(a)tsil||ga·s*, treffend nach; es soll im Namaland, wie mir

ein alter Hottentott erzählte, dem Zebra ein ähnlicher Warnungsruf und jedenfalls dem Jäger ebenso störend sein, wie der Häherschrei zuweilen unserem Pirschgänger. Wie wachsam die Tiere besonders gegen Geräusche sind, erfuhr ich eines Abends beim Anstand auf den Ameisenfresser: Die Dunkelheit war hereingebrochen, alle Stimmen in der Natur längst verstummt; da fällt der erste ferne, aber deutlich vernehmbare Donner eines anziehenden Gewitters, und noch ehe er verklungen ist, antworten als hundertstimmiger Chor die krächzenden Trappen rings umher. Da zeigt sich, wie dicht sie im Grase sitzen.

Über die hohen Halme sieht man selbst im heißen Mittag eine Gestalt aufragen, die mit großen Schritten hin- und hergeht wie ein Mensch, der eben Verlorenes sucht, — aber die eingeborenen Begleiter schlafen doch im Wagen, wer sollte uns hier, meilenweit vom nächsten Wasser entfernt, auf so rüstiger Fußwanderung begegnen? Vorsichtig sucht man sich der Gestalt, die durch die flimmernde niedrige Luftschicht beobachtet, sich nicht scharf abzeichnet, zu nähern. Aber sie entfernt sich mit noch schnelleren Schritten und sucht geschäftig wie vorher den Boden ab, — ein Schreckschuß und ein Alarmzeichen wird Klarheit bringen: da hebt sich der Kranichgeier vom Boden, der *Sagittarius secretarius* (Scop.) (b: *tlhangwe*, h: **!ā-!xarab*), der wie auf Stelzen zwischen den Gräsern schreitet und nach Schlangen, Eidechsen und Schildkröten sucht.

Von Schildkröten ist *Testudo oculifera* Kuhl. wohl seine häufigste Beute; von Schlangen sind die zirka 1½ m lange, braungelbe *Pseudaspis cana* (L.), ferner Hornvipern und die dicke Puffotter (*Bitis arietans* Merrem) als die gewöhnlichsten Vertreter dieser unliebsamen Sippe zu nennen.

Eidechsen treten in der Kalahari nicht in den Mengen wie in der viel trockeneren Namib auf, dort fehlen aber die größten ihres Geschlechts, die Warane. Den *Varanus albigularis* (Daud.) sah ich bei Kooa und bei Khakhea, seinen im Wasser lebenden Vetter, den *Varanus niloticus* Laur., niemals in der Kalahari selbst, nur außerhalb im Osten bei Lobatsi. —

Zwischen den Gräsern und dem Hochgehölz breitet sich nun eine Vegetation aus, die man im Landschaftsbild den Blumengewächsen unserer Wiesen vergleichen kann, insofern als sie zur Zeit ihrer üppigsten Entwicklung mit ihren Blumen der Grasflur örtlich sehr verschiedenes Aussehen geben. Doch setzt sich nur ein Teil dieser Gewächse aus Kräutern zusammen, ein anderer Teil hat holzige Stengel. Diese

3. Kraut- und Zwergholzgewächse,

wie man sie kurz zusammenfassen mag, gehören den verschiedensten Familien an, die ich hier nur in einigen ihrer Vertreter anführen will. Die Lilien treten an Individuenzahl im offenen Sandfeld zurück. Neben unscheinbaren *Scilla*- und *Ornithogalum*-Arten überraschen, einzeln oder in kleinen Gruppen zusammenstehend, die schlank rutenartigen, fast mannshohen Blütenstände einer *Urginea* mit über hundert gelblichweißen Blütenglocken.

Bei weitem die herrlichsten Frühlingsblumen aber stellen die Narzissengewächse. Da ist eine *Buphane*-Art, aus deren dicker Zwiebel auf starkem fleischigem Stiel eine aufrechte Dolde von mehreren Hunderten (ich zählte mehrfach über 300) rotgezeichneter Blüten wächst. Eine einzige Blüte mit einem großen, weißen, zart-häutigen Kelch trägt auf schlankem Stengel eine *Crinum*-Art.

Während diese Blumen in ihrer Zartheit, ihren edlen Formen und,

inmitten der kleinblütigen Flora rings umher, stattlichen Größe den Blick in nächster Nähe fesseln, wirken andere Kräuter und Zwerghölzer auch in die Ferne mit der Farbenfreudigkeit ihrer kleineren, meist derberen Blüten. Gelb herrscht vor; es leuchtet weithin in den

blühenden Rasen des *Tribulus terrester* L., der vielfach die Lich- tungen im Gehölz deckt, und in kleinen Beständen einer *Rhizogum*- Art, die sich eben noch aus den

Gräsern hebt. Dicht über dem Boden treibt die *Elephantorrhiza Burchelli* Bth. ihre gelben kolbenförmigen Blütenstände; gelb blüht von Leguminosen auch die *Cassia obovata* Coll.; aus anderen Familien schließen sich ihnen *Abutilon indicum* L., *Bouchea garepensis* Schau, *Marlothia africana* Engl. und viele der später zu nennenden Gewächse an.



Die weiße Kelchnarzisse. $\frac{1}{2}$ natürlicher Größe.
(*Crinum spec.*)

In den Farben, mit denen nach den ersten Regen die Frühlingsblumen die Landschaft schmücken, treten Rot und Blau im Allgemeinen zurück, wenn sie auch hier und da in einer kleinen Gruppe grell hervorscheinen, wie im Orangerot der *Wormskioldia Schinzii Urb.* mit den akanthusartig gesägten Blättern oder in den dunkelkirschroten Blüten einer *Hermstaedtia*-Art. Blau endlich blüht eine *Commelina*, eine *Felicia*, und das dünnstengelige *Peliostemon linearifolium Schinz.*

Sukkulente sind in der Kalahari selten. Außer einer Wolfsmilch, der *Euphorbia caput medusae* am nächsten stehend, einer fleischblättrigen *Portulaca*-Art und einer später zu nennenden Pfannen-Bewohnerin, regeln die Kalaharigewächse ihren Wasserhaushalt auf andere Weise: Bei den Holzgewächsen sind mit der auffallenden, oben genannten Ausnahme die Blätter überall stark reduziert und ein Vergleich gewisser Arten, die sowohl den Sand als auch vereinzelt die wasserbevorzugten Pfannen bewohnen, läßt die Beziehungen zwischen Blattflächen-Entwicklung und Wasserzufuhr klar erkennen (siehe Pfannenvegetation).

Neben der Verkümmerng der Blattspreiten, die z. B. bei dem sparrigen, dünnen Kraut der *Polygala Houtboschiana Chod.* zu nadel-förmigen Blattgebilden geführt hat, ist die Entwicklung eines Haarpelzes häufig zu beobachten. Zwischen den spitzen, schlanken, sukkulenten Blättern der obengenannten *Portulaca* stehen wirre, 1 cm lange, feine, weiße Haare; ein feiner Pelz deckt auch die Blätter der *Justicia incana (Nees) T. Andr.* und einer *Galenia*. Schneeweiße, erbsengroße, dichte Seidenhaarbüsche stellen die Blüten einer Komposite dar, die *Eriocephalus umbellatus D. C.* am nächsten steht. Ihr Haarkleid liefert der früher genannten *Aegithalus*-Art das Material zum Nestbau.

Durch die Stellung ihrer Blattflächen, parallel der Richtung der einfallenden Mittagssonnenstrahlen, regeln Kürbisgewächse auf nacktem Sand ihre Wärme- und Wasserökonomie. Die *Cucurbitaceen* bilden des Nähr- und Wassergehalts ihrer Früchte wegen für die höhere Tierwelt und den Menschen der Kalahari die wichtigsten Bestandteile der oben genannten Kraut- und Zwergholzgewächse (siehe Betschuanen und Buschmänner).

Den Kürbissen gleich kriechen die Stengel einer schwefelgelb blühenden *Talinum*-Art niedrig am Boden, ebenso die Zweige der *Pretrea zanguebarica Gay*, mit rosafarbenen, klein-füllhornartigen Blüten, und ihr Verwandter mit den bizarren Früchten, der *Harpagophyton procumbens D. C.*

Alle diese kriechenden Gewächse bilden einen charakteristischen Bestandteil der Vegetation, die den Raum zwischen dem Hochgehölz und den Gräsern der Savanne ausfüllt.

Vom Nektar der Blüten dieser bunt zusammengesetzten Gesellschaft leben Schmetterlinge, deren Artenreichtum den Sammler überrascht, wenn er in den heißen Tagesstunden am

Wasser einer Vlej oder Pfanne sich anstellt. Von Danaididen fliegt in der Kalahari *Danaida chrysippus* L.; von Nymphalididen: *Acraea neobule* Doubl., *A. anemosa* Hew., *A. stenobea* Wallengr., *A. axina* Westw., *Pyrameis cardui* L., *Precis oenone* L. var. *cebrene* Tr. und *Byblia ilithyia* Drury; von Lycaeniden: *Spindasis ella* Hew., *Phasis taikosama* Tr., *Ph. orthrus* Tr., *Cupido jesous* Guer., *C. baeticus* L. und eine der *C. glauca* Tr. nahe-



Harpagophyton procumbens D. C. $\frac{2}{3}$ nat. Größe, bei Sekgoma. Januar 1905.

stehende Art; von Pierididen: *Herpaenia eriphia* God., *Pieris mesentina* Cr., *Teracolus achine* Cr., *T. evenina* Wall. und ihre *varietas* *hib. deidamioides* Aur., *T. ephyia* Klug, *T. subfasciatus* Swains, *Catopsilia florella* F. und ihre *aberratio pyrene* Swains, *Terias Desjardinsi*

Boisd. und *T. brigitta Cr. var. zoë Hopf*; die übrigen noch in Betracht kommenden Familien sind mit je einer Art vertreten: die Papilioniden mit *P. demodocus*, die Noctuiden mit *Cerocala vermiculosa H. Sch.*, die Lasiocampiden mit einer *Beralade wallengreni Auriv.* nahestehenden Art, die Cossiden mit *Zeuzera asylus Cr.* und die Limacodiden mit einer *Caenobasis*-Art. —

Betrachten wir nun den Mutterboden selbst, in dem alles pflanzliche und damit auch alles tierische Leben der Kalahari wurzelt,

4. den Sand,

der in geschlossener Schicht in unbekannter Mächtigkeit über unbekanntem Grundgestein das Binnenareal der Senke im Hochplateau Südafrikas deckt. Es ist ein feiner Quarzsand, dessen Körnchen mit Brauneisenstein rotgelb inkrustiert und mit einem spärlichen, staubartigen Pulver vermengt sind.

Verglichen mit dem Haidesand unserer Heimat (siehe Analysen im Anhang) erscheint der Sand der Kalahari äußerst arm an Stickstoff und Phosphorsäure, aber im Verhältnis dazu reich an Kali und Kalk. Daß die Niederschläge spärlich sind, ist dem Boden der beste Schutz vor Auslaugung der Nährstoffe, die in so fein zerteilter Substanz vorhanden sind, daß sie bei starken Niederschlägen dem einsickernden Wasser sicher in immer tiefere Bodenschichten folgen und damit den Pflanzen mehr und mehr entzogen werden würden.

Daß selbst die obersten Sandschichten, die für das Fortkommen der eben ausgekeimten Pflänzchen entscheidend sind, an Nährsalzen nicht verarmen, dafür sorgen die Heerschaaren der Termiten und Ameisen. Sie bringen immer neuen Sand aus der Tiefe herauf, Regen und Wind nivellieren dann die Hügel, die sie aufgeworfen haben. In den nördlicheren Teilen der Kalahari scheinen die Termiten und Ameisen in beträchtlich größeren Mengen als im Süden aufzutreten. Über ihre Bedeutung dort für die Auflockerung, Durchlüftung, Auftrocknung, Düngung, Zersetzung und Humusbildung des Bodens, hat uns Passarge⁴⁷⁾ aufgeklärt und an der Hand von Zahlen dargetan, zu welcher gewaltigen mechanischen Leistungen die Arbeit der ungezählten Millionen wühlender Insekten sich summiert.

Von den Termiten ist in der Südkalahari *Hodotermes mossambicus Hagen* die weitverbreitetste Art, *Termes natalensis Havil* ist nicht selten. Termitenhügel, wie sie im Namalande zuweilen in Mengen, im Hererolande

in Riesenbauten uns begegnen, fehlen in der Südkalahari. Von den sieben neuen Arten, die ich von dort mitbrachte, sah ich nur von *Hamitermes runconifer Silvestri* unscheinbare oberirdische Bauten; es sind dunkle, erdige, schwarze Klumpen, einige Dezimeter tief in den Sand eingekellert. *Eutermes (s. str.) dispar Sjoestedt* baut ebenfalls nur niedrig.

An der Ostgrenze der Kalahari, einige Tagereisen nördlich von Phitshane, tauchen wieder stattliche Termitenbauten auf: die bis halb-mannshohen, kuppenförmigen Sand-Zementbauten einer neuen *Eutermes*-Art, *E. (s. lato) seminotus Silv.*, und die Schornsteine von *Termes badius Havil.*

Aber solche oberirdischen Bauten sind meist ihres festen Gefüges wegen der Gewalt des Windes und des Regens zu sehr entzogen, als daß sie an den obengenannten Erdboden-Verlagerungen im Interesse der Pflanzenwelt nennenswert beteiligt sein könnten. Dazu liefern nur Minierarbeiten, die losen Sand zutage fördern, reichlich Material, und hierin werden die Termiten von den Ameisen der Kalahari wohl übertroffen. Die Ringwälle um ihre Löcher finden sich vielfach im Bereich von Büschen, an deren Wurzeln entlang sie den Weg in die Tiefe am gangbarsten zu finden scheinen, andere bauen in den offenen Sand. Ich kann zurzeit die Arten noch nicht übersehen. Friedlich wandelnde, Grassamen eintragende Vegetarier und räuberische, blitzschnell hastende Jäger und Wege-lagerer, mit einer Schädelstätte von Termiten- und Heuschreckenköpfen am Eingang ihrer Höhle, unterminieren den Boden.



Bau von *Termes badius Havil.*, nördlich von Phitshane. Januar 1905.

Ihrem Beispiel folgen eine große Schar Tiere aus den verschiedensten Klassen, unter denen die Säuger in persona oder in ihren Fährten dem Reisenden am häufigsten begegnen. Von den Raubtieren soll später die Rede sein. Die wühlenden Nager, voran das Stachelschwein (S. 286) (b: *noko*. m: *inoū*) und der Springhase (S. 286) (b: *tshipo*. m: *nigaha-n*), dann das Erdeichhörnchen (S. 287) und die verschiedenen Muriden, *Gerbillus paeba A. Smith*, *Saccostomus campestris Peters*, *Mystromys*, *Pachyuromys* etc.,

haben wie die Elefantenspitzmäuse (S. 287), Erdmännchen und Stinktiere (S. 282) ihre Löcher überall im Sand verstreut.

Ihnen allen aber ist im unterirdischen Wohnungsbau der große Ameisenfresser überlegen, das Erdferkel der Kalahari, eine neue Varietät des *Orycteropus afer* (Pall.), das Aardvark der Buren, *ikχubu-s* der Hottentotten, *ikχaië* der Masarwa, das *thakadu* der Betschuanen. Der walzenförmige Rumpf dieses schweinsgroßen, von der Schnauzen- zur Schwanzspitze 2 m messenden Tieres ruht auf kurzen, muskelstarken Beinen, deren starke Zehen mit ihren spitz zulaufenden, hohlmeißelähnlichen, am Rande zugeschärften, kräftigen Nägeln auf den ersten Blick den Meister im Scharren erkennen lassen. Der $\frac{1}{2}$ m lange Schwanz gleicht in seiner starken Wurzel von 35 cm Umfang, die weder gegen die Rücken- noch gegen die Bauchlinie des Rumpfes scharf abgesetzt ist, dem eines Känguruhs. Der schwächliche Kopf läuft in eine rüsselartige, endständig verbreiterte Schnauze aus. Die Ränder der Nasenlöcher sind mit borstig verstärkten und verlängerten Haaren besetzt, die wie zwei Pinsel aus den Nüstern ragen. Die Ohren sind 2 dcm lang, aufrecht, breit lanzettlich und fast nackt. Die spärlichen borstigen Haare des Rumpfes lassen überall die Haut durchblicken.

Der nächtlichen Lebensweise des Tieres wegen (nur selten wird es einmal auf seinen Streifzügen vom anbrechenden Tag überrascht und dann ruhend im Busch gefunden) ist seine Jagd mühselig. Es kommt hier zunächst alles auf ein sicheres Spurenlesen an, um die Höhle ausfindig zu machen, in der sich das Tier zurzeit aufhält; denn es wechselt häufig die Wohnung; die verlassenen sind noch nach Jahren sichtbar und erwecken leicht die Täuschung, daß die Erdferkel dort sehr zahlreich hausten. Die Spur des Erdferkels ist nicht zu verkennen. Die Hinterfüße hinterlassen die deutlichste Spur, die drei Mittelzehen drücken sich, wie die Finger einer schwachgespreizten Hand auseinanderweichend, flach in den Sand; seitlich davon und dahinter liegen die Eindrücke der kleinen Afterklaue, in der Mitte der Spur dicht hinter der Mittelzehe zuweilen die Grube der Sohlenschwiele. Von der Spur der Vorderfüße ist die der beiden starken Mittelklauen stets deutlich zu sehen, sie liegt als kurzer Querbogen bis ca. 10 cm vor dem Ende des Hinterfüßeindrucks derselben Seite, bald etwas auswärts, bald etwas einwärts davon. Nicht immer deutlich, zuweilen nur angedeutet (auf härterem Grund oft ganz fehlend), sind die Eindrücke der beiden äußeren Vorderzehen und des Ballens zwischen ihnen.

Die Schritte des Erdferkels weichen bei ruhigem Gang kaum um Spurbreite nach rechts und links von einer geraden Mittelrichtung ab. Die mittlere Länge eines Schrittes, gemessen von einem linken zum folgende rechten Fußeindruck, beträgt etwa $\frac{1}{2}$ m. Erschrickt aber das Tier, so springt es in 6 bis 10 Fuß langen Sätzen davon. Die Spuren sind dann nur vier unregelmäßige, nahe beieinander liegende, etwa fausttiefe Gruben ohne einzelne Gliedereindrücke.

Die erste Aufgabe beim Anblick einer Erdferkelspur ist, deren Alter genau abzuschätzen: Stammt sie von der letzten oder von vorvergangener Nacht? Hat es in diesen Nächten getaut? Denn auf betautem Boden drückt sich die Spur so gut ein, daß sie auch nach zwei Tagen so frisch aussehen kann, als sei sie eben getreten. Eine solche Spur für frisch halten und ihr folgen, kann dazu führen, daß man vor einer eben verlassenen Höhle seinen Jagdplan aufbaut und mehrere Nächte nutzlos wacht.

Verfolgt man, am besten in der zweiten Hälfte des Nachmittags, den Zickzackweg einer frischen Spur, so hat man vorsichtig Umschau zu halten, daß man im Busch und Gras den ausgescharften Sandwall rechtzeitig bemerkt, nicht unversehens unmittelbar vor der Höhle steht um sich dem Tier, das um die genannte Zeit kurz vor dem Erwachen sein wird, nicht zu verraten. Ich habe deshalb stets die Höhle, sobald ich den Sandwall sah, im Umkreis eines Radius von etwa 30 m umgangen, um mich zu überzeugen, ob die Spur auch wirklich in diesem Bereiche endet, oder ob es sich um eine verlassene Höhle handelt, an der sie nur vorbeiführt. Kreuzt man auf seinem Rundgange keine zweite frische Spur, so darf man sicher annehmen, daß die Höhle besetzt ist. Man muß aber auch darauf gefaßt sein, eine frische, unter Umständen nur wenige Stunden ältere als die verfolgte Spur aus dem Bereich der Höhle wegführen zu sehen: das kann die Ausgangsspur von der letzten Nacht gewesen sein. Die wichtige Entscheidung, ob diese Spur nun in der Tat einige Stunden älter ist als die, die uns zur Höhle geleitet hat, können glückliche Umstände erleichtern. So entschied ein kleiner Regenschauer von kaum einer Minute Dauer, der gegen 3 Uhr morgens in der letztvergangenen Nacht niedergegangen war und auch in der fraglichen Spur vereinzelt Tropfeneindrücke hinterlassen hatte, ohne weiteres, daß diese Spur vor 3 Uhr nachts, unsere tropfenfreie Leitspur dagegen nach 3 Uhr und (da sie aus dem Höhlenbereich nicht wieder herausführte) vom früh heimkehrenden Tier getreten war. Kann man aber in anderen Fällen die Spur des ausziehenden von der des zurückkehrenden Tieres nicht

unterscheiden, die erstere also beim Rundgang um die Höhle auch als Fortsetzung der Leitspur (die dann an der Höhle nur vorbeiführen würde) deuten, so bleibt nichts anderes übrig, als mit äußerster Vorsicht die Leitspur soweit zu verfolgen, bis man direkt wahrnehmen kann, ob sie in die Höhle führt oder nicht.

Hat man auf diese Weise den Aufenthalt des Tieres ausfindig gemacht, so stehen drei Möglichkeiten der Jagd offen. Die erste ist die, einen Selbstschuß mit Schlageisen vor den Eingang der Höhle zu legen. Ich legte mich etwa 100 m davon entfernt schlafen, wartete aber zwei Nächte vergeblich auf den Schuß. In der dritten Nacht, die ich weit entfernt zubrachte, löste sich der Schuß, das Schlageisen war zugeschlagen, aber die Spur zeigte, daß das Tier seitlich vorbeigesprungen war.

Aussichtsvoller ist das Ausgraben des Erdferkels, wie ich es im kleinen Namalande betrieb und wie ich es auch in der Kalahari versucht hätte, wenn die Schierigkeiten des Reisens für diese Jagd die nötige Arbeitskraft übrig gelassen hätten; die Betschuanen im Umkreis einer Wasserstelle, dem natürlichen Ruhepunkt der Reise, zu anstrengender Arbeit heranziehen zu wollen, ist vergebliche Mühe. Es erfordert in der Tat meist eine Dauerleistung ersten Ranges, mit einem Erdferkel ein Wettgraben aufzunehmen; wir haben zuweilen 2 m tiefe Gruben ausheben müssen, nur um den unterirdischen Gang zu finden, dessen Richtung wir von der Höhlenöffnung aus sondiert hatten. Ehe man aber, selbst zu dritt gegenseitig sich ablösend, eine 2 m hohe Erdschicht aufgedeckt hat, hat das unermüdlich weiterwühlende Tier einen solchen Vorsprung gewonnen, daß es meist bald unmöglich wird, seinen Sitz unter der Erde ausfindig zu machen, geschweige denn ihm dahin zu folgen. Ich hatte einmal mit fünf starken Männern ununterbrochen von Nachmittag bis lange nach Mitternacht ein Erdferkel grabend verfolgt. Der Ort ringsum sah aus, als hätte man den Boden zur Fundierung eines Gehöftes ausgehoben, und doch mußten wir das Rennen aufgeben.

Nur einmal kam ich zum Ziel. Nachdem wir alle Büsche im nächsten Umkreis der Höhle ausgerodet und die Richtung des Höhlenganges mit einem langen Bambusstock sondiert hatten, wurde in 2 m Abstand vom Eingang das erste mannstiefe Loch gegraben, der hier bloßgelegte Gang abermals sondiert und in der neuen Richtung in einigen Metern Abstand eingegangen. Wir hofften so, das Tier zu wenden, daß es seinem alten Gang folgend aus der natürlichen Öffnung der Höhle ausführe. Sobald sich daher aus dem dumpfen Scharren in der Tiefe schließen ließ, wo ungefähr

das Tier wühlte, versuchten wir, ihm nach allen Richtungen hin den Weg abzuschneiden, indem wir rechts und links und vor ihm so schnell als möglich mit Picke und Schaufel in die Tiefe gingen. Unfreiwillig lange Ruhepausen sind es, wenn alle mit den Ohren auf dem Boden liegen und gespannt warten, daß der Verfolgte, der plötzlich still wurde, wieder etwas von sich hören läßt. Ruht er nur aus oder ist er auf den Gang eines benachbarten Baues gestoßen und unbemerkt entschlüpft? Keiner wagt sich das letztere einzugestehen, jeder sucht im Gesicht des andern eine Antwort. Da endlich fängt das lang ersehnte Rumoren von neuem an und zeigt zugleich, daß das Tier unsere Reihe durchbrochen hat und seitwärts zu entkommen sucht. Ein solcher Durchgänger läßt sich nur fassen, wenn er völlig umzingelt wird. Wir legten also um die Stelle, unter der er zuletzt gehört wurde, einen tiefen Ringgraben im Durchmesser von etwa 3 m, mit Anspannung aller Kräfte, um schneller in die Tiefe zu kommen als das Tier horizontal sich weiterarbeiten konnte. Zu unserem Glück wurde der Untergrund in $1\frac{1}{2}$ m Tiefe hart, so daß dem verzweifelnd scharrenden Tier der Ausweg sehr erschwert war. Inzwischen wuchs unser Ringgraben so tief, daß wir dem Verfolgten unmittelbar auf dem Leibe zu sein glaubten, aus solcher Nähe drang das aufregende Schürfen herauf und gab uns die freudige Gewißheit, daß das Tier den Erdblock, den wir umgraben hatten, noch nicht hatte durchwühlen können. Einige kräftige Spatenstiche mußten den Zugang zu seiner Falle bloßlegen und es damit ans Licht bringen. Unser Licht war nach Einbruch der Nacht ein großes Buschfeuer, und bei seinem Scheine entdeckten wir endlich den blind endenden Gang, in dem das ermüdete Tier vergeblich vorwärts zu kommen suchte. Kein Sticheln bewog es, nach rückwärts auszufahren, und andererseits war der Ringgraben so eng und tief, daß wir in seinem Grunde kein Gewehr handhaben, d. h. horizontal in den Gang einführen konnten, in dem das Tier allein zu fassen war. Da kam mir gerade noch rechtzeitig ein Revolver gut zu statten: Im Grunde des Grabens, platt auf dem Bauch liegend, konnte ich in dem günstigen Moment, als das Feuer einmal hoch aufflackerte, das Tier erkennen und einen Schuß anbringen. Eine Minute später zogen wir nach sechsständiger harter Arbeit ein junges Männchen von 2 m Länge am Schwanz heraus.

Die einzig waidgerechte Art, den Ameisenfresser zu jagen, ist der nächtliche Anstand. Man nimmt gern die üblichen Plagegeister in Kauf: von unten rekognoszierende Ameisen, oben erst Fliegen, dann Mosquitos, bis Mitternacht endlich die kleinen Nachtfalter, die sich so plump zwischen

die Augenlider drängen und in den Ärmeln kitzeln, wenn sie die Schweiß-tropfen vom Arme saugen. Unangenehmer ist es, daß man damit rechnen muß, unter Umständen mehrere Nächte vergeblich anzusetzen. In der ersten Nacht dreht sich vielleicht der Wind und bringt dem Tiere Witterung; in der folgenden wird es durch das Gebrüll der Ochsen gewarnt, die auf der Weide vorbeiziehen, in der dritten endlich hat man selbst, vom Schläfe übermannt, die Schuld, daß das Erdferkel spät nach Mitternacht unbemerkt die Höhle verlassen konnte, wie frische Spuren bei Sonnenaufgang zeigen. Man lernt wenigstens bei dem mehrtägigen Verfolgen einer und derselben Spur den nächtlichen Weg, der nur wenige Kilometer lang ist, und den Wohnungswechsel des Erdferkels kennen. Innerhalb 6 Tagen kann es in vier verschiedenen Höhlen hausen, mag es spontan oder beunruhigt rücken.

In anderen Fällen geht man, für die ganze Nacht gerüstet, an seinen Stand und kaum hat man sich eine Sitzgrube hergerichtet, kommt man zu Schuß. So überraschte mich bei der Vlej Thopane ein stattliches Erdferkelweibchen, das plötzlich, ehe ich im Anschlag war, vor seiner Höhle stand; lautlos wie ein Schatten war es noch im Zwielficht des Mondes und Abend-scheins auf dem Sandwall erschienen. Mit einem Schuß auf dem rechten Blatt sprang es, trotzdem der Knochen zerschlagen und die Herzkammer zerrissen war, in keuchendem Galopp davon, bis es nach etwa 20 Sätzen lautlos zusammenbrach.

Zur Höhle eines anderen Tieres führte mich ein Buschmann bei der Pfanne Letlake. Mehrere Stunden vom Lager entfernt, fanden wir die Höhle und sahen am Eingang die kleinen Fliegen schweben, die immer ein Zeichen dafür sind, daß in der Höhle ein Erdferkel ruht. Wenn es nur nicht zu früh erwacht! Denn ehe der Mond sich nicht über die Kronen der Bäume gehoben hat, ist bei dem Mangel jeder scharfen Silhouette kein sicherer Schuß anzubringen. Da endlich liegt sein volles Licht über allem nahen Buschwerk und läßt den ausgeworfenen Sand im Umkreis der 30 Schritt entfernten Höhle deutlich durch die Gräser schimmern. Gegen 10 Uhr wird ein schwaches Klopfen hörbar, so dumpf und aus so unbestimbarer Richtung kommend, daß ich es für eine Gehörstäuschung hielt. Aber nach kurzer Pause setzt es von neuem ein, jetzt, deutlich die lautlose Stille der vorhergehenden Stunden unterbrechend; ihm folgt aus der Richtung der Höhle ein kurzes Schnaufen, und nun schwingt sich mit schwerem Ruck der seltsame Nachtwandler über den Rand der steil einfallenden Höhlenmündung. Ich hätte freudig den Erfolg der Jagd hin-

gegeben, wenn ich das wunderbare Tierbild dieser schweigenden Mondnacht länger als eine Sekunde hätte genießen können, — aber im nächsten Augenblick wäre das Tier im Busch verschwunden gewesen, einer Ameisenspur folgend, die es sofort schnüffelnd aufgenommen hatte, und so nahm ich meine Sinne zum entscheidenden Schuß zusammen. Es war meinem Buschmann und meinem Hottentottenbegleiter nicht möglich, die schwere Last nach Hause zu tragen; wir hoben und zogen sie, um sie vor Raubzeug zu schützen, mit vieler Mühe auf einen Baum und holten sie am nächsten Morgen mit einem Tragochsen ab.

Niemand hat je die Spur des südafrikanischen Ameisenfressers am Wasser gesehen. Es scheint mir sicher, daß er seinen Wasserbedarf zum größten Teil mit der Flüssigkeit deckt, die Termiten und Ameisen für sich selbst aus minimalen, nur ihnen zugänglichen Quellen bezogen haben. Tau und Reifbelag der Pflanzen, gelegentlich Regenpfützen im Feld, mögen dem Erdferkel als Tränke genügen; seine nächtliche Lebensweise schützt es im Übrigen vor großem Wasserverlust durch Hitze. Soviel über den größten Bewohner des Kalaharisandes.

Es mag verwunderlich erscheinen, daß man eine Landschaft, wie wir sie im Vorhergehenden allenthalben grünend und von reicher Tierwelt belebt kennen gelernt haben, eine Wüste hat nennen können. Die Bezeichnung hat in der Tat nur ein Recht in einseitiger Anwendung auf die Daseinsbedingungen des Menschen weißer Rasse, der diese Gebiete durchquert; der lebt allerdings, mag seine Karawane noch so klein sein, wie in einer Wüste in ständiger Sorge um Wasser.

Die Frage, wann werden wir zum Wasser kommen?, beschäftigt den Reisenden vom ersten bis zum letzten Tage seines Aufenthalts in der Kalahari. Bald werden alle Erwartungen übertroffen: Wie in einem kleinen See spiegelte sich mitten auf einer Durststrecke der Abendhimmel in einer Mulde, in der wir keinen Tropfen vermutet hatten. Zwischen Kgokong und Kang hofften wir auch auf einen guten Trunk; wir sahen auch einmal Tauben auffliegen, die immer die Nähe offenen Wassers anzeigen, und wie auf Kommando liefen alle vom Wagen der grünen Stelle zu. Aber die Hunde hatten den Vorsprung, und ehe die Menschen ankamen, hatten sie die schlammige Pfütze, in der es von absterbenden Kaulquappen wimmelte, leer gesoffen. Zwischen Kooa und Sekgoma liegen mehrere solcher kleiner unregelmäßiger Vertiefungen im losen Sand der Savanne: Noko, Thopane,

Maséka. Hier sammelt sich nach starkem Regen Wasser und hält sich kurze Zeit; man darf aber auf der Reise mit ihnen erst rechnen, wenn man vor ihnen steht und Wasser sieht.

Auch die größeren Regenwasser-Sammelstellen der Kalahari, die später zu beschreibenden „Pfannen“, sind mit Ausnahme der wenigen grundwasserhaltigen in ihrer Wasserführung unberechenbar. Wie das im einzelnen die Dispositionen beeinflusst, mag ein Beispiel zeigen. Es galt von Kgotong nach Lehututu zu gelangen; der Weg über Kang wurde gewählt, weil dort zurzeit eher auf Wasser zu hoffen war als auf der direkten Strecke, über die nur trostlose Berichte von Eingeborenen einliefen. Ungefähr in der Mitte des Weges waren unsere Ochsen infolge drückend schwülen Wetters (das nicht nur ihre Arbeit erschwert, sondern auch die Erholung beeinträchtigt, da die Tiere dann im Schatten liegen bleiben und nicht fressen) so erschöpft, daß sie nicht weiter gehen konnten. Als sie nach Sonnenuntergang eingespannt werden sollten, legten sie sich schlapp zu Boden, andere leckten gierig an den eisernen Wagenreifen, andere mußten wir vom Lagerfeuer jagen, da sie die glühende Asche belecken wollten, an alles Glänzende und damit entfernt an Wasser Erinnernde gehen die durstigen Tiere. In solcher Lage dürfen sie nicht zehn Minuten aus den Augen gelassen werden. Kennen sie den Weg, so laufen sie zuweilen 80 bis 90 km weit zum nächsten Wasser. Es hat sich auch ereignet, daß sie fernen Gewitterwolken nachzogen, haltlos, in unbekanntes Feld, von wo sie, wenn überhaupt, dann nur mit Mühe und Gefahr zurückgebracht werden konnten. Uns blieb nichts übrig als die Reise zu unterbrechen. Die Ochsen wurden zurück zum Wasser getrieben; bis sie wieder kamen, vergingen drei Tage. So hat unerwartet ein einziger schwüler Tag die Reisezeit zwischen den obengenannten Pfannen um so unliebsamer verlängert, als unser Wasser auf der Neige war. Ob wir in Kang Wasser finden würden, war unter Umständen eine Frage des Gelingens der Expedition. Hätten wir es nicht gefunden, so hätten wir den Wagen im Stich lassen und versuchen müssen, zu Fuß ohne Wasser nach Lehututu durchzustößen, — für den Weisen eine harte Kraftprobe um den Preis des nackten Lebens. Zum Glück fanden wir Wasser in Kang. Aber kaum waren wir in Lehututu angelangt, kamen uns die Eingeborenen von Kang wie auf der Flucht begriffen nach: Das Regenwasser der Pfanne war vom Vieh ausgesoffen und verdunstet, die Brunnenlöcher, in die das Grundwasser zwar brakig aber trinkbar sonst einsickerte, lagen trocken; nur aus einem konnte ein Eingeborener

borener im Laufe von drei Stunden einen Becher voll gewinnen, und als er ihn ansetzte, war es eine ungenießbare Lake.

In einem solchen Lande mustert der Reisende fast täglich den Himmel, ob sich nicht Regenwolken zeigen. Wird der schwache Nord, der vormittags den östlichen Wind abgelöst hat oder von früh ab mit starker östlicher Komponente wehte, um nachmittags nach NW. zu drehen, Regen



Cumuli am Nordhorizont der Kalahari nordwestlich von Kooa. 9. Nov. 1904, nachmittags 2 Uhr.
(Siehe meteorologisches Journal.)

bringen? Gegen 11 Uhr heben sich in der ganzen Nordhälfte des Gesichtskreises weiße, weit voneinander entfernte Cumuli über den Horizont und scheinen langsam zenitwärts zu wandern. Tatsächlich aber verändern sie kaum ihren Standort, sie zerfließen langsam und spurlos, aber an anderen Stellen wachsen kleinste Wolkenfetzen zusehends zu Wolken an. So entsteht eine jede neu in der Nähe ihres Standorts, nicht die Wolken selbst,

nur ihre Neubildung schreitet von der Nordhälfte des Horizonts zum Zenit vorwärts. Am frühen Nachmittag sind sie nun häufig über den ganzen Himmel mit Ausnahme des Südhorizonts verstreut. Aber wie oft flaut der Wind dann ab; dann brütet über uns dieselbe Schwüle, an der schon an vergangenen Tagen unsere Hoffnungen gescheitert waren. Die Temperatur des Sandes steigt dann, am oberflächlich eingegrabenen Thermometer gemessen, bis zu 68° C. Nur ein Laut ist um diese glühende Stunde in der Natur vernehmbar: Durchdringend und ohne eine Minute auszusetzen, stundenlang, läßt eine große Cicade, die *Platypleura laticlavia* Stal,*) platt an das Geäst gedrückt, ihren schnarrend-klingenden Ton hören; sonst regt sich nichts, nur ein verschlafener Windhauch bewegt vielleicht die Glut.

Hoffnungsvoller als an solchen Tagen betrachtet man den Himmel, wenn der Wind auch nachmittags aus irgend einer Richtung des Nordquadranten weht. Selbst bei schwacher Luftbewegung gibt es da zuweilen gewisse Zeichen in der Natur, die auf Regen hoffen lassen. Eine auffallende Geschäftigkeit bemächtigt sich der Ameisen und Termiten am Boden. Zur Zeit der Dämmerung flattern träge und unbeholfen Insekten durch die Büsche, die man trotz wochenlanger Reise noch nicht gesehen hat. Folgt man der Richtung, aus der der Schwarm in immer neuen Nachschüben kommt, so findet man leicht den schmalen Erdsplatt, aus dem sich die Geflügelten von *Termes natalensis* Havil, von ihren flügellosen Genossen aller Kasten umringt, hastig herausdrängen, um sofort in die Luft zu steigen. Sie fliegen nicht hoch und nicht weit; wenn ihnen der Wind nicht hilft, lassen sie sich bald auf die Grashalme nieder und hängen hier regungslos in brünstiger Erwartung, den Kopf nach unten gerichtet, mit abgespreizten Flügeln. Bald sieht man, daß sie sich paarweise gefunden haben, dicht hintereinander, aber getrennt hängen sie am Halme, dann plötzlich werfen sie die Flügel ab und kriechen auf den Boden, an den sie nun zeitlebens gefesselt sind, um ihren Hausstand zu begründen.

Nur an regenschwülen Abenden sah ich die Hochzeitsflüge der Termiten. Sie hielten zwar nicht immer, was sie versprochen: Oft zogen die Wolken seitlich oder nur mit kurzem Tröpfeln über uns hinweg. Aber zuweilen werden noch spät im Westen schwere Wolken sichtbar. Vor ihrer dunklen Masse hebt sich am Horizont ein trüber, gelber Schimmer ab; jetzt löst er sich in Rauchsäulen auf, die steigen immer höher und jetzt wogen

*) Die Hottentotten nennen dieses Insekt, das sich im blendenden Mittag am wohlsten zu fühlen scheint, mit Recht *so-retsi-i-beb*, die Sonnenschirle.

sie zu einer einzigen dicken Staubwolke zusammen, die trotz der späten Dämmerung immer deutlicher heranwächst. Gleichzeitig wird ein schwaches Sausen hörbar, in immer schnellerem Tempo lauter anwachsend. Noch steht der Baum, unter dem das Zugvieh sich sammelnd, regungslos da; aber kaum fünfzig Schritt dahinter schlagen die Zweige schon wild zusammen, immer mehr Gruppen werden ergriffen, so naht das Wetter zusehends wie eine Attacke, die der Sturm reitet. In wenigen Sekunden hat er uns erreicht, und nun ist alles mit einem Schlage in wirbelnder Bewegung. Das überall gleichzeitig einsetzende Knarren der Äste und das Brausen in den Baumkronen erstickt jeden Ruf; der Sandboden scheint zu dampfen, so jagt der Staub über ihn hin; und über uns fliehen, vom Sturm geworfen, Schwalben mit den Wolken, die den Himmel jetzt völlig verfinstert haben. Da fällt der erste Donner aus nächster Nähe — in seinem Blitz steht die Savanne einen Moment bis zum Horizont taghell wie im Mittag — und mit ihm fallen die ersten schweren Tropfen. Bald prasselt es dichter hernieder, erst stoßweise peitschend, dann immer stetiger, dann ohne Ende gießend, und nur die Donner unterbrechen das langersehnte Rauschen des niederströmenden Wassers.

Alles, was nur irgendwie als Wasserfang dienen kann, wird aufgestellt, wo man vom Wagen einen Tropfen fallen sieht, wird ein Gefäß untergestellt. Segeltücher werden zu flachen Becken im Sande ausgebreitet. So füllen sich alle Behälter, wohlgeschützt vor den durstigen Hunden, die an den Leinen zerrn. Aber diesmal ist der Mensch der erste an der Reihe: Aller Kleider ledig, im Gewitterregen dem Körper die lang entbehrte Wohltat des Wassers zu gewähren, über ein tiefes Becken voll klaren Wassers sich beugen und unbekümmert um die ängstliche Tageseinteilung der Trinkrationen sich jetzt einmal mit vollen Zügen und gutem Gewissen satt zu trinken, das ist ein Hochgenuß, der sich nicht beschreiben läßt. Dann stellt sich auch gebieterisch der Hunger wieder ein, den man aus Sorge, den Durst zu vergrößern, soweit als möglich zurückgedrängt hatte. Jetzt brät man sich das Perlhuhn in der heißen Asche, und wenn man dann nach dem Unwetter unter klarem Sternhimmel um das Nachtfeuer sitzt, dann ist es, als ob man ein Fest gefeiert hätte.

Auch auf die ganze Natur ringsum wirkt der Regen wunderbar belebend. Da treten mit einem Schlag Tiere hervor, von deren Existenz man in diesen Trockengebieten nichts geahnt hat. Noch während der Regen fällt, werden an allen Ecken und Enden Frösche laut. Wer hätte hier, meilenweit von jedem Wasser entfernt, Amphibien vermutet? Jetzt

kriechen sie allenthalben aus ihren Löchern hervor und quaken dem Schöpfer Dank. Im nassen Gras leuchtet hier und da ein Glühwurm auf. Große diplo-pode Tausendfüßler klettern in Scharen an den nassen Büschen hoch, und wie vom Regen hingezaubert kriechen am nächsten Morgen große, ziegelrote *Trombidium*-Milben über den feuchten Sand. Man sieht diese Tiere nur nach einem Regen, die Hottentotten nennen sie „Himmelskühe“, weil sie wie der Regen als Gottesgabe vom Himmel fallen. Am tatenlustigsten von allen niederen Tieren hat der Regen die Arbeiter von *Hodotermes mossambicus Hagen* gestimmt; man sieht sie allenthalben in das Gras wandern und hört das feine Sägen von hundert fleißigen Zimmerleuten, die Halme fällen, um sie mit bewundernswertem Geschick zum Bauen in ihre Löcher zu ziehen.

Die Schnecken (*Buliminus*-Arten) scheinen erst in der zweiten Hälfte der Regenzeit, dann aber in Menge herauszukommen, denn ihre Gehäuse sind nicht selten.

Reicher noch als im Gebiet des Sandes ist die Tierwelt, die der Regen da ins Leben ruft, wo sich sein Wasser über festerem Grund so reichlich sammeln kann, daß es der Sonne wenigstens für eine Woche oder auch länger Stand hält. Diese Hauptsammelpunkte des Wassers in der Kalahari sind

B. Die Pfannen.

1. Zwischen die typische Savannenvegetation der umgebenden Ebene und den wassersammelnden Pfannenboden schiebt sich meist ein wechselnd breiter Ring niedriger, einzeln stehender Sträucher. Das Binnenbecken selbst bietet je nach der Beschaffenheit des Untergrundes sowie der Verteilung der Wasserlachen und dem Stadium ihrer Eindunstung einen sehr verschiedenen Anblick. Feste, geschlossene Gesteinsflächen bilden im Nordosten den Boden der Pfanne von Kooa. Hier hat zunächst wohl der Regen natürliche Unebenheiten zu wechselnd großen, seichten Becken von 1 bis 4 m Durchmesser, mit zerrissenen Rändern, vertieft (siehe Abbildung), dann mögen die Betschuanen, die hier ihr Vieh herantreiben, diese Becken zu Tränktrögen weiter und tiefer ausgehoben haben.

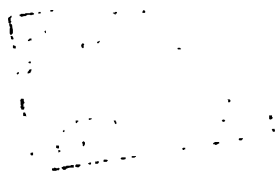
Auf dem harten Boden der Kooa-Pfanne steht in einigen wenigen, schön entwickelten Bäumen die *Acacia horrida Willd.*, die hier, von Osten her vordringend, ihre äußerste westliche Grenze hat. Im nächsten Umkreis der Pfanne bildet der Dornbaum noch dichte, zuweilen undurchdringliche



KALAHARI: DIE PFANNE SEKGOMA, VON WESTEN GESEHEN.



KALAHARI: BRUNSWIGIA IN DER PFANNE BONCHE.



Hecken (s. Abb. S. 606), von Bäumen überragt, an deren Ästen die Nester eines Weervogels, des *Hyphantornis velatus* (Vieill.) (s. S. 610), im Winde pendeln. Zur Zeit der Dornbaumblüte, im Januar, duftet es stark in diesen Hecken; die kugelrunden, dichtgesetzten, gelben Blütenbüsche sind von unzähligen Thripsiden bewohnt. Weiter im Innern der Kalahari ist der Dornbaum verschwunden, erst weit im Westen, im Schaaptal des Nama-Hereroland-Grenzgebiets⁹⁴⁾ taucht er wieder auf.

Wie in Kooa der Dornbaum inmitten der Pfanne in ausgesucht schönen Exemplaren gedeiht, so in der Pfanne Kgekong die *Royena pallens* Thbg.

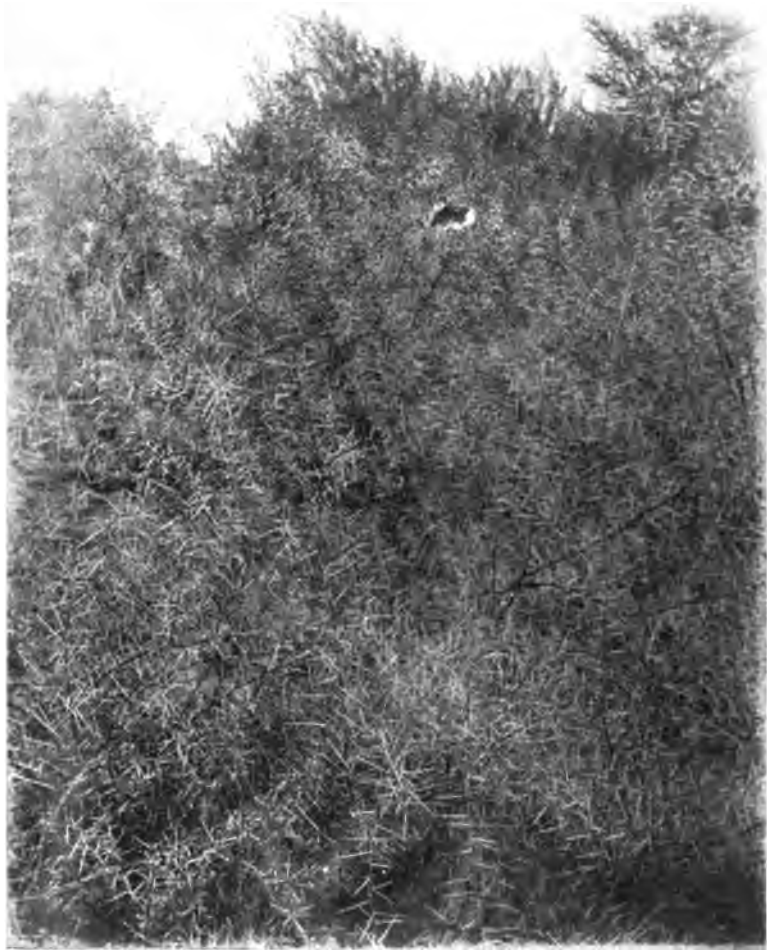


Boden der Pfanne Kooa mit *Acacia horrida* Willd. Nov. 1904.

Im Savannensande treibt diese Ebenacee Blätter von nur 1—1,5 cm Länge und 6 mm Breite, während sie in der Nähe des Brunnens der Pfanne 4 cm lange, bis 8 mm breite Blätter hat; man glaubt auf den ersten Blick in diesem hochaufstrebenden Schattenspendler eine besondere Pflanzenart vor sich zu haben, so verändert das große Laub sein Aussehen.

In der Vegetation der Pfannen begegneten mir zuweilen Pflanzen, die ich von der Westküste her gut kannte, aber hier im Innern niemals vermutete, so ein Nachtschattengewächs mit kleinen rotgelben Früchten, *Lycium tetrandrum* Thbg. und die *Salsola aphylla* L. Es ist leider unmöglich, nachträglich sich Rechenschaft zu geben, ob diese Pflanzen denn nicht auch im Savannensande zu finden gewesen wären, — wie dem auch sei, ihr Anblick in der lockeren Kalkerde von Kgekong überraschte mich jedenfalls, ebenso das *Mesembrianthemum uncinellum* Haw., das in seinem niedrigen, holzigen

Wuchs mit den halbsukkulenten Blättern und violetten Sternblüten sofort an seine Verwandten im Namaland erinnerte; ich sah die Pflanze auf meinem Wege westwärts zum erstenmale und, ebenso wie die *Boerhavia plumbaginea Cav.*, ausschließlich im Inneren der Pfanne Kwatsane.



Undurchdringliches Dorngebüsch der *Acacia horrida Willd.* bei Kooa. Nov. 1904.

Der floristische Charakter der verschiedenen Pfannen wechselt sehr. In Kgokong gedieh *Acacia hebeclada D. C.* in niedrigen Büschen, *Aptosimum albomarginatum Marl. et Engl.*, *Rhizogum* und, als seltenere Sukkulente, eine *Stapelia* mit braunen Blüten.

In der Pfanne Kooa gaben neben *Heliotropium Kuntzei* Gürke und *Osteospermum muricatum* E. Mey, die Liliaceen mit *Scilla* und *Ornithogalum*, und Amaryllidaceen den reichsten Blumenflor. Eine große weiße *Crinum*-Art (s. Abb. S. 60) mit violettrosa Mittelstreifen war die stattlichste aus der letztgenannten Familie. Eine *Buphane* mit aufrechten, kugeligen Dolden steht zu Hunderten beisammen, bildet weithin schimmernde rosa Flecken auf dem weißen Kalk. Die prachtvollen Blüten, die alle Schattierungen von



Boden der Pfanne Kgekong. Dez. 1904.

violett angehauchtem Fleischrot zu blassem Rosa zeigen, waren von unzähligen Bienen, einer neuen *Trigona*-Art angehörig (*Tr. clypeata* Friese), besucht. Honigbienen (*A. m. adansoni* Latr.), *Crocisa* und *Megachile* flogen im Sonnenschein.

Eine *Brunswigia* hatte die Pfanne Bonche in ein großes blühendes Beet verwandelt (siehe Tafel XIX), in dem sich große, schwarze rotgetüpfelte Käfer, *Onthophagus saphirinus* Fahr, in Mengen aufhielten.

Und dann wieder passiert man Pfannen, die gänzlich kahl sind, tote Flecken in der grünen Landschaft, blendend weiß, mit den Erscheinungen der Fata Morgana von ferne betrachtet, erstickend heiß im Innern, daß man in der erhitzt aufsteigenden Luft die Gegenstände an ihrem Rande, zur Unkenntlichkeit verzerrt, hin- und herwogen sieht.

So trostlos öde ist eine Pfanne, wenn das eingeströmte Regenwasser sich mit Bodensalzen belädt und nun zu immer stärkerer Lauge eingedampft



Crinum spec. aus der Pfanne Kwatsane, $\frac{1}{3}$ nat. Größe. Dez. 1904.

wird. Flächen, die zur Zeit des Samenfluges der Gräser unter Wasser stehen, bleiben ebenfalls kahl; sie bilden dann unregelmäßige trockenrissige oder zäh-morastige Flecken im Grasbestand des Pfannengrundes. Die versalzene Pfannen sind Brakstellen für Antilopen; daß die Pfannen mit süßem Wasser als Tränken den Mittelpunkt fast aller Warmblütler bilden, die Ziele meilenweiter Wande-

rungen des Wildes sind, braucht kaum erwähnt und jedenfalls nicht noch einmal geschildert zu werden. Aus den nördlicher gelegenen Gebieten der Kalahari im Umkreis des Ngami-Sees sind uns diese Verhältnisse aus den Schilderungen von Livingstone¹⁰¹⁾, Galton¹⁰²⁾, Andersson^{103–105)}, Baines¹⁰⁶⁾ und Chapman¹⁰⁷⁾ wohlbekannt. Die Südkalahari ist in dieser Hinsicht nur ein Schattenbild des dort beschriebenen Paradieses der Jäger aus der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts.

2. In der niederen Tierwelt, die das Wasser der Pfannenseen bevölkert, herrschen bei weitem die kleinen Krebse vor. Die stattlichsten unter ihnen, und am reichsten vertreten, sind die Kiemenfüßler, Arten von *Apus*, *Branchipodopsis*, *Estheria*, *Limnadia*, *Streptocephalus* und aus

einigen neuen Gattungen. Die Wasserflöhe sind mit *Moina*, die Ruderfüßler mit *Cyclops* und *Centropagiden*-Arten vertreten; die Muschelkrebse treten ganz zurück.

Nächst den Krustern sind Wasserwanzen die häufigsten Gliedertiere der Pfannengewässer; unserem Rückenschwimmer steht *Anisops perpulcher Stal* nahe, auch die Gattung unserer Ruderwanze, *Corixa*, ist mit einer Art vertreten. An der Oberfläche schreitet breitbeinig der *Gerris swakopensis Stal*.

Nirgends fehlt, wo ein Wasserspiegel sichtbar ist, eine Langbeinfliege, der letztgenannten Raubwanze gleich auf der Oberfläche des Wassers schreitend, der Dolichopodide *Hydrophorus praecox Lehm.*, den ich überall auf meinem Wege in Südafrika, im südlichen Hereroland, am Kap Cross, im großen und im kleinen Namalande fand. Mückenschwärme, zu *Pyretophorus cinereus (Therb.)* gehörig, schweben abends häufig über dem Wasser.

Die wasserbewohnenden Insekten und vor allem die Krebse sind neben den Kaulquappen, die oft in großen Mengen die Pfannentümpel beleben, die Hauptanziehung für die Vögel, die im seichten Wasser fischen: Gruppen von *Tantalus ibis L.* stelzten im November in den Lachen der Pfanne Sekgoma umher, der Säbelschnäbler, *Recurvirostra avocetta L.*, in denen von Kang. Wasserläufer, *Totanus pugnax (L.)* und *T. stagnatilis Bchst.* umtrippelten dort den Wasserrand, und kreischend fielen des Nachts Scharen des rotbeinigen Regenpfeifers, *Stephanibyx coronatus (Bodd.)* ein. Der Anblick einer Seeschwalbe mit weißen Flügeln, *Hydrochelidon leucoptera (Schinz)*, überraschte mich bei der Thopane-Vlej.

Nur eine einzige Wasserschildkröte sah ich im Kalaharigebiet, die *Pelomedusa galeata Schoeff.* im schlammigen Grund der Pfanne Mookane.

Verlassen wir nun die Tierwelt der Pfannen, um uns den Fragen zuzuwenden, die uns

3. Der Bau und die Verteilung dieser charakteristischen Beckenbildungen selbst zu erwägen geben. Hell und kahl (s. Taf. XIX) senken sie sich unter das Niveau des umgebenden Buschfeldes. Der gelbe Savannensand macht einem Kalkgestein Platz, das bald in geschlossen anstehender Schicht (Nordostrand von Kooa), bald in große Blöcke zerklüftet (Mookane, s. Abb. S. 614), einen mehr oder minder steil nach dem Pfannen-Innern abfallenden harten Ringsaum bildet. Nach der Savanne hin ist dieser Kalkrand oberflächlich in unregelmäßige, gerundete, höckerige Knollen aufgeteilt, die teils lose dem Sand, teils harter Kalkunterlage aufliegen. Wie weit peripher

unter den Sand und wie weit vertikal in die Tiefe die äußerste Kalkumrandung der Pfanne reicht, konnte ich nirgends feststellen.

Eine schwache wallartige Erhebung des Kalkrandes über das Niveau der umgebenden Ebene ist zuweilen wahrnehmbar; auf seiner Höhe öffnet sich plötzlich der Blick in den Pfannengrund. Ein steil abfallender Randsaum umzieht die größeren Pfannen nur teilweise; es bleiben Strecken in



Nester von *Hyphantornis velatus* (Viell.).

der Peripherie frei, auf denen sich die Savanne in kaum merklicher Böschung zur Pfanne absenkt. Aber stets kündigt harter Kalkstein den Beginn des Pfannenbereichs an und weckt nachts den Reisenden mit harten Stößen des Ochsenwagens, der über die ausgewitterten Schollen holpert.

Der Savannen-Sand umschließt die Kalkpfannen nicht in gleichmäßigem Niveau, er erhebt sich vielmehr zu einem Wall auf ihrem Südrand. Bald nimmt

dieser sichelförmige Sandwall mehr das Süddrittel (Khakhea, Kgo-kong), bald mehr die

Südwest-Hälfte (Sekgoma) oder den Südwest-Quadranten (Kang) des Pfannenumkreises ein. Er fällt in die umgebende Ebene sowohl als in die Pfanne je nach seiner größeren oder geringeren Erhebung mit steilerer oder flacherer Böschung ab. Seine höchste Erhebung liegt immer in der Mitte seiner Ausdehnung; von da ab fällt er gleichmäßig nach den beiden Sichelenden ab, um sich unmerklich in den anschließenden Pfannenrand auszuheilen.

Die Höhe des Sandwalls ist von der Größe der Pfanne abhängig; sie schwankt von schwachen, nur wenige Meter hohen Schwellen (die nur wahrnimmt, wer die Peripherie der kleinen Pfannen mit denen größerer ausdrücklich vergleicht) bis zu Höhen, die ich, vom Pfannengrunde aus betrachtet, auf ca. 80 m schätze. Solche Erhebungen sind zuweilen von weither sichtbar und spornen als Pfannenwasser verheißend den Müden zu neuem Vorwärts an.

Den Umfang einiger Pfannen habe ich mit Umschreiten und Schrittzählen bestimmt und daraus unter Übertragung der Werte in Meter bei der annähernd kreisförmigen Gestalt der Pfannen die Fläche roh berechnet. Die Pfanne Mookane nimmt 0,1, Kooa 0,3, Kang 2,8, Sekgoma 6,0 Quadratkilometer ein.

Über die Verteilung der Pfannen in der südlichen Kalahari kann ich nur im Bereich meiner Marschroute etwas aussagen. Wie ein Blick auf die Karte zeigt, liegen die Pfannen nicht weit voneinander, und mehrfach stieß ich bei Ausflügen unerwartet auf neue; ich konnte ihren Ort nicht auf der Karte festlegen, da meine zoologischen Aufgaben hier nicht Zeit zu Lagebestimmungen auch nur einfachster Art ließen: den verschlungenen Spuren des Wildes im dichten Busch folgend mußte ich mich, auf eigene Orientierung verzichtend, besonders nach Eintritt der Dunkelheit ganz der Führung meines Buschmannes anvertrauen.

Die Namen der Pfannen, die ich mit dem Ochsenwagen passierte, habe ich an Ort und Stelle notiert und auf dem Heimweg in Mafeking mit Hilfe eines intelligenten Mannes der Barolong nach Sinn und Rechtschreibung im Setschuana-Dialekt der Betschuanensprache, die ich selbst nur in Vokabeln des Alltagsbedarfs kennen gelernt habe, soweit als möglich festgestellt. Die Namen, in der Reihenfolge aufgezählt, in der die Pfannen passiert wurden, sind (nach dem Passieren von Severelela) folgende:

1. Mookane (*mooka* ist der Baum der *Acacia horrida* Willd., *mookana* ist der entsprechende Busch).
2. Kooa.
3. Sekgoma.
4. Khakhea.
5. Kgokong (Bezeichnung für *Connochaetes taurinus* (Burchell), das „blaue Wildebeest“).
6. Kang.

7. Kwatsane.
8. Matlhoka tlhakoë (*tlhako*, der Huf; *tlhoka*, ohne etwas sein. Der Name scheint dem Erlebnis eines Reiters seine Entstehung zu verdanken).
9. Letlake (*le-tlaka*, ein Aas fressender Vogel).
10. Buterman.
11. Kanyane (Diminutiv von Kanya).
12. Chakamakuë.
13. Diphofu (*phohu*, das Eland, *Taurotragus oryx* (Pall.). Das *h* lautet in der Sprache der Nordbetschuanen und der Barolong stark nach *f* und wird dementsprechend in der Schrift oft durch diesen Buchstaben ersetzt ¹⁰⁸).
14. Lehututu (*hututu* soll eine Nachahmung des Lockrufs und, mit dem Präfix *-le*, die Bezeichnung für einen großen schwarzen Vogel ⁹³), *Bucorvus cafer* (Schl.), sein).
15. Hokontsi („Viel-Worte“, *le-hoko*, das Wort; *ntsi*, viel).
16. Tshane („kleine Pfanne“).
17. Chuame.
18. Matlhoakatsane.
19. Linkabe.
20. Pakoë.
21. Kukame (*kukama* bezeichnet die Gemsbock - Antilope, *Oryx gazella* (L.)).
22. Matshaneng (*le-tsha*, die Pfanne; *ma-*, Pluralpraefix; *-an-*, Diminutivum; *-eng*, Lokativendung).
23. Nakalatlou (*tlou* ist der Elephant; *lonaka*, der Zahn).
24. Mahuratlake.
25. Bonche (Pluralis von *nche*, der Strauß).
26. Katsane.
27. Noa oder Nwa („Trinken“).
28. Kang-Noa.
29. Kome.
30. abermals Noa.
31. Mokatse.
32. Mashiapetsana (*mashi*, Milch; *petsana*, das Fohlen. „Fohlenmilch“).

4. Die Kalkpfannen sind bis heute die einzigen Punkte der südlichen Kalahari, die uns über die Vorgeschichte dieses Teils der großen zentral-südafrikanischen Mulde Aufschluß oder doch Fingerzeige geben. Nur in ihrem Bereich (mit verschwindenden Ausnahmen) ist uns auch ein Einblick, wenn schon nur ein minimaler, in die Gesteine gegeben, die unter den Deckschichten des Sandes und Kalkes am Aufbau dieser inneren Gebiete Südafrikas beteiligt sind. Aus dem Pfannenkalk selbst läßt sich wenigstens ein Teil der Kräfte herauslesen, die in frühere Erdzeitalter zurückreichend der Kalahari von heute im Landschaftsrelief wie in den Existenzbedingungen ihrer Lebewesen den Charakter gegeben haben. Diese alles bestimmenden Faktoren waren Klima-Änderungen großen Stils, deren deutlichste Spuren in der Kalahari zwischen dem 21. und 22. Breitengrade liegen. Die Forschungen Passarge's⁴⁷⁾ auf diesem Gebiet sind grundlegend für die geologischen Probleme des gesamten Sandfeldes des inneren Südafrika geworden; an sie müssen die wenigen Beobachtungen angeschlossen werden, die hier aus dem Süden beizubringen sind.

Die Pfannen der Süd-Kalahari unterscheiden sich von denen des Chansefeldes in der ausgedehnten Entwicklung oder Erhaltung ihrer Deckschichten. Der tiefe Sand tritt bis unmittelbar an den Pfannenrand heran, und im Innern der Pfanne decken Kalklager die Fläche in so geschlossener Schicht, daß nur hie und da einmal in einem Brunnenloch ein Aufschluß vorliegt.

Infolgedessen ist die Unterscheidung von „Brakpfannen“ und „Kalkpfannen“, sofern ihre Einsenkung in eine ausgedehnte Kalkdecke der Ebene oder in einen vorgebildeten Kessel des Grundgesteins das Kriterium ist, zurzeit nicht durchführbar. Pfannen-Krater, im Sinne von Aushöhlungen, die von einem peripheren Kalkrand und einem zentralen Grundgesteins-Boden gebildet werden, fehlen.

Aber das Material im Einzelnen, aus dem sich die Pfannen aufbauen (s. Analysen im Anhang), läßt einen direkten Vergleich der Befunde in den nördlichen und den südlichen Gebieten der Kalahari zu. Überall bildet den Rand der Südkalahari-Pfannen ein fester, toniger Kalkstein, gelblich auf frischem Bruch, blendend weiß an der Oberfläche, weil von einer dünnen Schicht reinen Kalkes überzogen, den der Regen aus dem Gestein gelöst und die Sonne aus der Lösung eingedunstet hat. Der Kalk ist mit eingelagerten Quarzkörnchen durchsetzt. Er läßt in vielfach ohne weiteres hervortretender Bänderung auf einen Ursprung als Sinter schließen und kann

daher, analog den Befunden aus den nördlicher gelegenen Kalaharigebieten, als harter Sinterkalkstein bezeichnet werden.

Im ganzen Gebiet der südlichen Kalahari (soweit meine Route führt) durchbricht dieser Sinterkalk die Sanddecke ausschließlich im Bereich der Pfannen, d. h. der einzigen Orte erreichbaren Grundwassers. Auch wo der Kalk, wie z. B. im Chansefeld in größerer Ausdehnung frei zutage liegt, erreicht er seine größte Entwicklung erst in der Umgebung der Pfannen. In diesen Lagebeziehungen zwischen dem Grundwasser von heute und den Sinterbildungen von ehemals (deren Einschlüsse nur auf jung-geologische Zeiten zurückweisen) vermute ich einen ursächlichen Zusammenhang und sehe dementsprechend in den Pfannen der Südkalahari alte Quellpunkte



Kalkblöcke am Rande der Pfanne Mookane. Okt. 1904.

aus Zeiten eines regenreicheren Klimas. Auch an vielen anderen im Sand begrabenen Stellen mag kalkhaltiges Grundwasser den Boden durchbrochen und Sinter abgesetzt haben; im Gebiet einer Pfanne von heute aber wird Wasser am reichsten aufgequollen

sein, unentschieden ob dauernd oder nur im Anschluß an die Hauptregenzeit.

Eine solche kontinuierliche oder periodische Überrieselung des Untergrundes, Abscheidung des Kalkes in Lamellen unter Einschließung der Sandkörner, die der Wind hineinblies, ist wohl für alle mächtigeren und für alle diejenigen Sinterkalke, die Diatomeen einschließen (siehe Analysen im Anhang), die wahrscheinlichste Entstehungsart.

Daneben sind die Vorgänge nicht außer Acht zu lassen, die sich abgespielt haben werden, als die jahreszeitlich an- und abschwellenden Quellseen und ihre oberirdischen Zuflüsse mit der später erfolgten Verminderung der Niederschläge immer tiefer austrockneten. Es wird die jeweilige Randpartie des Sees periodisch überflutet und trocken gelegt worden sein; damit war eine neue Möglichkeit zur Bildung des heutigen Sinter-Pfannenkalks

gegeben. Gemeinsam ist beiden Entstehungsarten der Absatz des Kalkes in frei an der Erdoberfläche bewegten Gewässern.

Eine wesentlich andere Anschauung über die Entstehung des Sinterkalks knüpft gleichfalls an den Übergang eines regenreichen in ein regenarmes Klima an: Die austrocknende Oberfläche des Landes saugt aus den regenfeuchten tieferen Schichten Wasser nach, das sich bei seinem Eindringen in den Boden mit Kalk beladen hatte und ihn nun an der erhitzten Oberfläche wieder ausblühen läßt. Doch kann diese Art der Sinterbildung wohl nicht zu Diatomeen führenden und nicht zu so starken Kalksteinlagern führen, wie sie gerade im Bereich der Pfannen angetroffen werden.

Trotz des Fehlens jeglichen Aufschlusses ist Sinterkalk (aus kleineren Quellpunkten oder aus periodischen Überflutungsgewässern der größeren stammend), doch unter dem Sand außerhalb des Pfannenbereichs auch in der südlichen Kalahari zu vermuten. Typischen Sinterkalk sah ich in ihrem südwestlichen Grenzgebiet, zwischen Rietfontein und Upington, wo der Sand nicht mehr in geschlossener Lage den Boden deckt, auf offener Fläche zutage treten.

Während harte Sinterbildungen den Rand der Kalkpfannen bilden, nehmen Kalktuffe ganz oder doch in großer Ausdehnung das Pfannen-Innere ein. Wie in den nördlicher gelegenen Gebieten, so beweisen auch in der Süd-Kalahari die reichen Spuren von Riedvegetation sowie die zahlreichen Gastropoden- und Diatomeen-Einschlüsse, die sich in den wenigen mitgebrachten Handstücken befanden (ich habe hier manchen Verlust auf dem Transporte zu verzeichnen), daß der Pfannen-Kalktuff wohl als Sediment in ruhigem Wasser mit reichem Tier- und Pflanzenleben entstanden ist⁴⁷).

Als dieser Bodenschlamm später mit dem Rückgang der Niederschläge trocken gelegt wurde, werden sich an seiner erhärtenden Oberfläche ähnliche Prozesse abgespielt haben (periodische Berieselungen von oben und wohl auch hygroskopische Infiltration von unten), wie sie primär am Rande der Pfannen zur Bildung der Sinterkalke geführt haben. Die Entscheidung, ob im gegebenen Fall primärer Sinterkalk oder sekundäre oberflächliche Erhärtung eines in der Tiefe weicheren Tuffes vorliegt, ist am Handstück, rein petrographisch, nicht zu treffen. Das letztere ist überall da wahrscheinlich, wo die Eingeborenen (wie in Kooa) mit ihren einfachen Hilfsmitteln 7 Meter tiefe enge Brunnenlöcher in den Kalk gegraben haben; das hätten sie mit ihren primitiven Mitteln im harten Sinterkalk nicht zustande gebracht.

In der Südwestecke der Kalahari zeichnet ein verwittertes Kalktuff-Feld einen weithin sichtbaren weißen Fleck in die Landschaft, den „Witkop“ (s. Karte). Der mürbe Kalk ist hier an der Oberfläche vollständig zu Pulver zerfallen und seine Fossilien liegen frei, wie umhergestreut. Gräbt man tiefer in die losen Massen, die der Wind mehrfach zu nackten Dünen angehäuft hat, so stößt man auf bröckelige Schollen, in denen die organischen Reste noch in situ liegen. Die Fossilien, die ich hier fand, 4 Muschelarten, sechs Schnecken, Kieselschwämme und eine reiche Diatomeenflora (s. Anhang: Gesteine) weisen auf ein regenreiches Klima, das, nach den Molluskenresten zu urteilen, in diluvialer Zeit hier herrschte. Das überraschende Vorkommen der Nilmuschel, *Corbicula fluminalis* (Müll.), die ich in großen Mengen fand, lenkt, selbst nicht zwingend beweisend, die Aufmerksamkeit auf die Frage einer ehemaligen Verbindung des Nil- und Sambesisystems.

Der Kalktuff des Pfannenbodens geht in Kgokong in mürben Kalksandstein über, der im NO-Ende der Pfanne in knapp 1 m dicker Schicht ansteht.

Im Innern der Pfanne Sekgoma hat der sandreiche Kalk, in den das hier untersuchte, 5—6 m tiefe Brunnenloch gesprengt ist, den Charakter des „Pfannen-Sandsteins“, den Passarge beschrieben und in meinen Handstücken sogleich wiedererkannt hat. Nach der Tiefe geht er in eine Breccie über, in der das Brunnenloch endet.

Eine Breccie von ca. 1 m Mächtigkeit, in der Kalaharikalk Bruchstücke des Grundgesteins verkittet und auch weiter in dessen anstehenden Fels als Füllmasse aller Spalten und feinsten Ritzen eindringt, fand ich am Nordost-Ende der Pfanne Kgokong. Das Grundgestein selbst ist ein dunkler Felsit, ähnlich dem, der weiter nach dem Pfannenrande zu frei aus dem Sande ragt (s. Anhang).

Dieser Befund entspricht vollkommen denen Passarge's in den Kwebbergen, wo der Kalaharikalk den oberflächlich angewitterten, eckigen Gesteinsschutt umhüllt und die Spalten der Chanse-Grauwacken infiltriert. Analog liegen die Verhältnisse an der Südseite des Ngamisees, am Nordrande des Ngamirumpfes im Bereich der Ngamikalke, auf den Gehängen der Kaikaiberge und am Schadum im Kaukaufeld.

Auch darin stimmen die Breccienbildungen in diesen Nordgebieten mit denen meiner Route überein, daß sie nicht immer ausschließlich Bruchstücke des Untergrundes in loco, sondern oft die eines benachbarten Gesteins enthalten. Das zeigen Aufschlüsse in den Brunnenlöchern der Pfanne Khakhea. Unter

einer 70—80 cm dicken Lage lockeren, an organischen Resten reichen Kalktuffs liegt eine Breccie grober, scharfkantiger, bis faustgroßer Bruchstücke eines schwach veränderten Diabases. Die Breccie schwankt zwischen 10 und 55 cm Mächtigkeit; ihre Grenze gegen den Kalktuff über ihr ist meist deutlich zu erkennen, gegen das Liegende dagegen ist sie nicht scharf zu ziehen. Denn das Fundament, ein dunkler Sandstein, in dem das Brunnenwasser steht, ist an der Berührungsfläche mit der Breccie aufgerissen und zum Teil morsch geworden. Die Sandsteinschichten liegen meist horizontal, nur in einem Fall fielen sie schräg gegen das Pfannen-Innere ein. Der Kalk lag an dieser Stelle diskordant, horizontal darüber, und die Breccien-schicht war äußerst schwach.

Während hier, wie in den Dünen der äußersten Südwestecke der Kalahari (bei Kubugochoras) das Fundament, auf dem die Kalahari-Deckschichten liegen, ein fester, dunkelgrauer Sandstein ist, liegt an der Westgrenze der Kalahari, am Steilrand einer Pfanne in der Nähe von Hasür (s. Abb. S. 556), unter typischem hartem Sinterkalk ein weicher, schwach zementierter, rotbrauner Sandstein, ähnlich dem, der weiter westlich den Ostabhang des Plateaus bei Gaiaub bildet (s. Abb. S. 555).

Die Urkunden, die uns zur Zeit aus der geologischen Vergangenheit der Süd-Kalahari vorliegen, führen trotz aller Unvollkommenheit im Einzelnen doch zu dem Schluß, daß hier im Großen dieselben Faktoren wie in den nördlichen Gebieten des weiten Sandfeldes entscheidend waren. Wenn wir auf Grund der umfassenden, auf den Norden sich stützenden Ausführungen Passarge's uns fragen, wie weit wir imstande sind, von den geologischen Kräften früherer Epochen auch für die Süd-Kalahari uns ein Bild zu entwerfen, so haben wir zunächst nach der Entstehung jener runden Einsenkungen zu fragen, an die sich die Bildung der Pfannen anschloß. Da müssen wir offen bekennen, daß uns hier jeder Anhaltspunkt fehlt. Ob Einsenkungen des Grundgesteins vorliegen und welcher Art sie sein mögen, ob tektonische Bewegungen der Erdrinde oder lokal einsetzende atmosphärische Kräfte sie geschaffen haben, bleibt dunkel, solange der Aufbau des Fundaments der Süd-Kalahari und sein altes Oberflächenrelief so völlig im Sand begraben liegt.

Von den Deckschichten, die sich über den mutmaßlichen Einsenkungen des Grundgesteins abgelagerten, wird der fossilleere, oben genannte kalkige Pfannensandstein als der älteste angesehen. Seine Bildung würde eine erste,

räumlich noch beschränkte Periode der Kalkablagerungen, die in einem Halbwüstenklima vor sich ging, bezeichnen.

Die Kalkablagerungen einer zweiten Periode, die Sinter- und Tuffbildungen des „Kalaharikalkes“*), sind der ersten Periode nicht unmittelbar gefolgt, sondern durch einen Zeitraum von ihm getrennt, für den ein Wüstenklima angenommen wird. Das hat man u. a. aus der vielfach zerrissenen trocken-verwitterten, brecciösen Beschaffenheit des Gesteins geschlossen, auf dem und zwischen dessen Spalten jene jüngeren Kalke zur Ablagerung kamen.

Der Reichtum an pflanzlichen und tierischen Süß- und Brakwasserversteinerungen und im Norden die weite Verbreitung dieser Schichten lassen auf ein regenreiches Klima, die rezenten Arten der eingeschlossenen Schnecken auf eine Zeitepoche schließen, die man versucht ist, nicht weit über das Diluvium hinaus zurückzudatieren; will man sie freilich mit entsprechenden Klimaperioden der Nordhemisphäre vergleichen und mit der zweiten Urnilperiode Ägyptens in Parallele setzen⁴⁷⁾, dann muß sie in das Unterpliocän und Miocän verlegt werden. Wie diese Zeitrechnung sich zu der Annahme einer Eiszeit auf der Südhalbkugel stellt, steht offen.

So lassen also die Fossilienfunde dem Chronologen weiten Spielraum. Sie würden auch der Auffassung nicht widersprechen, daß junge Kalktuffe in der jüngsten Periode der Deckschichtenbildung, in der Pluvialzeit, sich bildeten, also gleichalterig mit dem Sande wären, wie er heute die Kalahari deckt.

Die Hypothese einer Entstehung dieses Kalaharisandes als eines Sediments in den Gewässern eines zweiten Zeitalters gesteigerter Niederschläge (die einem der Kalaharikalkzeit zunächst angeschlossenen Halb-

*) Unter der Oberfläche, von Humus, Sand oder Kies bedeckt, sieht man auch im südlichen Hereroland und hie und da in der Namib weiße Kalke in wechselnd starken Lagen, in ihrer konzentrischen Schichtung häufig ganz den Sinterkalken der Kalahari gleichend; sie treten vielfach als Bindemittel einer Breccie auf. Der weiße Kalk läßt sich von Windhuk nordwärts über Otjihavero bis Okakango verfolgen, dann sah ich ihn auch weiter westlich wiederkehren, in Kamonbonde, Karibib, Habib, Ababis, zwischen Kubas und Dorstrivier, in der Namib bei Jakalsvater, bei Welwitsch und bei den Koviesbergen (s. S. 73).

Etwa $\frac{1}{4}$ Stunde nördlich von Otjimbingwe ragen drei Granitbänke aus der Fläche, die sich südwärts zum Swakop, westwärts zum Omusema senkt. Über dem Granit lagert, mit einer Mächtigkeit von 3—5 Metern, eine Breccie scharfkantiger Gesteinsbrocken, mit weißem Kalk als Bindemittel, die jedenfalls nicht der Unterlage entstammen, auf der die Schicht jetzt liegt. Sie müssen also dorthin transportiert worden sein.

Welche Beziehungen diese und ähnliche bekannte Hinweise auf ein ehemals niederschlagreicheres Klima des Nama- und Hererolandes zu analogen Hinweisen in der Kalahari haben, müßte erst festgestellt werden.

wüstenklima folgte) kann ich aus meinem Reisegebiet weder mit einem Beweis noch einem Einwand klären helfen.

Im Norden liegen die Verhältnisse der Forschung günstiger. Hier sind nicht nur Aufschlüsse in ältere Schichten gegeben, die Prozesse selbst auch, die in der jüngsten geologischen Epoche über das Landschaftsrelief entschieden, sind dort noch heute in Fluß, lassen von Süd nach Nord fortschreitend räumlich nebeneinander sehen, was wir als Etappen zwischen einst und jetzt nur erschließen können. Der Rückzug der Gewässer ist am Ngamisee innerhalb eines Menschenalters zu verfolgen, die Gesteinsbildungen sind noch in vollem Gange.

In der Südkalahari sind diese Prozesse längst zur Ruhe gekommen. Kein festes Gestein ragt mehr auf und bietet sich den Atmosphären; der feine Quarzsand kann nicht noch weiter verwittern, die Nivellierung ist am Ziel. Vor neuen Umlagerungen schützt den Boden eine dichte Vegetation; mag auch der Wind hier und da den Sand im Gewittersturm in dicken Wolken heben, es fehlen ihm doch die Angriffsflächen zu stetiger Arbeit, ohne die er keine Dünen häufen kann, wie ehemals im Südkreis der Pfannen. So wird auf ebener, tiefer Sandfläche die Kraft der Regen absorbiert, und das überschüssige Wasser findet, ohne sich Bahn brechen zu müssen, ruhig seinen Weg in die Pfannen, die das Vielfache fassen könnten, die eintrocknen und wieder aufweichen, Jahr aus Jahr ein in gleichem Wechsel. Keine Kraft ist zu sehen, diesen toten Kreislauf in neue schöpferische Bahnen zu lenken. So scheint das Schicksal dieser Landschaft für unbestimmte Zukunft besiegelt. Der Kultur werden die endlosen Sand-Savannenfelder der Hochebene Zentralsüdafrikas noch lange unnahbar bleiben. In der schlichten Größe einer unberührten Natur bleibt diese Einöde dem Reisenden, der sie gleich fürchten wie lieben gelernt hat, unvergeßlich.

XV. Kapitel.

Die Eingeborenen der Süd-Kalahari.

A. Die Betschuanen *)

sind die dunkelhäutigen Herren der Süd-Kalahari, vom Randgebiet im Osten bis ungefähr zur Länge von Lehututu. Das Land weiter westlich steht unter keines Betschuanen-Häuptlings ausgesprochener Vorherrschaft, es ist eine Freistatt für unstete Betschuanen, Hottentotten und gelegentlich Herero,



Profilbild des jungen Mannes der Barolong
auf Tafel XX.



Profilbild des jungen Mädchens der Barolong
auf Tafel XX.

*) Dieser Name wird sehr verschieden geschrieben⁶⁸⁾. Ich schließe mich der im Deutschen eingebürgerten Schreibweise an, ohne entscheiden zu können, welche der neueren Schreibweisen: *Becwana*¹⁰⁸⁾ oder *Bachoana*⁷²⁾, korrekter ist, und wie sich die erstere zu der Ableitung des Wortes von *chwana* = sich gleichen, stellt. Da ich hier, wie bei der Schilderung der Hottentotten, mich auf die Mitteilung des selbst Beobachteten beschränke, das entsprechend der Kürze meines Aufenthalts unter den Betschuanen nur ein fragmentarischer Beitrag sein kann, so sei hier zur Ergänzung auf die älteren Reiseberichte aus benachbarten Gebieten und zur ersten Orientierung auf die zusammenfassenden Darstellungen von Fritsch⁶⁸⁾, Ratzel⁷⁰⁾ und Stow⁷²⁾ verwiesen.



E. J. phot.



Verlag Gustav Fischer, Jena.

BATSCHUANEN VOM STAMM DER BARDJONG

1000
1000

deren Ansprüche auf Wasser und Weide sich hier nach der Überzahl der Prätendenten selbst zu regeln scheinen.

Die Betschuanen der Süd-Kalahari scheiden sich wirtschaftlich und sozial in die besitzenden, freien Männer verschiedener Stammeszugehörigkeit und in die verarmten, unfreien Makalahari*).

Über die Herkunft der Makalahari wissen wir nichts oder nur wenig aus neuerer Zeit. Wir haben in ihnen wohl den Rest eines Betschuanenstammes zu sehen, der gleichsam die Vorhut der später folgenden großen Bantu-Invasionen darstellte, als einer der ersten von Norden her in die alten Jagdgründe der Buschmänner eindrang, dann aber von den nachdrängenden stärkeren Verwandten unterdrückt und in die unwirtlichen Teile des Sandfeldes vertrieben wurde⁷²⁾.

Den so Versprengten hat sich später wohl Proletariat aus verschiedenen angrenzenden freien Stämmen angeschlossen, so daß jetzt der Eingeborene in den Makalahari nicht mehr ein Volk, sondern eine Kaste sieht, die sich zum großen Teil wohl auf die gut unterschiedenen Herrenstämme verteilen ließe.

Je näher diese Stämme der Eisenbahnlinie Kapstadt—Rhodesia sind, desto erfolgreicher haben sie Anschluß an die Kultur gefunden, um so schneller, als der Betschuane im ganzen friedfertig und damit dem Friedenswerk zugänglicher ist als mancher seiner kriegerischen Nachbarn. Die Barolong, die unter Badivile Montshioa zu beiden Ufern des Molopo wohnen, haben in Mafeking***) unter Wesleyanischer Mission in wohlgeordnetem Gemeindeleben ihre Hauptstadt. Der Handel mit ihnen bringt auf beiderseitig befriedigende Weise das Geld,

*) Ich hörte stets das oben gebrauchte Pluralpraefix *-ma*; andere schreiben Bakalahari. Die Balala, die ich selbst nicht sah, wurden mir von den Betschuanen als verschieden von den Makalahari, als noch tiefer stehend, und als ihr Hauptaufenthalt das Land nördlich von Kang genannt.

**) Verstümmelt aus Mafhikeng: *lefhika* ist im Setschuana der Fels, im Plural *mafhika*. *-eng* ist die Lokativendung¹⁰⁸⁾ nach der (hier zu ergänzenden) Präposition *mo* = in. Mafhikeng bedeutet also den „Ort in den Felsen.“



Block des groben Konglomeratgesteins der Umgebung von Kanya. Okt. 1904.

das der arbeitsame Teil der Bevölkerung im Dienst der Weißen erworben hat, in weiße Hände zurück. Ihre Wohnungen sind vielfach Steinhäuser europäischen Stils; sie stecken auch nicht nur äußerlich in europäischen Kleidern, sondern eignen sich vielfach ein Wissen und Können an, das sie zu ersprißlicher Kleinarbeit im Dienste der Kultur befähigt. Sie besitzen sogar ihre eigene Presse; und wenn auch die Zeitung, die sie in ihrer Sprache drucken, politisch vielfach unreif ist, so ist sie doch als Zeichen eines Bedürfnisses nach regelmäßiger Belehrung in öffentlichen Tagesfragen ein erfreulicher Kulturanfang.

Im Gegensatz zum Sitz des Barolong-Häuptlings hat Kanya (s. Taf. XXI), die Residenz Bathoeng Gaseitsiwe's, des Oberhäuptlings der Bangwaketse, noch ganz seinen ursprünglichen Charakter als Eingeborenensitz behalten. Und wenn der Häuptling selbst auch in europäischer Behausung und Kleidung lebt, so ist er doch in seiner ganzen Lebensführung ein Betschuaner geblieben. Er empfing mich, als ich ihn formal um die Erlaubnis, in seinem Land zu reisen, bat, freundlich, bewirtete mich mit Kafferbier, warnte mich vor dem Durstfeld und fragte, was es denn dort für mich als Mediziner (er erfuhr, daß ich „Doktor“ sei) zu holen gäbe. Ich zeichnete ihm auf ein Stück Papier einen *Orycteropus*, den großen Ameisenfresser, auf, und da ihm die Zeichnung gefiel, bat er um die eines Krokodils. Die gab er mir aber unbefriedigt zurück (ich hatte den Schwanz nicht mit auf das Papier gebracht), und erst als ich ihm ein Tier mit kühn geschwungenem Schwanz, fletschenden Zähnen und schnaubenden Nüstern gezeichnet hatte, gab er seiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er seinem schweren Körper ein paar unbeholfene Tanzbewegungen zumutete: Die Bangwaketse verehren in Tanzfesten das Krokodil, wie die Bakuena. Die Machtsphäre dieser letzteren, mit der Hauptstadt Molopololi, dehnt sich westwärts über Kang bis Lehututu aus. Die Hauptstrecke meiner Route führte durch das Land der Bangwaketse, aber niemals konnte ich mich an einem Ort so lange aufhalten als notwendig gewesen wäre, um mit dem Volk in vertrautere Berührung zu kommen; dazu fehlte mir auch die Kenntnis der Sprache. Deshalb ist das, was ich über die Betschuanen der Kalahari zu berichten habe, nur das Ergebnis der einfachen Fragestellung: wie sich das Volk an die Lebensbedingungen, die ich an mir selbst vorübergehend erprobte, seinerseits dauernd angepaßt hat.

1. Die Konstruktion der Hütte und die Bodenbearbeitung

kennzeichnen den Betschuanen auch im Innersten der Kalahari, unter Bedingungen, die den Hottentotten zum Nomaden gemacht haben, als Menschen, der sich an die Scholle gebunden fühlt. So finden wir bei ihm statt jenes leichten, auf schnellen Abbruch berechneten Binsenmattenzeltes eine stark gebaute Dauerbehausung. Als Mittelstütze der 3 m hohen Hütte ist ein Baumstamm senkrecht in den Boden gerammt. Seine Aststümpfe dienen unten als Aufhängehaken, oben tragen sie die Enden der Äste, die das Gerüst des Daches bilden. Diese Äste strahlen von der Spitze der Hütte



Hütte im oberen Kanya. Okt. 1904.

schräg nach unten und außen und bilden so ein Gerüst in Gestalt eines Kegelmantels, der anderthalb Meter über dem Boden endet. Der Rand des Dachgerüstes ruht auf jungen Baumstämmen von 5—15 cm Stärke, die in annähernd gleichem Abstand eingerammt, zu 15 einen Pfahlkreis von 20 m Umfang bilden und von einem einfachen Ring horizontal verlaufender schwacher Äste an ihren freien Enden miteinander verbunden werden. Die Zahlen schwanken innerhalb enger Grenzen; als Gleichnis ist eine Hütte in Khakhea gewählt. Die Dachdecke bildet Stroh verschiedener Gräser; die Büschel sind dicht über der Wurzel abgeschnitten und werden in dieser natürlichen Bündelform zwischen das Astgerüst des Kegeldaches gestopft,

außen oft noch mit parallelen Schnüren niedergedrückt. Auf der Dachspitze ist das Stroh oft schopffartig zusammengebunden.

In zirka $\frac{1}{2}$ m Abstand nach innen vom Pfahlkreis steht die senkrechte Wand der Hütte. Im einfachsten Falle besteht sie aus einem dichten Zweiggeflecht. Oft aber bildet statt dessen ein zweiter starker Pfahlkreis mit grober Füllmasse aus senkrecht und wagerecht verlaufenden Zweigen ein Wandgerüst, dessen Zwischenräume von innen mit einer 5–10 cm starken Lage aus einem Gemenge von Lehm und Kuhmist ausgefüllt sind. Zwischen dem oberen freien Rand dieser Wand und dem Rande des übergreifenden, selbständig gestützten Daches hat die Luft genügend Zutritt, um den Raum zu ventilieren.

Die so hergestellte Hüttenwand, die wie ein Zylindermantel dem außen gelegenen Pfahlkreis parallel unter dem überhängenden Dach rundläuft, ist auf einer Seite geradlinig abgestutzt; sie läuft hier gleichsam als Sehne durch den Pfahlkreis und läßt so einen etwas weiteren Vorraum zwischen sich und dem Pfahlkreis frei. Diese gradlinige Wand bildet die Fassade der Hütte; hier ist alles Holzmaterial, auch außen, mit Lehm glatt zugestrichen und, wo das Material zu haben ist, mit einer Mischung aus Pfannenkalk und Mist weiß getüncht. Der obere Teil der Außenwand ist mit bunten Zickzackkanten geschmückt; unvermischter Kalk gibt reines Weiß, Holzkohlenpulver das Schwarz, verschiedenfarbiger Lehm, über dessen Herkunft ich nichts erfahren konnte, braune und rote Töne.

Zwei Eingänge führen in die Hütte; jeder $\frac{3}{4}$ m breit, leistenlos vom Boden bis an das Dach reichend. Der eine Eingang liegt in der Mitte der geradlinigen Wandstrecke, der andere ihr gegenüber; sie werden mit freien Zweiggeflechtmatten geschlossen.

Zuweilen ist die Wand der Hütte an einer Seite im Bereich etwa eines Quadratmeters eine halbe Manneshöhe über dem Boden ausgebaucht. Der so gewonnene erkerartige Raum ist durch eine horizontale Wand in zwei Etagen und oberflächlich in zwei Seitenhälften durch eine senkrechte Zweig- und Lehmwand geteilt, die sich mit der horizontalen Scheidewand fensterkreuzartig verbindet. Oder der Erker reicht vom Boden zur Decke mit fünf bis sechs ungeteilten Etagen, auf denen Hausgeräte stehen.

Der Boden der Hütte ist mit Lehm geebnet; beliebt sind Hartebeestfelle als Lagerstätte.

Jede Hütte (zuweilen mehrere zusammengehörige) ist mannshoch umfriedigt. Am Rande der Kalahari sieht man Lehmmauern (z. B. in Kanya)

oder Steinmauern (z. B. in Mafeking), im Sand dagegen nur Pallisaden oder Zäune aus dichtem Reisiggeflecht. In den Straßen einer Betschuanenstadt sieht man nur die Kegeldächer der Hütten über die Reisigwehr ragen, hinter der sich die Bewohner wie in einer kleinen Festung verschanzt haben; man verirrt sich leicht in diesem Zaungewirr.

Der Front der Hütte entsprechend verläuft die vordere Zaunwand geradlinig, sie umfaßt einen kleinen rechteckigen Hof, in dem sich die Familie tagsüber aufhält. Das überhängende Dach gibt an der Hausseite so viel Schatten, daß häusliche Arbeiten hier bequem verrichtet werden können. Hier stampfen die Frauen und Mädchen Korn oder Kürbiskerne, der Hausherr walkt die Felle der Pelztiere, die er im Winter erlegt hat, mit einem runden Stein weich oder näht sie mit Sehnen zu großen Karossen zusammen.



Straße im oberen Stadtteil von Kanya.

Die Seitenwände des Vorhofs laufen dicht an der Hütte vorbei, lassen zwischen sich und der Hüttenwand meist nur Raum für einen schmalen Durchgang und umziehen dann einen runden Hinterhof. In dessen Grund sah ich oft eine niedrige Strohütte als Vorratskammer, in der Korn, Beeren, Mehl und Salz in irdenen Krügen steht.

Von diesem Vorrat sind die wilden Früchte eines Lindengewächses, der *Grewia flava* D. C., die zwischen Lehututu und Hokontsi besonders zahlreich wächst, ihres reichen Zuckergehalts wegen (s. Anhang) sehr geschätzt. Denn mit einer schnell gärenden Hefe lauwarm angesetzt, liefern sie zuweilen schon in einer Nacht ein schwach berauschendes, wohl-schmeckendes Bier.

Das sogenannte Kafferbier, das sich die Eingeborenen aus Getreide brauen, hat nicht nur einen gewissen Nährwert, sondern wird auch als wirksames Vorbeugungsmittel gegen Skorbut angesehen, für den die braune Bevölkerung bei dem Mangel frischen Gemüses leicht empfänglich sein soll, wenn ihr im Bereich der Kultur das altgewohnte Bier aus falsch angebrachten Temperenzprinzipien vorenthalten wird¹⁰⁹).

In guten Regenjahren lohnt der Anbau des Kafferkorns, des *Sorghum vulgare Pers.*, auch im Innern der Kalahari. Die wenigen Felder, die ich dort sah, boten allerdings einen traurigen Anblick: Das Unkraut gedieh besser als die kümmerlichen, oft mehrere Schritt weit auseinanderstehenden Getreidepflanzen. Wer hier pflügt und sät, muß immer damit rechnen, daß er für nichts arbeitet, die Pflanzen verdorren nicht selten lange ehe an eine Ernte gedacht werden kann. Wo Wildschaden zu befürchten ist, wird das Feld mit dürrem Dornestrüpp umzäunt. Zur Aufbewahrung des ausgedroschenen Korns dienen aus Lehm geformte Urnen von ungewöhnlicher Größe (s. Tafel XXI oben).

Lohnender als Getreidebau ist dem Betschuanen der Kalahari die Kultur eines Kürbisses, den sie *lekatane* nennen, *n'da-nka* in der Sprache der Marsarwa. Die Frucht wird im Herbst und Winter reif und spielt im Haushalt der Betschuanen dieselbe wichtige Rolle wie die Nara in dem der Topnaarhottentotten (s. S. 197 ff.). Die nahrhafte Frucht wird in Stücke zerschnitten und getrocknet. Die Kerne, *dithōtse*, werden zwischen Steinen zerstampft und liefern ein sättigendes Mehl, das von groben Schalenstücken mit Hilfe eines Siebes, aus verknoteten Strohhalmen hergestellt, gereinigt wird. Das Sieb ist nach der Grasart, aus der es hergestellt wird, *mosikiri* genannt. Der Saft der frischen Frucht kann monatelang das Wasser ersetzen.

Der Anbau von Tabak in der Nähe der Pfannen, z. B. von Lehututu, wo der Mann seine Weiber Wasser tragen lassen kann, deckt nur unvollkommen den Bedarf einer kleinen Ansiedelung und spielt dem Tabakimport durch Weiße gegenüber keine Rolle. Der Betschuane schnupft den Tabak und ist daher viel heikler beim Kauf als der Raucher. Seine Schnupftabakdose stellt er aus den Hörnern von Ziegen und Antilopen her.

Hanf wird hier und da in der Nähe von Wasser angepflanzt. Daß es ein beliebtes Betäubungsmittel ist, habe ich an meinen Ochsentreibern oft schmerzlich erfahren. Die sonst so tüchtigen Burschen waren unbrauchbar, sobald sie in einem Dorf, das wir passierten, Hanf zugesteckt bekamen.

L. SCHULTZE



STRASSE IM OBEREN KANYA. KORNGEFÄSS.



DAS UNTERE KANYA, VON DER HÖHE GESEHEN

11

Der Raucher formt aus Lehm oder angefeuchteter Erde auf dem Erdboden selbst einen Klumpen von der Gestalt eines kleinen Brotlaibes. In dessen eines Ende bohrt er dann eine kleinpfeifenkopfgroße Grube zur Aufnahme des Hanfes, stößt den Boden der Grube in einen horizontalen Gang aus und verbindet ihn mit der Oberfläche des Erdklumpens an dessen anderem Ende durch einen Halm, der als Mundstück dient. Ist die Pfeife gestopft, so nimmt er den Mund voll Wasser, kniet nieder und zieht in langen Zügen

den Rauch ein. Er schluckt nur wenig davon hinunter und gibt nach einigen Sekunden durch die Nase oder mit dem Wasser durch den Mund den Rauch wieder von sich. Ich sah Hanfraucher stundenlang betäubt unter einem Baum liegen; der Anblick eines Betrunknen ist lieblich gegen den eines vom Hanf Berauschten.

Wenn man tagtäglich sieht, wie alles Leben in der Kalahari empfindlicher als von allem Anderen vom Wasser abhängt, so ist es befremdend, zu sehen, daß der Betschuane sich vielfach nicht bei der Pfanne selbst, dem natürlichen Mittelpunkt der Wasserversorgung für Menschen und Vieh, sondern zuweilen Stunden von ihr entfernt angesiedelt hat. So kommt man, um nur einige Beispiele zu nennen, selbst an Pfannen wie Kooa, Sekgoma, Kgekong und Kang heran,



Mosikiri-Sieb.
ca. $\frac{1}{7}$ nat. Gr.



Lonaka loa mocoko
Schnupftabaksdose aus
einem Springbock- oder
Ziegenhorn gefertigt.

ohne eine Hütte zu sehen. Die Hütten liegen irgendwo im Umkreis der Pfanne, oft weit verstreut, so daß es Tage erfordern würde, mit einem berittenen Führer die Hütten alle zu finden. Denn sie sind oft schwer im dichten Busch zu entdecken, man kann wenige hundert Schritt an einem kleinen Dorf vorbeigehen, ohne es zu bemerken, wenn in den heißen Stunden die Insassen ruhen *).

*) Es ist deshalb für den, der die Kalahari nur durchwandert, ohne sich an einem Ort länger aufhalten zu können, unmöglich, über die Seelenzahl der Bewohner gerade dieses Teils des Betschu-

Ein Grund, die unmittelbare Nähe der Pfanne zu vermeiden, liegt nach den Angaben der Eingeborenen selbst darin, daß es dort im Winter unerträglich kalt sein soll. Es mag sich in der Tat die kalte Luft im Pfannenbecken sammeln; der dichtere Busch abseits gibt jedenfalls besseren Schutz. Die Pfanne selbst ist nur die Geschäfts- und Unterhaltungsstätte des Betschuanen:



Ansiedlung bei der Pfanne Sekgoma. Nov. 1904.

Hier schließt der Händler seine Käufe ab, hier hält er Revue über seinen Viehbesitz, begrüßt seine Freunde und hört das Neueste.

Die Weiber gehen täglich zur Pfanne zum Wasserholen, sie balancieren den roten, irdenen, bauchigen Krug auf dem Kopf und betrachten ihren Gang zur Pfanne nicht weniger als Unterhaltung, als unsere Mädchen den Marktgang.



Seyana, rotes Tongefäß zum Wassertragen. $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

Der unberechenbare Wechsel in der Wasserführung der Pfanne, Mißernten im Garten oder Feld, die Notwendigkeit oder der Wunsch, draußen im Felde sich mit Hilfe der Buschmannssklaven seine Vorräte auf der Jagd oder auf der Kürbis- und Knollensuche zu ergänzen, treiben den Betschuanen

der Kalahari nicht selten vom Ort. Ich sah häufig Hütten, zuweilen ganze

anenlandes sich ein klares Bild zu machen. Über die Gesamtvolkszahl des Betschuanenland-Protektorats gewinnt man aus den Ergebnissen der Hüttensteuer einen ersten Überblick¹¹⁹). Sie ergab im Jahre 1903/04 10566 Pfund Sterling, das bedeutet (laut Proklamation vom 30. März 1889 auf die Hütte 10 Schillinge gerechnet) eine Gesamtzahl von 21132 Hütten. Eine Volkszählung vom 17. April 1904 ergab (neben 1004 Europäern) 119772 Eingeborene.

Hüttenkomplexe verlassen stehen. Gar manchen wird es auch nach Osten ziehen, wo die Hauptmasse des Stammes sitzt, von wo ihn vor Jahren vielleicht eine Hungersnot ins Innere von der Verwandtschaft weggetrieben hat; es braucht nicht immer die Not vor der Türe zu stehen, um den Betschuanen zum Wandern zu bewegen.

2. Die Wanderschaft

gestaltet sich je nach den Mitteln verschieden. Arme gehen zu Fuß und führen außer ihrer Decke oder einem Rucksack, *kuana*, und dem Wasser-sack (häufig aus der Haut eines Bocklammes hergestellt) kein Gepäck mit sich. Mit dem Wasser hält der eingeborene Fußwanderer in Durststrecken oft schlecht Haus. Er braucht seinen Vorrat bewußt vorzeitig auf, um sich damit für den Rest der Tour zur Eile anzuspornen. Für den, der im Lande gut orientiert ist, ist die kühle Nacht die beste Wanderzeit. 4 Kilometer in der Stunde zurückzulegen, gilt im Kalaharisande bei langen Wanderungen als sehr gute Leistung.

Das Pferd ist in der Kalahari nur von Wert, wenn es „gesalzen“ ist, d. h. wenn es die berüchtigte Krankheit unbekannter Art, die „Pferdesterbe“, die jährlich viele Opfer fordert, überstanden hat und damit immun geworden ist. 6 km soll ein Reiter auf gutem Pferd in der Stunde zurücklegen.

Mit einem Ochsen als Reittier ist dem Ungeübten wenig gedient. Aber das Reisen mit dem Ochsen als Packtier ist meines Erachtens die zweckmäßigste Art, einen kleinen Transport durch die Kalahari zu bringen. Ein Packochse kann, da seine Arbeit leichter ist als die des Zugochsen, beträchtlich länger ohne Wasser bleiben als jener. (Er soll im Winter fast



Packochse, reisefertig. Kkokong. Dez. 1904.

eine Woche lang ohne Wasser bleiben können.) Dieser Vorteil überwiegt die Mühe des täglich mehrfach wiederholten Ab- und Aufladens der Lasten am Ende und Anfang jedes neuen Marsches. Das Tier ist an einem Riemen

(meist aus Oryx-Antilopenleder hergestellt), der ihm durch die Nasenscheidewand gezogen wird, leicht zu dirigieren. Die Last schnürt ihm der Betschuane seitlich am Leibe fest (siehe Abbildung).

Als Zugtier ist der Ochse vor dem leichten Karren am ausdauerndsten. Der südafrikanische Ochsenwagen ist aber auch in der Kalahari das Haupttransportmittel, obwohl hier im weichen Sandboden sein klotzig-massiver Bau nicht notwendig, eher ein Hindernis ist. Bei einer Maximalladung



Betschuanen-Rind, Trekkochse mit 68 cm Spannweite der Hörnerspitzen. Keetmanshoop. Juli 1905.

von 3000—4000 Pfund sind 18—22 gute Ochsen erforderlich; man legt dann im Durchschnitt $3\frac{1}{2}$ bis 4 km in der Stunde zurück. Über die Ausdauer eines Trekkochsen vor dem schweren Wagen in Durststrecken läßt sich allgemeingültiges nicht aussagen, da hier oft unberechenbar die Witterung entscheidend in die Wagschale fällt.

Die maximale Durstleistung eines mittelstark angestregten Trekkochsen sollen im Winter 5 Tage sein.

Der Betschuane hat es unter der Führung des Weißen gut gelernt, die Kraft seiner Trekkochsen so einzuteilen, daß er sie und sich gut durch den „Durst“ bringt. Die Reise im Ochsenwagen geht auch in der Südkalahari am besten in 3—4 stündigen Märschen, „Trekk“, vor sich. Die Hauptfahrzeit fällt im Sommer in die Nachmittags-, Nacht- und frühesten Morgenstunden. Je nach der Temperatur, gegen 4 oder 5 Uhr nachmittags, spannten wir ein, rasteten dann nach dem ersten Trekk 1—2 Stunden, kochten ab und ließen die Ochsen grasen. Der folgende Nachttrekk endete gewöhnlich zwischen 1 und 2 Uhr, dann ruhte Alles einige Stunden. Je eher vor Tagesanbruch die Ochsen wieder in den Jochen waren, desto länger dauerte der Morgentrekk; über 7 Uhr, höchstens 8 Uhr, durfte er der schnell zunehmenden Hitze wegen nicht ausgedehnt werden. Die Ochsen lagern sich jetzt im Schatten oder Grase, in jedem Falle ruhen sie bis zum Nachmittag.

Die eben genannten Regeln gelten für sonniges Wetter und die mittlere Temperatur der Sommermonate. Jede Steigerung der Temperatur und windstilles, schwüles Wetter verzögern die Reise; bedeckter Himmel, frischer Wind, besonders in den seltenen anhaltend kühlen Tagen der Nebelregen fördern sie.

Tiefer einschneidend als der direkte Einfluß des Wetters ist die wechselnde Wasserfüllung der Pfannen auf den Verlauf einer Reise. Die Strecke Lehututu—Kgokong läßt sich in 5—6 Tagen zurücklegen, wenn einige der Pfannen am Wege Wasser haben. Im andern Fall müssen die Ochsen nach den ersten 50 km zum Ausgangspunkt zurückgeschickt werden.

Dann geht es so schnell als möglich durch bis 50 km vor das Ziel. Von

hier werden die Ochsen nun zum Wasser vorausgeschickt, dann kehren sie gestärkt zurück

und holen den Wagen nach. Soll dieses Hin und Her des Zugviehes ein Kraftgewinn sein, muß es langsam, mit eingeschalteten



Mittagsruhe in der Kalahari. Januar 1905.

Ruhetagen, vor sich gehen, die Reise dauert dann 10—14 Tage, andere sind 4 Wochen und länger unterwegs geblieben. Mit solchen Verzögerungen der Reise muß bei der Verteilung der Wasserrationen so lange gerechnet werden, bis man mit eigenen Augen wieder Wasser sieht. Die Folge dieser Ungewißheit ist, daß man auf dem Wege selbst immer mit dem Wasser geizt und seinen Durst nie gründlich löschen kann.

Den Angaben der Eingeborenen ist nicht zu trauen. Als wir nach dem ersten guten Vorstoß in die Durststrecke Lehututu—Kgokong unsere Ochsen zum Wasser zurückschicken wollten, begegneten wir einem Eingeborenen mit seinem Ochsenwagen. Auf die Frage, wo er die Ochsen zuletzt getränkt hätte, nannte er eine entfernte Pfanne. Nun hatten wir aber am

selben Tage die Gegend in jener Richtung rekognosziert und waren auf keine frische Ochsen spur gekommen. Der Kaffer log also, und als ihm auf's Leder gekniet wurde, nannte er eine abseits nahegelegene Pfanne mit reichlichem Wasser, von der er eben kam.

Später passierten wir das frische Grab eines deutschen Händlers, der dem Leichtsinne, einem Eingeborenen zu trauen, zum Opfer gefallen war. Er hatte mit seinem Wasser schlecht gewirtschaftet und seine Begleiter zu Pferd nach Kgekong vorausgeschickt, daß sie ihm Wasser bringen sollten. Die Schwarzen blieben, statt sofort umzukehren, zwei Tage und Nächte bei guten Freunden, und als sie zurückkamen, war es zu spät. Der Mann hatte einen schnellen selbstgewählten Tod dem langsamen Verdursten vorgezogen.

Abstoßender als diese Gewissenlosigkeit, gegen die man sich mit dem Aufbau seiner Pläne auf Selbsthilfe immerhin schützen kann, ist im Verkehr des Weißen mit den Betschuanen die grenzenlose Indolenz des Volkes, der ein Händler wie ein Forscher gleich hilflos preisgegeben ist. Ich habe keinen einzigen Jäger oder Sammler in meinen Dienst bekommen. Keiner wollte sich, auch nicht mit der Aussicht auf guten Gewinn, zu dieser Tätigkeit außerhalb der üblichen Pelztierjagdsaison aufraffen. Der weiße Händler macht ebenfalls die Erfahrung, daß der Betschuane der Kalahari nicht den geringsten Trieb hat, irgend etwas zu erreichen, was über ein leidlich sorgenfreies Dasein hinausginge. Das charakterisiert ihn gerade auf den beiden Feldern seiner Tätigkeit, wo er die natürlichen Schätze des Landes zu seinem und des Händlers Vorteil am reichlichsten heben könnte, wenn er wollte, in

3. Viehzucht, Jagd und Handel.

a) Schafe und Ziegen treten in der Viehhaltung des wohlhabenden Betschuanen gegen das Rind zurück. Die wichtigste Fürsorge für das Gedeihen seiner Herden wäre die Pflege der Wasserstellen. Aber hierin begnügt sich der Betschuane meist mit dem, was die Natur von selbst bietet. So ist die Hauptwasserstelle in der Pfanne Mookane ein kleiner Tümpel von wenigen Schritten Durchmesser, am Nordostrand der Pfanne gelegen, von Grundwasser gespeist. Das Wasser ist vom Mist des Viehes, das hier direkt heran- und hereingetrieben wird, gelb gefärbt, die Eingeborenen stehen beim Tränken des Viehes vielfach selbst im Wasser, ich sah sie auch dort sich reinigen, und der Regen spült wieder andere Arten

Schmutz in dieses Wasser, auf das auch der Reisende angewiesen ist. Nur der Durst und zur Betäubung des Mistgeruches eine gute Portion Pfeffer machte den Tee genießbar, den wir aus diesem Tümpel kochten.

Tiefe Brunnenlöcher erschweren zwar das Tränken, schützen aber das Wasser besser vor Verunreinigung und sind deshalb dem Reisenden wie dem Hirten, der die Mühe nicht scheut, in stundenlanger Arbeit Eimer um Eimer heraufzuziehen, die willkommensten Wasserstellen. Vier Brunnenlöcher, die



Betschuanen, Vieh in der Pfanne Kgokong tränkend. Dez. 1904.

in früheren Jahrzehnten von Betschuanen gegraben sein sollen, gehen 7—8 m tief in den Kalk der Pfanne Kooa ein und erreichen hier ein kristallklares, schwach alkalisch schmeckendes Wasser, das im Grunde der Brunnen $\frac{1}{2}$ bis 1,2 m hoch steht, alltäglich ausgeschöpft wird, aber das ganze Jahr über unversieglich nachrieselt. Auch Kgokong besitzt einen tiefen Brunnen mit herrlichem Wasser. Zur Regenzeit stehen zwar auch hier im Pfannen-grunde seichte Becken voll Wasser (siehe Abbildung), aber ohne das Brunnenloch, das Weiße am Südostende der Pfanne gesprengt haben, das

Menschen und Vieh im weiten Umkreis zu jeder Jahreszeit ausreichend versorgt, wäre Kgokong nichts mehr als einer jener vorübergehenden Stützpunkte der Buschmänner, auf den der Reisende nicht rechnen könnte.

Es ist unerfindlich, warum man nirgends versucht hat, das Regenwasser der Pfannen, statt es in seichten Teichen nutzlos aufdunsten zu lassen, in tief ausgemauerten, mit dichten Zweigmatten zu überdeckenden Fanggruben zu sammeln, in denen es sich das ganze Jahr über halten könnte. Privater Unternehmungsgeist könnte hier wohl viel schaffen. Aber in einem Lande, dessen Weidegründe und Wasserstellen gemeinsames Eigentum des ganzen Stammes sind, lockt ihn keine Aussicht auf Gewinn zur Initiative. Die Häuptlinge aber, in deren Macht es liegt, hier Werte zu schaffen, haben nicht den Weitblick oder nicht die Energie, die Kräfte ihrer Leute einmal zu ungewohnter Arbeit im Interesse des Stammes einzuspannen. Die Kalahari könnte weit mehr Menschen und Vieh ernähren, wenn man mit ihrem Wasser auch nur einigermaßen planmäßig wirtschaftete.

Im Umkreis einer größeren Betschuanenwerft ist das Feld öde. Alle hohen Hölzer sind zum Bauen und Feuern abgeschlagen; nur einzelne große Giraffenakazien sind als Schattenspender über den Hütten stehen geblieben. Aber außerhalb des Bereichs der Ansiedelung ist die Weide unermesslich. Der Betschuane legt zuweilen im Frühjahr Grasbrände an, ich sah den Feuerschein mehrfach am Himmel. Die gute Wirkung ist nicht zu leugnen: Inmitten dürerer unversehrter Grasflächen fallen die reichen jungen Triebe auf eingeäschertem Felde auf; gibt die Asche dem Boden so viel Nährsalze oder macht sie, weil hygroskopisch, das spärliche Wasser der ersten Regenschauer, das sonst die Stümpfe nur flüchtig netzt und dann verdunstet, der Pflanze nutzbar, daß die versengten Stümpfe so viel früher auskeimen?

Der Betschuane hängt mit außerordentlicher Zähigkeit an seinem Viehbesitz; da er mit Recht in ihm die sicherste und rentabelste Kapitalanlage sieht, verkauft er meist nicht willig und fordert zuweilen Preise, die in keinem Verhältnis zu denen im benachbarten Gebiete stehen. Zugänglicher ist er für einen Viehaustausch. Für etwa sieben Schafe oder Ziegen gibt er gelegentlich einen 5 Jahre alten guten Ochsen, für zwei bis drei Stück Kleinvieh ein Kalb oder, im Großen, für 800 Stück Kleinvieh 100 Rinder hin. Oder er sagt sich, daß zwei Jungrinder im Alter von durchschnittlich 2 Jahren ihm in einigen Jahren mehr eingebracht haben werden, als ein 5—6 Jahre altes Tier, das er jetzt dafür austauscht. Für ein gesalzenes Pferd fordert er sechs Stück Rindvieh.

Wie dem Hottentotten, so ist auch dem Betschuanen die Milch des Viehes die begehrteste Nahrung. Ein Becher frisch abgemolkener, schäumender Ziegenmilch ist auch dem Reisenden, der wochenlang von Wildpret, Mehl und Reis gelebt hat, der liebste Trunk, und das leckerste Gericht ein Flaschensack voll *mashi a madile*. Diese Dickmilch wird in einem mehrere Liter fassenden Sack, *lekuka*, hergestellt, der die Form einer großen, platten, einseitig gerade abgestutzten Feldflasche hat und mit Vorliebe aus der Haut des Wildebeests genäht wird. Den Flaschenhals verschließt ein langer, tief einragender Holzkegel. Am unteren Ende des Sackes ist eine kleine, durch ein Hölzchen verschließbare Öffnung ausgespart, zum Abzapfen der sauren Flüssigkeit. Alle kompakten Bestandteile der Milch verdicken sich schließlich zu einer weichen, schneeweißen oder gelblichen Masse, die bald den strengen Beigeschmack beginnender Käsebildung, bald das erfrischende Aroma schwach säuerlichen Rahms hat.



Lekuka, Dickmilch-Sack aus Wildebeesthaut.

Zur Aufbewahrung frischer Milch sah ich zuweilen einen Holzeimer, mit der Haut des Stachelschweins bezogen, in Gebrauch.



Jagdhund der Kalahari-Betschuanen.
Sekgoma. Nov. 1904.

b) Mehr als die Viehwirtschaft führt die Jagd den Betschuanen zum Handel mit den Weißen. Aber es ist nicht die Massenjagd mit der großen Fallgrube, *hopo*, und ihrer märchenhaft reichen Strecke, wie sie Livingstone im Osten bei den Bakuenta sah, sondern



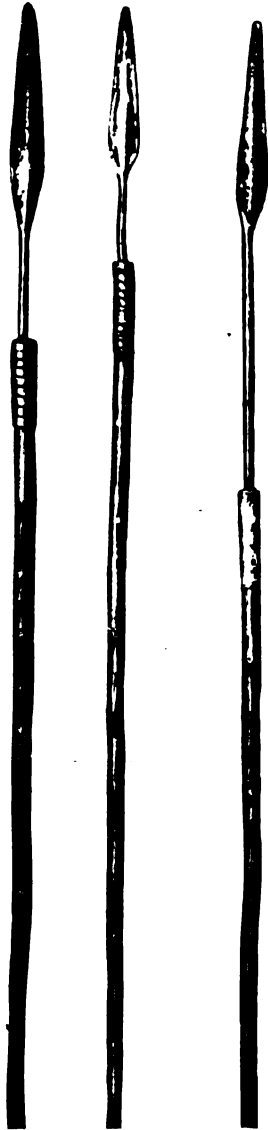
Hölzerner Milcheimer mit Stachelschweinhaut bezogen.

es ist hier im Innern der Kalahari Einzeljagd auf den Strauß und die einfache Raubtierpirsch mit dem Hund. Ihr gegenüber tritt die Jagd auf die

großen Antilopen zurück. Erst nördlich von Kang beginnt das reichere Antilopenjagdfeld; von dort und aus der Gegend des Ngami-Sees kommen die besten Trophäen von Handelswert nach dem Süden. Da ich im Früh-

ling und Sommer reiste, zu einer Zeit also, wo die Pelze wertlos sind, habe ich keinen Betschuaneen jagen sehen, und nach allem, was ich in Erfahrung brachte, weist diese Jagd kaum noch etwas von volkstümlicher Originalität auf, seitdem die Feuerwaffe eingeführt ist. Nach alter Väterart jagt nur noch der Buschmann. Ihm überläßt der Betschuane auch seinen Wurfspeer, *lerumo ya segäë**, mit dem er früher selbst den Nahkampf mit den großen Katzen aufnahm.

Ehe wir die wichtigsten Raubtiere nennen, die der Betschuane jagt, um ihre Felle zu verhandeln, sei kurz betrachtet, wie er die Jagdbeute und die Häute der Haustiere für seine eigene Leibesnotdurft verwendet.



Assagai's eines alten
Leopardenjähgers.



Schamschurz der Männer, ausgebreitet.

*) Die landläufige Bezeichnung dieses Wurfspeers als „Assagai“ ist berberischen Ursprungs und lautet *zaghâja* (*zaghâja*), wahrscheinlich dem arabischen, noch heute in Oberägypten gebrauchten Worte *zâghija* = kurzer Stock mit eiserner Spitze, entsprechend. Im Mittelalter gelangte das Wort in die romanischen Sprachen, wurde von den Portugiesen als *azagaia* nach Südafrika verpflanzt und bürgerte sich dann als *assegay* in der englischen Zeitungssprache ein (Vollers¹¹¹).

c) Die Kleidung des Betschuanen ist von großer Einfachheit. Der Schamschurz der Jünglinge und Männer besteht aus einem dreizipfelig zugeschnittenen Stück Leder oder Fell, das so getragen wird, daß es die Schamteile wie ein enger Beutel fest umschließt. Der eine Zipfel (der untere in der Figur) wird zwischen den Beinen durchgezogen und hinten im Kreuz mit den beiden bandartig ausgezogenen, über die Leistengegend nach hinten gehenden Seitenzipfeln zusammengeknüpft. Die Figur des halbwüchsigen Burschen, der den Ochsen am Nasenzügel hält, zeigt, wie der Schurz am Körper sitzt.

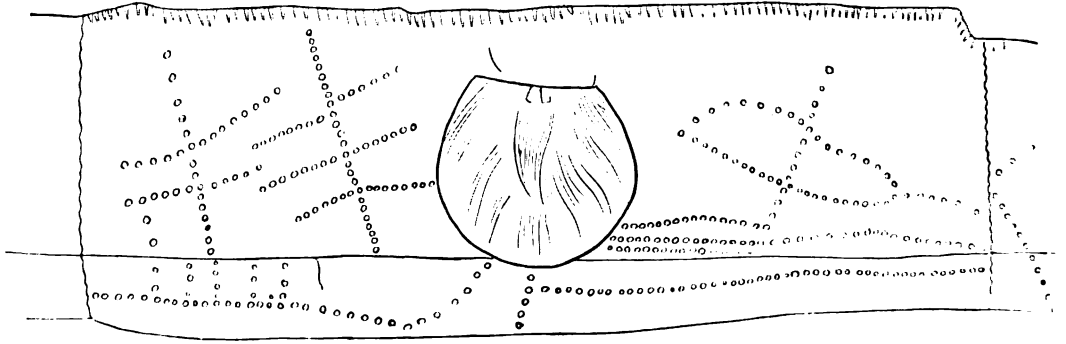
Ein Fell, das lose über einer Schulter getragen wird (siehe Abbildung S. 644), ist neben dem Schurz das einzige Kleidungsstück halbreifer Jünglinge. Der erwachsene, wohlhabende Betschuane kleidet sich vollständiger. Unverständlich ist dem Europäer, wie ein Mensch im Sommer in der Nähe des Wendekreises eine dicke Pelzmütze, *tlhoro*, (s. S. 638 *c*)

tragen kann; der Betschuane näht sie sich aus Fellstückchen meist von den Läufen des Goldschakals oder des Löffelhundes zusammen. Die Pelzseite ist nach innen gekehrt, aber der Rand so breit nach oben umgeschlagen, daß der Scheitelteil mit seiner glatten Lederfläche (in der Mitte ist eine Fellrosette aufgenäht) nur wenig hervorsieht. Klappt man den Aufschlag herunter, so zieht sich die Mütze zu einem 35 cm langen Sack aus.

Das Hauptkleidungsstück des Mannes, der Kaross, ein Mantelumhang, der über beide Schultern geworfen wird und vom Hals bis an die Waden reicht, wird aus Raubtierfellen, weniger vornehm aus Antilopenfellen her-



Junger Betschuane in Sommerkleidung. Kgokong. Januar 1905.



b



d

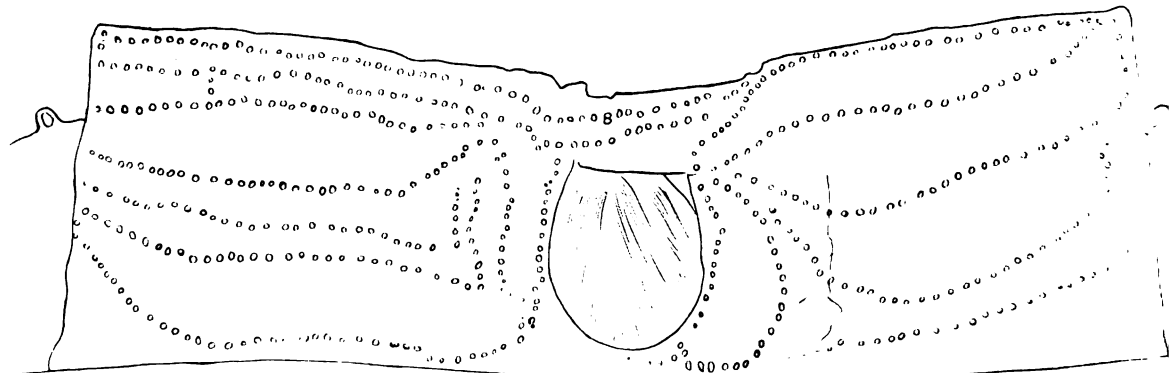


e



a

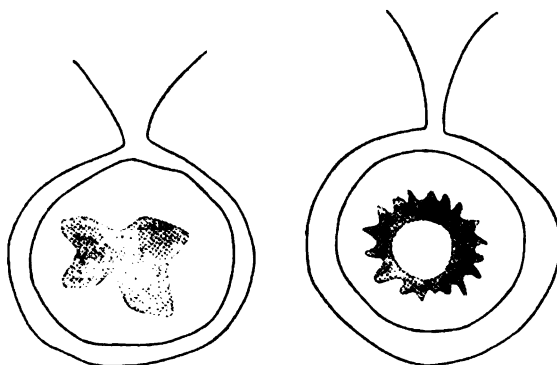
Kleidung des Betschuannenmannes (s. S. 638). a) *Kobō ea kgama*, Hartebeestumhang, ca. $\frac{1}{13}$ nat. Gr. b) u. c) Stichelmuster von Krägen des Umhangs, ca. $\frac{1}{4}$ nat. Gr. d) Sandalen aus Wildebeestfell, ca. $\frac{1}{5}$ nat. Gr. e) *Tihoro ea phokoyè*, Schakalsmütze, $\frac{1}{8}$ nat. Gr.



c

gestellt. Am häufigsten sah ich den *Kobō ea kgama*, aus dem gegerbten starken Leder des Hartebeests aus einem Stück (mit Ausnahme des Kragenaufschlags) hergestellt (siehe nebenstehende Abbildung).

Der 15 cm hohe Kragenaufschlag ist mit eingeschnittenen Punkt- oder kunstlosen Stichmustern verziert; hinten hat er einen kurzen Querschlitz, der in Zusammenhang mit einem oberhalb eingenähten Fellstückchen den Anschein erweckt, als sei der unterhalb



Fellrosetten vom Umhang der Männer. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

festgenähte schwarze Hartebeestschwanz wie eine Trophäe hindurchgesteckt. Das Fell des Tieres ist nur an einzelnen Stellen erhalten geblieben. Je ein Haarfeld schmückt die beiden latzartigen, am freien Rand mit kurzen Lederzöpfen versehenen Fortsätze des Mantels in der Brustgegend, ein flach dreieckiges Feld ist jederseits am unteren Rande ausgespart; die Spitze des Dreiecks mit den sanftgeschwungenen Seitenlinien krönt eine Rosette, die aus verschiedenfarbigen Fellstückchen zusammengenäht ist: hier einer Scheibe mit konzentrischen Ringen, dort einem Stern, dort einem eingekreisten Schmetterling ähnelnd. Außerdem ist das Braun der rotgegerbten Mantelfläche durch Felder unterbrochen, die entweder glatt poliert sind (der helle Streifen in der Mitte der Vorderfläche) oder an denen nachträglich die braune Farbe des Gerbstoffes weggeschabt ist, um einem Grau Platz zu machen (s. das Halbmondfeld hinter dem Latz). Auf die letztere Manier ist auch der freie Rand des Mantels mit einer hellen Strichelkante umsäumt. Vorn am Hals wird der Mantel mit Lederschnüren zusammengebunden; er gibt dem Mann, der ihn in würdevoller Haltung trägt, ein malerisches Aussehen. Fast anheimelnd aber wirkt es, einen so gekleideten Betschuanen wie einen altmodischen Bürger mit großem Spazierstock, *thobane* oder *seikokottlèlō*, einherschreiten zu sehen.



1 m langer Spazierstock m. Drahtgeflecht.

Dem kürzeren Kaross der Frauen (s. S. 641 *d*) fehlt der Kragen; der Hals ist bei ihnen immer frei, meist auch eine Schulter, mag der Arm eingeschlagen sein oder frei heraushängen (s. Abbildung S. 642). Zuweilen ist der Umhang mit einem ausgesparten scheckigen Fellrand, der sich gut von dem enthaarten, rotbraun gebeizten Leder abhebt, reich verbrämt. Statt der Rosette ziert meist je ein breiter Zipfel jederseits den unteren Seitenrand; das hier abgebildete Kleidungsstück ist aus Ziegenfellen gefertigt, *kobō ea podi*, die enthärteten Teile satt-braunrot gefärbt.

In der Bearbeitung der Raubtierfelle haben es die Betschuanen zu so großer Vollkommenheit gebracht, daß ihre Karosse, zum Teil in übergroßen



Morutshè, Näh-
nezessaire der
Frauen, halb auf-
gerollt.
ca. $\frac{1}{7}$ nat. Gr.

Exemplaren, einen begehrten Artikel bei Weißen und fremden Eingeborenen darstellen; reiche Basuto sollen für Pelzkarosse die höchsten Preise zahlen. Die Felle sind ausschließlich mit Sehnen-garn zusammengenäht; Garn und Pfriemen werden in einem Nezessaire, *morutshè*, aufbewahrt, das eine kleine zusammenstellbare und mit umwickelten Lederband zu schließende, dichte, parallelhalmige Strohmatte darstellt. Ein Instrumententäschchen anderer Art ist der Lederpompadour, *tokèlo* (S. 641 *e* und *g*).

An den Vorschurz der Hottentottinnen erinnert das dichte Bündel schwach gedrehter Lederschnüre, das man bei kleinen Mädchen häufig als einziges Kleidungsstück antrifft. Beim reifen Mädchen und bei Frauen ist dieser Unterschurz, *lokgabe*, bedeckt von einem Fell- oder Leder-Vorschurz, den sie *khiba* nennen (S. 641 *b* und *c*), aus einem Ziegen- oder Antilopenfell hergestellt, bis auf die Knie reichend. Das Gesäß deckt ein ähnlicher Hinterschurz, *mosese* genannt, ein rechteckig geschnittenes Stück Fell, mit braunrot gefärbtem, enthärtetem Mittelfeld. Man sieht unter den Mädchen, die nur mit diesem kurzen Schurze bekleidet, mit geschmeidigen Bewegungen der Arme den unverhüllten, bronzenen Oberkörper beim Wasserschöpfen über das Brunnenloch beugen, anmutige Gestalten. Die schöne Entwicklung des Busens im Alter der beginnenden und eben vollendeten Reife fiel mir auf.

Einen phantastischen Schurz, den ich selbst nie am Körper eines Mädchens sah, der, wie mir meine Begleiter versicherten, nur bei dem feierlichen Tanz der Mädchen aus der *boyale* (Pubertätsschule) vor dem Häuptling getragen wird, ist die nebenstehend abgebildete *mothekga*, aus



a



b



d



e



c



g



f

Gebrauchsgegenstände der Betschuanenfrauen und Mädchen. a) *Mothekga*, Lendengurt der tanzenden Mädchen aus der Pubertätsschule. ca. $\frac{1}{12}$ nat. Gr. — b) u. c) *Khiba*, Vorschutz der Mädchen. ca. $\frac{1}{8}$ nat. Gr. — d) *Kobō ea podi*, Ziegenfellumhang der Frauen. ca. $\frac{1}{11}$ nat. Gr. — e) u. g) *Tokélo*, Pompadour. ca. $\frac{1}{5}$ nat. Gr. — f) *Letlhao*, Tanzrassel aus Schmetterlingkokons. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

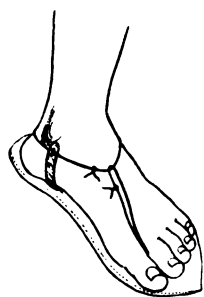
Schultze, Namaland und Kalahari.

einem Lendengurt bestehend, der mit rund 30 lose herabhängenden Schwänzen einer Ginsterkatze besetzt ist und daher *m-ea tshipa* genannt wird.



Weiber und Kinder der Betschuanen von Kgokong. Dez. 1904.

Als letztes Kleidungsstück ist endlich die Sandale, *setlhakō*, zu nennen; ich habe sie nur von Männern tragen sehen. Sie bestehen aus einer steifen Fellplatte (das Fell des Wildebeests wird allem anderen Material vorgezogen),

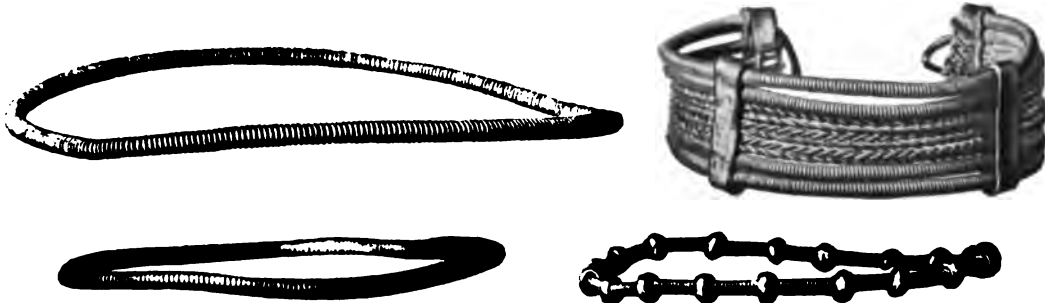


Sandalen-Tracht der
Betschuanen,
vgl. S. 638 d.

deren Rand scharf nach unten umgebogen ist, so daß der Fuß auf einem niedrigen Gewölbe federt. Die Fußsohle ruht auf der Fellseite der Sandale und wird auf ihr folgendermaßen befestigt: In der hinteren Hälfte gibt dem Fuß rechts und links ein Gurtstück Halt. Die beiden am Ende durchlocherten Gurtstücke verbindet ein Hinterriemen, der die Ferse von hinten umspannt, unterhalb der Knöchel nach vorn läuft und auf der Spanne festgeknotet wird. Ein Vorderriemen, von einer pfeilförmigen Klammer festgehalten, wird mit seinen beiden Hälften zwischen die große und zweite Zehe durchgezogen und über der Spanne an den Hinterriemen geknotet. Außer der oben genannten Bezeichnung

hörte ich, im Munde der Makalahari, die Sandalen *dirako*, auch *ditaku* genannt werden; eine andere Dialektbezeichnung, deren Stammeszugehörigkeit ich nicht feststellen konnte, lautete: *bophachane*.

Der Schmuck der Betschuanenfrauen besteht vorwiegend aus Glasperlketten, die sie um den Hals und die Unterschenkel oberhalb der Knöchel schlingen. Bei Männern sah ich häufig Arm- und Beinringe (unterhalb des



Masèka, Arm- und Beinringe aus Metalldraht. 0,8 nat. Gr.

Knies getragen), *masèka* genannt, aus Kupfer, Messing oder Eisendraht, der fest und lückenlos um ein Bündel Schwanzhaare des Wildebeests gewunden war. Die Besitzer sagten mir, daß diese Artikel ihnen von Zulus eingehandelt würden, die in der Kunst der Metalldrahtflechterei besondere Fertigkeit besitzen sollen; ich konnte diese Angabe nicht kontrollieren.

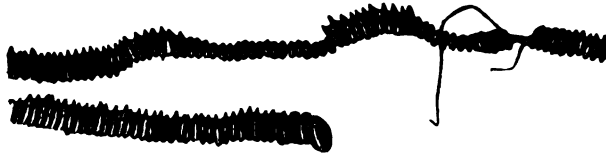
Ein seltsamer Kopfschmuck, den ich nur hier und da fand, ist ein 2—2½ cm langes Schneckengehäuse, *khapana*, dessen Rückenteil abgetragen und das an einer glatten oder durch Messingperlen gezogenen Sehne oder Lederschnur befestigt ist. Die Schnur



Khapana, Schnecken-Haarschmuck d. Betschuanen-Weiber. 0,7 nat. Gr.

ist fest mit einem Haarbüschel der Stirn verknotet und verklebt mit den Jahren derart mit dem pomadigen Filz, daß man die Haarbüschel abschneiden muß, wenn man den Gegenstand glücklich eingehandelt hat. Das hier abgebildete Schneckenhaus ist die echte Kauri, *Cypraea moneta* L., die im Großen und Indischen Ozean heimisch ist und als Geld ihren Weg durch ganz Afrika gemacht hat.

In der Regel nur während der Zeit der *boyale* behängen sich die Mädchen mit Kürbiskernketten, von den Makalahari *ledikwa* genannt, die ich in mehrere Meter langen Schnüren in einer Hütte liegen sah.



Kürbiskernkette. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Zum Tanz bei der *bogwèra* genannten Feier der Beschneidung (Zirkumzision) der Jünglinge umschlingen sich die Frauen die Fußwurzeln mit einer Rasselkette, *letlhao*, aus

Schmetterlingkokons. Jeder Kokon ist längst geöffnet, die Puppe entfernt und statt ihrer kleine Stückchen von Straußeneierschalen hereingebracht, die bei jeder Bewegung klappernd den Takt der Tanzmusik verstärken.



Betschuanen-Hirtenjunge mit Musikbogen.
Mookane. Oktober 1904.

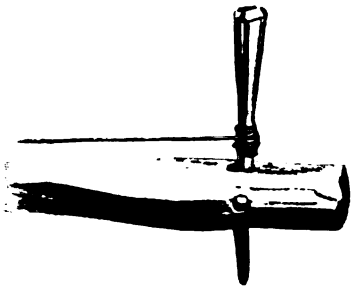
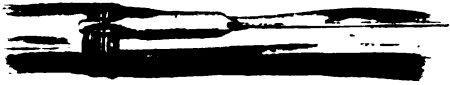
Es bot sich mir keine Gelegenheit, die Musik der Betschuanen zu studieren. Von Instrumenten sah ich nur zwei in Südafrika weitverbreitete: einen Bogen mit einem großen Kürbis als Resonanzgefäß in der Mitte des Holzes und die 1 m lange Gora, deren Saite an einem Ende durch Ansaugen einer Federspule in Schwingung versetzt wird (s. Abbildung).

Äußerlich einem Schmuck gleichend, in Wirklichkeit aber ein Zaubermittel gegen Leiden der verschiedensten Art sind Ketten, deren Glieder Holzpflockchen, verschiedenerlei Knochen, Fellstücke u. dergl. bilden; sie werden vom Mediziner dem Kranken verschrieben und um den leidenden Körperteil getragen, bis jener die Kur für beendet erklärt. Welche Zauberei mit dem abgebildeten, *bola* genannten Wünschelgerät aus Horntäfelchen und zwei Hornhohlformen von dreieckigem Querschnitt verbunden ist, konnte ich nicht

feststellen. Ich kann hier wieder nur registrieren; zu erschöpfender Erläuterung bedarf es eines längeren Aufenthalts im Lande, als mir vergönnt war.

d) Dem Einfluß der Kultur nachgebend, zieht auch der Betschuane vielfach schon europäische Bedarfsartikel den volkstümlichen vor. Er

kauft also Anzüge, Druckstoffe und Garn, Kopftücher, wollene Decken, Hemden, Männerhüte und Schmuck, vor allem Ohrringe, Glas- und Porzellanperlketten, die in Farbe, Zeich-



Mundteil und Stimm-Ende der Gora.
etw. über $\frac{1}{2}$ nat. Gr.



Bola-Wünschelgerät. ca. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

nung und Größe der Perlen in den verschiedenen Landschaften der Mode stark unterworfen sind. Ein Bedürfnis nach europäischen Fabrikaten macht



Medizin-Zauberperlkette, um die Lenden getragen. $\frac{5}{7}$ nat. Gr.

sich auch im Haushalt bemerkbar. Handwerkszeug verschiedenster Art, speziell Messer, Kochgeräte, Blechbecher, Schüsseln, Löffel und eiserne

Kochtöpfe sind begehrt. Auch Seife habe ich ihnen verhandelt. Dazu kommt, daß der Betschuane im Innern der Kalahari in Zeiten der Dürre, wenn der Boden nicht trägt, und der Milchertrag zurückgeht, Korn, Mehl und Zucker mit Freuden eintauscht. Von Genußmitteln kommt Tabak allein in Betracht, da der Handel mit alkoholischen Getränken streng untersagt ist¹¹²⁾.

Eine bestimmte Anzahl Patronen einzuführen, gibt die englische Regierung frei, da ohne sie die Jagd und damit die Kaufkraft der Eingeborenen und die Steuereinnahmen leiden würden.

Die Straußenfedern und die überall geschätzten Felle der Kalahari-raubtiere sowie die anerkannte Meisterschaft des Betschuanen, die Felle zu gerben und zusammen zu stücken, stellten dem Weißen frühzeitig lohnenden Gewinn in Aussicht, und so hat sich ein Handel auch in der Südkalahari unendlich mühsam, aber doch mit Erfolg angebahnt, rechtlich auf zuverlässiger Grundlage, seit das Gebiet der Betschuanenstämme im Jahre 1885 endgültig unter englische Oberhoheit kam.

Den Stützpunkt an der Kulturstraße dieses Handelsfeldes bildet Mafeking, als vorgeschobene Hauptposten sind Kanya im Bangwaketse- und Molopololi im Bakuenalande anzusehen. Meine Reiseroute bezeichnet den südlichen, die Strecke Molopololi—Lehututu den nördlichen Handelsweg, die beide freilich in dem endlosen Sandfeld der Kalahari wie Dampferlinien im Ozean verschwinden. Hokontsi ist der östlichste Stützpunkt.

Außer Händlern europäischer Abkunft handeln auch Indier mit Eingeborenen. Das Handelsrecht muß von der englischen Protektoratsbehörde gegen Bezahlung einer Summe von 10 Pfund Sterling pro Jahr erworben werden; dazu kommt noch eine Abgabe an den Häuptling. Der Mangel an kaufmännischem Sinn unter den Eingeborenen, speziell der Mangel an Verständnis für Preisschwankungen erschwert den Handel zu Zeiten empfindlich. Persönliche Intriguen spielen ebenfalls herein. So verbot der Vormann in Khakhea seinen Leuten, mit dem dort ansässigen Indier zu handeln, trotz der Erlaubnis, die der Oberhäuptling dazu gegeben hatte. Die Häuptlinge sehen oft ungern einen Händler in ihr Land ziehen; denn der Händler kauft in Fellen und Federn die Waren auf, mit denen der Eingeborene seine Abgaben entrichtet. Der Häuptling kann auch die Hüttensteuer eintreiben, die jeder eingeborene Hüttenbesitzer an die englische Behörde zu zahlen hat. Dabei macht er selbst ein gutes Privatgeschäft, denn bei den 10%, die ihm gesetzlich von der Hüttensteuer zufallen, wird er nicht stehen

bleiben. Deshalb ist es ihm nicht gleichgültig, ob die Hüttensteuer bar oder in Fellen und Federn, die überall und jederzeit ihren Markt haben, entrichtet wird, oder ob ihm statt dessen, wenn überhaupt, dann in Vieh gezahlt wird, dessen Unterbringung und vorteilhafter Verkauf mehr kaufmännisches Geschick erfordert und Mühe kostet, als er daran wenden will.

Der Handel ist in erster Linie Tauschhandel. In nicht seltenen Fällen verlangt der aufgeklärte Eingeborene Bargeld, weil er weiß, daß der Realwert der ihm gebotenen Ware dem hochgestellten Nominalpreis nicht entspricht. Der Händler seinerseits stellt seine Preise so, daß er erwarten kann, seine Ware um das Doppelte des Betrages, den er selbst dafür zahlte, loszuschlagen; nur dann sieht er sich für seine Unkosten und Mühe genügend entschädigt. Welche Gegenstände der Betschuane dem Händler im Innern der Süd-Kalahari zum Kauf anbietet, welche Preise er damit erzielt, und welchen Gewinn andererseits jener dann zu erwarten hat, sei nach meinen eigenen Erfahrungen als Händler (denn als solcher reiste ich) kurz zusammengestellt. Der Händler, der draußen im Feld direkt mit dem Betschuanenjäger tauscht, sei kurz der Handelspionier genannt, im Gegensatz zu dem Zwischenhändler, der am Rande der Kalahari seinen Sitz hat und nun seinerseits mit den großen Kaufhäusern der Kapkolonie in Verbindung steht:

Gegenstand, den der Eingeborene liefert. (Der Eingeborenen-Name des betreffenden Tieres ist im Setschuana-Dialekt beigefügt.)	Einkaufspreis, d. h. der Wert, in Schillingen ausgedrückt, den der betreffende Gegenstand i. A. in den Augen der Eingeborenen hat. Vom Handelspionier festgesetzter Nominalpreis.	Verkaufspreis, d. h. der Preis, den der Handelspionier in den Kulturpunkten am Rand der Kalahari vom Zwischenhändler in Bargeld oder Kredit erhält.
<p>Raubtier-Felle.</p> <p>1. Leopard, <i>Felis pardus</i> L., <i>nkwe</i> .</p> <p>2. Gepard, <i>Cynaelurus guttatus</i> Herm., <i>lenga-u</i> .</p> <p>3. Wildkatze*), <i>Felis cafra</i> Desm., <i>phagè</i> .</p> <p>4. Luchs, <i>Felis caracal</i> Guldenst., <i>thwane</i> .</p> <p>5. <i>Felis nigripes</i> Burch., <i>sealamonokuana</i> .</p> <p>6. Ginsterkatze, <i>Genetta spec.</i>, <i>tshipa</i> .</p>	<p>20—30 sh.</p> <p>15—25 sh.</p> <p>$\frac{1}{2}$—1 sh.</p> <p>2 sh.</p> <p>$\frac{1}{2}$—1 sh.</p> <p>$\frac{1}{2}$—1 sh.</p>	<p>30—45 sh.</p> <p>20—30 sh.</p> <p>$\frac{3}{4}$—1$\frac{1}{4}$ sh.</p> <p>2$\frac{1}{2}$—3 sh.</p> <p>$\frac{3}{4}$—1$\frac{1}{4}$ sh.</p> <p>1—1$\frac{1}{4}$ sh.</p>

*) Die Wildkatze Südafrikas gleicht der Nordost-Afrikas derart, daß eine Artunterscheidung den Systematikern Schwierigkeiten macht. Da es nun eine wohl begründete Vermutung ist, daß diese nordost-afrikanische, von den Ägyptern gezähmte Art der Ahn unserer Hauskatze ist, so scheint es nicht uninteressant, zwei äußerst seltene Farbenvarietäten der südafrikanischen Wild-

Gegenstand, den der Eingeborene liefert. (Der Eingeborenen-Name des betreffenden Tieres ist im Setschuana-Dialekt beigefügt.)	Einkaufspreis, d. h. der Wert, in Schillingen ausgedrückt, den der betreffende Gegenstand i. A. in den Augen der Eingeborenen hat. Vom Handelspionier festgesetzter Nominalpreis.	Verkaufspreis, d. h. der Preis, den der Handelspionier in den Kulturpunkten am Rand der Kalahari vom Zwischenhändler in Bargeld oder Kredit erhält.
7. Goldschakal, <i>Canis mesomelas</i> Schrbr., <i>phokoyè</i> 8. Silberschakal, <i>Vulpes chama</i> (A. Smith), <i>losiè</i> 9. Löffelhund, <i>Otocyon megalotis</i> (Desmar.), <i>tlhose</i> 10. Erdwolf, <i>Proteles cristatus</i> (Sparrm.), <i>thukgwi</i>	2½ sh. 1 sh. 1½ sh. 1—2 sh.	3½—4 sh. 2—2½ sh. 1½—2 sh. 2½ sh.
Trophäen und Häute.		
11. Schwanz der Giraffe (Liebhaberartikel bei östlichen Bantustämmen)	10—50 sh.	bis 100 sh. für ein besonders schönes Stück!
12. Kudu, <i>Strepsiceros capensis</i> (A. Smith), <i>tholo</i> . Fell Gehörn	5—10 sh. 3½—5 sh.	15—25 sh. 7—12 sh.

katze kennen zu lernen, die durch ihre Farbe an sich nicht minder als durch ihre Ähnlichkeit mit Farbenvarietäten unserer Hauskatze auffallen. Die beiden abnormen Felle, die ich untersuchen konnte, hatten genau die gleiche Größe wie die Tausende normaler Felle, unter denen sie sich fanden.

a) Das normale Fell der Kalahari-Wildkatze ist in der Gesamtfärbung gelbgrau. Die gelben Töne gehören hauptsächlich den Wollhaaren an, die Grannenhaare sind dunkel mit einer silbergrauen Einschaltung hinter dem freien Ende. Ein dunkler, hellbraun-schwarz melierter Streifen längerer Haare nimmt die Rückenmittellinie ein, wird nach vorn schwächer, tritt aber auf dem Schädel in gleicher Stärke wieder auf. Im Schwanz treten die gelben Töne immer mehr zurück; die graue Gesamtfärbung hier resultiert aus einem Gemisch von fast reinem Schwarz und schmutzigem Weiß. Das Gelbgrau des Rückens setzt sich mit kaum erkennbarer Streifenandeutung auf die Schultergegend, mit deutlicher Streifung auf die obere Keulengegend fort. Im Bereich der oberen Beinpartien wird die Streifung scharf. Die der hinteren Extremitäten setzt sich verblassend auf die Flanken bis in die Schulternähe fort. Der Bauch hat hellgelben, vorn und hinten weißlich lichterem Pelz.

b) Die Grundfärbung der ersten Spielart ist ausgesprochen silber-blaugrau. Die Wollhaare sind trübe weiß mit einem schwachen gelben Hauch, der auf der Bauchseite rein zutage tritt. Die Gesamtfärbung des Bauches ist so hell wie die der weißesten Stellen im Bauchfell des normalen Tieres. Die Streifung der Flanken ist in Fleckenreihen aufgelöst. Die helle Einschaltung hinter der Spitze der Grannenhaare ist rein weiß, nur in der dunkleren Rückenlinie gelb, ohne daß dadurch der prächtige silbergraue Grundton des Felles beeinträchtigt würde.

c) Charakteristisch für die zweite Spielart ist die gleichmäßige hellgelbe Gesamtfärbung des ganzen Körpers. Die Bauchseite ist kaum heller als die Flanken, nur in der Weichengegend geht das Gelb in fast reines Weiß über. Die helle Einschaltung der gelb-braunen Grannenhaare ist weißlich, nur im Rückenstreifen gelblich. Die Zeichnung des Fells wiederholt in gelbbraun alle Einzelheiten des braunschwarz gezeichneten normalen Tieres. Die Querringelung des Schwanzendes ist besonders deutlich, da sich hier die gelbe Grundfarbe zu Weiß aufhellt.

Gegenstand, den der Eingeborene liefert. (Der Eingeborenen-Name des betreffenden Tieres ist im Setschuana-Dialekt beigefügt.)	Einkaufspreis, d. h. der Wert, in Schillingen ausgedrückt, den der be- treffende Gegenstand i. A. in den Augen der Eingeborenen hat. Vom Handels- pionier festgesetzter Nominal- preis.	Verkaufspreis, d. h. der Preis, den der Handelspionier in den Kultur- punkten am Rand der Kalabari vom Zwischenhändler in Bar- geld oder Kredit erhält.
13. Eland, <i>Taurotragus oryx</i> (Pall.), <i>phohu</i> .		
Fell	5—12 sh.	10—15 sh.
Gehörn	7 ¹ / ₂ —12 sh.	12—25 sh.
Riemen, 2 ¹ / ₂ —3 m lang	1 sh.	1 ¹ / ₂ sh.
14. Gemsbock, <i>Oryx gazella</i> (L.), <i>kukama</i> .		
Fell	5 sh.	5—10 sh.
Gehörn	1—3 sh.	5 sh.
Schwanz	1 sh.	2 ¹ / ₄ —2 ¹ / ₂ sh.
Riemen, 2 m lang	1/2 sh.	1 sh.
(14. Wildebeest)	—	—
15. Springbock, <i>Antidorcas euchoe</i> (Zimmerm.), <i>tshèphè</i> .		
Fell	1—1 ¹ / ₂ sh.	2—2 ¹ / ₂ sh.
Gehörn	1/2 sh.	1 sh.
16. Steenbock, <i>Rhaphiceros campestris</i> (Thbg.), <i>phuduhudu</i> und	Fell 1/2—1 sh.	1 sh.
17. Duiker, <i>Cephalophus grimmi</i> (Gray), <i>photi</i> .		
Straußenfedern.		
18. Federn des <i>Struthio australis</i> (L.), <i>nche</i> .		
a) Gemischt aus großen und kleinen Federn, 1 engl. Pfund	8—12 sh.	25—40 sh.
b) Eine große, gute weiße Feder	1 sh.	1 ¹ / ₂ —2 ¹ / ₂ sh.
c) Schwarze, große, gute Feder	1/2 sh.	1—1 ¹ / ₂ sh.
Haustiere.		
19. Pferd:		
a) ♂, 5—7 Jahre alt	20—30 £	25—35 £
b) ♀, do. do.	5 £ mehr	5 £ mehr
c) 3—4 Jahre alt	15—20 £	20—25 £
d) garantiert „gesalzen“	30—40 £	50—80 £
20. Rind:		
a) guter Trekkochse, 6—9 J. alt	5—12 £	7—15 £
b) ungelerner Ochse, 4—5 J. alt	3—8 £	(große Preisschwankungen) 5—10 £
c) do. do. 2 ¹ / ₂ —3 J. alt	2—5 £	3—7 £
d) Kalb, ♂	1—2 £	1 ¹ / ₂ —2 ¹ / ₂ £
do. ♀	10 sh. mehr	10 sh. mehr
e) gute Milchkuh	8—10 £	12 £
f) gew. Kuh, 4—7 Jahre alt	5—7 £	6—9 £
21. Schaf:		
a) ♀	10—25 sh.	} gemischt pro Kopf 15—22 ¹ / ₂ sh.
b) Hammel	15—30 sh.	
c) Lamm	5—12 sh.	
22. Ziege:		
a) ♀	10—17 ¹ / ₂ sh.	} gemischt pro Kopf 15—20 sh.
b) Kapater	12—30 sh.	
c) Lamm	5—10 sh.]	

B. Die Buschmänner

der Kalahari, die Masarwa, haben als die letzten Überbleibsel eines rätselhaften Zwergvolks von jeher das Interesse jedes Reisenden in hervorragendem Maße gefesselt. Kein Eingeborener, kein Kolonist, der nicht vom Buschmann zu erzählen wüßte; und nie hat es an Solchen gefehlt, die das Gehörte dann zu einem Bilde vereinigten, zuweilen ohne je einen Buschmann in seiner natürlichen Umgebung gesehen zu haben, nur an eine Betrachtung versprengter Individuen an der Kulturgrenze anknüpfend, und



Altes Weib der Masarwa. Letlake.
Dez. 1904.

ohne erkennen zu lassen, was denn in dem entworfenen Bilde dem Buschmann selbst und was den Berichten weißer Ansiedler oder der älteren Literatur entnommen ist. Es wird einmal keine erfreuliche Aufgabe für einen Geschichtsschreiber des Buschmannvolkes sein, zu sondern, was als tatsächlich beobachtet, was als zuverlässige Chronik und was als freie Zutat in unserem Wissen zu gelten hat. Das nicht immer einwandfrei befriedigte Ergänzungsbedürfnis des wissenschaftlichen Berichterstatters, in bestem Glauben verfaßte Tendenzberichte von Philanthropen im Kampf mit brutalen Ansiedlern, die Verlogenheit des Buren, die Stimmungsmalerei halb populärer Schilderungen, das sind die

Trübungen, auf die hin man jede Quelle wird untersuchen müssen, wenn auch manche unter ihnen (besonders von den älteren) davon frei befunden werden wird.

Diese kritische Arbeit ist hier nicht meine Aufgabe. Es sollen hier lediglich mit einigen Beobachtungen aus einem Gebiet, über dessen Buschmannsbevölkerung wir bisher nicht orientiert waren, unsere Kenntnisse aus dem nördlicheren Teil der Kalahari, die neuerdings Passarge¹¹³⁾ zusammenfassend geschildert hat, ergänzt werden. Vereinzelt Buschleute, Knaben

oder erwachsene Mädchen, sah ich mehrfach als Gesinde im Gefolge von Betschuanen. Frei umherschweifende Buschmänner begegneten mir zwischen Kang und Lehututu; bei der Pfanne Letlake gelang es mir auch, einige Weiber zu überraschen.

Noch ehe wir uns der Wasserstelle soweit genähert hatten, daß die dort Hockenden nach Rasse oder Geschlecht zu erkennen gewesen wären, sahen wir die dunklen Gestalten über den weißen Boden der Pfanne dem Dickicht zuflihen. Der Busch-

mann, der mich führte, erkannte sie sofort als Weiber seines Stammes, die

Wasser geschöpft hatten. Mit dieser Last konnten sie nicht schnell vorwärts

kommen; wir setzten uns also in Trab, und als wir in Hörweite

waren, riefen wir ihnen freundlich zu; aber es war kein Halten mehr, ich gab

schnell entladend mein Gewehr dem Buschmann und hob die Hände hoch zum Zeichen meiner friedlichen Absichten, aber



Das nebenstehend abgebildete Masarwaweib en Profil.

sie liefen und verschwanden im Busch. Erst als ich weit zurückblieb und der Buschmann allein die Verfolgung aufnahm, konnten sie zum Stehen gebracht und nun auch von mir eingeholt werden. Da standen sie nun, die Furcht in allen Zügen, ihre ledernen Rucksäcke mit wassergefüllten Straußeneiern auf dem Rücken, und erwarteten ihr Urteil. Unter dem Vor-

wand, daß wir Wasser brauchten, bewogen wir sie mit vieler Mühe, zum Wagen zu kommen, und eskortierten sie dahin. Um einen Teekessel am Feuer sitzend, frisches Erdferkelfleisch in der heißen Asche röstend, schienen sie bald volles Zutrauen gefaßt zu haben. Als ich aber auf den Wagen kletterte und das Zelt zuzog, um im Wechselsack neue Platten zu einer Aufnahme einzulegen, sahen sie darin, durch eine lachend von den um-sitzenden Betschuanen aufgenommene Bemerkung eines Naseweisen in ihrem Verdacht bestärkt, Vorbereitungen zur Vergewaltigung. Und ehe ich meine Arbeit ohne Schaden abbrechen konnte, waren sie wieder auf der Flucht, und die Jagd im Busch begann von neuem. Unter Heulen und Sträuben wurden sie eingebracht; die Alte, die ich griff, weinte so erbärmlich, daß ich fürchtete, es endgültig mit ihr und ihren Genossinnen verdorben zu haben; aber nach kurzer Zeit saßen sie, mit Tabak und Zucker versöhnt, wieder um ihren Kessel, als ob nichts vorgefallen wäre. Hier hat man wirklich ein Recht, den Eingeborenen mit einem Kind zu vergleichen. Nun lassen sie alles über sich ergehen: Besichtigungen ihrer dürftigen Kleidung und des Schmuckes, Photographie und Körpermessung, und als sie Nachmittags, mit bunten Hemden und Glasperlen beschenkt, abziehen, sind sie die glücklichsten Menschen.

Es ist nicht leicht, die Buschmänner in ihrem versteckten Lager zu finden. Es wäre uns nie geglückt, wenn nicht mein Buschmannbegleiter nach langem Suchen die Spur eines Mannes, klein wie die eines Knaben, aufgenommen hätte; sie führte uns zum Ziel. Die Wohnstätte einer Buschmannfamilie gleicht in ihrer primitiven Ausnutzung der Schutzmittel, die von der Natur selbst geboten werden, fast einem Wildlager. Hier wie dort bildet ein Baum oder ein hochgewachsener Busch das Dach. Den einzigen künstlichen Seitenschutz bilden Zweige, die, zu einer Art Wandschirm zusammengebunden, dem



Horn mit Blitzschutz-Talisman der Masarwa.
 $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Stamm einseitig anlehnen. Mit Ausnahme dieser einen Seite haben Wind, Regen und Sonne freien Zutritt. Denn nirgends in der Kalahari schließt das Laub der Bäume dicht, überall flimmern die Sonnenlichter auf dem Boden. Die Wohnstätte ist kaum ein Obdach zu nennen. Aber der Buschmann fühlt sich behaglich in ihr; gegen den Menschen schützt ihn die versteckte Lage, gegen zudringliche Raubtiere sein Feuer, gegen den Blitz



I. S. phot



Versag. Gustav Fischer, Jena

WEIB DER MASARWA DER SÜDLICHEN KALAHARI



ein paar Brocken der Erde, die er unter einem vom Blitz getroffenen Baum gesammelt, mit Asche vermischt und als Talisman, *schō*, ein kleines Horn, *barilgai**), gefüllt hat. Beim Gewitter legt er ein Stückchen davon auf die Kohle des Lagerfeuers und hält sich nun vor Blitzschlag sicher.

In den südlicheren Strichen seines alten Verbreitungsgebiets, in den Gebieten der Kapkolonie, hauste der Buschmann, wie bekannt, vor Jahrzehnten noch in Höhlen wie der umstehend abgebildeten aus den Bergen von Beaufort-West am Nordrande der Karroo. Der Eingang befindet sich unterhalb der überhängenden Felsplatte, die mit Rötelfiguren, Reiter darstellend, bemalt ist; im Innern zeugten Straußeneierschalen, Asche, verkohlte Holzreste und zerschlagene Knochen verschiedener größerer und kleinerer Säugetiere von dem ehemaligen Buschmannshaushalt. Solche Höhlen waren zugleich die letzten Verstecke der Buschmänner im Kampf mit den Buren. Zwar wagte sich, wenn sie auch hier entdeckt wurden, kein Bur in die Höhle — sie kannten zu gut das leichte Schwirren in der Luft, mit dem der vergiftete Pfeil aus dem Innern flog — aber sie verstopften, wo die Gelegenheit günstig war, alle Zugänge mit Reisig, legten Feuer an und erstickten die Insassen. Ein Geologe vom Kap berichtete

*) Die im folgenden eingestreuten Masarwakovakeln kann ich nur mit dem Vorbehalt geben, den jede Aufzeichnung nötig macht, wenn eine Kontrolle der einzelnen Worte in zusammenhängenden Sätzen nicht möglich ist, wenn wir ferner nicht einmal über die Art der Zahl- und Geschlechtsunterscheidung Bescheid wissen.

Einen neuen Schnalzlaut, der dem Hottentottischen fehlt, fand ich neben bekannten hottentottischen Klixen in der Sprache der Masarwa. Die Zunge ist bei seiner Bildung nicht beteiligt, die Lippen spitzen sich wie zum Kuß zu und öffnen sich in genau der Weise, wie es beim Zuwerfen einer Kußhand geschieht. Dieser Schnalzer sei deshalb der Kußklix genannt, sein Zeichen sei: ○

Wie die früher beschriebenen Klixe (s. S. 341 ff.) kommt auch der Kußklix ohne Beteiligung des Atemzuges lediglich durch Muskelwirkung in loco zustande. Aber während bei den vier Klixen der Hottentotten die Zunge den Laut hervorbringt, sind es hier die Lippen. Die vier Namaklixen sollten deshalb als Lingualia dem hier beschriebenen der Masarwa als bis jetzt alleinigen Vertreter der Labialia gegenübergestellt werden. (Wuras (n. Bleek⁷¹)) spricht ebenfalls von einem „labial click“ gewisser Buschmänner, „to articulate which the tongue moves very quickly, like that of the performer on a flute“. Da aber nicht ersichtlich ist, welche Rolle hierbei gerade die Lippen spielen, die dem Laut den Namen gegeben haben, so bleibt die Bemerkung von Wuras einstweilen dunkel.

Ein Unterschied des Lippenklixes von den Zungenklixen besteht noch darin, daß die Luft, die in das entstehende Vakuum der Lippenöffnung eindringt, von außen einströmen muß. Der Atemzug, der, wie oben gesagt wurde, bei der Bildung des Klixes nicht mitwirkt, kann doch umgekehrt sein Zustandekommen verhindern: Nur bei sistierter Atmung oder bei der Inspiration, nicht bei der Expiration, kommt der Lippenklix im Gegensatz zu den vier Zungenklixen zustande.

Auf einen Vergleich der Vokabeln, die ich ermitteln konnte, mit den Aufzeichnungen anderer Reisender aus anderen Buschmannsgebieten muß ich der Spärlichkeit meines Materials wegen verzichten.

mir von einer Höhle, deren Gestein er von solchem Brand geschwärzt und gesprungen sah.

Im Laufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist der Buschmann immer weiter zurück in die trockensten Teile Südafrikas gedrängt worden. Hier im Kalahari-Innern erkennt er freiwillig den Betschuanen als seinen Herrn an. Er empfindet seine Vorherrschaft nicht als Zwang, versorgt seinen Gebieter gegen geringes Entgelt mit Fellen, Hörnern und Straußenfedern, überläßt ihm auch Kinder als Gesinde, die jener bei günstiger



Buschmannshöhle am Nordrand der Karroo bei Beaufort-West. Febr. 1905.

Gelegenheit wie eine Ware gegen Bezahlung (1—2 Pfund Sterling) weitergibt. Dieser Menschenhandel mag in einzelnen Fällen nicht ohne Härte sein, aber das Odium des Sklavenhandels im gewöhnlichen Sinne fehlt ihm, da die Verhandelten meist das dienende, aber sorgenfreie Leben in einer Betschuanenwerft der herben Freiheit im Felde freiwillig vorziehen. Dabei bleibt ihnen immer die Möglichkeit, sobald sie erwachsen sind, ihrer Horde im Feld sich wieder anzuschließen, mag sie inzwischen auch weit verschlagen sein. Die Macht des Betschuanen über den Buschmann erstreckt sich aber nicht weit über seine Werft hinaus; in ihrem Bereiche macht sie sich dem

Reisenden zum Leid oft genug geltend: Der Betschuane beansprucht, wenn man einen Buschmann als Führer oder Jäger, sei es auch nur für kurze Zeit, in Dienst genommen oder von ihm irgend einen Gegenstand eingetauscht hat, Pachtgebühr als Besitzer des Buschmanns, solange er sich in

seiner Nähe aufhält.

Aber abseits der Wasserstellen und Ansiedelungen ist seine Macht über den Buschmann zu Ende und dieser selbst unumschränkter Herr der Wildnis.

Sein Äußeres verrät den Herrscher nicht; es fehlt jede Spur der Pose, die der freie Betschuane wie der Herero, oft in Harmonie mit stattlicher Figur, in Haltung und Gebärde zeigt. Von den dreißig Buschleuten, die ich sah, konnte ich nur an sechs einige Messungen ausführen; die Weiber hatten eine Körpergröße von 144,2,

144,2, 146,3 und 149,7 cm, die Männer



ca. 40 Jahre alter Mann der Masarwa. Letlake. Dez. 1904.



Der nebenstehend abgebildete Mann im Profil.

maßen 154,1 und 154,3 cm. Die übrigen Messungen und ein Vergleich mit denen einiger Buschmänner des Namalandes sollen an anderem Ort mitgeteilt werden. Von der geringen Körpergröße und der Zierlichkeit der Gliedmaßen abgesehen, lassen die hellere Hautfarbe und die Gesichtszüge auf den ersten Blick den Buschmann vom Betschuanenproletarier, mit dem

er nur im zerlumpten Äußeren Ähnlichkeit hat, unterscheiden. Die eingesunkene knöcherne Nasenpartie, die starke Entwicklung der Deckfalte des oberen Lids, die vorspringenden Backenknochen sind die augenfälligsten Merkmale.

Der Haarwuchs ist im Allgemeinen sehr spärlich, selbst reife Männer haben nur minimalen Lippen- und Kinnbart. Das Kopfhaar wird zuweilen glatt abrasiert (s. Tafel XXIII); wo es erhalten ist, zeigt es vielfach (s. Abb.



Weib der Masarwa mit Tonsurstreifen. Letlake.
Dez. 1904.

der alten Frau, S. 650 u. 651) auf überall frei durchschimmernder Kopfhaut dieselbe

Verfilzung zu niedrigen Pfefferkornknäueln, wie wir sie bei den Hottentotten

kennen gelernt hatten. In anderen Fällen erheben sich die Knäuel zu stärkeren und

lockeren Zotteln, wieder bei anderen ist der Haarwuchs (siehe Tafel XXII) so stark,

daß die Kopfhaut nirgends sichtbar ist. So bevorzugte Frauen nehmen hier und da

Betschuanenmoden an, halten das Haar an den Seiten des Kopfes kurz, so daß die

Haarbedeckung des Scheitels kappenartig sich abgrenzt. Die Grenze von Schläfe und

Schädeldach ist zuweilen durch ausrasierte Partien markiert (s. Abbildung). Ketten

und Kopfschmuck sah ich nicht; doch läßt die Frisur des letztgenannten Weibes darauf schließen, daß auch hierin das Betschuanenweib nachgeahmt wird.

Dieses Übernehmen von ursprünglich der Rasse Fremdem hat der Kleidung des Buschmanns wohl seit langem jede Ursprünglichkeit genommen. Der Schamschurz, *llgō* oder *lgai*, der Männer gleicht ganz dem

tshega der Betschuanen. Die *makgabe* der Betschuanenfrau sah ich unter dem Vorschurz nur einmal bei einem erwachsenen Buschmannmädchen, das in Betschuanendiensten stand. Die freien Buschweiber begnügen sich mit einem längeren Schurz über dem Gesäß und einem kurzen Latz zur Bedeckung der Scham. Den Oberkörper bedeckte (wie ich es auch bei Männern sah) unvollständig ein schmieriger Lederfetzen, der weder im Schnitt noch in der Tracht normiert, sondern beliebig dem jeweiligen Material und Bedürfnis angepaßt zu sein schien.

Ob die Sandalen, *nahū*, deren sich einige wenige der Buschmänner bedienen, vom Betschuanen entlehnt sind, kann ich nicht entscheiden. Von Schmuckgegenständen scheinen mir folgende dem Buschmann original anzugehören: die Frauenhalskette aus runden, durchbohrten



Weib der Masarwa mit lockeren Haarzotteln. Letlake.
Dez. 1904.

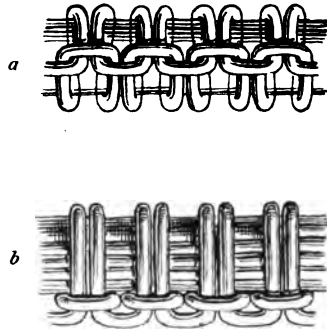
Straußeneischalentücken, *nllga-heni* (das *h* wird hier, wie im folgenden Wort gepreßt, wie erstickt ausgestoßen), Armringe und Beinringe, *ndo-h(u)m*, aus den Rindenfasern der *igola* = Akazie gedreht, von den Frauen in großer Zahl, bis zu 30 Stück, oberhalb des Handgelenkes und am Oberarm, von den Männern unterhalb des Knies getragen, häufig zusammen mit Ringen, die äußerst sorgfältig und kunstvoll von den Frauen aus Schwanzhaaren des Wildebeests gedreht werden. Die Grundlage dieses knapp 2 mm starken Haarringes, *nixoa*, bildet ein Bündel



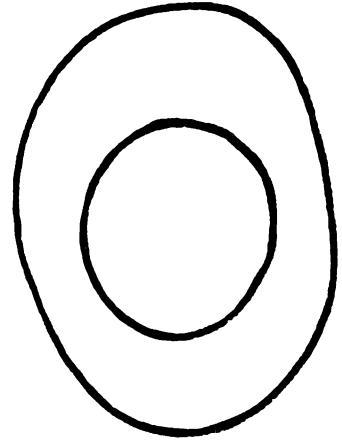
Straußenei-Halskette, etw. über $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Schultze, Namaland und Kalahari.

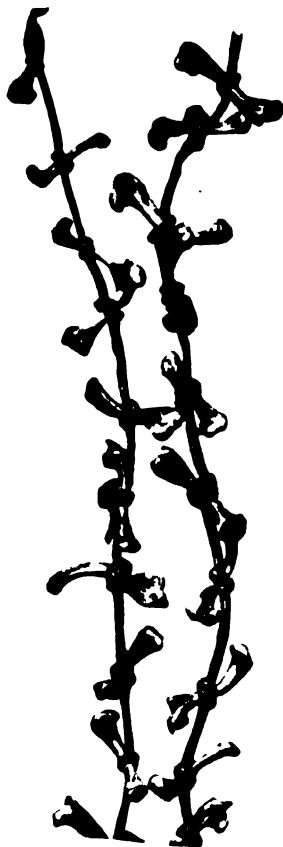
paralleler Haare, die in der nebenstehend abgebildeten Art von kettenartig verbundenen Miniaturhaarreifen umklammert werden. Aus dem Fell eines



Stücke des haargeflochtenen Beinringes. 8 mal vergr. a) von der Außenkante. b) in der Ebene des Kreises betrachtet.



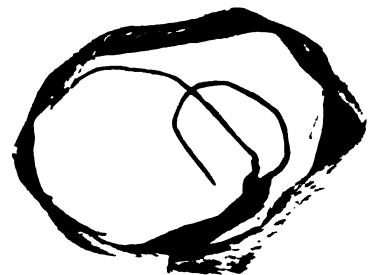
Beinring (außen) und Armring (innen) von 45 und 80 mm Durchmesser, aus Bast geflochten.



Lendenkette eines Masarwamädchens. 1/2 nat. Gr.

Oryx-Kalbes werden Bänder geschnitten, die Männer und Frauen über den Knöchel knüpfen. Außer bunten Glasperlketten, die jedes Buschweib mit Freuden annimmt, sah ich Ketten aus Kürbiskernen, den oben beschriebenen der Betschuanen gleichend, um Hals und Hüfte getragen, und einmal eine Hüftkette aus Schildkrötenbeinknochen, die auf einem rundgedrehten Riemen verknotet waren, als Schmuckgegenstände.

Schmuck und Kleidung verdecken den Körper so wenig, daß eine Untersuchung bei Schonung der Gefühle des Weibes leicht ist. Steatopygie ist zum Teil deutlich ausgeprägt. Selbst an schlecht genährten Individuen mit faltiger Haut sah ich die Haut straff über ein auffallend gut entwickeltes Fettpolster des Gesäßes sich

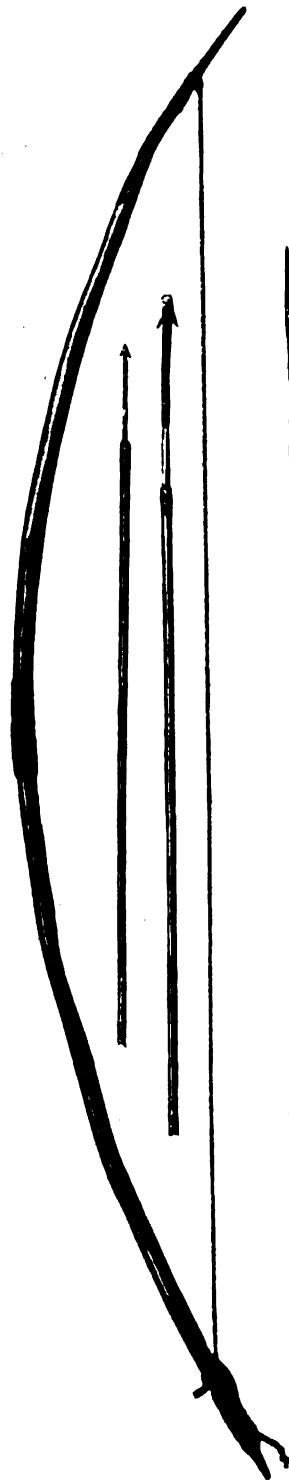


Fußring, aus Fell geschnitten. 1/2 nat. Gr.

spannen. Eine schwache, schürzenartige Verlängerung der kleinen Schamlippen sah ich bei 3 von 5 darauf untersuchten Weibern. Überall ist der Bauch vorgetrieben, oder tiefe Längs- und zahlreiche Querfalten zeigen doch an, daß er zu Zeiten stark vorgetrieben war.

In merkwürdigem Gegensatz zur Hängebauchanlage, die den Eindruck der Schlawheit erweckt, stehen die schlanken, sehnigen Glieder des Mannes (s. Taf. XXIV). Kein Pack- oder Reittier entlastet sie auf den meilenweiten Wanderungen, kein Hausvorrat erspart ihnen den täglichen Weg ins Feld, ohne Unterbrechung sind sie trainiert. Darin liegt wohl das Geheimnis der Leistungsfähigkeit dieser schwächtigen, zähen Glieder. Und dann muß der Magen und der Darm dieser Menschen besondere Fähigkeit entwickelt oder überkommen erhalten haben, daß er die gebotene Nahrung, gegen deren Menge und Art jeder andere menschliche Magen revoltiert, auszunutzen imstande ist.

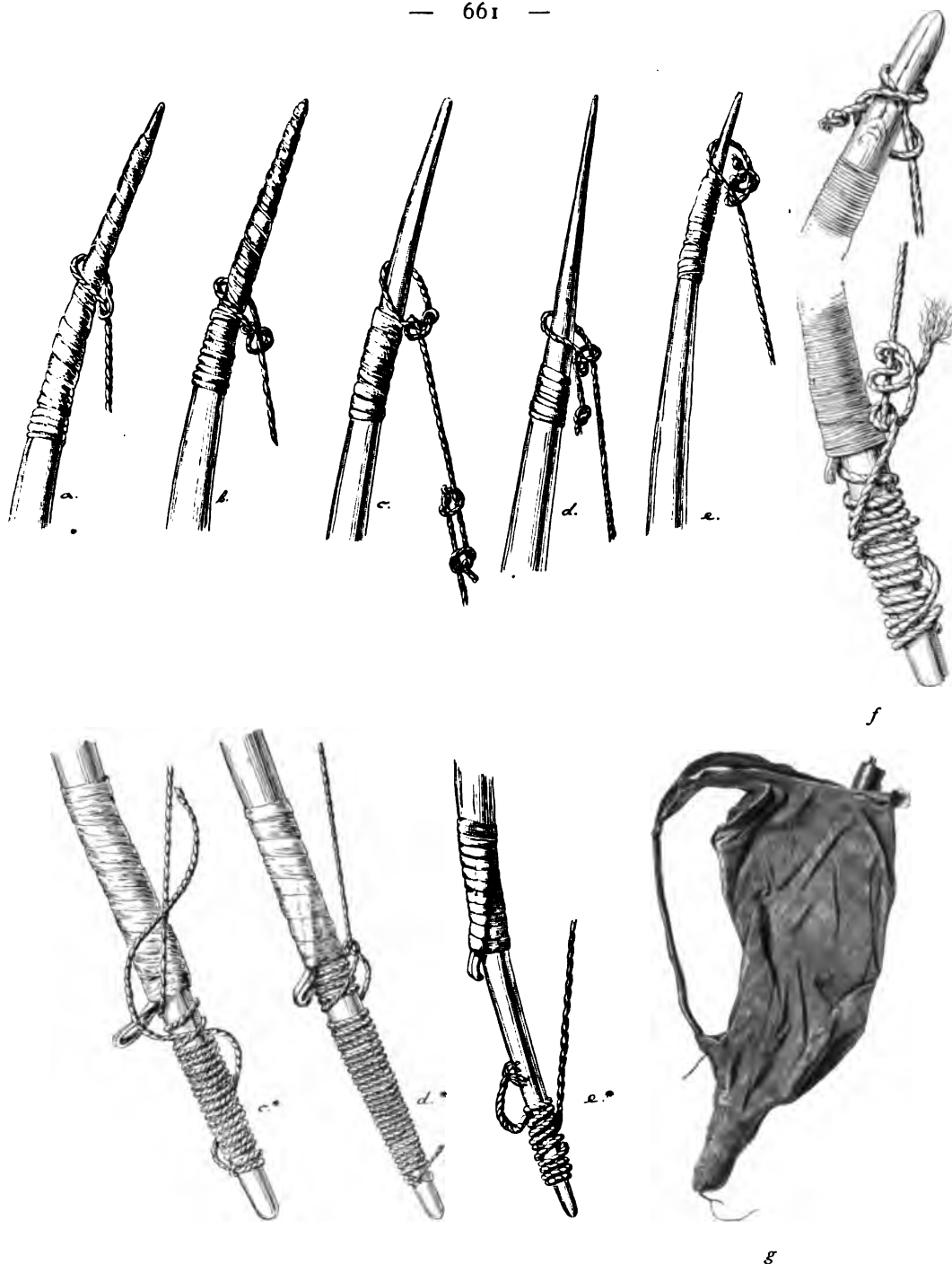
Die Hauptnahrung liefert dem Buschmann der Süd-Kalahari auch heute noch die Jagd: Wenn auch das Wild nicht entfernt den Reichtum der nördlichen Kalahari aufweist, so ist hier die Jagd doch wenigstens konkurrenzlos Domäne des Buschmanns, und die vorzügliche Ausrüstung sämtlicher Buschmänner, die mir begegneten, beweist, daß sie von ihrem unbestritten gebliebenen ältesten Rechte ausgiebig Gebrauch machen. Das Jagd- und Wandergehänge eines Buschmanns erzählt dem, der Stück für Stück zur Hand nimmt und mit den Jägern auch ihre Heimat wieder lebendig in der Erinnerung vor sich sieht, von einem Daseinskampf, wie ihn der Mensch nicht härter und mit primitiveren Waffen kämpfen kann. Das Hauptrüstzeug bilden Bogen und Pfeile. Der Bogen, *ihabe*, wird durchschnittlich 1 m lang aus dem



Bogen und Pfeile der Masarwa.
ca. $\frac{1}{5}$ nat. Gr.
42*

frischen Holz des *inā*-Busches, der *Grewia flava* D. C. geschnitten; er verjüngt sich nach beiden Enden, läuft dabei stets nach dem Ende, an dem die überschüssige Sehnen Schnur aufgewickelt ist, stumpf, nach dem entgegengesetzten Ende dagegen in eine Spitze aus. Diese Spitze ist an den sorgfältigst gearbeiteten Bogen 8—15 cm weit mit breiten Sehnenstreifen aus dem Nackenband einer größeren Antilope fest umwickelt. Eine ähnliche Wickelung schützt die Bogenmitte und das stumpfe Ende (im Bereich der freien Sehne) vor dem Splintern. Die Sehne, *n/kχum*, wird aus den Rückenfaszien der Antilopen gedreht und folgendermaßen an das Holz gespannt: Um das Stumpfe des Bogens wird die Sehne bis einige 20 mal aufgerollt; ihr freies Ende ist dabei oben und unten in die Rolle eingeschnürt. Am Übergang des Sehnenstricks aus der Rolle in die freie Sehne (dieser Übergang vollzieht sich entweder glatt oder unter Schlingenbildung) ragt, mit dem erwähnten Nackenbandstreifen fest dem Holz angeschnürt, ein Lederzipfel vor, an dem die Sehne festen Halt findet. Von hier spannt sie sich zum spitzen Bogenende, wo sie in einfacher Schlinge oder an der dort befindlichen Nackenbandwicklung vor dem Abgleiten am Holz geschützt ist. Diese Schlinge ist sehr verschieden geknüpft; in einigen Fällen sah ich auch in der Sehnenbefestigung am stumpfen Bogenende eine Abweichung vom Typus: Der frei vorragende Lederzipfel blieb ungenutzt, und die Sehne wurde in besonders fester Verschlingung am glatten Holz befestigt.

Der Köcher, *!gola*., wird in Gestalt eines 60—70 cm langen, zylindrischen Futterals mit durchschnittlich 4 cm Öffnungsdurchmesser in einem Stück aus dem Wurzelholz einer gleichnamigen Akazie geschnitten und zum Verschuß der Löcher, die den Ursprungsstellen der gekappten Seitenwurzeln entsprechen, mit breiten Nackenbandstreifen der Oryx-Antilope, bald in ganzer Länge, bald in getrennten Reifen umwickelt. Neben solider Arbeit sah ich auch viele nachlässig gefertigte Köcher, ohne Sehnenwicklung, die Wurzelastlöcher unverhüllt, die Wand geplatzt, den Rand eingesplittert. Die Wickelbänder dienen zugleich zur Befestigung des steenbockledernen Tragriemens, *!kχala*, an dem der Köcher über eine Schulter gehängt wird, wenn er nicht im Schuldersack steckt. Besondere Sorgfalt wird auf die Herstellung des Köcherbodens verwandt; lieber noch als aus Wildebeestfell wird er aus dem Hodensack einer Oryx-Antilope geschnitten und am liebsten ohne Naht dem Holz angepreßt. Der Köcher ist meist so voll gepfropft, daß der Inhalt nicht leicht herausgleitet; wo aber ein Verschuß vorgezogen



Sehnenknüpfung am Bogen der Masarwa. $\frac{1}{2}$ nat. Gr. — a—e) am Spitzende des Bogens. c*—c*) am Stumpfende der entsprechenden Bogen. Fig. c) zeigt, auf wie einfache und intelligente Art der Buschmann eine zerrissene Sehne wieder zusammenknüpft. f) Zum Vergleich herangezogener Hottentottenbogen (S. 101 ff. beschrieben) in gleichem Maßstab. g) Schultersack der Masarwa mit eingestecktem Köcher. $\frac{1}{10}$ nat. Gr.

wird, leistet ein Stück vom Nest einer kleinen Meise, einer *Aegithalus*-Art, als Wattebausch gute Dienste.

In jedem Köcher sind mindestens 6 vergiftete Pfeile enthalten. Dieses gefürchtete Geschöß, *mba-le*, ist im Mittel 0,60 m lang (mit Schwankungen



Köcher der Masarwa. $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

zwischen 0,49 und 0,69 m) und setzt sich typisch aus 4 (in seltenen Ausnahmefällen aus 2, wenn Eisen verwandt wird, aus 5 Teilen zusammen: a) das beste Material für den Pfeilschaft, *mba-le* im engeren Sinn, ist seiner Leichtigkeit und Glätte wegen und da es sich nicht krümmt, das Ried, aus 8 mm starken Halmgliedern von Gräsern hergestellt, deren Standorte ich nicht sah. Beide Enden des Schafts sind in $1-1\frac{1}{2}$ Fingerbreite mit feinen Sehnenstreifen umwickelt. Die Kerbe ist dreieckig und seicht in den Halmknoten selbst eingeschnitten. Darin unterscheiden sich die Pfeile der Masarwa von den früher (S. 101 ff.) beschriebenen der Hottentotten, deren Schäfte tief und rechtwinkelig und nicht in den Halmknoten selbst gekerbt sind; die Kerbe endigt hier vielmehr bald unmittelbar, bald einige Zentimeter vor dem Halmknoten. Dem anderen Material entsprechend laufen diese hottentottischen Pfeilschäfte auch über

mehrere Halmknoten hinweg. Statt des Grases sah ich mehrfach leichtes Holz mit weichem Mark im Innern von den Masarwa zu Pfeilschäften geschnitten werden.



Verlag Gustav Fischer, Jena.



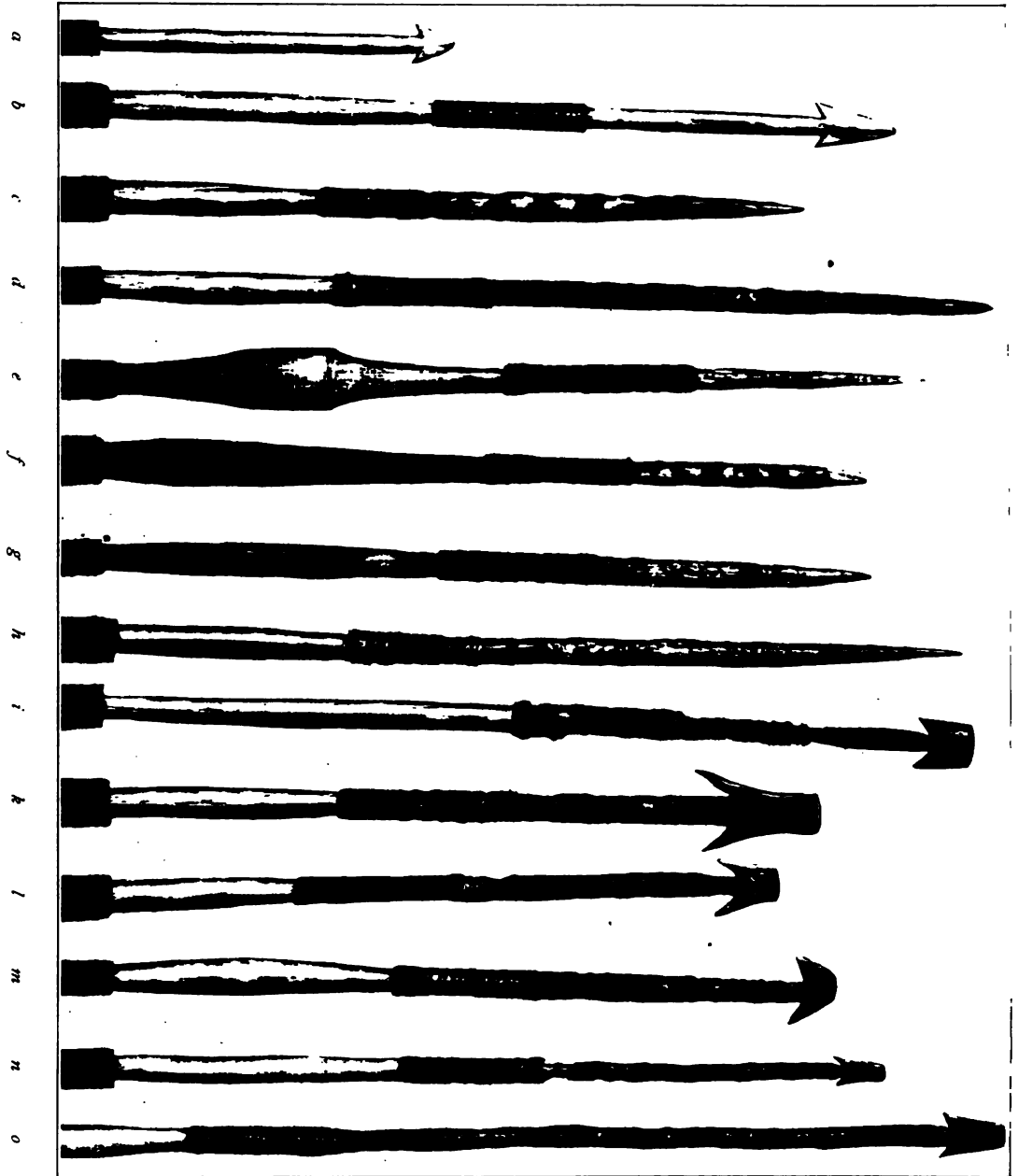
1/3 phot.

MANN DER MASARWA DER SÜDLICHEN KALAHARI

1917
1918
1919
1920
1921
1922
1923
1924
1925
1926
1927
1928
1929
1930
1931
1932
1933
1934
1935
1936
1937
1938
1939
1940
1941
1942
1943
1944
1945
1946
1947
1948
1949
1950
1951
1952
1953
1954
1955
1956
1957
1958
1959
1960
1961
1962
1963
1964
1965
1966
1967
1968
1969
1970
1971
1972
1973
1974
1975
1976
1977
1978
1979
1980
1981
1982
1983
1984
1985
1986
1987
1988
1989
1990
1991
1992
1993
1994
1995
1996
1997
1998
1999
2000
2001
2002
2003
2004
2005
2006
2007
2008
2009
2010
2011
2012
2013
2014
2015
2016
2017
2018
2019
2020
2021
2022
2023
2024
2025

b) In das vordere Schaftende ist die Pfeilspitze gesteckt. Nur in seltenen Fällen ist diese Spitze ein einheitliches Stück, wie der unbeweglich eingefügte Knochenstift in Fig. *a* auf der folgenden Seite. In der größten Mehrzahl der Fälle gliedert sich die Pfeilspitze in 3 Teile. *a*) Der erste, in das vordere Pfeilschaftende gesteckte Teil kann seiner mittleren Ausbauchung und beiderseitigen Verjüngung wegen am besten die Spindel genannt werden. Der Buschmann bezeichnet diesen Teil, weil er meist aus Knochen besteht, wie diesen selbst, als *igā*. Mit einem harten gelben Harz (s. Polierstock, S. 672) werden die Knochenspindeln geglättet. Statt des Knochens sah ich mehrfach Holz verwandt; die mittlere Auftreibung der Spindel ist dann, um der Pfeilspitze das nötige Gewicht zu geben, stärker als beim Knochen. Die Spindel läßt sich stets ohne Kraftanstrengung aus dem Schaft ziehen; sie soll sich wohl auch abstreifen, damit das krankgeschossene Tier den vorderen Giftteil um so sicherer im Fleisch behält. Niemals gestatteten die Kaliberverhältnisse, die Pfeilspitze umgekehrt in die Höhlung des Schaftes zu stecken, wie es bei den Pfeilen anderer Buschmänner möglich ist. *β*) Auf die Spindel folgt ein 2—3¹/₂ cm langes, fest mit Sehnen umwickeltes Schaltstück, *nīhoa*, aus einem Grashalm geschnitten; in sein hinteres Ende ist die vordere Spitze der Spindel, in sein vorderes Ende *γ*) der Giftbolzen, *igā* (= Gift), gesteckt. In den meisten Fällen besteht der Giftbolzen aus einem 4,5 bis 9,5 cm langen Knochenstück, das entweder einfach nadelförmig oder in eine dreieckige Spitze ausläuft. Das Gift ist in linsengroßen Tupfen auf den Knochen verteilt. In geschlossener Schicht dagegen bedeckt das Gift diejenigen Bolzen, die mit Eisen bewehrt sind. *δ*) Diese eiserne Endspitze sticht nicht, sondern schneidet ein, mit einer 3—7 mm breiten Schärfe; sie hat die Gestalt eines breit abgestutzten Dreiecks, zuweilen eines Rechtecks; ein paar Widerhaken gehen nach hinten ab. Das Eisen setzt sich in einen kurzen Stiel fort, der an den Giftbolzen mit Sehnenband geschnürt ist. Der vergiftete Bolzen besteht entweder auch selbst aus Eisen oder aus Knochen.

Ein Buschmann, den ich über die Herkunft des Pfeilgiftes befragte, und dessen Angaben von anderen bestätigt wurden, brachte mir die nebenstehend abgebildete *Commiphora Dinteri Engl.*, wie das Pfeilgift selbst *igā* genannt, und berichtete, daß an den Wurzeln dieses niedrigen Busches zur Regenzeit gallenartige Anschwellungen auftreten, die nach der Beschreibung meines Gewährsmannes Kaffeebohnen ähnlich sein müssen. Im Innern dieser Anschwellungen leben als die Urheber der Gallenbildung zu mehreren zirka



Pfeilspitzen der Masarwa, $\frac{3}{4}$ nat. Gr. — *a*) Spitze aus einem Stück bestehend, unvergiftet, direkt in den Schaft eingelassen. *b*) Knöcherne, vorn dreieckig verbreiterte Endspitze, unvergiftet; Knochen spindle. *c*, *d* u. *e*) Knöcherne Endspitzen, nadelförmig endend; Gift meist in einzelnen Flecken aufgetragen; Knochen spindle. *f*—*g*) do. mit Holzspindeln. *i*—*o*) Endspitzen (knöchern oder eisern) mit angeschnürten akzessorischen Eisenenden von meist abgestutzt dreieckiger Gestalt, mit schneidender Endscharfe und Widerhaken; Gift in kompakter Schicht aufgetragen; Knochen spindle.

3 mm lange, weiße „Würmer“. Die Galle mit den Würmern soll frisch an die Pfeilspitze geschmiert werden (ältere Angaben siehe bei Fritsch⁶⁸).

Die Buschmänner, die ich schießen sah, spannten den Bogen so, daß sie nicht allein die rechte Hand, die den Pfeil auf der Sehne hält, zurückzogen, sondern daß sie gleichzeitig auch den vorher gebeugten linken Arm, der den Holzbügel hält, streckten. Dabei wird der Oberkörper vornübergebeugt, der Nacken geduckt und so das Auge in die Visierlinie gebracht.

Im Anschluß an die Beschreibung der Südkalahari-Buschmannsbe-
waffnung sei hier auf die Miniatur-Bogenaus-
rüstung eines Buschmanns aus dem Sandfeld bei Gobabis aufmerksam gemacht. Ich erhielt die Stücke zusammen mit

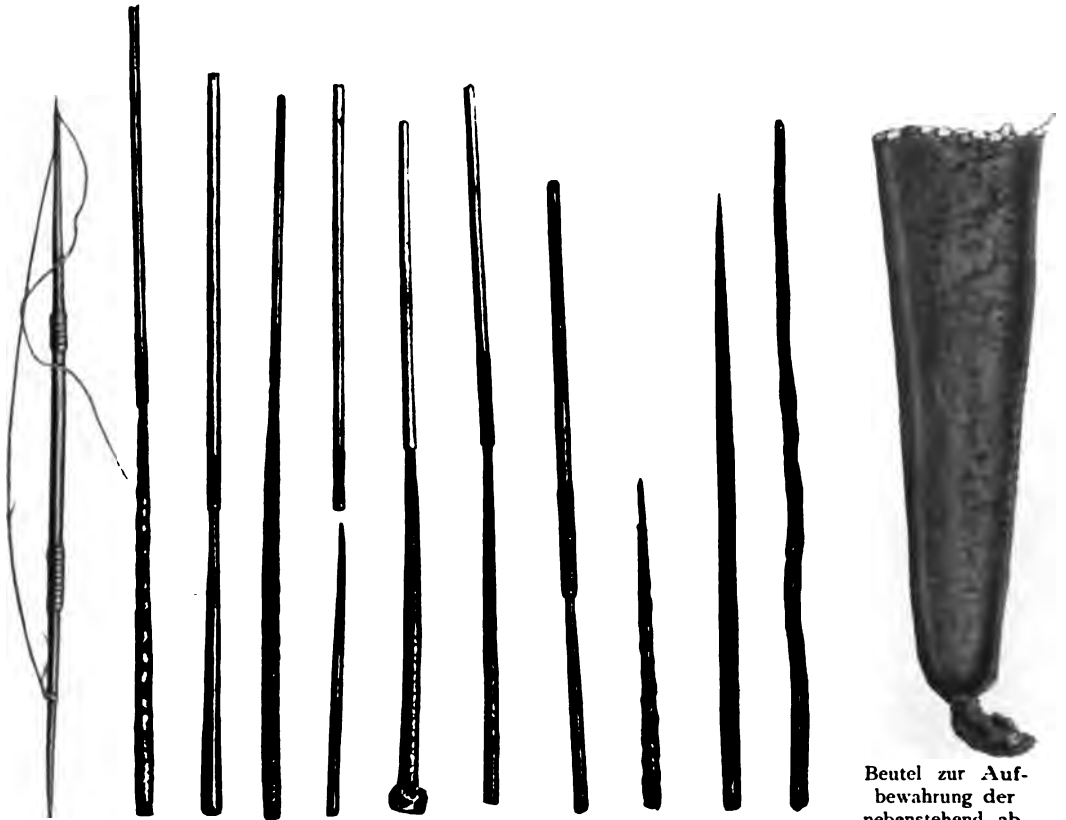
einem gewöhnlichen Bogen von einem Farmer aus dieser Gegend, der sie vom Buschmann selbst erworben hatte. Das

abgebildete, 11 cm lange, mit Perlen verzierte Beutelchen enthielt 55 Pfeile, drei Holzstäbchen unverständlicher Bedeutung und einen Bogen von 10 cm Länge aus Horn, an zwei Stellen gut mit Messingdraht umwickelt. Die Pfeile bestehen ebenfalls aus Hornsubstanz, haben ein breites, ungekerbtes und ein feines, spitzes Ende, sind mit schmalen Sehnenbändchen in ihrer ganzen Länge überkreuz umwickelt und stecken mit ihrer Spitze in einem Gras-



Commiphora Dinteri Engler (*Burseraceae*).
Dez. 1904, bei Letlake.

halmchen, dessen aufnehmendes Ende ebenfalls mit Sehnen vor dem Zerschleißen geschützt ist. Einer der Hornpfeile zeichnet sich durch besondere Größe und das Fehlen der Grashalmscheide, ein anderer durch einen Eisenknopf am stumpfen Ende aus. Diesen merkwürdigen Fund kann ich aus eigener Anschauung nicht deuten. Die Annahme, daß es sich vielleicht um das Spielzeug eines Kindes handele, wäre wenig wahrscheinlich: dafür ist die Arbeit viel zu sorgsam und geschickt ausgeführt. Der mir diese



Miniatur-Bogenausrüstung eines Buschmanns aus der Gegend von Gobabis.
nat. Gr. (s. Erkl. i. Text).

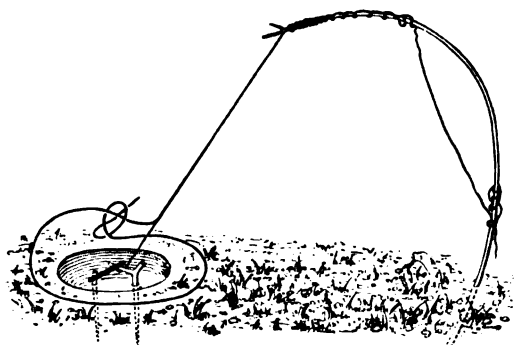
Beutel zur Aufbewahrung der nebenstehend abgebildeten Ausrüstung.

Miniatur-Ausrüstung gab, sagte, daß sie der Buschmann unter dem Scham-schurz trage, um sich im gegebenen Falle scheinbar unbewaffnet seinem Feind zu nähern und ihm aus nächster Nähe mit dem Giftpfeil die Haut zu ritzen. Trifft dies zu, dann wäre die Waffe ein Pendant unseres Taschenrevolvers.

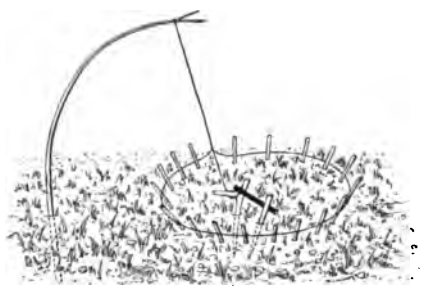
Neben Bogen und Köcher enthält der Schultersack, *igoma*, des Masarwamannes von Jagdgeräten noch Schlingenleinen. Sie sind so sauber

gearbeitet, daß man sie auf den ersten Blick für europäisches Produkt hält, wenn man eine neue, glänzende aus dem Sack nimmt. Die Leine, zirka $\frac{1}{2}$ cm stark, wird wie der Baum, aus dessen Wurzelfasern sie gedreht ist, *lχai* genannt.

Zum Fang der kleinen Antilopen, vor allem des Steenbocks, des Duikers und des Springbocks wird die Leine zu Fallen vom Typus des Schwippgalgens, der uns schon bei den Hottentotten begegnete (s. S. 294), verwandt. Sie umwickelt das untere sowohl als besonders sorgfältig das obere freie Ende des frischen, starken, elastischen, fest in den Boden gesteckten und mit der Spitze zu Boden gebogenen Galgenbaumes, *lχā*, dessen Zug sie aushalten muß. Das Ende der Leine läuft in eine Schlinge aus, die frei von jedem Zug rings um eine Grube läuft, während ein kurzer Abziehfaden, *nχala*, den straff gespannten Leinenteil mit Hilfe eines Schnapphölzchens



Schwippgalgen der Masarwa zum Fang kleiner Antilopen.



Schwippgalgen der Masarwa zum Fang der Trappen.

lose an 2 Pflöcke befestigt, die in der Mitte der Grube mit einem einfachen und einem gabeligen Ende aus dem Erdboden sehen. Grube und Schlinge werden mit Gras zugedeckt. Sobald das Tier in die Grube tritt und das Schnapphölzchen löst, schnellert der Galgen hoch und zieht dem Tier die Schlinge am Beine hinauf.

Schwächer gebaut ist die Schlingenfalle zum Fang der Trappen; die Grube fehlt, ein Kranz von Pflöcken hält die Schlinge in ihrer Lage.

Auf der Raubtierjagd hilft auch dem Buschmann der Hund. Ich habe vergeblich alle Überredungskünste angewandt, um eines der Tiere in meinen Besitz zu bekommen. In einem Lederfetzen zusammengebunden, fand ich mehrfach im Besitz von Buschmännern ein Pulver, das die Betschuanen *kgalola* nennen, aus der Rinde eines gleichnamigen Baumes, unter

Zusatz zerkleinerter Wurzelteile einer Monocotyle und getrockneter Wurzelblätter und Stengelteile einer Composite (*Felicia*) hergestellt. Dieses Spürpulver wird dem Hund in das Wasser oder in die Nasenlöcher gestreut, um ihn spürtüchtig und scharf zu machen.

Eigens dem Fang des Springhasen dient dem Buschmann eine rund 4 m lange, elastische Hakensonde, *nigaha-n*, aus 3 bis 4 fest miteinander verschnürten und verkitteten, kleinfingerstarken Gliedern zusammengesetzt, an der Spitze mit einem widerhakenartig befestigten Steenbockhorn bewehrt.



Springhasen-Fangstöcke. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.
Links Nahtstelle der Mitte; rechts Spitzen.

Der Kirri, der auch vom Hottentotten geführte Wurf- und Schlagknüppel mit dem Wurzelknopf, endlich hier und da ein Wurfspieß vervollständigt die Jagdausrüstung.

Aber der Schuldersack der Masarwa enthält auch, was zur Beschaffung der vegetabilischen Nahrung erforderlich ist. Grabstöcke, *llχā* (vgl. dieses Wort auf S. 767), 65—100 cm lang und in der Stärke von 12—35 cm im Durchmesser schwankend; je nach dem Kaliber des Stockes und der Zuspitzung läuft das Grabende mit scharfen Rändern bald dolchartig, bald breit spatentartig aus, keilförmig im Profil, meißelartig von der Fläche betrachtet. Im Bereich des Sandfeldes fehlen völlig die durchbohrten Rundsteine, die der Busch-



Kirri.
86 cm lang.

mann in den hartgründigen Gebieten seines südlicheren Verbreitungsgebietes zur Beschwerung des Hand-Endes seines Grabstockes ehemals gebrauchte, um mit dem Gewicht des Steines das Hebeln sich zu erleichtern.

Nur zwei der unterirdischen Knollengewächse, die die Masarwa graben, konnte ich in solchen Exemplaren sammeln, daß sie sich botanisch bestimmen ließen: eine neue Asclepiadacee, *Brachystelma Schultzii* Schltr., und eine *Hermannia*-Art aus der Familie der Sterculiaceen. Eine Pflanze mit großen.

rübenähnlichen, braunen, runzeligen, unterirdischen Teilen nennen die Masarwa *Onoahai*, die Betschuanen *mokoa*; eine Knolle, die einer zarten jungen Kartoffel ähnlich ist, *nscha-ka*, ist die *kgoelē* der Betschuanen.

Die folgenden Zwiebelgebilde: *ina-mi* (*mogoyana* der Betschuanen) mit dunkelgrün quergestreiften Lilienblättern, *igoa* (*chuke* der B.) und eine *inoha*-genannte Erdfrucht seien mit ihren Eingeborenen-Namen aufgeführt, um spätere Forscher wenigstens auf die Fährte zu setzen.

Viel Unklarheit herrscht auch über die wilden Kürbisgewächse, die in den Durststrecken der Kalahari für die Wasserversorgung von Mensch, Vieh und Wild von so eminenter Bedeutung sind. Wenn man bedenkt, welche Willkür in der vulgären Benennung vieler Tier- und Pflanzenarten bei uns in der Heimat herrscht, so können uns Widersprüche der Reisenden in der Notierung fremdländischer Namen nicht wundernehmen. Die Kürbisgewächse scheinen in der Südkalahari nicht in der Massenhaftigkeit aufzutreten, wie wir sie aus den nördlicheren Gebieten kennen. Der wertvollste Wasserkürbis ist wohl eine *Citrullus*-Art (*da-ha* der Masarwa, *kgengwè* der Betschuanen, *tsamas* der Hottentotten), deren Kerne und Fleisch die Buschmänner essen und deren



Spitzen von Wurzelgrabstöcken. $\frac{1}{17}$ nat. Gr.



Alte Grabstock-Beschwerer der Buschmänner aus der Umgebung von Prieska. $\frac{1}{8}$ nat. Gr.

Wurzelgrabstock, 80 cm lang.



Reifer Tsama - Kürbis aus den Dünen bei Hasür. ca. $\frac{1}{4}$ nat. Gr. Okt. 1905.

Saft sie aus der zerstampften Frucht in Menge gewinnen. Im südwestlichen Grenzgebiet der Kalahari, in den Dünen südlich von Philander's Rietfontein hat die umstehend abgebildete Art diese Bedeutung in der Trockenzeit.

Die kleine *Onoaë* der Masarwa ist die eßbare Frucht der *Coccinia Rehmanni Cogn.* Mit gelben Blüten und feurig roten (reifen) Gurkenfrüchten rankt sich *Coccinia sessilifolia Cogn.* in Hecken hoch; ihre Früchte werden *machawala* von den Betschuanen im Osten, *dikhawa* von den Makalahari



Cucumis heptadactylus Naud. Jan. 1905,
bei Khakhea.

genannt. Im Zickzack kriechen die Zweige des *Cucumis heptadactylus Naud.* über den Sand; ihre stacheligen, fahlgelb reifenden Früchte, roh oder in der Asche gebacken genossen, hörte ich von den Masarwa *ngān* und *n̄nolu-ku*, von den Ostbetschuanen *makapana*, von den Makalahari *makawa* genannt werden. Auch diese Namen kann ich, so oft ich sie auch

von den Eingeborenen wieder hörte, nur mit dem obengenannten Vorbehalt geben.

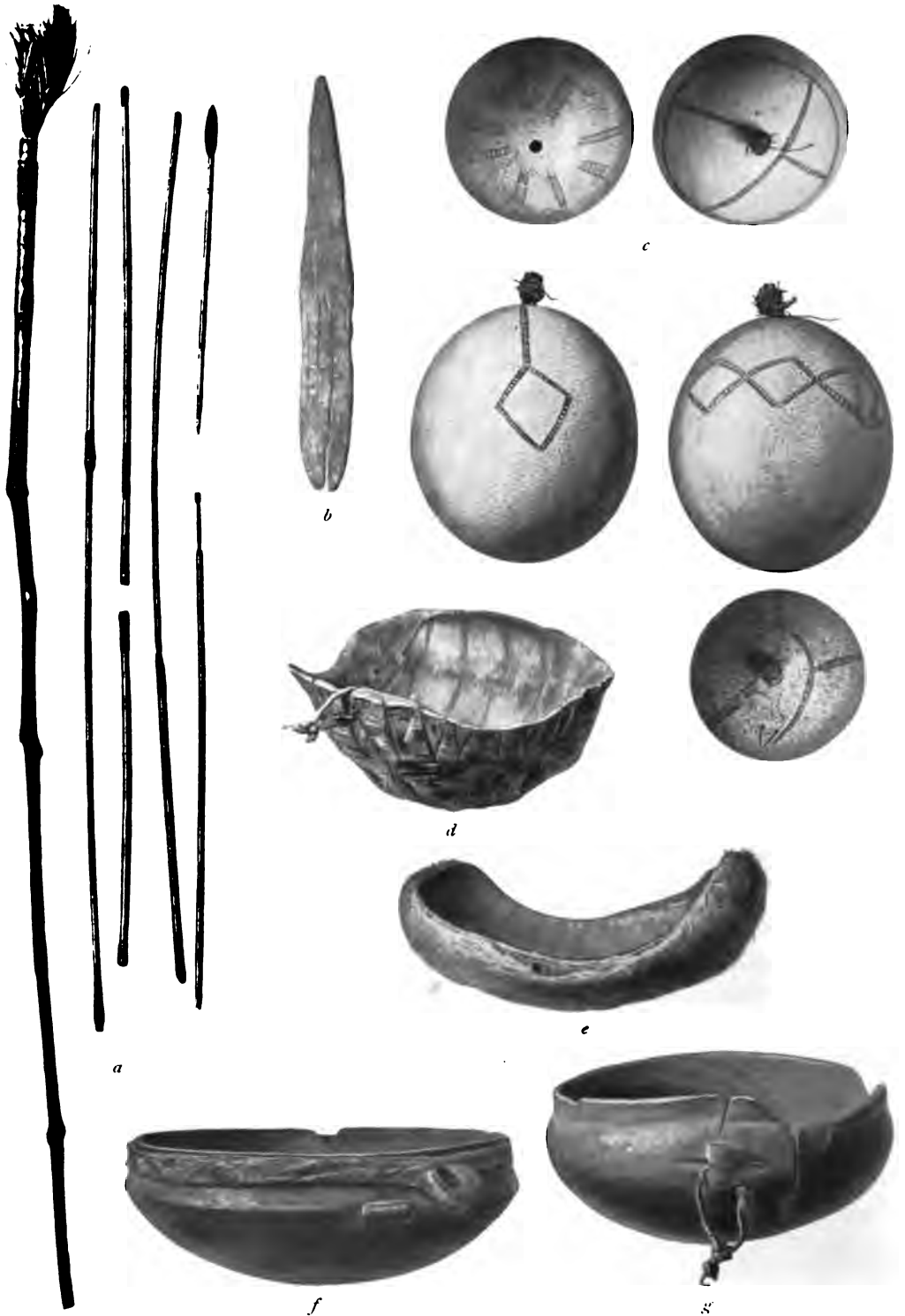
Die bei der Zuckerbier-Bereitung der Betschuanen genannte *Grewia flava D. C.* ist den Masarwa, die ihre Früchte in großen Mengen sammeln, unter dem Namen *nnā* wohl bekannt.

Aber mag die Knollen-, Zwiebel-, Kürbis- und Beeren-Suche und der Ertrag der Jagd noch so ergiebig sein, gegen Ende der Trockenheit kann doch nichts die immer brennendere Frage nach Wasser zurückdrängen. Die Leiden einer Wasser suchenden Buschmannsfamilie, das Schicksal der preisgegebenen Schwachen¹¹⁸⁾, die verzweifelten Gewaltmärsche der Überlebenden durch die Durststrecken sind sicherlich das schwerste, was je ein Mensch im Kampfe mit der Natur zu bestehen hat. Nur der unermüdlich gestählte kleine Körper und die den niederen Menschenrassen eigene geringe Einschätzung des Lebens befähigen den Buschmann zum Dasein in diesem Durstland. Man sagt, daß er nicht nur auf Vorrat essen, sondern auch wie ein Trekkochse auf Vorrat trinken kann. Es ist wohl keine Fabel, daß er sich auf weiten Wanderungen die heißen Stunden des Tages über, im Schatten ausgestreckt liegend, bis zum Hals in den Sand gräbt; er liegt dort kühler und ungestörter und folgt dabei nur dem Beispiel seiner Hunde, die ich stets zur Mittagsruhe im Schatten die warme Oberflächenschicht

des Sandes wegscharren und in die kühle Grube sich legen sah. Der Schlaf hilft dem vom Wassermangel Erschöpften nicht nur Glieder stärkend über die heißen Stunden, er lindert auch das Durstgefühl; man wacht etwas frischer auf, als ob man einen Schluck getrunken hätte. Der Hottentott gibt dieser Erfahrung mit den Worten Ausdruck: „*Sats go igiribi ikxam am inahe hätsa o!*“ d. h.: „Ei, der Schakal hat Dir in den Mund gepißt!“

Die Masarwa sind gerüstet, auf ihren Wanderungen auch die kleinste Menge Wasser, die sie finden, sich nutzbar machen zu können; in ihren Köchern führen sie stets, sorglos zwischen die vergifteten Pfeile gesteckt, eine Anzahl zugeschnittener Saughalme mit sich, die vielfach an beiden, oder zum mindesten an einem Ende mit Sehnenstreifen vor dem Zerschleißen geschützt sind. Sie sind damit imstande, auch die kleinste Wasserpflütze aufzusaugen. Merkwürdigerweise fand ich, obwohl ich gegen 20 Köcher bis auf den Grund untersuchte, niemals eine jener bekannten Grasspindeln¹¹⁸⁾, die der Buschmann an das untere Ende des Saughalmes als Filter befestigt.

Saugbrunnen, d. h. Stellen im Sande einige Fuß unter der Oberfläche, deren kapillare Feuchtigkeit durch angestregtes Ansaugen mittelst eines eingesteckten Grashalmes in tropfbar flüssiger Form gewonnen und im Laufe eines Tages fortgesetzt aus dem Mund ablaufend, zu vielen Litern in Sammelgefäße befördert wird, sah ich nicht. Westlich von Lehututu sollen sie sich finden. Einen verlassenen Saugplatz der Masarwa zeigten mir die Betschuanen am Nordostende der Pfanne von Kgokong. Wo hier die Pfanne allmählich in die Fläche übergeht, ist an einer Stelle der erdig-sandige, aschgraue Boden mit kleinen, dunklen, unregelmäßig scharfkantigen Gesteinssplintern von meist Erbsen- bis Wallnußgröße bedeckt. Im Umkreis von 64 m senkt sich der ebene Boden tellerförmig ein bis zu einem Kreis von 27 m Umfang; der bezeichnet den Rand einer trichterförmig 4 m tief abfallenden Grube mit steilen Wänden und unverkennbaren Spuren von Menschenhand. Soweit ich den Boden im nächsten Umkreis der Grube untersuchen konnte, fand ich hartes Gestein. Bald ist es ein Konglomerat von harten, scharfkantigen Bruchstücken eines dunklen, schwach olivengrün schimmernden, leicht spaltbaren Felsitporphyrs, den Kalk verkittet, bald steht dieses Gestein selbst an, nach allen Richtungen von Sprüngen durchsetzt. Die deutlich geschichteten Wände und der Grund der Grube bestehen aus demselben aschgrauen Sand, der den Boden im Umkreis der Stelle deckt. In ihn eingebettet, fand ich noch in den tiefsten Schichten Reste von Straußen-

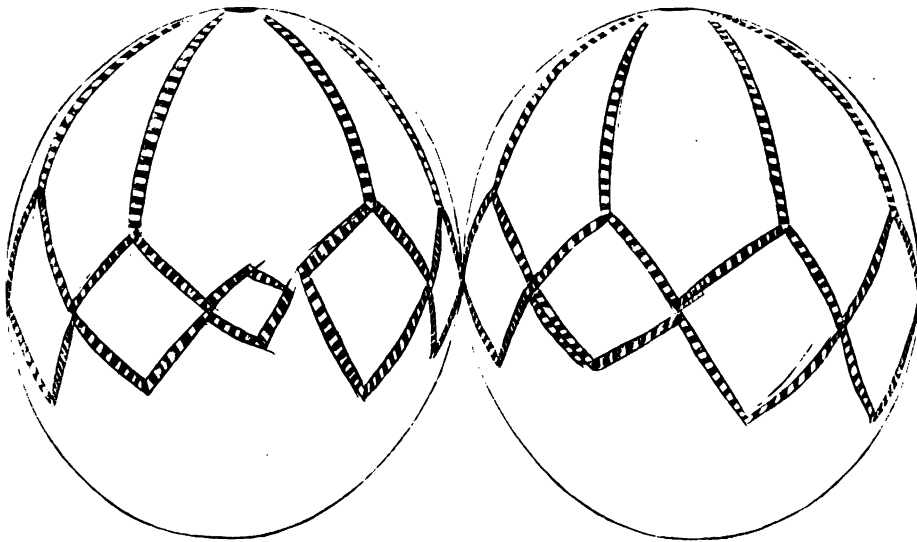


Geräte der Masarwa. — *a*) von links nach rechts: Saugrohr aus einem Aloëstengel mit eingesteckter Straußfeder. Grassaugröhrchen (einfach und zusammengesetzt). Grashalm mit Eisenpfriemen (rechts unten). Harzpolierstock (rechts oben). Alles ca. $\frac{1}{4}$ nat. Gr. *b*) Aschenkehrholz. $\frac{1}{7}$ nat. Gr. *c*) Straußeneier als Wasserbehälter. $\frac{1}{4}$ nat. Gr. *d*) Schildkrötenschöpfschale. $\frac{1}{5}$ nat. Gr. *e*) Kümme aus steifem Oryx-Antilopenfell. $\frac{1}{5}$ nat. Gr. *f*) und *g*) Holzschüsseln. $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

eierschalen, Tierknochen und Holzkohle. Hier in der Tiefe soll früher Wasser zu saugen gewesen sein.

Solange als möglich halten die Buschmänner ihre Saugstellen verborgen; sie wissen, daß sie bald für immer ausgespielt haben, wo andere als ihresgleichen einen dauernden Stützpunkt finden. Seit in Kgotong Brunnen gegraben sind, sind die Buschmänner verschwunden, wie die Kudus und Wildebeester, die vorher in Rudeln an die Regentümpel kamen.

Ebenso wertvoll und dementsprechend gehütet ist das Geheimnis der Wasserführung einzelner Bäume, von deren Geäst nach starkem Regen reichlich Wasser in Höhlungen des alten Stammes abläuft, um sich dort, der Sonne und den Tieren unerreichbar, monatelang zu halten. Der



Ornamentik auf einem Straußenei-Wassergefäß. Mathokathakoë, Dez. 1904.

Buschmann saugt das Wasser mit den langen hohlen Blütenstengeln*) einer Aloë (in der Pfanne von Kgotong kleine blühende Beete bildend) aus dem Stamm.

Wenn nach dem ersten starken Regen die Pfannen Wasser haben, ist alle Not zu Ende. Wo der Boden rings um die Wasserlachen aufgeweicht ist, und der vorgebeugte Körper beim Trinken keine trockene Stütze

*) Im Innern solcher Baumsaugröhren, //gori, und der Grashalme fand ich mehrfach eine Straußenfeder versteckt; sie scheint das leicht zerdrückbare Rohr von innen stützen zu sollen und zu seiner Reinigung zu dienen.

Schultze, Namaland und Kalahari.

findet, sah ich die Buschmänner einer 2 dcm langen Trinkröhre aus zusammengebundenen Grashalmen sich bedienen. Die Röhre liegt am Wasser;



Buschmannsgravierung eines Zebra. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.
Fundort wie die unten abgebildete Zeichnung.

wer trinken will, taucht sie ein und läßt sich, ohne sie an die Lippen zu setzen, das ablaufende Wasser von oben in den Mund rinnen.

Der Wasservorrat wird von den Weibern in

Straußeneiern zum Lager geschafft, zu

10 bis 15 Stück in einem großen rucksackartig zusammenschnürbaren Lederbeutel getragen. Das Wasser wird mit einer Schildkrötenschale durch



Buschmannsgravierung einer Eland-Antilope. ca. $\frac{1}{5}$ nat. Gr. Auf der Verwitterungsfläche des Dolerits bei Beaufort-West, am Nordrand der Karoo.

das Loch am einen Eipol eingefüllt und die Öffnung

mit einem Grasbüschel verschlossen.

Die Wassereier sind die einzigen Geräte im Buschmannshaus-

halt, die einen Schmuck aufweisen. Ihre weiße Fläche

fordert den ausgeprägten zeichnerischen

Sinn des Buschmanns heraus, wie die Verwitterungsflächen der Felsen im Kapland, die er mit Bildern bedeckt hat. Die Technik der Ei-Verzierung

ausgeprägten zeichnerischen Sinn des Buschmanns heraus, wie die Verwitterungsflächen der Felsen im Kapland, die er mit Bildern bedeckt hat. Die Technik der Ei-Verzierung

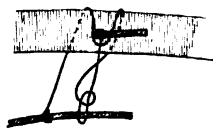
besteht in Einkratzen des Musters und Schwärzen der Ritzstellen mit Kohlepulver. Als Vorrat für die Trockenzeit gräbt der Buschmann, dem Bericht eines meiner Betschuanen zufolge, wassergefüllte Eier an bestimmten, nur ihm bekannten Stellen ein, um sich Stützpunkte auf seinen weiten winterlichen Jagdzügen zu schaffen; ein Wassersack aus Springhasenfell dient ihm zuweilen als Feldflasche.

Folgen wir nun einem Buschmann, der eben von einem kleinen Tagesstreifzug kommt, zu seinem Lager. Die Weiber haben schnell, sobald sie uns nahen sehen, ihre Habseligkeiten unter Felle und Zweige beim Windschirm versteckt, lassen aber, die geschenkten Hemden vom vorigen Tag noch in guter Erinnerung, den neugierigen Fremden ruhig kramen (s. S. 672). Ob die Holzschüsseln, in denen sie ihre getrockneten *Grewia*-Früchte aufheben, eigene Arbeit darstellen oder nicht, ist schwer zu entscheiden, wer kann wissen, auf welchem Umwege diese alten Stücke zu ihren jetzigen Eigentümern gelangt sind? Zur Aufbewahrung von Honig sind sie besser geeignet, als die rohe Kumme, die aus einem steifen Stück Fell der Oryx-Antilope zurechtgebogen ist.

Die Rückenschilder der großen Landschildkröte, *Testudo pardalis* Bell., //noë, sind häufig durch ein Querhölzchen, das über die Höhlung eingeklemmt wird, mit Handgriff zum Wasserschöpfen noch tauglicher gemacht. Den vollständigen Panzer einer kleineren Schildkrötenart verarbeitet das Buschweib zu einer BÜchse, //näschi, die dem Buchbehälter der Hottentotten (s. S. 209) gleicht, mit dem Unterschied, daß sie statt mit Harz mit Bienenwachs verklebt ist; ein kleines Vogelnest liefert den Verschuß. Der Inhalt dieser Schildkrötenbüchse ist ein Gemenge von Fett und Kohle, mit dem sich die Frauen abergläubisch schmieren, um wieder fett zu werden, wenn schlechte Zeiten an ihnen gezehrt haben.

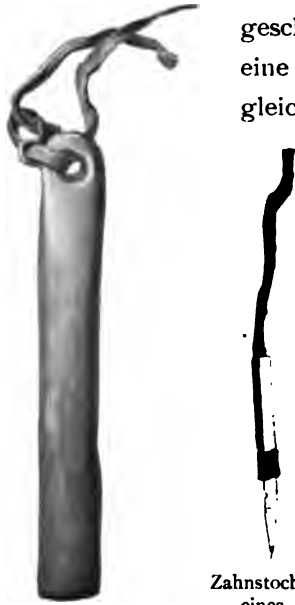
Als einziges Gerät, das keinem praktischen Zweck diene, sah ich bei den Masarwa einen Musikbogen. Das Ende des Holzbogens wird in den Mund, nicht zwischen die Zähne sondern nur zwischen die Lippen genommen, und die Saite mit einem Stäbchen angeschlagen. Ein Sehnengarn zwischen Saite und Holzbogen in nebenstehend abgebildeter Verknüpfung befestigt, teilt die Saite in zwei straff gespannte, verschieden anklingende Hälften.

Ein Stück Sandstein, //nole, (zum Bearbeiten der Felle), ein Bündel Bastfasern, //xai (aus den 3—4 dzm langen, schmalen, harten, auf grünlich-



Befestigung der Stimmsehne am Spielbogen, (oben Bogenholz, unten Bogensehne).

grauem Grund dunkelgrün gefleckten, fleischigen Blättern eines lilienähnlichen Gewächses durch Kauen gewonnen), ein fingerlanges Medizinhölzchen, *nigole*, (von dem sie ihre Dosis sich abknabbern) und ein geglättetes Holz (dessen erwärmtes Ende sie gegen die Backe über einen schmerzenden Zahn drücken), endlich ein Zahnstocher, *goë*, (aus einer Federspule geschnitten und an einem kleinem Riemen befestigt), eine Knochenpfeife, *!gā* (ganz der der Hottentotten gleichend), aus der sie immer nur einen einzigen tiefen Zug



Zahnweh-Holz,
 $\frac{4}{5}$ nat. Gr.

Zahnstocher
eines
Buschmanns.
 $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

tun, um den eingesogenen Rauch erst nach einigen Sekunden langsam aus Nase und Mund auszublasen), ein Rucksack-Netz, *!ū*, (aus Sehnen geflochten), ein Lederbeutel mit einem geschärften Stück Eisen als Rasiermesser, *!χum*, und ein Päckchen Salz aus der nahen Pfanne, — das sind die Habseligkeiten, die man im Wandsack eines Masarwamannes findet. Ein Gefäß, in dem sie hätten kochen können, sah ich nicht; es scheint, daß sie bei der Methode, Fleisch und Früchte in der heißen Asche gar zu machen, stehen geblieben sind.

Wie wohl sie sich dabei fühlen, zeigt sich, wenn jetzt der heimgekehrte Jäger seinen

Schultersack entleert. Da kommt zunächst ein brauner klumpiger Kuchen zum Vorschein: das Blut eines frisch erlegten Stachelschweins, das der Jäger im Feld in den ausgewaideten Magen des Tieres gefüllt und an Ort und Stelle gebacken hat. Weiter kommt ein junger Vogel von der Größe eines Huhns zum Vorschein. Nach den Blicken der Weiber zu urteilen, muß es der leckerste Teil der Beute sein; aber drei Riesenfrosche (*Rana adspersa*), die mit einigen Kürbissen und Knollen als letzte zum Vorschein kommen, sind nicht zu verachten.

Während die jungen Weiber bei der Pfanne Wasser schöpften und die Männer auf der Jagd und Knollensuche waren, hat offenbar die Alte, die zurückblieb, das Feuer ausgehen lassen. Da zieht der Jäger zwei Stäbe aus dem Schultersack, legt den einen horizontal auf den Boden und hält ihn mit dem Fuß am einen Ende in seiner Lage. Den zweiten Stab setzt er dem ersten senkrecht auf und bohrt in ihn qürlend eine Grube, aus der nach 20 bis 30 Sekunden ein feiner Rauch aufsteigt. Jetzt setzt

er den Bohrstock ab und schüttet das feinglimmende Bohrmehl in die Höhlung eines Bausches von dürrer Gras besonders feiner Art. Dann nimmt er diesen Zunder in die hohl zusammengelegten Hände und bläst ihn an, bis die Flamme herausschlägt.

Bald flackert das Herdfeuer, und auf die ersten abglimmenden Kohlen am Rande werden die Kürbisse geschoben, den Vogel rupfen die Weiber noch, den Blutkuchen hat der inzwischen eingetroffene Betschuane, ohne ein Wort zu sagen, als ihm gebührenden Tribut verzehrt; jetzt werden die Frösche auf die Glut gelegt und strecken zum letztenmal in wunderlichen Posen ihre langlebigen Glieder.

Wer in diesem Kreis der Buschmänner sitzt, fühlt einen Rest lebendiger Urgeschichte an sich vorüberziehen. Eins lernt man gern an dieser Unkultur schätzen: Da ist jeder noch der Träger des gesamten

Könnens seines Stammes, da gibt es keine Teilmenschen, die nur unter dem Schutz der Gesamtheit lebensfähig sind, keinen anderen Schutz gibt es als selbstgeschaffenen. Das hat Menschen von unbändiger Freiheitsliebe gezüchtet; die Gefahren der Wildnis haben für sie, die ihnen von Kindheit auf in's Auge zu sehen gewohnt sind, keine Schrecken mehr. Allezeit wache, unübertroffen scharfe Sinne, ungehemmte Impulsivität in entscheidender Lage, aber auch eine Zähigkeit ohne gleichen, wo Warten am Platze ist: die Eigenschaften vervollständigen das Rüstzeug des Buschmanns. Und doch wird er, trotz so mancher hervorragenden Eigenschaft, einmütig von allen Bewohnern Südafrikas, Weißen und Farbigen, verachtet oder gehaßt. Sie alle haben den Buschmann mit beispielloser Grausamkeit verfolgt. Wer es weiß, mit welcher Liebe, zuweilen zur Manie gesteigert, diese Hirtenvölker an ihrem Viehbesitz hängen, der ihre Nahrung, Reichtum, Ansehen, Macht und Stolz ausmacht, der kann den Haß ermessen, den die viehraubenden Buschmänner auf sich luden. Dieses unbezwingbare Verlangen nach fremdem Gut ist das Verhängnis des Buschmanns geworden. Vielleicht war er an-



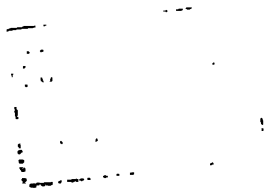
Buschmannsfeuerzeug, $\frac{2}{5}$ nat. Gr.
Matlhokathakoë, Dez. 1904.

fangs im Recht, als er seine verborgene, aber endlich doch entdeckte Wasserstelle gegen den Andrang jener Hirten verteidigte. Deren Unrecht war es sicher, daß sie in den häßlichen, braunen Zwergen niemals ein menschenwürdiges Wesen sahen. Dafür nahmen diese Geächteten dann Rache wo sie konnten, überfielen die Herden, töteten das Vieh nutzlos in Massen, nur um jene in's Herz zu treffen. So wuchs der Haß auf beiden Seiten ins Ungemessene. Der Bur organisierte große Jagdexpeditionen auf Buschmänner, nach denen man von der Kopfbzahl der Getöteten mit derselben Kaltblütigkeit wie ein Jäger von der Strecke sprach. Der Buschmann aber hauste in den einsamen Farmen, die er in Übermacht überfallen konnte, schlimmer als ein Raubtier; der Verzweiflungskampf machte ihn zur Bestie, die für vogelfrei erklärt wurde.

Wer diese Menschen aber inmitten ihrer noch unangetasteten Heimat kennen gelernt und ihre treuen Dienste in mancher Lage erprobt hat, der braucht nicht sentimental angelegt zu sein, um die Tragik dieses Menschenschicksals zu empfinden. Hinter uns sehen wir eine Jahrhunderte lange Kette schwerer, wechselseitiger Schuld und Sühne; vor uns steht, unabwendbar in diesem kulturfernen Gebiet, als Ende dieses Kampfes der sichere Untergang des Schwächeren, das ist des Buschmanns. Dem Reisenden bleibt da nur übrig, aus den Trümmern des unglücklichen Volkes aufzulesen, was zum Verständnis seiner geistigen und körperlichen Eigenart sich retten läßt, daß wenigstens sein Bild in der Geschichte der Menschheit weiter lebe.



MASARWA DER SÜDLICHEN KALAHARI.



Anhang.

Analysen und Bestimmungen von Gesteinen, Bodenproben, Eingeborenen-Nahrungs- und Arzneimitteln, Pflanzen und Fossilien, die im Bereich der Reiseroute gesammelt wurden.

I. Untersuchung von Gesteinen aus dem Gebiet der Reiseroute

von Dr. H. Thiene.

(Aus dem mineralogischen Institut der Universität Jena).

1. Gabbro von den Felskuppen am Nordende der Bootbai (S. 66 als Diorit aufgeführt). Grünlich-schwarzes körniges Gestein, das auf der Bruchfläche oft wie konglomeratisch aussieht, indem in der dunkelgefärbten Grundmasse rundlich begrenzte Flecken von in sich wiederum weiß-rot gefleckten Körnern liegen. Diese Flecken gehören offenbar einem Feldspat an. Unter dem Mikroskop erkennt man neben Plagioklas, Augit, Biotit, wenig braune Hornblende und ziemlich viel Chlorit und Magnetit. Der Plagioklas zeigt zonare Struktur, meist breite Zwillingslamellierung, öfters Zwillingsbildung nach dem Albit- und Periklingesetz, häufig eine regelmäßige, hie und da festungsartig gezackte Begrenzung; er ist häufig im Kern stärker zersetzt als am Rande, und zwar dürften die Zersetzungsprodukte saussuritischer Natur sein. Daraus dürfte der Schluß zu ziehen sein, daß man es mit einem kalkreichen Kalknatronfeldspat zu tun hat. Der Augit erscheint unregelmäßig begrenzt, meist von grünfleckiger und weißer Färbung. Die Auslöschungsschiefe ist groß. Die Grünfärbung dürfte ihre Ursache in einer Chloritisierung haben. Die Hornblende ist kastanienbraun, stark pleochroitisch, in der Prismenzone gut begrenzt. Auch etwas glaukophanartige Hornblende kommt vor mit aus dem blaugrünen ins grasgrüne gehenden Pleochroismus; sie scheint sekundärer Natur zu sein. Der Biotit ist dunkelbraun-strohgelb, stark pleochroitisch und nur auf der Basis wohl begrenzt. Der Chlorit ist grasgrün, zeigt dunkelstahlblaue Polarisationsfarben und ist, da er z. T. in den Feldspat infiltriert ist, offenbar sekundär. Der Magnetit kommt in unregelmäßig begrenzten Körnern in reichlicher Menge im Gestein vor. Die Struktur ist eine gabbroähnliche, an die ophitische erinnernd, und man wird das Gestein wohl wegen seines großen Feldspatgehaltes als Gabbro ansprechen müssen.

2. Peridotit der „Schwarzen Berge“ bei Angra Pequena (S. 66 als Amphibolit aufgeführt). Spezifisch schweres, dunkelgrünes, mittelkörniges Gestein mit durch Verwitterung zelliger Oberfläche. Oberflächlich lassen sich ein nach mehreren Flächen spaltbares Mineral der Augit- und Hornblende-reihe und Chloritplättchen unterscheiden. Unter dem Mikroskop besteht das Gestein im wesentlichen aus Augit, Hornblende und kleinen Erzpartikelchen. Der Augit ist grünlich gefärbt, diallagartig, vielfach unter Erzausscheidung in Hornblende umgewandelt. Die Hornblende ist lichtgrün, teils braun und blaugrün, teils nur in grünen Farben pleochroitisch. Die Hornblende ist z. T. aus Augit, z. T. aus brauner Hornblende hervorgegangen. Das Gestein dürfte zu den Peridotiten zu rechnen sein und in genetischem Zusammenhang mit Nr. 1 stehen.

3. Quarzit von einem Hügel in der Prince of Wales-Bai, südlich von Angra Pequena. Feinkörniger, weißer Quarzit, dessen Oberfläche z. T. mit einer dicken Rinde von schwarzem Glaskopf überkleidet ist. Unter dem Mikroskop sieht man in einem Gemenge von feinen Quarzkörnern zahlreiche Eisenoxydputzen von manchmal annähernd hexaedrischer Umgrenzung; ihre ursprüngliche Natur ist nicht zu ermitteln.

4. Epidotamphibolit aus der Prince of Wales-Bai. a) Dunkles, graugrünes, kristallines Gestein, auf dessen Kluftflächen Epidot zu erkennen ist. Unter dem Mikroskop sieht man fast nur eine stark zerquetschte, fast farblose Hornblende. Dazwischen und auf den Spalten finden sich vereinzelte Körner von Kalkspat. Außerdem enthält das ganze Gestein viel Epidot und ist daher zu den Epidotamphiboliten zu rechnen.

b) Lichter gefärbtes Gestein mit aktinolithartiger Hornblende, im übrigen aber dem vorigen ganz gleich.

5. Amphibolit aus der Umgebung der Prince of Wales-Bai (S. 67 als Epidiorit aufgeführt). Graugrünes, sehr feinkörniges Gestein, das äußerlich einem kristallinen Schiefer ähnlich sieht. Unter dem Mikroskop erkennt man Hornblende in Form von feinen Nadeln, dazwischen Epidot, Leukoxenputzen und vereinzelte Quarzkörner, die sich an einzelnen Stellen anreichern. Durch den Hornblendefilz sieht man eine Grundmasse aufleuchten, die einheitlich polarisiert und Quarz sein könnte, dem Umriß nach jedoch Feldspat gewesen zu sein scheint. Das Gestein ist vielleicht ein Diabas gewesen und jetzt in einen Amphibolit umgewandelt.

6. Sehr dichter, feinkörniger Kalkstein, aus dem Sand hinter der Prince of Wales-Bai aufragend.

7. Sandstein, unvermittelt aus dem Sand der Prince of Wales-Bai im Flutbereich aufragend. Bruchstücke eines quarzitisches Sandsteins ohne kalkiges oder toniges, sondern mit nur kieseligem Bindemittel. Diese sind durch ein glänzend schwarzes, teilweise stalaktitisches Erz von rotbraunem Strich, brauner Glaskopf, verkittet. Untergeordnet findet sich auch noch eine kalkige Masse mit eingelagerten Sandkörnern als Bindemittel.

8. Metamorphosierter Diabas von der Prince of Wales-Bai. Graugrünes, kristallines Gestein, in welchem man einzelne Spaltungsflächen von Hornblende erkennt. Unter dem Mikroskop verhält es sich analog Nr. 5, nur ist es grobkörniger ausgebildet und läßt z. T. noch Anklang an die ophitische Struktur erkennen; es dürfte also Nr. 5 analog ein metamorphosierter Diabas sein.

9. Phyllit, aus dem Sand der Prince of Wales-Bai aufragend. Stark schiefriges bis blättriges Gestein, das ganz zersetzt und bröckelig ist. Auf den Schichtflächen zeigt es starken Glimmerglanz. Zersetzter Phyllit.

10. Zersetzter Granit (?) eines Felsen im Nordteil der Prince of Wales-Bai. Rötlich-braunes, kristallines Gestein, das in der Hauptsache aus einem gut spaltbaren rötlichen Orthoklas besteht, neben dem noch Quarz und geringe Mengen von Magnetit vorhanden sind. Die rote Farbe ist durch den Feldspat bedingt. Das stark zersetzte Gestein scheint ein Granit gewesen zu sein.

11. Sandstein-Bruchstücke den Sand der Namib hinter der Prince of Wales-Bai pflasternd. Roter, gelber und schwarzbrauner poröser Sandstein mit kalkig-tonigem Bindemittel. Die wechselnde Farbe ist durch verschiedenen Gehalt an Eisen bedingt.

12. Gequetschter Aplit (?), aus dem Sande der Prince of Wales-Bai aufragend. Rötlich-weißes, schiefrig-kristallines Gestein, das in der Hauptsache aus Quarz zu bestehen scheint. Auf den Schieferungsflächen sieht man breite Blättchen von Kaliglimmer. Unter dem Mikroskop besteht das Gestein fast nur aus Quarz, selten finden sich Körnchen von Plagioklas, Kaliglimmer und Erz. Man erkennt eine deutliche Mörtelstruktur, und selbst die größten Quarzkörper zeigen undulöse Auslöschung. Man könnte das Gestein am ehesten mit einem gequetschten Aplit vergleichen.

13. Kaolin von der Küste nördlich der Prince of Wales-Bai. Weißes, lockeres Gestein von erdiger Beschaffenheit. Die Hauptmasse ist Kaolin und enthält Einsprenglinge feuersteinähnlicher Gebilde von Kieselsäure.

14. Granophyr von den Felsen des Kap Cross (S. 5 als Granit aufgeführt). Feinkörniges, porphyrisches, fleischrotes Gestein, in dem man einzelne größere Körner von Feldspat und Quarz erkennt. Unter dem Mikroskop erkennt man ein holokristallines Gestein, dessen grobkörnige Grundmasse aus Quarz und Feldspat besteht und mikropegmatitische Verwachsung zeigt. Als Einsprenglinge finden sich darin Orthoklas, Plagioklas, Quarz, Biotit und Magnetit. Das Gestein ist als Granophyr zu bezeichnen.

15. Biotitschiefer aus dem Quellgebiet von Otjikango im Hereroland (S. 161 als Gneis aufgeführt). Dünnschiefriges, kristallines Gestein von feinkörniger Beschaffenheit, das aus Quarz, viel

Biotit, parallel den Schieferungsflächen angeordnet, und wenig Feldspat besteht. Etwas feldspathaltiger Biotitschiefer.

16. Biotitschiefer von den Wänden des „Riesentopfes“ bei Heusis im Komashochland (S. 160). Schiefriees, kristallines Gestein von sehr feinkörniger Beschaffenheit; das aus Quarz und viel Biotit, parallel der Schichtfläche angeordnet, besteht. Analog No. 15 nur von feinerem Korn. Biotitschiefer.

17. Konglomerat aus der Namib bei Angra Pequena (auf S. 72 mit provisorischer Signatur No. 30 bezeichnet). Braunes, typisches Konglomerat mit Geröllen von Quarz, Feldspat, Gesteinsbruchstücken, zahlreichen Sandkörnern, die allesamt durch Inkrustation mit einer radialstengeligen Kalksinterinde bis zu 1 mm Dicke überzogen sind. Wir haben also einen durch Quellen inkrustierten Sand vor uns (Kalksandstein nach Passarge).

18. Tuffartiger, kalkiger Sandstein aus der Namib bei den Koviesbergen (oberste Schicht der Figur auf S. 73). Kalktuffartiges, löcheriges Gestein, das deutliche Sinterbildung zeigt. Es besteht aus einem tonigen Kalk mit viel eckigen Quarzkörnern und vereinzelt Stückchen von Feldspat. Wir haben also einen tuffartigen, löcherigen, kalkigen Sandstein vor uns.

19. Konglomerat aus der Namib beim Kuikop (auf S. 72 mit der provisorischen Signatur No. 36 bezeichnet). Konglomerat aus erbsengroßen, stark gerundeten Quarzkörnern, neben denen sich massenhaft kleinere, abgerollte Stückchen von Quarz finden. Das Bindemittel ist ein toniger, eisenoxydhaltiger Kalk. Außerdem zeigt das ganze Gestein Kalksinterzonen, analog No. 17.

20. Toniger Kalkstein vom Rande der Pfanne Mookane (Kalahari). (Kalahari-Sinterkalk nach Passarge.) Fester, poröser, toniger Kalk mit viel eingelagerten Quarzkörnchen. Nach außen nimmt der Quarzgehalt ab. Äußerlich ist das Gestein von einer Verwitterungsrinde überzogen, an der sich deutlich eine innere schwarzbraune, mangan- und eisenhaltige Zone und eine äußere weiße Kalkzone unterscheiden läßt. Eine Sinterbildung ist nicht wahrzunehmen.

21. „Pfannenalktuff“ Passarge's, von der Pfanne Khakhea (Kalahari). Leichter, löcheriger Kalk mit wenig gerundeten Quarzkörnern und Resten von Schneckengehäusen.

22. Spessartit oder Odinit aus einer Breccie unter dem Kalk (s. vorige Nummer) der Pfanne Khakhea (S. 617 als schwach veränderter Diabas aufgeführt). Feinkörniges, graugrünes, kristallines Gestein, auf dessen Oberfläche sich etwas Kalksinter befindet. Im Schilfe sieht man divergentstrahlige, kleine, kurz leistenförmige Plagioklase, deren Interstitien hin und wieder mit etwas Quarz erfüllt sind. Diese Grundmasse ist durchsetzt mit zahlreichen lichtgrünen, ausgefranzten, kurz nadeligen Hornblenden. In dieser Masse liegen vereinzelt große Feldspatkristalle, oder auch größere Putzen von körnigem Kalkspat, der seine Entstehung vielleicht einem zersetzten Augit verdankt. Einzelne Stücke der Hornblende sind noch braun gefärbt; also dürfte die lichtgrüne ausdieser hervorgegangen sein. Außerdem ist noch Erz vorhanden. Das Gestein ist am ehesten einem Spessartit oder Odinit vergleichbar und auch vermutlich ein solches Ganggestein.

23. Metamorphosierter Sandstein, in einem Brunnenloch der Pfanne Khakhea (Kalahari) anstehend (S. 617). Dunkelgraues, fast dichtes Gestein. Unter dem Mikroskop zeigt es eine den Fleckschiefern vergleichbare fleckige Beschaffenheit. Die Flecken polarisieren jedoch nicht einheitlich und bestehen wahrscheinlich aus Aggregaten von Glimmer. Das Gestein scheint ein Sandstein mit tonigem Bindemittel gewesen zu sein, der später metamorphosiert worden ist.

24. Kalkstein aus der Pfanne Lehututu (Kalahari). (Kalahari-Sinterkalk nach Passarge.) Stark toniger, sehr feinkörniger Kalk mit massenhaften gerundeten Quarzkörnern, die jedoch keine Kalksinterzonen erkennen lassen.

25. Kalkstein (Kalksandstein nach Passarge) am Nordostende der Pfanne Kgotkong (südl. (Kalahari) anstehend. Lockerer, tuffartiger Kalkstein mit eingelagerten Sandkörnern und harten, dunklen Gesteinsbrocken.

26. Felsitporphyr, am Nordostende der Pfanne Kgotkong unter dem Kalk (s. vorige Nummer) anstehend. Rötlich schwarzes, auf den Klufflächen mit grüner chloritischer Substanz überzogenes, schweres Gestein, das aus einer feinkörnigen Grundmasse vermutlich von Orthoklas und Quarz besteht, in der sich vereinzelt größere Individuen von unregelmäßig begrenztem Orthoklas (Karlsbader Zwillinge), Plagioklas und massenhaft kleine Partikelchen von Magnetit befinden. Ein-

zelle Orthoklase zeigen perthitische Verwachsung. Der Quarz findet sich an einzelnen Stellen in gröberkörnigen, nesterartigen Aggregaten. Das Gestein dürfte zu den Felsitporphyren zu rechnen sein.

27. Schutt aus dem Buschmannssaugloch am Nordostende der Pfanne Kgokong (s. S. 671 und Bodenprobe II). Verwitterungsschutt des Gesteins Nr. 26 und ein durch organische Substanzen dunkelgefärbter Quarzsand, der beim Glühen diese Farbe fast vollständig verliert. Auch der mikroskopische Befund der Bruchstücke ist dem von Nr. 26 ganz ähnlich.

28. Felsitporphyri, aus dem Sand am Nordostrand der Pfanne Kgokong aufragend (vgl. Nr. 26). Dichtes, hornsteinähnliches, rötliches Gestein von splittrigem Bruch, das aus einer sehr feinkörnigen Grundmasse von vermutlich Quarz und Orthoklas besteht, in der sich größere, meist lappig begrenzte Einspringlinge von Orthoklas, etwas Plagioklas und Quarz befinden. Daneben sind etwas gröberkörnige Nester von Quarz vorhanden, ferner Magnetit in kleinen Kriställchen, die zumeist in Brauneisenerz übergegangen sind. Diese feinkörnige Grundmasse zeigt eine hornfelsartige Struktur, indem sie fleckig polarisiert. Die einzelnen Flecken löschen zwar einheitlich aus, aber sie sind mit sehr feinen Körnern eines anderen Minerals poikilitisch verwachsen. Diese Flecken sind offenbar die Produkte einer späteren Umkristallisation. An einzelnen Stellen schließen sich in paralleler Orientierung Quarzkörner an, so daß eine Struktur entsteht vergleichbar der grauophyrischen. Daraus dürfte man schließen, daß auch die übrigen Flecke wesentlich aus Quarz bestehen. Das ganze Gestein ist in einer Weise mit Chlorit durchtränkt, daß es zwischen gekreuzten Nikols den Eindruck einer geaderten Masse erweckt. Das ganze Gestein ist dem der Nr. 26 sehr ähnlich, nur etwas heller gefärbt.

29. a) Sandiger Kalkstein von der äußersten Oberfläche des Bodens der Pfanne Sekgoma (Kalahari) (Pfannensandstein nach Passarge). Dichter, grau gelber Kalk mit sehr viel eingelagerten Quarzkörnern, die an der Oberfläche herausgewittert sind. Sandiger Kalkstein.

b) Breccienartiger Kalkstein (Pfannensandstein nach Passarge), $4\frac{1}{2}$ m tiefer als a) gebrochen. Breccienartiger, feinkörniger Kalksandstein mit viel Quarzkörnern. Die Farbe ist stark fleckig durch rundliche, durch Eisenverbindungen bräunlich, grün und schwarz gefärbte Partien. An der Oberfläche ist das Gestein verwittert und stellenweise ein grünes, erdiges, eisenreiches, mit Quarzsand gemengtes Produkt entstanden. Unter dem Mikroskop sieht man das gleiche Bild wie bei Nr. 17, d. h. ebenfalls Kalksinterbildung um fremde Einschlüsse, nur ist hier das Korn etwas gröber und ferner ist noch ein feinkörniges Chalcedonaggregat vorhanden.

c) Kalkstein (Pfannensandstein nach Passarge, als Bindemittel mit älterem Kalkstein zu einer Breccie vereinigt). Hellgrauer, schwachtoniger, durch graue und rote Partien breccienartiger Kalk, der an einzelnen Stellen kristallinisch ist, in der Hauptsache aber dicht. Das Gestein enthält massenhaft Sandkörner. Unter dem Mikroskop sieht man eine sehr feinkörnige Kalkspatkörnchenmasse, die anders gefärbte Kalkstücke von bedeutenderer Korngröße als Einschlüsse enthält. Im übrigen sieht man ebenfalls die bei Nr. 17 beobachtete Kalksinterzone.

30. Kalkstein vom rechten Ufer des Koankip-Riviers bei Chamis im Groß-Namaland. Gelblichgrauer, löcheriger toniger Kalkstein. Unter dem Mikroskop erkennt man einen dichten Kalkstein, der reichlich Einlagerungen von Quarzsand enthält, selten kleine Stückchen eines grünen, stark pleochroitischen Minerals und öfters Erzpartikelchen. Versteinerungen wurden nicht beobachtet (s. Tafel VIII. Der Kalk ist aus dem Bereich des Gebüsches losgeschlagen, das in der Mitte des Bildes oberhalb der Riviersohle sich befindet. Nach dem Ufer hin tritt an Stelle dieses Gesteins ein Kalktuff mit reichlichen Schilfstengel-Einschlüssen).

31. Granit aus der Riviersohle des Koankip (s. Tafel VIII. Das Stück stammt von den Wänden der Becken, in denen das dunkle Wasser steht). Granit von graulichweißer Farbe, sehr arm an farbigen Gemengteilen. Unter dem Mikroskop erkennt man die üblichen Bestandteile des Granits. Es ist ein ziemlicher Reichtum von sehr fein lamelliertem Plagioklas von vermutlich albitähnlicher Zusammensetzung zu konstatieren. Die farbigen Gemengteile sind wesentlich chloritischer Natur und dürften vermutlich aus Biotit entstanden sein. Es läge demnach ein biotitarmer Alkali-granit vor.

32. a) Kalkstein von den Steilwänden des rechten Koankip-Ufers bei Chamis (siehe Tafel VIII, die Felsplatten am äußersten rechten Ende des Bildes). Dunkelgrauer, feinkörniger, beim

Glühen sich entfärbender Kalkstein, der äußerlich mit einer gelbbraunen Verwitterungsrinde überzogen ist.

b) Kalkstein (Herkunft wie a). Feinkörniger, graulichweißer Kalkstein mit schwachem Tongeruch. Unter dem Mikroskop erkennt man weiter nichts als kleine unregelmäßige Körner von Kalkspat. An einzelnen Stellen finden sich rhomboederähnliche Stückchen von Eisenhydroxyd, das auch die Umgebung durchtränkt. Es dürfte seine Entstehung auf Eisenspat zurückzuführen sein. Spuren von Versteinerungen sind nicht vorhanden. Es dürfte daraus der Schluß zu ziehen sein, daß der Kalkspat als solcher aus dem Wasser abgesetzt worden ist.

33. Sandstein vom Ostabfall des Namaländischen Plateaus bei *Gai/aob* (s. Abbildung S. 555). Feinkörniger, rotbrauner Sandstein mit kalkigem, wenig tonhaltigem Bindemittel.

34. Kalkstein aus der Umgebung einer Pfanne östlich von Hasür im Großen Namaland (s. Abbildung S. 556, Erhebung des Geländes in der rechten Ecke des Bildes) (Kalahari-Sinterkalk nach Passarge). Fester, stark tonhaltiger Kalkstein, der schichtenförmig kleine Quarzkörner und Magnetit eingelagert enthält, und der eine feine Zonenstruktur zeigt, so daß man es mit einem Stück zonar gebildeten Kalksinter vergleichen könnte. Unter dem Mikroskop sieht man, daß die Zonenstruktur nur durch verschiedenen Gehalt an rötlichem Ton bedingt ist. Innerhalb der einzelnen Zonen ist der Kalkspat weder faserig noch stengelig ausgebildet. Die ganze Zonarstruktur ist weiter nichts als eine durch feine Schichtung hervorgerufene Erscheinung.

35. Sandstein, unter dem Kalkstein Nr. 34 liegend. Lichtbrauner, feinkörniger Sandstein von lockerer Beschaffenheit. Das Bindemittel ist kalkigtonig. Das ganze Gestein enthält viel Muskovit.

36. a) Sandstein vom rechten Steilufer des Molopo bei Zwartpüts (s. Abbildung S. 554). Dichter, feinkörniger, dunkelbrauner Sandstein mit kieseligem Bindemittel. Das Gestein ist schwach tonhaltig.

b) Sandstein (Herkunft wie a). Brauner, deutlich toniger, feinkörniger Sandstein mit kieseligem Bindemittel. Das Gestein enthält geringe Mengen von Muskovit.

37. Kalkstein aus einem Brunnenloch in den Dünen bei Kubugochoras (s. S. 553). Dichter Kalk mit eingelagerten Quarzkörnern. Das Gestein ist etwas tonhaltig.

38. Sandstein, unter dem Kalk Nr. 37 anstehend. Fester, dunkelgrauer, ziemlich feinkörniger Sandstein, der ziemlich reich an Glimmer ist. Die durch eckige Gestalt ausgezeichneten Quarzkörner liegen in einem dunkelbraun bis schwarz gefärbten tonigen Bindemittel.

39. Konglomeratischer Kalkstein von der freien Fläche zwischen Kugugup und Upington (Kalahari-Kalksinter nach Passarge). Fester toniger Kalk von konglomeratischem Charakter. Die stark zersprungene Oberfläche zeigt deutlich Sinterbildung. Eingelagert finden sich gerundete Quarzkörner und Brocken von Plagioklas, um die eine Anreicherung von Eisenoxyd stattgefunden hat, die jedoch keine Sinterrinde zeigen. Der Kalk ist fein kristallinisch.

40.*) Salz aus der Pfanne Hokontsi bei Lehututu (Kalahari). Weiße, durchsichtige Würfel von rein salzigem Geschmack.

Die qualitative Untersuchung ergab die Anwesenheit von Wasser, Magnesium, Natrium, Chlor, Schwefelsäure, Salpetersäure, Gangart.

Quantitative Untersuchung:

Chlor (Cl)	. . . . .	58,82 %
Natrium (Na)	. . . . .	38,38 %
Magnesium (Mg)	. . . . .	0,20 %
Schwefelsäure (SO ₄)	. . . . .	0,78 %
Wasser	. . . . .	1,02 %
Salpetersäure (NO ₃)	. . . . .	0,39 %
		<hr/>
		99,59 %

*) Diese und die folgende Analyse hat Herr Dr. R. Ehrenstein im chemischen Institut der Universität Jena freundlichst ausgeführt.

Danach berechnet sich der Gehalt an

Chlornatrium auf	97,05 %
MgSO ₄ mit 7 H ₂ O auf	2,00 %
Salpetersaurem Natrium auf	0,54 %
	99,59 %

Die geringe Menge Gangart — hauptsächlich Kieselsäure — wurde nicht weiter untersucht.

41. Salz aus den Regenrinnen in der Namib hinter der Walfischbai (s. Abbildung auf Tafel IX). Weiße, durchsichtige Würfel von rein salzigem Geschmack.

Die qualitative Prüfung ergab die Anwesenheit von Wasser, Magnesium, Natrium, Chlor Schwefelsäure.

Quantitative Untersuchung:

Chlor (Cl)	57,45 %
Natrium (Na)	37,35 %
Magnesium (Mg)	0,50 %
Schwefelsäure (SO ₄)	2,01 %
Wasser	2,68 %
	99,99 %

Danach berechnet sich der Gehalt an

Chlornatrium auf	94,80 %
MgSO ₄ 7 Mol. H ₂ O auf	5,19 %
	99,99 %

II. Über die Zusammensetzung einiger Bodenproben aus dem Gebiet der Reiseroute.

Von Prof. Dr. H. Immendorff.

(Aus dem agrilkulturchemischen Institut der Universität Jena.)

Die im folgenden geschilderten Untersuchungen erstreckten sich auf eine Anzahl Bodenproben, die wohl ohne Frage für die in Betracht kommenden Gebiete charakteristisch sind. Gewisse Anhaltspunkte für die Beurteilung dieser Böden für ihre Benutzung zu landwirtschaftlichen Zwecken vermögen die Untersuchungen zweifelsohne zu bieten, wengleich bei den Böden der in Frage kommenden ariden Gebiete ganz andere Maßstäbe anzulegen sind als bei unseren heimischen Bodenarten.

Bei der Versorgung der Kulturpflanzen mit Nährstoffen ist in erster Linie auf Stickstoff, Phosphorsäure und Kali und weiterhin auch auf den Kalk Rücksicht zu nehmen; es ist deshalb bei der Beurteilung eines Bodens als Nährstoffreservoir zuerst sein Gehalt an diesen, für den Landwirt wichtigsten Pflanzennährstoffen ins Auge zu fassen.

Die Ergebnisse der Untersuchung der eingelieferten Proben sind in der Tabelle I übersichtlich zusammengestellt:

(Siehe Tabelle I, Seite 685.)

Es lassen sich nun die Vorräte des Bodens an für das Pflanzenleben wichtigen Bestandteilen wesentlich besser übersehen und beurteilen, wenn man die absolute Menge der Nährstoffe berechnet, die in einem bestimmten Bodenraume enthalten sind, als wenn man die prozentischen Werte allein berücksichtigt.

Mit Hilfe der Prozentzahlen und der annähernden Volumgewichte der Böden wurden folgende Nährstoffvorräte ermittelt:

Tabelle I.

Herkunft (s. Karte) und Bezeichnung der Probe	Charakter des Bodens	Im lufttrockenen Boden wurden gefunden 20 % HCl-löslich					
		Stick- stoff (N)	Phos- phor- säure (P ₂ O ₅)	Kali (K ₂ O)	Kalk (CaO)	Sand nach Schlöß- sing	Koch- salz
		%	%	%	%	%	%
I. Moshaneng, Ostrand der Ka- lahari.	Braunroter, humusarmer Quarzsand mit stark eisenhal- tigem Bindemittel, etwas tonig	0,10	0,013	0,16	0,32		
II. Buschmanns-Saugloch bei Kgokong (s. S. 671).	Quarzsand m. verschiedenartig. Material schwach durchsetzt. Auch grobe steinige Massen	0,09	0,26	0,15	0,37		
III. Kalaharisand. Savanne bei Khakhea (s. S. 592).	Rötlicher Quarzsand, nur wenig eisenhaltig	0,04	0,009	0,05	0,12		
IV. Kalaharisand. Savanne, in ca. 22 km Entfernung von Lehu- tutu auf dem Wege nach Kgokong.	Rötlichgelber Quarzsand	0,06	0,007	0,03	0,07		
V. Dünen bei Witkop (s. S. 616). Westgrenze der südl. Kalahari.	Quarzsand, wenig abgerundete Körner, mit Conchylienresten	0,03	0,02	0,05	1,11		
VI. Dünen zwischen Abiam und Bloemfontein (s. S. 553). Westgrenze der südl. Kalahari.	Rötlicher Quarzsand	0,03	0,009	0,07	0,13		
VII. Große Vlej östlich von <i>Gai/aob</i> , östliches Großnama- land (s. S. 555 u. 556).	Toniger, feinsandiger, hellröt- licher Boden	0,06	0,19	0,68	3,03	44,44	0,6
VIII. Namib, Küstenwüste (s. S. 73).	Rötlichgelber Quarzsand mit wenig Feldspattrümmern	0,02	0,022	0,11	0,25		
IX. Trockenschlamm aus dem Kuiseb - Bett bei Rooibank (hinter Walfischbai, s. S. 158).	Glimmerreicher, toniger, fein- sandiger Boden	0,35	0,19	1,48	1,49	56,11	
X. Verwitterungsschutt aus einer Höhle im quarzitischen Ge- stein bei Kamaggas (Klein- Namaland).	Quarz mit braunrotem eisen- haltigen Bindemittel	0,11	0,11	0,06	0,08		
XI. Überreste von Robbenleichen von der Insel Possession (s. S. 54).	Dunkelbraunes erdiges Material	2,22	17,78	1,43	8,73		

In einer Bodenschicht von 1 ha Ausdehnung und 20 cm Tiefe sind ungefähr enthalten:

Nummer der oben näher bezeichneten Bodenproben	Stickstoff kg	Phosphorsäure kg	Kali kg	Kalk kg
I.	2000	260	3 200	6 400
III.	800	180	1 000	2 400
IV.	1200	140	600	1 400
VIII.	400	440	2 200	5 000
VI.	600	180	1 400	2 600
V.	600	400	1 000	22 200
II.	1800	5200	3 000	7 400
VII.	1200	3800	13 600	60 600
XI.	7000	3800	29 600	29 800

In heimischen Bodenarten wurden bei in gleicher Richtung ausgeführten Untersuchungen in denselben Bodenräumen gefunden:

	Stickstoff kg	Phosphorsäure kg	Kali kg	Kalk kg
1. Haidesandboden (bei Bremerhaven) .	4000	600	1 200	800
2. Cujavischer Boden (Inowrazlaw, Posen)	5000	2800	7 600	30 000
3. Weser-Marschboden	4200	3200	11 200	92 200

Wenn wir mit den Angaben für die deutschen Böden die für die afrikanischen gefundenen Zahlen vergleichen, so fällt zunächst auf, daß die Zusammensetzung der ersten sechs Böden (I, III, IV, VIII, VI, V) hinter der unserer Haidesande zurücksteht, eine Ausnahme macht nur ihr Gehalt an Kalk und in drei Fällen auch ihr Gehalt an Kali.

Der Haidesandboden ist nun eine Bodenart, die unter unseren klimatischen Verhältnissen erst nach Einführung aller vier Nährstoffe in geeigneten Formen sichere und gute Erträge verspricht. Der Vorrat dieses Haidesandbodens an Stickstoff erscheint zwar nicht gering, besonders wenn man damit die Bedürfnisse der Kulturpflanzen vergleicht; es ist der Stickstoff darin jedoch in Formen vorhanden, die nur sehr langsam und in geringen Mengen den Pflanzen zur Verfügung stehen. Auf Grund der Eigenschaften dieser Bodenart müßte ohne weiteres das Urteil über die Kulturfähigkeit der südwestafrikanischen Sandböden vernichtend lauten. Die Tatsache jedoch, daß auf etlichen dieser Böden durch ausreichende Feuchtigkeit eine üppige Vegetation hervorgezaubert wird, muß schon Bedenken erregen, ob der gewählte Maßstab unter den Verhältnissen in Südwestafrika Verwendung finden kann. Daß das nicht der Fall ist, zeigen sehr deutlich die eingehenden Untersuchungen Hilgards*), der den Beweis geliefert hat, daß in den Böden der trockenen (ariden) Zonen auch dann noch eine große Produktionskraft vorhanden ist, wenn sie auf den ersten Blick und für den Unkundigen das Aussehen von reinen Wüstensanden haben.

Hilgard sagt in seinem Buche (S. 386) über diesen Gegenstand:

„Ich habe erwähnt, daß in den humiden Ländern Sand in der Regel nichts anderes als Quarzkörner mit glatter Oberfläche, häufig abgerundet und wie poliert aussehend, bedeutet. In den trockenen (ariden) Regionen bestehen dagegen selbst die größeren Bodenkörner aus sehr verschiedenen Mineralien oder sind doch an ihrer Oberfläche mit Materie mannigfacher Art bedeckt, oft von solcher in zum Teil zersetztem Zustande. Es hat das seine Ursache in dem Fehlen der reichen Niederschläge, die in den feuchten Klimaten beständig tätig sind, die fein zerteilten, halb zersetzten Mineralstoffe fortzuspülen und schließlich in den Untergrund zu waschen, während in den trockeneren Klimaten die leichten Regen eine derartige Auswaschung nicht bewirken können und daher die Sand-

*) Hilgard, Soils, New York. The Macmillan Company 1906.

körner eingehüllt bleiben, entweder von den Erzeugnissen der eigenen Zersetzung oder von den Zersetzungsprodukten der benachbarten Bodenteilchen. Der wertvolle Bodengehalt ruht deshalb in den Böden der trockenen Zonen nicht allein in den feineren Teilen, wie z. B. in dem Tongehalt. Dieser grundlegende Unterschied erklärt genügend, warum in den sandähnlichen Böden der in Frage stehenden Gebiete im allgemeinen eine so hohe Fruchtbarkeit steckt, so daß sie, zumal sie so leicht zu bearbeiten sind, den Tonböden, deren Bearbeitung und Bewässerung weit mehr Schwierigkeiten bietet, vorgezogen werden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß aus dem „Sand der Wüste“, wenn ihm nur Feuchtigkeit zugeführt wird, rasch eine Vegetation von bemerkenswerter Üppigkeit hervortreibt. Dies gilt selbst von Sandwehen. Und diese Fruchtbarkeit scheint ebenso dauernd zu sein wie die der schweren Tonböden der feuchten Klimate.“

Soweit der beste Kenner der Bodenverhältnisse trockener Gebiete. Wir können wohl daraus mit einiger Berechtigung schließen, besonders da auch die äußere Beschaffenheit der südwestafrikanischen „Sande“ der Hilgardschen Schilderung entspricht und auch auf ihnen die Feuchtigkeit ähnliche Erscheinungen hervorbringt, wie Hilgard sie beschreibt, daß bei ausreichender Bewässerung auch in etlichen der in Frage stehenden Gebiete sehr günstige Erfolge der Bodenkultur sich einstellen werden.

Eine wesentlich günstigere Zusammensetzung, als die geschilderten Sandböden zeigt der Boden aus dem Buschmanns-Saugloch bei Kgokong (unter II.). Da es sich jedoch um eine Bodenprobe aus einer einige Meter tiefen Grube handelt, in der ehemals Buschmänner nach Wasser gegraben haben, so ist anzunehmen, daß der verhältnismäßig hohe Gehalt an wichtigen Pflanzennährstoffen dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß durch menschliche und tierische Exkremente und Abfallstoffe eine Anreicherung stattgefunden hat, die nicht für ein größeres Gebiet charakteristisch ist.

Ein auch von unserem Standpunkte ausgezeichnete Boden ist der trockene Schlammboden aus dem Unterlauf des Kuiseb (unter IX.), derselbe wird als fruchtbarer Gartenboden bezeichnet,

Verglichen mit unseren deutschen Bodenarten (2. und 3.) aus Inowrazlaw (eine Art Schwarzerde, ähnlich der russischen) und aus der Wesermarsch, zeigt er in bezug auf den Gehalt an Stickstoff, Phosphorsäure und Kali eine nicht unbedeutende Überlegenheit. Die angeführten deutschen Bodenarten gehören zu den besten unseres Landes, die vielfach Raubbau erfahren haben. In noch viel höherem Maße wird das möglich sein unter den klimatischen Verhältnissen Südwestafrikas. Der Schlamm des Kuiseb hat, was hier noch erwähnt sein mag, große Ähnlichkeit in der Zusammensetzung mit dem Schlamm des Nil und auch mit dem unserer deutschen Ströme Weser und Elbe.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei ausreichender Bewässerung auf solchen Böden die verschiedensten, den klimatischen Verhältnissen angepaßten Kulturpflanzen lange Zeit auf das beste gedeihen werden.

Was nun den Boden der Pfanne örtlich von Gaiaub anbetrifft, so haben wir es auch hier, abgesehen vom Stickstoffgehalt, mit einem an Pflanzennährstoffen sehr reichen tonigen Boden zu tun. Wenn hier, wie angegeben, die Vegetation, im Gegensatz zur umgebenden Savanne, nur äußerst kümmerlich ist, so kann das nur dem Umstand zugeschrieben werden, daß der Boden reich ist an Chloriden. Die Analyse zeigte in dem lufttrockenen Boden einen Gehalt von 0,6 % Chlornatrium an. Nach der Durchfeuchtung durch Regen wird sich hier eine so starke Salzkonzentration der Bodenflüssigkeit einstellen, daß nur wenige Pflanzen fähig sind, sie zu ertragen. Sollte es gelingen, durch zweckentsprechende Be- und Entwässerung den Salzgehalt zu entfernen, so würde auch dieser Boden sich für landwirtschaftliche Nutzung sehr geeignet erweisen.

Die unter XI. in Tabelle I angegebene, durch Verwitterung von Robbenleichen entstandene Erde endlich stellt ein Material dar, das direkt als Phosphorsäuredüngemittel Verwendung finden kann. Den Export allerdings würde es, selbst wenn es in größeren Mengen vorhanden ist, nicht verlohnen; an Ort und Stelle aber könnte es wahrscheinlich, besonders für gärtnerische Zwecke, recht gut Verwendung finden.

III. Analysen einiger Nahrungsmittel und Medikamente der Hottentotten und Kalaharibewohner

von Prof. Dr. H. Matthes.

(Aus dem Institut für Pharmazie und Nahrungsmittelchemie der Universität Jena.)

1. Die Samenkerne des Nara-Kürbisses, der *Acanthosicyos horrida* Wetw. (s. S. 197 ff.), hatten eine durchschnittliche Länge von 1,5 cm, eine Breite von 1 cm und eine Dicke von 0,5 cm. Die Farbe der Samenschale war fast weiß, es hingen nur noch geringe Mengen Fruchtmus daran.

Das Gewicht von 100 Samen betrug 36 g. Die harte Samenschale ließ sich leicht von dem inneren Kern trennen und zwar betrug das Gewicht der Schalen 43,75 % der Samen. Die Schalen enthielten 2,6 % Fett und 0,87 % Stickstoff. Das sind also immer noch 5,44 % Eiweißsubstanzen. Die Hottentotten essen die fein zerstampften Schalen mit.

Die von den Schalen befreiten Narakerne haben einen angenehmen Geschmack, der an Nüsse und Mandeln erinnert. Der Fettgehalt der geschälten Kerne wurde zu 52,60 % ermittelt.

Das durch Abpressen gewonnene fette Öl besaß eine hellgelbe Farbe. Der Geschmack war mild und sehr angenehm, an Mandelöl erinnernd.

Die Jodzahl nach v. Hübl betrug 105,8.

Die Verseifungszahl (Köttstorfer-Zahl) betrug 196,7.

Die Refraktion des Fettes bei 25° nD 1,4720.

Die von den Schalen befreiten Kerne der Narafrucht enthalten 5,44 % Stickstoff; das sind 29,92 % Eiweißsubstanzen. In den Narakernen liegt also ein sehr wertvolles Nahrungsmittel vor. Die Zusammensetzung der Narakerne in bezug auf Stickstoff und Fettgehalt ähnelt sehr derjenigen unserer Kürbiskerne.

Die Hottentotten bereiten sich aus der Narafrucht Kuchen. Der Geschmack dieser Narakuchen ist nicht unangenehm, er erinnert an Lakritzen. Da die Samen an der Zusammensetzung des Kuchens nicht beteiligt sind, so ist der hohe Fettgehalt der Kuchen, ca. 16 %, nur dadurch zu erklären, daß ein Fett zugesetzt wird*). Es ist wohl anzunehmen, daß dann das Fett der Breitschwanzschafe Verwendung findet. Es weist besonders die Jodzahl des Ätherextraktes darauf hin. Sie betrug 67,9, während die Jodzahl des Öles aus den Narakernen 105,8 ist. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß durch das Kochen das fette Öl der Narakerne, welche vielleicht in zerstoßenem Zustande in die Narakuchen mit verarbeitet wären, in solch erheblicher Weise chemisch verändert worden ist.

Die Narakuchen enthielten 15,3 % Wasser und 84,7 % Trockensubstanz.

Der Gehalt der Narakuchen an wasserlöslichem Extrakt betrug 47,9 %. Das wasserlösliche Extrakt enthält sehr erhebliche Mengen Fehlingsche Lösung reduzierende Substanzen. So wurde der Gehalt der Narakuchen an Zucker vor der Inversion zu 27,8 % als Invertzucker berechnet ermittelt. Nach der Inversion wurden 40,2 % Zucker als Invertzucker berechnet festgestellt.

Der wasserlösliche Teil enthielt 4,4 % Mineralstoffe, darin sind 31,18 % Phosphorsäure als P₂O₅ berechnet enthalten. Die Alkalität von 100 g Asche beträgt 44,5 ccm Normalsäure.

In 100 g der Narakuchen waren 16,7 g Fett enthalten.

Die Jodzahl des Ätherextraktes betrug 67,9, die des Petrolätherauszugs 68,63. Der Brechungsindex n_D bei 25° ist 1,4675.

Der Gehalt der Narakuchen an in Wasser unlöslichen Stoffen betrug 20,1 %. Der Gehalt an Gesamt-Mineralstoffen 19,52 %, und zwar bestehen die Mineralstoffe der Hauptmenge nach aus Sand.

Der Gehalt an Stickstoff, in den Narakuchen direkt bestimmt, wurde zu 1,22 % ermittelt. Das entspricht 7,62 % Eiweißsubstanzen.

*) Eine Untersuchung des Ätherextraktes auf Cholesterin bzw. Phytosterin unterblieb im Interesse der Erhaltung des Präparates.

Aus den ermittelten analytischen Werten ist ersichtlich, daß es sich in den Narakuchen um ein sehr wertvolles Nahrungsmittel handelt.

2. „Feldzwiebeln“ Uintje, einer *Babiana*-Art (*Iridaceae*) angehörig (s. S. 192 ff.). Die Uintjes sind von braunen, trockenhäutigen Niederblättern umgeben. An ihrer Basis befinden sich, je nach dem Alter der Pflanze mehr oder weniger zahlreich, kleine hutförmige Gebilde, die Überreste der eingetrockneten alten Uintjes. In den vertrockneten Resten sind noch geringe Mengen Stärke enthalten.

Die Uintjes sind etwa von der Größe einer Haselnuß. Das Durchschnittsgewicht beträgt ca. 1 g. Die Knollen sind durch äußerst feine, dünnwandige, braune Niederblätter mit langgestreckten Zellen geschützt. Der Querschnitt der Uintje zeigt sehr grobzigeliges parenchymatisches Gewebe mit vielen Stärkekörnern gefüllt. Ferner finden sich eiweiß- und schleimführende Zellen. Raphiden finden sich selten.

Die Stärkekörner zeigen die verschiedensten Formen; sie sind eiförmig, dreieckig, rund, elliptisch, einfach und zusammengesetzt.

In den bei 100° getrockneten von der Hülle befreiten Uintjes sind enthalten:

Stickstoff als N berechnet	2,764	%
Dies entspricht 17,275 % Eiweißsubstanzen.		
Stärke als chemisch reine Stärke bestimmt	74,96	%
Stickstofffreie Extraktivstoffe	82,73	%
Mineralstoffe	1,62	%
Phosphorsäure als P ₂ O ₅ berechnet	0,7286	%

Die Asche ist also ganz außerordentlich reich an Phosphaten, sie besteht zu 44,98 % aus Phosphorsäure.

Der Stickstoffgehalt der Uintjes ist höher wie bei unseren Körnerfrüchten wie Roggen, Weizen usw. Er ist etwa so hoch wie in präparierten Hafermehlen.

Die Uintjes stellen ein sehr wertvolles an Eiweiß und Stärke reiches Nahrungsmittel der Hottentotten dar.

3. „Feldzwiebel“, einer *Oxalis*-Art zugehörig (s. S. 194 und S. 193: *#ha-lob.*) Diese Zwiebeln sind von vielen braunen, trockenhäutigen Niederblättern dicht umgeben. Der Stiel, an welchem ein doldenförmiger Blütenstand mit vielen kleinen Blüten sich befindet, ist etwa 15 cm lang. Die von den Niederblättern befreite Zwiebel wiegt etwa 0,6 g. Sie hat die Größe einer kleinen Haselnuß, ist von weißer Farbe und besteht aus mehreren Teilen. In den Zwiebelblättern ist viel Stärke vorhanden. Außer Stärke findet man in den großen parenchymatischen Zellen Eiweiß, Schleim und Raphiden. Spiralgefäße finden sich nur selten.

Die verschieden geformten Stärkekörner lassen die strahlige Schichtung leicht erkennen.

Die bei 100° getrockneten von der Hülle befreiten Zwiebeln enthalten:

Stickstoff als N berechnet	1,505	%
Das entspricht 10,03 % Eiweißsubstanzen.		
Stärke als chemisch reine Stärke bestimmt	84,68	%
Stickstofffreie Extraktivstoffe	89,97	%
Mineralbestandteile	1,963	%
Phosphorsäure als P ₂ O ₅ berechnet	0,9103	%

Die Asche ist sehr reich an Phosphorsäure, sie besteht zu 46,37 % aus Phosphorsäure als P₂O₅ berechnet.

Auch in diesen Zwiebeln liegt ein sowohl an Eiweißsubstanzen als auch an Kohlehydraten und wichtigen Mineralstoffen reiches Nahrungsmittel der Hottentotten vor, welches sich in seiner Zusammensetzung mit unseren Cerealien (Roggen, Weizen usw.) vergleichen läßt.

4. Kerne des *lekatane* genannten Gartenkürbisses der Betschuanen (S. 626). Die Kürbiskerne, welche den Betschuanen als Nahrung dienen, sind kleine braunschwarz gesprenkelte Samenkerne. Die Samenschale ist sehr hart und spröde. Der Samen ist sehr klein. Die Epidermis der Schalen enthält viele Schleimzellen, ähnlich wie Quittenkerne. 100 Stück Samen wogen 9 g.

Da die Schalen sich schlecht von den Kernen trennen lassen, nur wenig Material zur Verfügung stand, und die Betschuanen die zerstampften Kerne mit den spröden harten Schalensplittern essen, so wurden die Kerne mitsamt den Schalen untersucht.

Die Kürbiskerne enthielten 2,3396 % Stickstoff als N berechnet. Dies entspricht 16,25 % Eiweißsubstanzen.

Fettes Öl enthielten die Samen 16,63 %. Das Öl war von hellgelber Farbe und mildem angenehmen Geschmack.

Die Jodzahl betrug 91,245.

Der Brechungsindex n_D bei 25° war 1,4725.

Der Mineralstoffgehalt der Kerne betrug 1,464 %.

5. Früchte der Tiliacee *Grewia flava* D. C. (S. 625 und 670). Die beerenähnlichen Früchte werden in der Kalahari und dem Namaland von den Eingeborenen gesammelt und roh gegessen; man stellt aus ihnen auch ein berauschendes Getränk her.

Die Früchte waren stark eingetrocknet. Sie zeigten eine rötlichbraune, stark verschrumpfte Oberfläche, die mit weißen Kristallen und feinem Pulver von Zucker überzogen war.

10 Früchte wogen 2,1 g. Das Gewicht des Fruchtfleisches von 10 Früchten betrug 1,12 g. Jede Frucht enthält 2 halbkugelig geformte Steinkerne.

100 g Früchte enthielten 0,6704 g Stickstoff als N berechnet. Das sind 4,19 % Eiweißsubstanzen.

Der Gehalt an Zucker betrug in den eingetrockneten Früchten 63,792 % als Dextrose berechnet. Die Früchte eignen sich also vorzüglich zu den angegebenen Zwecken.

6. „Steinschweiß“, Klipzweet, Kosmeticum der Hottentotten (S. 210). Der Klipzweet bildet pechschwarze, glänzende, weiche zähe Massen, welche sich auf den Felsen (Klippen) finden. Der Geruch ist eigenartig aromatisch, der Geschmack süßlich. Die Masse wird von den Hottentotten zum Bemalen des Gesichts benutzt.

In Wasser ist Klipzweet bis auf einen geringen Rest löslich. In der Lösung schwimmen kleine Schwebeteilchen, welche man durch Zentrifugieren anreichern kann. Die mikroskopische Untersuchung ergab, daß der unlösliche Teil der Hauptmasse nach aus Pollenkörnern verschiedenster Herkunft bestand. Mit Sicherheit konnten Pollen der Liliifloren festgestellt werden. Von Wichtigkeit ist, daß sich nicht nur die Pollen von Windblütlern, sondern auch Pollen von Insektenblütlern nachweisen ließen. Außer Pollen waren Pflanzenhaare, Bastfasern, vereinzelte Pilzsporen, Algen, z. B. Closterium, und zahlreiche Kalziumoxalatkristalle zu erkennen.

Die wässrige Lösung von Klipzweet reagierte schwach sauer. Fehling'sche Lösung wurde vor der Inversion schwach, nach der Inversion stärker reduziert, ein Zeichen, daß geringe Mengen Zucker im Klipzweet enthalten sind.

Der Gehalt an Stickstoff als N berechnet betrug 3,504 %. Das entspricht 21,90 % Eiweißsubstanzen.

Der Gehalt an Mineralbestandteilen betrug 13,40 %. Die Asche enthielt als Säuren viel Salzsäure, reichlich Phosphorsäure, wenig Kiesel- und Kohlensäure, sowie Schwefelsäure; als Basen Natrium, Kalium, Aluminium und Eisen und wenig Mangan und Magnesium. Allem Anschein nach handelt es sich in dem Klipzweet um Ansammlungen von Stoffwechselprodukten von Tieren.

7. Medizinisches Harz (s. S. 220). Das Harz schwitzt aus den niedersten Stammteilen eines Busches aus. Es wird von den Hottentotten zu den verschiedensten medizinischen Zwecken benutzt. Das mir übergebene Produkt stellte eine braune, harte körnige Masse dar, welche außer Harz viel Sand und Pflanzenreste (Blätter und Stiele) enthielt.

Bei etwa 45° erweicht die spröde Masse und wird knetbar. In Alkohol, Äther, Chloroform, Benzin ist das Harz bis auf die Verunreinigungen leicht löslich. Da die mir übergebene Menge Harz nur sehr gering war und von der Masse nur 17,18 % in Alkohol löslich waren, so konnten nur wenige Konstanten bestimmt werden.

Der Glührückstand betrug 81,23 %. Er bestand hauptsächlich aus Quarzsand.

Die Untersuchung des in Alkohol löslichen Teiles ergab folgende Werte:

Jodzahl nach v. Hübl	5,55
Säurezahl	47,8
Esterzahl	173,6
Verseifungszahl	221,4

8. Klippdachs-Harn, Medikament der Hottentotten (s. S. 225). Der Harn des Klippdachses, *Procavia (Hyrax) capensis (Pall.)* sammelt sich in den Höhlungen, in welchen das Tier wohnt, in großen Mengen an. Die mir übergebene Masse war schwarzbraun, zähe, nicht pulverisierbar. Der Geruch war unangenehm, schwach aromatisch und stärker ammoniakalisch.

In Wasser ist die Masse nur teilweise löslich. Die wässrige Lösung reagiert alkalisch.

Beim Trocknen bei 100° verlor die Substanz 10,41% an Gewicht. 100 Teile des eingetrockneten Klippdachsharnes enthielten 3,09 g Stickstoff als N berechnet. Davon waren 0,703 g als Ammoniakstickstoff vorhanden. Hippursäure war mit Sicherheit nachweisbar. Berechnet man den Gesamtstickstoff abzüglich Ammoniakstickstoff auf Hippursäure, so ergibt dies für den eingetrockneten Klippdachsharn einen Prozentgehalt von 29,16 Hippursäure. Der Prozentgehalt an Mineralstoffen betrug 49,90. In 100 Teilen Substanz waren 22,41% Chlor enthalten; es entspricht dies 36,95% Chlornatrium.

Schwefelsäure als SO₃ berechnet waren 3% vorhanden.

Die Asche enthielt Kalium, Natrium, Aluminium, Calcium, Eisen und Magnesium, sowie wenig Kohlensäure und Phosphorsäure, dagegen reichliche Mengen Salzsäure und Schwefelsäure.

Eine zweite Probe von Klippdachsharn ähnelt in seiner Zusammensetzung dem ersteren Mittel. Die eingetrocknete, gelbbraune, krümelige Masse, die sich leicht zerdrücken ließ, löste sich in Wasser nur teilweise mit alkalischer Reaktion zu einer gelben Flüssigkeit auf. Auf Zusatz von Salzsäure trat unter lebhafter Entwicklung von Kohlensäure völlige Lösung ein.

Bei 100° getrocknet verlor die Masse 11,48% an Gewicht.

Beim Glühen hinterblieben 54,70% Rückstand, davon waren 35,06 g in Wasser löslich. Die Asche von 100 g Substanz verbrauchte 964 ccm Normalsäure zur Neutralisation.

In der Asche waren außer reichlichen Mengen Kohlensäure noch Salzsäure, Schwefelsäure und wenig Phosphorsäure als Säuren und als Basen reichliche Mengen Kalium neben Natrium, Calcium, Magnesium, Aluminium und Eisen vorhanden.

Quantitativ wurden in der mir übergebenen Substanz folgende Anteile bestimmt:

Chlor 3,686%, das entspricht 5,084% Chlornatrium.

Schwefelsäure als SO₃ berechnet 3,086%.

Gesamtstickstoff als N berechnet 4,35%. Von diesen waren 0,219 g als Ammoniakstickstoff vorhanden.

9. Haira-Harz, von *Acacia horrida Willd.* (s. S. 189). Das mir als Baumharz übergebene Produkt — ein Pflanzengummi — dient den Herero und Hottentotten als Nahrungsmittel. Es stellt glänzende, schwachgelbliche, durchsichtige Stücke von unregelmäßigen Formen dar. Es ähnelt in seinem Äußeren sehr dem Gummi arabicum, besitzt aber nur ganz minimale Klebkraft. Der Geschmack war fade. In Wasser löst sich die Masse mit neutraler Reaktion zu einem Schleim. Absoluter Alkohol ruft eine Fällung der wässrigen Lösung hervor.

Bleissig und Bleiazetat bewirken keinen Niederschlag. Ebenso ist Eisenchlorid ohne Einwirkung.

Säuren wie Salzsäure, Schwefelsäure, Salpetersäure und Essigsäure rufen in der wässrigen Lösung keinen Niederschlag hervor.

Fehling'sche Lösung wird vor der Inversion nicht verändert, nach der Inversion wird sie kräftig reduziert.

Mit Salpetersäure kann man reichliche Mengen Schleimsäure gewinnen, mit Salzsäure reichliche Mengen Furfurol.

Die wässrige 10prozentige Lösung des Gummis dreht den polarisierten Lichtstrahl nach rechts; im 100 mm Rohr + 6,25°.

Der Gehalt an Stickstoff als N berechnet betrug 0,35%, das entspricht 2,198% Eiweißsubstanzen.

Der Gehalt an Mineralbestandteilen betrug 2,67%. Die Asche enthielt reichliche Mengen Kalk.

IV. Liste der gesammelten Pflanzen, soweit sie bis jetzt bestimmt sind.

(Aufbewahrt im Kgl. botanischen Museum zu Dahlem-Berlin. Zur besseren Orientierung im Herbarium und in der Spiritussammlung sind die Nummern der Sammeletiketten in Klammern hier beigefügt. Die Stellen, an denen die Pflanzen im Text des Buches erwähnt sind, sind im Gesamtregister weiter hinten zu finden.)

I. Acanthaceae. Von Prof. Dr. Lindau.

1. *Blepharis furcata* (Nees) T. And., blau blühend, offene Fläche um Chamis, Groß-Namaland nördl. von Bethanien, Sept. 1905 (429).
2. *Blepharis serrulata* Fic. et H., Fundort wie 1. (436****).
3. *Dicliptera betschanica* Lindau, violett blühend, Lookaneng, Ostrand der südl. Kalahari, Okt. 1904 (236).
4. *Justicia arenicola* Engl., blau blühend, niedriger Strauch, offene Fläche um Chamis, Groß-Namaland nördl. von Bethanien, Sept. 1905 (413, 435).
5. *Justicia Gürkeana* Schinz, gelblich blühend, niedrig. Fundort wie 4. (430).
6. *Justicia incana* (Nees) T. And., sparriges, niedriges Gewächs mit weißlicher Blüte und behaarten Blättern. Savanne um Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (308).
7. *Justicia namaënsis* Schinz, rosaviolett blühend. Riviersonale des Koankip bei Chamis, Groß-Namaland, Sept. 1905 (500).

II. Aizoaceae (= Ficoideae). Von Dr. L. Diels und Dr. R. Schlechter.

8a. *Galenia spec.*, mit unscheinbaren, gelben Blüten und klein-lanzettlichen, weiß behaarten Blättchen. Khakhea (Kalahari), Dezember 1904 (280).

8b. *Limeum linifolium* Fenzl., gilt als ausgezeichnetes Schaf- und Ziegenfutter. Groß-Namaland: Kubub, Mai 1904 (121).

9. *Mesembrianthemum rhopalophyllum* Schltr. et Diels n. sp. (s. Abbildung S. 83). Caules breves, rami atque internodia admodum abbreviata nonnunquam subnulla. Folia crassa carnosae glauca ca. 25 mm longa, inferne semiteretia supra plana ibique 3,5 mm lata, superne globoso-dilatata tumida, 6 mm diamet., ideoque folium totum fere claviforme. Flores ignoti.

Groß-Namaland: Prince of Wales-Bay, Mai 1903. Von dieser sehr eigentümlichen Pflanze liegt nur ein einziges steriles Stück mit etwa 8 Blättern vor. Trotz dieses mangelhaften Materials zögern wir nicht, die neue Art aufzustellen, da eine gleiche Blattgestaltung bei anderen *Mesembrianthemum* uns nicht bekannt ist. *M. rhopalophyllum* gehört zu den *Subacaulia* im Sinne Sonder's (in Harvey et Sonder, Flor. Capens. II, 389) (11).

10. *Mesembrianthemum Schultzei* Schltr. et Diels n. sp.; rami cortice secedente obtecti, ramuli 4—5 cm longi; folia triquetra vel crasse semiteretia (angulis obtusiusculis) verrucosa glaucescentia, inferiora 15 mm longa, 5 mm lata, superiora decrescentia; flores singuli pedunculati; pedunculus 3—6 mm longus; calycis (in spiritu vini asservati) nigro-maculati, vel-punctulati tubus retundato-obpyramidatus ca. 4—5 mm longus, (superne) 5—6 mm latus; calycis lobi 4 mm longi, 2,5 mm lati; petala 8—10 mm longa, 1,5 mm lata; styli 5, semilanceolati, dorso nigro-maculati 4—5 mm longi.

Klein-Namaland: Steinkopf. Blühend im August 1904 (222 γ).

11. *Mesembrianthemum apodanthum* Schltr. et Diels n. sp.; rami erecti cortice fusco secedente obtecti, ramuli secundarii breves ca. 1,5 cm longi nonnunquam demum pinescentes; folia confertissima basi connata triquetra (argulis obtusiusculis) verrucosa glaucescentia 6—9 mm longa, 4 mm lata; flores singuli sessiles; calycis (in spiritu vini asservati) nigro-maculati, vel-punctulati tubus subpyramidatus 3—4 mm longus (superne) 4—5 mm latus, lobi subovati apice subincrassati 4 mm longi, 2,5 mm lati; petala angustissime oblanceolato-linearata 5—6 mm longa, 0,8 mm lata, styli 5, 1,5 mm longi.

Klein-Namaland: Steinkopf. Blühend im August 1904. Diese Art steht *M. Schultzei* Schltr. et Diels nicht fern, aber *M. Schultzei* besitzt größere Blätter, längere Seitenäste, gestielte und doppelt größere Blüten, sowie bedeutend größere Griffel (222 β). (s. Abbildung S. 83).

12. *Mesembrianthemum ebracteatum* Pax (s. Abbildung S. 83). Msc. in Herb. Berol. — Caules procumbentes; rami breves folia connata crasse semiteretia, 8 mm longa, ca. 3,5 mm lata et crassa; calycis tubus hemisphaericus 7 mm latus, 3 mm longus, lobi triangulari-ovati apice incrassati, 4 mm longi, 2,5 mm lati; petala lutea exteriora linearia antiorsum subdilatata, 12 mm longa, 2,5 mm lata; styli 8 latere interiore papilloso.

Groß-Namaland: Namib bei Angra Pequena. Früher bereits dort gesammelt auf Strandfelsen, blühend im November 1889 nach Regen (Hermann n. 15 und n. 36 in Herb. Berol.). Die Pflanze gehört in die Verwandtschaft der beiden vorigen, ist aber durch die niedergestreckten Stengel und die größeren Blüten leicht zu unterscheiden (36).

13. *Mesembrianthemum odontocalyx* Schltr. et Diels n. sp. Fruticulus ramosus; rami ultimi abbreviati; folia conferta minute et inconspicue basi vaginato-connata complanata papillosa triquetra ambitu curvato-oblonga dorso saepe minute spinulosa, 15 mm longa, ca. 4 mm lata; flores terminales, solitarii; pedunculus crassus ca. 2,5 mm longus; sepala late-dentiformi spinuloso aucta; petala inconspicua linearia ca. 5 mm longa.

Groß-Namaland: Kalkniederung von Chamis. — Blühend im September 1905. Die Pflanze gehört (wie die folgende) zur Gruppe der Uncinata Salm Dyck, welche im Groß-Namaland offenbar durch mehrere Spezies vertreten ist (440).

14. *Mesembrianthemum uncinellum* Haw., Revis. 125. — Sonder in Flor. Capens. II, 423. Kalahari: Pflanze Kwatsane. — Blühend im Dezember 1904 (324).

15. *Mesembrianthemum umbellatum* L. Spec. plant. 481. — Sonder in Flor. Capens. II, 427.

Klein-Namaland: Steinkopf. — Blühend im August 1904. Die Pflanze ist in der ganzen westlichen Kapkolonie verbreitet (192).

16. *Mesembrianthemum parvulum* Schltr. in Englers Bot. Jahrb. XXVII, 12.

Klein-Namaland: Ohne näheren Standort und ohne Nummer.

17. *Mesembrianthemum junceum* Haw. (s. Abbildung S. 86). Misc. 175. — Sonder in Flor. Capens. II, 434.

Groß-Namaland: Namib bei Angra Pequena. — Blühend im Dezember 1903 (114).

18. *Mesembrianthemum gymnocladum* Schltr. et Diels n. sp. (s. Abbildung S. 86). — Caules internodiis incrassatis subarticulata apice cymoso-ramosissimi; internodia inferiora ca. 20—25 cm longa, 8 mm crassa, suprema valde abbreviata 4—5 mm longa, 3—4 mm lata inconspicua ad squamulas membranaceas e basi lata triangulares 1—1,5 mm longas reducta; flores ambitu fere ellipsoidei; calycis tubus 3—3,5 mm longus, lobi 4 cymbiformi-excavati obtusissimi papilloso, 2 toti carnosi 2 ad medianum carnosi cetenum hyalini; staminodia parum prominentia angustissime lanceolata 2—2,5 mm longa, 0,3 mm lata; styli 4.

Groß-Namaland: Namib bei Angra Pequena. — Blühend im November 1903. Die neue Art gehört zu der im Groß-Namaland offenbar formenreichen Gruppe der Juncea Harv. DC. (Sonder in Flor. Capens. II, 434); von *M. junceum* unterscheidet sich die neue Art durch die viel reichere Verzweigung, die bedeutend stärker reduzierten Blätter und die kleineren Blüten. Andere Arten aus derselben Verwandtschaft sind *M. spongiosum* Schinz und *M. salicornioides* Pax (44).

19. *Mesembrianthemum Marlothii* Pax (s. Abbildung S. 85) in Englers Bot. Jahrb. X, 13.

Groß-Namaland: Namib bei Angra Pequena, steril im Juni 1903. Die Art ist in ihren vegetativen Organen so eigentümlich, daß sie auch ohne Blüten leicht erkannt werden kann (34).

20. *Mesembrianthemum subcompressum* Haw. in Phil. Mag. Dec. 1826, 131. — Sonder in Flor. Capens. II, 445.

Klein-Namaland: Steinkopf. — Blühend im August 1904 (222a und ζ).

21. *Mesembrianthemum nodiflorum* L.

Groß-Namaland: Possession-Insel. — Blühend im Mai 1903 (16 und 17).

22. *Mesembrianthemum Paxianum* Schltr. et Diels n. nom.

Groß-Namaland: Angra Pequena. — Blühend im November 1903. Am gleichen Orte bereits 1889 von Hermann gesammelt (Herb. Berol.). Hermann's Pflanze wurde von Pax handschriftlich (in Herb. Berol.) als *Mesembrianthemum brachyphyllum* Pax benannt, doch ist dieser Name bereits für eine Art aus Portugal vergeben, welche von Welwitsch beschrieben wurde (107).

23. *Mesembrianthemum crystallinum* L. Spec. plant. 688. — Sonder in Flor. Cap. II, 453. Klein-Namaland: Steinkopf. — Blühend im August 1904 (222♂).

24. *Mesembrianthemum Gürichianum* Pax (s. Abb. S. 84) in Englers Bot. Jahrb. XIX, 133. Groß-Namaland: Kalkniederung von Chamis, Sept. 1905. Die prächtige Spezies wurde zuerst gefunden von Gürich, der sie bei Anichab am Uchab im November 1888 entdeckte (438).

III. *Amarantaceae*. Von Prof. Dr. Gilg.

25. *Arthraerua Leubnitziae* (O. Ktze.) Schinz. Namib hinter der Walfischbai (s. Abbildung auf Tafel IV, oben) (376).

26. *Hermbsaetitia spec.* Kraut mit dunkel kirschroten Blütenständen bei Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (299).

27. *Sericorema remotiflora* (Hk.) Lopr. Savanne bei der Vlej Thopane (Kalahari), Nov. 1904 (343).

IV. *Amaryllidaceae*. Von Dr. R. Schlechter.

28. *Brunswigia spec.* vom Kalkboden einer Pfanne zwischen Lehututu und Kgokong (Kalahari), Jan. 1905 (354).

29. *Brunswigia spec.* (s. Abbildung auf Tafel XIX, unten) vom Kalkboden der Pfanne Bonche (Kalahari), Jan. 1905 (355).

30. *Brunswigia spec.* (Bestimmung nur angenähert) in Felsspalten auf der Höhe der Koviesberge in der Namib hinter Angra Pequena, Nov. 1903 (113).

31. *Buphane spec.* vom Kalkboden der Pfanne Kooa (Kalahari), Nov. 1904 (246).

32. *Buphane spec.* Savanne bei Sengoma (Kalahari), Nov. 1904 (261).

33. *Crinum spec.* (s. Abbildung S. 608) an Wassertümpeln der Pfanne Kwatsane (Kalahari) (331).

34. *Crinum spec.* (s. Abbildung S. 589). Savanne bei Sekgoma, Nov. 1904 (253).

35. *Hypoxis* *cf.* *Rooperi* Moore, gelbblühend, weißbehaart. Lookaneng (Kalahari), Okt. 1904. Severelela, Okt. 1904 (232 und 239).

36. *Hypoxis stellata* L. f., Klein-Namaland, Winter 1904 (190).

V. *Anacardiaceae*. Von Dr. L. Diels.

37. *Rhus incisa* L. f. Suppl. 183. — Sonder in Flor. Capens. I, 509.

Klein-Namaland: Die Art reicht im westlichen Kapland bis gegen das Kap der guten Hoffnung südwärts (198).

38. *Rhus celastroides* Sond. in Flor. Capens. I, 519.

Groß-Namaland: Kubub. Die Art wurde bei Kammas im Betschuanenland zuerst gefunden (125).

39. *Rhus lancea* L. f. (s. Abbildung S. 145). Suppl. 184. — Sonder in Flor. Capens. I, 514.

Groß-Namaland, Chamis am Koankip (gesammelt im September 1905). Dies ist eine verbreitete Art im ganzen trockneren Südafrika (466).

40. *Rhus Steingröveni* Engl. Koviesberge in der Namib hinter Angra Pequena, Nov. 1903 (100).

41. *Heeria cinerea* Engl. Kamaggas im Klein-Namaland, Winter 1904 (180).

VI. *Asclepiadaceae*. Von Dr. R. Schlechter.

42. *Asclepias fruticosa* L. Kubub (Groß-Namaland) April 1904 (136).
43. *Brachystelma Schultzzei* Schltr. n. sp. Savanne um Kooa (Kalahari), Januar 1905 (357).
44. *Ceropegia spec.* (s. Abbildung S. 194), bei Kamaggas im Klein-Namaland Juli 1904 (169).
45. *Duvalia spec.*, mit dunkelbraunen, nach fauligem Fleisch riechenden Blüten. Kubub (Groß-Namaland), März 1904 (124).
46. *Ectadium virgatum* E. Mey. Namib hinter der Prince of Walesbay, Mai 1903. Namib hinter Angra Pequena, Nov. 1903 (106).
47. *Hoodia spec.* von der Fläche um Chamis am Koankip (Gr.-Namaland), Sept. 1905 (436*).
48. *Sarcostemma viminale* R. Br., niedriger, gering verzweigter Busch, orangeblütenartig, duftend, gilt für sehr giftig, bei Kamaggas im Klein-Namaland, Winter 1904 (176).
49. *Stapelia spec.*, braunblütig. Auf dem Kalkboden der Pflanze Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (303 und 362).
50. *Trichocaulon pedicellatum* Schinz. Namib bei Angra Pequena. 1903 (27).

VII. *Bignoniaceae*. Von Prof. Dr. Gilg.

51. *Cataphractes Alexandri* Don., mittelhoher Strauch auf der Fläche um Chamis (Groß-Namaland), Sept. 1905 (410).
52. *Rhizogum spec.*, kniehohe Holzgewächs mit fahlgelber Blüte. Savanne bei Kooa und Kgokong (Kalahari), Nov. und Dez. 1904 (270 und 313).

VIII. *Borraginaceae*. Von Prof. Dr. Gürke.

53. *Heliotropium Kuntzei* Gürke, weißblühend. Kalkboden der Pflanze Kooa (Kalahari), Nov. 1904 (247).

IX. *Burseraceae*.

54. *Commiphora Dinteri* Engl. (s. Abbildung S. 665). Savanne bei Lehututu (Kalahari), Dez. 1904 (351).

X. *Capparidaceae*. Von Prof. Dr. Gilg.

55. *Boscia Pechuelli* Ktze (s. Abbildung S. 575). Savanne um Kooa (Kalahari) Januar 1905 (359).
56. *Capparis hereroënsis* Schinz, in der Nähe des Strandes von Sandfischhafen. Nov. 1903. s. Bull. Herb. Briss. III, 396 (108).

XI. *Celastraceae*. Von Dr. Th. Loesener.

57. *Gymnosporia lanceolata* (E. Mey) Loes. (s. Abbildung S. 145). Niederung von Chamis im Groß-Namaland und im Koankip-Rivier, Aug. 1905 (467 und 452).

XII. *Chenopodiaceae*. Von Prof. Dr. G. Volkens.

58. *Atriplex capensis* Moq., silberblättrig. In der Kalkniederung und Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (449 und 457).
59. *Chenolea diffusa* L. f. (s. Abbildung S. 97). Am Strand der innersten Bucht von Angra Pequena, Juni 1903 (33a).
60. *Chenopodium murale* L., fleischig-stengelig, großblättrig. In der Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (455).
61. *Salicornia herbacea* L. Strand der innersten Bucht von Angra Pequena, Juni 1903 (33b).
62. *Salicornia spec.* Salztümpel bei dem Kap Cross, Aug. 1903 (54).

63. *Salicornia spec.* In der Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (464).

64. *Salsola aphylla L.* (s. Abbildung S. 80 und auf Tafel IV unten), rot blühend. Am Strand der Nordbucht von Angra Pequena, Juli 1903 (7 und 48 b u. c). Im Kalkboden der Pflanze Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (309). In der Kalkniederung von Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (437).

65. *Salsola Zeyheri (Moq.) Schltr.* (s. Abbildung auf Tafel IV unten). Fundort und Fundzeit wie Nr. 64 (48 a)

66. *Suaeda fruticosa Forsk.*, in der Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (456).

XIII. *Commelinaceae.* Von Prof. Dr. Gilg.

67. *Commelina spec.*, blau blühend. Kang (Kalahari), Dez. 1904 (320).

XIV. *Compositae.* Von Prof. Dr. Hoffmann.

68. *Berkheya corymbosa D.C.* Auf den Koviesbergen in der Namib hinter Angra Pequena, Nov. 1903 (96).

69. *Blumea caffra (D.C.) Bth. et Hk. f.*, schwach violettblütig. In der Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (491 und 492).

70. *Dicoma tomentosa Less.* Auf den Koviesbergen in der Namib hinter Angra Pequena, Nov. 1903 (97).

71. *Didelta tomentosum Less.*, gelbblühend, Blätter mit silberweißem Filz bedeckt. Kubub, März 1904 (110).

72. *Ereothamnus Marlothianus O. Hoffm.*, gelbblühend. Namib hinter Angra Pequena (6).

73. *Eriocephalus cfr. umbellulatus D.C.*, Kwatsane (Kalahari), Dez. 1904 (323).

73a. *Eriocephalus umbellatus D.C.*, Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (296).

74. *Felicia spec.* In der Savanne der südlichen Kalahari, Kooa, Sekgoma, Kgokong, Frühling 1905 (265, 298, 336).

75. *Garuleum Schinzii O. Hoffm.*, violettblühend. In der Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland (489).

76. *Gazania spec.*, mit weißer Blüte und silberigen Blättern. In der Namib hinter Angra Pequena (2).

77. *Gazania spec.*, gelbblühend. Fundort wie Nr. 76 (37).

78. *Gnaphalium luteoalbum L.* In der Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (484).

79. *Helichrysum spec.* Namib hinter Angra Pequena (45).

80. *Matricaria albida (D.C.) Fenzl.*, gelbblühend. Südlich Groß-Namaland (398).

81. *Osteospermum muricatum E. Mey.*, gelbblühend. Um Lookaneng und auf dem Kalkboden der Pflanze Kooa (Kalahari), Oktober bis November 1904 (233 und 248).

82. *Othonna floribunda Schtr.*, im Sand von Port Nolloth im Klein-Namaland, Juni 1904 (162).

83. *Othonna spec.* Namib um Angra Pequena (14).

84. *Pegolettia oxyodonta D.C.* In der Riviersohle des Koankip bei Chamis, Aug. bis Sept. 1905 (436).

85. *Senecio apitifolius (D.C.) Bth. et Hk. f.* Riviersohle des Koankip bei Chamis, Aug. bis Sept. 1905 (497).

86. *Senecio longiflorus (D.C.) Bth. et Hk.* Fläche um Chamis, Sept. 1905 (407).

87. *Tripteris crassifolia O. Hoffm.*, südl. Groß-Namaland (41).

88. *Tripteris microcarpa Harv.* Riviersohle des Koankip bei Chamis, Aug. bis Sept. 1905 (431).

89. *Tripteris spec.* Um Lookaneng (Kalahari), Okt. 1904 (235).

90. *Ursinia annua Less.* In der Riviersohle des Koankip bei Chamis. Aug.—Sept. 1905 (488).

XV. *Convolvulaceae*. Von Prof. Dr. U. Dammer.

91. *Ipomoea spec.* bei Lookaneng (Kalahari) Okt. 1904 (230).

XVI. *Crassulaceae*. Von Prof. Dr. A. Engler.

92. *Crassula columnaris L. f.* Im westlichen Klein-Namaland (205).

XVII. *Cruciferae*. Von Prof. Dr. A. Engler.

93. *Helioiphila spec.*, violett blühend, beim Letterkop, Ostgrenze der Namib hinter Angra Pequena, Juli 1905 (400).
94. *Lepidium ruderales L.* In der Riviersohle des Koankip bei Chamis, Aug. bis Sept. 1905 (454).
95. *Sisymbrium capense Thbg.*, gelb blühend. Fundort und Zeit wie No. 94 (468 u. 501).

XVIII. *Cucurbitaceae*. Von Prof. Dr. Gilg.

96. *Acanthosicyos horrida Wetw.* (s. Abbildungen auf S. 146, 147, 197 und auf Tafel IX. oben). In den Dünen südlich des Kuiseb-Unterlaufs, April 1905 (375).
97. *Citrullus colocynthis L.* Kubub, April 1904 (390).
98. *Coccinia Rehmannii Cogn.* Kwatsane (Kalahari), Dez. 1904 (328).
99. *Coccinia Schultzii Gilg, n. sp.* Lehututu, Dez. 1904 (320 a).
100. *Coccinia sessilifolia Cogn.*, gelb blühend. Bei der Vlej Thopane, Jan. 1905 und um Kgokong, Dez. 1904 (350 und 306).
101. *Cucumis dissectifolius Naud.* Kubub, April 1904 (389).
102. *Cucumis heptadactylus Naud.* (s. Abbildung S. 670) bei der Vlej Thopane (Kalahari), Nov. 1904 (349).
103. *Trochomeria debilis Hk. f.* bei Sekgoma und Kwatsane (Kalahari), Nov. und Dez. 1904 (258 und 327).

XIX. *Cyperaceae*. Von Dr. Krause.

104. *Cyperus capensis Bckl.* bei der Vlej Thopane (Kalahari), Nov. 1904.
105. *Cyperus spec.* (Section *Mariscus*) (s. Abbildung S. 229). Vom Ufer des Kuiseb bei Rooibank hinter der Walfischbai, Mai 1905 (387).
106. *Kyllingia alba Nees.* Savanne um Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (294).

XX. *Dioscoreaceae*. Von Dr. R. Schlechter.

107. *Testudinaria elephantipes (L'Hérit.) Burch.* Auf Hängen bei Kamaggas, Winter 1904 (182, juv.).

XXI. *Ebenaceae*. Von Prof. Dr. Gürke.

108. *Euclea pseudebenus E. Mey.* Kalkniederung um Chamis (Groß-Namaland), Aug. und Sept. 1905 (441).
109. *Royena pallens Thbg.*, gelb blühend, wohlriechend. Bei Severelela, Kooa, in der Savanne und in der Pflanze Kgokong, Okt. bis Nov. und Dez. 1904 (240, 245, 304 und 302).

XXII. *Euphorbiaceae*. Von Prof. Dr. Pax.

110. *Euphorbia aff. brachiata E. M.* Kamaggas im westlichen Klein-Namaland, Winter 1904 (178).
111. *Euphorbia aff. caput medusae L.* Kang (Kalahari), Dezember 1904 (322).
112. *Euphorbia aff. cervicornis Boiss.* (vgl. Abbildung auf Taf. VI unten links). Westliches Klein-Namaland, Winter 1904 (174 u. 177).

113. *Euphorbia Dregeana* E. Mey. Namib am Kuikop hinter Angra Pequena, April 1904 (139).

114 und 115. *Euphorbia Marlothii* Pax, (s. Abbildung S. 88). Trockenste, sonnigste Sand- und Kiesflächen der Namib östlich der Koviesberge hinter Angra Pequena, November 1903 (112 u. 141).

116. *Euphorbia serpiformis* Boiss. Kamaggas im westlichen Klein-Namaland, Winter 1904 (179).

117. *Euphorbia aff. virosa* Willd. (s. Abbildung S. 150). Hanamiplateau im Groß-Namaland, August 1905.

XXIII. *Gentianaceae*. Von Prof. Dr. Gilg.

118. *Sebaea Schultzei* Gilg n. sp., gelb blühend. Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (483).

XXIV. *Geraniaceae*. Von Dr. Knuth.

119. *Pelargonium carnosum* (L.) Ait. Westliches Klein-Namaland, Winter 1904 (214).

120. *Pelargonium crithmifolium* Smith., mit Sauerampferähnlich schmeckenden fleischigen Blättern. Namib hinter der Prince of Wales Bai, November bis Dezember 1903 (4 u. 4a).

121. *Pelargonium incrassatum* Curt. (s. Abbildung S. 196 links). Klipfontein im westlichen Klein-Namaland, Winter 1904 (200).

122. *Pelargonium zonale* Willd. (s. Abbildung S. 202). Namib hinter Angra Pequena (4c).

123. *Sarcocaulon Burmanni* D.C. Westliches Klein-Namaland, Winter 1904 (209).

124. *Sarcocaulon rigidum* Schinz (s. Abbildung S. 81 u. 82), in Felsen der Namib bei Angra Pequena, Juni 1903 (13, 50 u. 143).

An den mitgebrachten Skeletten einer offenbar zu No. 124 gehörigen *Sarcocaulon*-Art ist im technisch-chemischen Institut der Universität Jena von Herrn A. Köhler die folgende Untersuchung freundlichst ausgeführt worden, deren Resultat hier im Wortlaut folgen möge: Die grünlich-gelbe bis braune, wachsartige Rinde ist 1—2 mm dick; beim Kochen mit Alkohol oder besser Chloroform quillt sie zu einem Vielfachen ihres ursprünglichen Volumens auf. Rindenquerschnitte, in Wasser unter dem Mikroskop betrachtet, zeigten eine strukturlose Masse. Nach Behandlung mit Chloralhydrat war es möglich ein deutliches Bild zu erhalten. Man konnte ein gut entwickeltes, mehrschichtiges Korkgewebe beobachten, von dem einzelne Zellpartien mit einer wachsartigen Substanz erfüllt waren. Die Wachszellen enthielten mehr oder weniger Kalziumoxalatkrystalle. Außerdem beobachtet man an dem verkorkten Zellgewebe eine scheinbar ausgeschiedene wachsartige Substanz. Kalilauge färbte den Querschnitt gelb: ein sicheres Zeichen, daß man es mit einem Korkgewebe zu tun hatte. Alkohol verwandelte beim Erwärmen die wachshaltigen Zellpartien in strukturlose Massen. Die Ursache der Wachsbildung beruht nach Volkens*) auf der Tätigkeit eines subepidermalen Gewebes.

Zur chemischen Untersuchung wurde die zerkleinerte Rinde mehrere Male mit 96 $\frac{0}{100}$ Alkohol in der Hitze extrahiert. Das heiße Filtrat schied beim Erkalten einen schwach gelb gefärbten, flockig kristallinischen Niederschlag aus. Die überstehende Lösung, welche einen schwach aromatischen Geruch besaß, wurde zur Sirupkonsistenz eingedampft und blieb als dunkelbraun gefärbtes Weichharz zurück. Der abfiltrierte Niederschlag stellte nach zweimaligem Umkristallisieren aus Alkohol und Trocknen im Exsikkator eine gelbliche, leicht zerreibliche Masse dar, deren Schmelzpunkt 80° betrug. In Alkohol, Äther, Chloroform, Petroläther, Benzol löste sie sich leicht beim Erwärmen. Das mikroskopische Bild, welches büschelförmig angeordnete Kristallnadeln und unkristallinische Gebilde zeigte, wies deutlich auf ein Gemenge wesentlich zweier Körper hin. Zur Trennung beider Körper wurde die Substanz verseift. Von verschiedenen angewandten Methoden erwies sich die folgende als die geeignetste.

*) Ber. Deutsch. Bot. Gesellschaft 1890, S. 134.

Das Wachs wurde mit 2 % alkoholischer Kalilauge ca. 3 Stunden gekocht, der Äthylalkohol abdestilliert und der Rückstand mit Wasser aufgenommen. Auf Zusatz einer 2 %igen Chlorkalziumlösung schieden sich Alkohol und Kalkseife als Niederschlag aus. Das Gemisch wurde abgesaugt, getrocknet und mit Äthylalkohol ausgekocht. Der Wachsalkohol kristallisierte in weißen Blättchen aus, die nach mehrfachem Umkristallisieren den Schmelzpunkt 86° zeigten.

Die Elementaranalyse des durch Extraktion mit Alkohol gewonnenen Ausgangsmaterials gab folgendes Result:

Substanz: 0,1456 CO₂ 0,3748 H₂O 0,1400
 Gef.: 70,2 % C 10,6 % H

Die Analyse des alkoholartigen Körpers gab zunächst zu niedere Zahlen für Kohlenstoff.

Substanz: 0,1631 CO₂ 0,4661 H₂O 0,1998
 Gef.: 77,9 % C 13,6 % H

Nach wiederholter Behandlung mit Natronlauge und Umkristallisieren aus Petroläther wurden folgende Analysenwerte erhalten.

Substanz: 0,1549 CO₂ 0,4596 H₂O 0,1942
 Gef.: 80,93 % C 13,9 % H

Berechnet für Melissylalkohol:

82,1 % C 14,1 % H

Das Molekulargewicht (Siedepunktbestimmung nach Beckmann) war 460,7 bez. 463.

Als Lösungsmittel wurde Chloroform angewandt.

Chloroform	22,87	Constante	35,9
Substanz	0,0886	bez. . . .	0,1706
Temperaturzunahme	0,03°	bez. . . .	0,058°

$$M = \frac{35,9 \cdot 0,0886 \text{ (bez. } 0,1706) \cdot 100}{0,03 \text{ (bez. } 0,058) \cdot 22,87} = 460,7 \text{ (bez. } 463).$$

Das Molekulargewicht des Melissylalkohols beträgt 438.

Der Alkohol, aus Benzol umkristallisiert, zeigte den Schmelzpunkt 88°. (Melissylalkohol Siedepunkt 88°).

Die Ergebnisse der Analysenwerte, des Molekulargewichtes, der Schmelzpunkte und der Löslichkeitsverhältnisse lassen auf den Melissylalkohol mit der Formel C₃₀H₆₁OH schließen.

Die Zusammensetzung des Sarcocaulon-Wachses scheint eine große Ähnlichkeit mit der des Carnaubawachses zu haben, über dessen chemische Bestandteile H. Stürcke*) in den Annalen der Chemie berichtet. Leider konnte der saure Bestandteil des Wachses bis jetzt nicht eingehender untersucht werden.

Das oben erwähnte Weichharz ist leicht löslich in Alkohol und Aceton. Benzol, Toluol und Äther lösen es teilweise unter Bildung eines flockigen Niederschlages. Der Ätherauszug wurde auf Zusatz von Ammoniak gelb gefärbt, Natriumkarbonat färbte ihn grün und Natronlauge rot. Diese noch unaufgeklärten Farbreaktionen sind den Harzen charakteristisch. Aus dem Harz wurde durch Verseifung nach obiger Angabe ein weißer kristallisierter Körper (vermutlich ein Alkohol) und eine Harzsäure isoliert.

XXV. Gnetaceae.

125. *Welwitschia mirabilis* Hooker (s. Abbildungen auf Taf. III). Namib bei Haigamkab am Swakop und bei der Station Welwitsch, blühend Juni 1905 (ohne Nummer).

XXVI. Gramineae. Von Dr. R. Pilger.

126. *Andropogon contortus* L. Moshaneng (Kalahari), Oktober 1904 (229a—d).

127. *Andropogon plurinodis* Stapf. Thopane Vlej, Nov. 1904 (342a).

*) Annalen d. Chem. 1884, S. 283.

128. *Antheophora pubescens* Nees. Zwischen Kang und Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (291 und 319).
129. *Aristida ciliata* Desf., var. *villosa* Hack. (vgl. Abbildung auf Taf. VI oben links). Namib hinter Angra Pequena, April 1904 (140 a und b).
130. *Aristida lutescens* (Nees) Trin. Dünen bei Rooibank hinter der Walfischbai, April 1905.
131. *Aristida mollissima* Pilger nov. spec. Severelela, Oktober 1904 und zwischen Sekgoma und Kooa (Kalahari), Nov. 1904 (241 a und 342 i).
132. *Aristida namaquensis* (Nees) Trin. Riviersohle des Koankip bei Chamis, August bis September 1905. (471).
133. *Aristida sabulicola* Pilger n. sp. Dünen bei Rooibank hinter der Walfischbai, April 1905 (379).
134. *Aristida stipiformis* Poir. Severelela und Kooa (Kalahari), Oktober 1904 (241 d und 279).
135. *Aristida uniplumis* Licht., Namib dicht bei Angra Pequena. Zwischen Sekgoma und Kooa, Nov. 1904 (342 l).
136. *Aristida spec.* Moshaneng, Severelela, Oktober 1904 (229 g und i, 241 c).
137. *Crossotropis grandiglumis* (Nees) Rendle. Moshaneng (Kalahari), Okt. 1904 (229 k).
138. *Digitaria eriantha* Steud. Zwischen Sekgoma und Kooa (in der Gegend der Thopane-Vlej, Kalahari), Nov. 1904 (342 o).
139. *Elionurus argenteus* Nees. Fundort und -Zeit wie No. 138 (346).
140. *Eragrostis chaunantha* Pilger n. sp. Zwischen Kang und Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (290).
141. *Eragrostis cyperoïdes* (Thbg.) P. B. (s. Abbildung S. 93 und 94). Sandstrand bei Groß-Anichab, nördlich von Angra Pequena, Juli 1903 (47).
142. *Eragrostis denudata* Hack. Fundort und -Zeit wie No. 138 (342 e).
143. *Eragrostis echinochloïdea* Stapf. Riviersohle des Koankip bei Chamis, August bis September 1905 (477).
144. *Eragrostis leptocalymma* Pilger n. sp. Bei der Thopane-Vlej und um Kgokong (Kalahari), Nov.—Dec. 1904 (342 m und 356 b).
145. *Eragrostis pallens* Hack. Zwischen Sekgoma und Kooa (Kalahari), Nov. 1904 (342 h).
146. *Eragrostis ramosa* Hack. Riviersohle des Koankip bei Chamis (Groß-Namaland), August—September 1905 (419).
147. *Eragrostis spinosa* (Thbg.) Trin. (s. Abbildung S. 158). Trockenrissiger Schlammboden des Kuiseb-Unterlaufs bei Rooibank, April 1905 (374).
148. *Eragrostis superba* Peyr. Zwischen Sekgoma und Kooa und um Kgokong, November Dez. 1904 (342 b und 356 e).
149. *Eragrostis species.* Moshaneng, Severelela, Kang-Kgokong (Kalahari), Okt.—Dez. 1904 (229 d, 290 und 241 b).
150. *Eragrostis species.* Riviersohle des Koankip bei Chamis, Aug.—Sept. 1904 (472 und 473).
151. *Panicum nigropedatum* Munro. Zwischen Sekgoma und Kooa und um Kgokong (Kalahari), Nov.—Dez. 1904 (342 d und 356 d).
152. *Panicum species.* Zwischen Kooa—Sekgoma—Kgokong—Kang (Kalahari), Nov.—Dez. 1904 (342 p, 356 c und 318).
153. *Pappophorum cenchroïdes* Licht. Riviersohle des Koankip bei Chamis. August bis September 1904 (478).
154. *Pappophorum species.* Offene Fläche um Chamis, Sept. 1905 (420).
155. *Pennisetum species.* Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (295).
156. *Pogonarthria falcata* (Hack.) Rendle. Severelela und zwischen Kooa und Sekgoma (Kalahari), Oktober bis November 1904 (241 e und 342 f).
157. *Schmidtia bulbosa* Stapf. Kooa-Sekgoma-Kgokong-Kang (Kalahari), November bis Dezember 1904 (348, 289 und 317).

158. *Setaria species*. Riviersohle des Koankip bei Chamis, August bis September 1905 (462).
159. *Sporobolus pungens* (L.) Kunth. Ebbe-Flutgrenze der inneren Bucht von Angra Pequena, Juni 1903 (32).
160. *Tragus major* Stapf = *Tr. koelertoïdes* Aschers. Zwischen Kooa und Sekgoma (Kalahari), Nov. 1904 (342g).
161. *Tricholaena rosea* Nees. Fundort und -zeit wie Nr. 160 (342c u. k).
162. *Tricholaena species*. Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (356a).
163. *Urelytrum squarrosus* Hack. Fundort und -zeit wie Nr. 160 (342n).

XXVII. *Hydrophyllaceae*. Von Prof. Dr. Volkens.

164. *Codon Royeni* Thbg. (s. Abbildung S. 203). Westliches Klein-Namaland, Winter 1904.

XXVIII. *Iridaceae*. Von Dr. R. Schlechter.

165. *Babiana species* (s. Abbildung S. 193). Zwischen Steinkopf und Kamaggas im Klein-Namaland, Juli 1904 (171).
166. *Moraea species* (s. Abbildung S. 193). Zwischen Steinkopf und Klipfontein im Klein-Namaland, Winter 1904 (185).

XXIX. *Leguminosae*. Von Prof. Dr. H. Harms.

167. *Acacia albida* Del. Swakopthal bei Salem, Sept. 1903 (ohne Nummer).
168. *Acacia detinens* Burch. (s. Abbildung auf Tafel XVIII unten). Kalahari bei Kukame, offene Fläche um Chamis im Groß-Namaland, Januar und September 1905 (353 und 428).
169. *Acacia giraffae* Willd. (s. Abbildungen auf Tafel VI rechts unten, Tafel XI links, Tafel XVIII oben und auf S. 574). Savanne um Khakhea (Kalahari), Dez. 1904 und Jan. 1905 (275 und 363), offene Fläche um Chamis im Groß-Namaland und in der Riviersohle des Koankip dort, Sept. 1905 (409 und 506a).
170. *Acacia hebeclada* D.C. Um Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (507b), Savanne um Khakhea und Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (274 und 312).
171. *Acacia horrida* Willd. (s. Abbildungen auf Tafel VIII und S. 605, 606, 610). Kooa (Kalahari), Jan. 1905 (360) und Riviersohle des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland, August bis September 1905 (506b und 507a).
172. *Acacia aff. maras* Engl. (s. Abbildung S. 141). Sohle des Tsaobis-Riviers im südlichen Hereroland, Sept. 1903 (64).
173. *Acacia species*, wahrscheinlich neu. Kalahari bei Sekgoma (255, s. Abbildung auf Tafel XIX oben), Nov. 1904; bei Khakhea (273), Dez. 1904; unweit Lehututu (352), Jan. 1905.
174. *Bauhinia macrantha* Oliv. Zwischen Kooa und Sekgoma (Kalahari), Nov. 1903 (345).
175. *Cassia obovata* Coll., gelbblühend. Savanne bei Sekgoma (Kalahari), Nov. 1904 (260).
176. *Crotalaria Schultzii* Harms, n. sp., üppig gelbblühend, Laub dicht behaart. Namib hinter Angra Pequena, Nov. 1903 (104).
177. *Dichrostachys nutans* Bth. Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (305).
178. *Elephanthorrhiza Burchelli* Bth. Savanne um Kooa (Kalahari), Nov. 1904 (249).
179. *Indigofera species*. Zwischen Kooa und Sekgoma (Kalahari), Nov. 1904 (346a).
180. *Lebeckia aff. cinerea* E. Mey., gelbblühend, Stengel und Blätter weiß behaart. Höhe der Koviesberge in der Namib hinter Angra Pequena, November 1903.
181. *Lebeckia species nova*, gelbblühende, über mannshohe Sträucher. Namib hinter der Prince of Wales-Bai, Mai 1903 (15).
182. *Lebeckia spec.* Fundort und -zeit wie No. 179 (98).
183. *Lotononis spec.*, gelbblühend, dicht behaart. Fundort und -zeit wie No. 179 (103).
184. *Parkinsonia africana* Sond. In Regenrillen, südliches Groß-Namaland, August 1905 (396).

XXX. *Liliaceae*. Von Dr. R. Schlechter.

185. *Aloë dichotoma* L. (s. Abbildung S. 112 und 139). Ostgrenze der Namib; westliches Klein-Namaland, blühend Juli 1904 (ohne Nummer).
186. *Aloë species* (s. Abbildung S. 150). Fläche um Chamis im Groß-Namaland, orange-rotblühend, September 1905 (ohne Nummer).
187. *Anthericum drepanophyllum* (Bak) Schtr. (s. Abbildung S. 202). Westliches Klein-Namaland, Winter 1904 (208).
188. *Asparagus capensis* Thbg. Namib um Angra Pequena (39).
189. *Asparagus spec.* Um Khakhea (Kalahari), Nov. 1904 (281).
190. *Bulbine asphodeloides* (L.) Speng., gelbblühend. Lookaneng (Kalahari), Oktober 1904 (231).
191. *Ornithogalum species*. Kalkboden der Pfanne Kooa (Kalahari), November 1904 (250). Savanne zwischen Kooa und Sekgoma, Nov. 1904 (262 und 264).
192. *Scilla species*. Kalkboden der Pfanne Kooa (251) und Savanne der Umgegend (Kalahari), November 1904 (269).
193. *Urginea species*. Savanne um Kooa (Kalahari) gelblich-weißblühend, November 1904 (268).
194. *Witheheadia latifolia* Harv. Westliches Klein-Namaland, Winter 1904 (191).

XXXI. *Loranthaceae*. Von Prof. Dr. A. Engler.

195. *Viscum species*. Namib um Angra Pequena (3).

XXXII. *Lythraceae*. Von Prof. Dr. Köhne.

196. *Bergia angalloides* E. Mey. ex Walp. Rcpert. II 786 — Harvey in Flor. Capens. I, 116. Violett-rotblühend. Riviersonale des Koankip bei Chamis, August bis September 1905. Die Art wurde am untersten Oranje von Drège entdeckt (480).

XXXIII. *Malvaceae*. Von Prof. Dr. Gürke.

197. *Abutilon indicum* L., gelbblühend. Kgokong (Kalahari), Dezember 1904 (293).

XXXIV. *Nyctaginaceae*. Von Prof. Dr. Volkens.

198. *Boerhavia plumbaginea* Cav., violettblühend. Kalkboden der Pfanne Kwatsane (Kalahari), Dezember 1904 (326).

XXXV. *Oxalideae*. Von Dr. Knuth.

199. *Oxalis obtusa* L. f. Westliches Klein-Namaland, Winter 1904 (163).
200. *Oxalis species* (s. Abbildung S. 193). Kubub, März 1904 (133).
201. *Oxalis caledonica* Sond. Steinkopf im Klein-Namaland, Winter 1904 (188).

XXXVI. *Pedaliaceae*. Von Prof. Dr. Volkens.

202. *Harpagophyton procumbens* D. C. (s. Abbildung S. 591). Savanne bei Sekgoma (Kalahari), Januar 1905 (364).
203. *Pretrea zanguebarica* Gay, rosablühend. Savanne um Kooa (Kalahari), November 1904 (242).

XXXVII. *Plumbaginaceae*. Von Prof. Dr. Volkens.

204. *Statice scabra* Thbg., rotblühend. Namib in Küstennähe nördlich von Angra Pequena, gegenüber der Insel Itschabo, Dezember 1903 (115).
205. *Vogelia africana* Thbg. Riviersonale des Koankip bei Chamis im Groß-Namaland. August bis September 1905 (496).

XXXVIII. *Polygalaceae*. Von Prof. Dr. Gürke.

206. *Polygala Houtboschiana* Chod. Savanne um Kooa (Kalahari), November 1904 (244).

XXXIX. *Portulacaceae*. Von Prof. Dr. Volkens.

207. *Portulaca species*. Zwischen Kang und Kgokong (Kalahari), Dezember 1904.
208. *Talinum species*. Savanne um Kooa (Kalahari), Nov. 1904 (243).

XL. *Ranunculaceae*. Von Prof. Dr. A. Engler.

209. *Ranunculus pubescens* Thbg., gelb blühend. Lookaneng (Kalahari), Okt. 1904 (236a).

XLI. *Rhamnaceae*. Von Prof. Dr. G. Volkens.

210. *Marlothia africana* Engl., gelb blühend. Kwatsane (Kalahari), Dez. 1904 (329).
211. *Scutia indica* Brongn. Kubub (Groß-Namaland), März 1904 (126).
212. *Zizyphus mucronatus* Willd. (s. Abbildung S. 144). Riviersohle des Koankip bei Chamis, Aug. bis Sept. 1905 (465).
213. *Zizyphus spec.*, Kgokong (Kalahari), Dez. 1904.

XLII. *Rosaceae*. Von Dr. R. Schlechter.

214. *Grietum humifusum* Thbg. (s. Abbildung S. 194). Klipfontein im Klein-Namaland, Sept. 1904 (170).

XLIII. *Scrophulariaceae*. Von Dr. L. Diels.

215. *Peliostomum linearifolium* Schinz.
Groß-Namaland: Chamis, Riviersohle des Koankip, blühend im September 1905 (495).
Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (297).
216. *Peliostomum leucorrhizum* E. Mey. Ex Benth. in Bot. Reg. sub A. 1882. — Hiern in Flor. Capens. IV, 2, p. 135.
Groß-Namaland: Chamis, in der Riviersohle des Koankip, blühend im September 1905.
Die Art besitzt in den Kalahari- und Karroogegenden Südafrikas eine weite Verbreitung (463).
217. *Anticharis scoparia* E. Mey. Hiern ex Schinz in Verhandl. Bot. Ver. Brandenb. XXXI, 189. — Hiern in Flor. Capens. IV, 2, p. 136.
Groß-Namaland: Fläche um Chamis, blühend im September 1905. Die Spezies wächst auch im Klein-Namaland (432).
218. *Nemesia Maxii* Hiern. In Flor. Capens. IV, 2, p. 185.
Groß-Namaland: Letterkop bei den Tsirubbergen, blühend im Juni 1905. Die Art wurde unweit des unteren Oranje entdeckt (401).
219. *Nemesia linearis* Vent. var. *denticulata* O. Ktze.
Groß-Namaland: Chamis, Riviersohle des Koankip, blühend im September 1905. Die Form wächst auch im Hererolande (494).
220. *Veronica Anagallis* L. Sp. pl. I, 12. — Hiern in Fl. Capens. IV, 2, p. 367.
Groß-Namaland: Chamis, Riviersohle des Koankip, blühend im September 1905. Eine fast kosmopolitische Art, die auch in Südafrika sehr verbreitet ist (493).
221. *Lyperia racemosa* Benth. in Hook. Comp. Bot. Mag. I, 378. — Sutura Dielsiana, Hiern in Flor. Capens. IV, 2, p. 284.
Groß-Namaland: Fläche bei Chamis und Riviersohle des Koankip, violettblühend im September 1905. Der Formenkreis dieser im nordwestlichen Kapland beginnenden Art bedarf noch näherer Untersuchung. Die Formen des Groß-Namalandes, welche hier vorliegen, sind in den vegetativen Organen recht variabel; in den Blüten unterscheiden sie sich von dem Typus der Art,

der in Klein-Namaland zu Hause ist, durch kleinere Korollen, welche fast ganzrandige Saumlappen besitzen (434, 485, 498).

222. *Lyperia canescens* Benth. in Hook. Comp. Bot. Mag. I, 379. — *Sutera canescens* Hiern in Flor. Capens. IV, 2, p. 303.

Groß-Namaland: Kalkniederung bei Chamis, blühen im September, 1905. Die Art ist auch im Klein-Namaland gefunden (445).

223. *Lyperia oppositifolia* Engl.

Namib bei Angra Pequena, blühend im November 1903. Die Art war bereits von früheren Sammlern am gleichen Orte gesammelt (43).

224. *Limosella capensis* Thbg. Chamis, August bis September 1905 (508a).

225. *Aptosimum albomarginatum* Marl. et Engl., blaublühend. Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (311).

226. *Selago albida* Choisy. Höhe der Koviesberge in der Namib hinter Angra Pequena, Nov. 1905 (102).

XLIV. *Solanaceae*. Von Prof. Dr. U. Dammer.

227. *Datura fastuosa* L., hellblau-blühend. Am Wasser von Lookaneng (Kalahari), Okt. 1904 (238).

228. *Lycium tetrandrum* Thbg. Insel Possession, Mai 1903 (19), Kgokong (Kalahari), Dez. 1904 (310).

229. *Solanum species*. In der Kalahari zwischen Kooa-Sekgoma-Kgokong, Kang-Iehututu, November bis Dezember 1904 (266, 292 und 325).

XLV. *Sterculiaceae*. Von Prof. Dr. Volkens.

230. *Hermannia species*. Kalahari um Lehututu, Jan. 1905 (337).

XLVI. *Tiliaceae*. Von Dr. Krause.

231. *Grewia flava* D. C. Kalahari bei Lookaneng, Okt. 1904 (234), Khakhea, Dez. 1904 (271), Kgokong, Dez. 1904 (307).

232. *Grewia* cfr. *hispida* Harv. Kang (Kalahari), Dez. 1904 (321).

XLVII. *Turneraceae*. Von Prof. Dr. Urban.

233. *Wormskioldia Schinzii* Urb. Sekgoma (Kalahari), Nov. 1904 (263).

XLVIII. *Umbelliferae*. Von Prof. Dr. Volkens.

234. *Peucedanum species*. Westliches Klein-Namaland, Winter 1904 (199).

235. *Pithuranthus (Deverra) aphyllus (Cham. et Schlechtd.) Bth. et Hk.* Namib hinter Angra Pequena, Nov. 1903 (105).

XLIX. *Verbenaceae*. Von Prof. Dr. Gürke.

236. *Bouchea gaiepensis* Schau., gelbblühend. Kgokong, Dez. 1904 (300).

L. *Zygophyllaceae*. Von Dr. L. Diels und Dr. R. Schlechter.

237. *Augea capensis* Thbg. (s. Abbildung S. 82). Flora Capens. 389. — Sonder in Flora Capens. I, 355. Namib hinter Angra Pequena, fruchtend im Nov. 1903. Die Art kommt in der nordwestlichen Karroo und auch im Betschuanenland vor (9).

238. *Tribulus terrester* L., gelbblühend. Savanne um Sekgoma, Nov. 1904 (257).

239. *Zygophyllum cordifolium* L. f., Suppl. 232. — Sonder in Flora Capens. I, 356. Namib hinter Angra Pequena, verblüht im Nov. 1903. Die Art folgt der Südwestküste südlich bis zum Kap der guten Hoffnung (1).

240. *Zygophyllum simplex* L., Mant. 68. — Sonder in Flora Capens. I, 357. Platt auf dem Boden kriechendes, gelbgrünes, kleinblättriges sukkulentés Gewächs.

Groß-Namaland: Chamis in der Kalkniederung. Blühend im September 1905. Die Art ist im Nama- und Betschuanenland nicht selten. Bei vorliegenden Nummern sind allerdings die Früchte viel schmaler als gewöhnlich, so daß vielleicht eine besondere Art vorliegt (444).

241. *Zygophyllum clavatum* Schltr. et Diels n. sp. Fruticulus humilis ramosissimus, rami teretes glabri, foliosi; petiolus 2—3 mm longus; folia simplicia percrassa obovodeo-clavata vel subpyriformia obtusissima intendum apice subretusa, inferiora 5—7 mm longa, 5—6 mm lata, superiora decrescentia 4 mm longa, 3,5 mm lata, pedicellus 2,5 mm longus apicem versus paulum incrassatus; sepala cucullato-concava 3,5 mm longa, 1,5 mm lata; petala conspicue unguiculata, unguis 1,5 mm longus, lamina obovato-elliptica 3 mm longa, 2 mm lata; stamina basi bidentata, 4—5 mm longa; ovarium 5-loculare glabrum 1,25 mm diamet.; stylus subulatus 3 mm longus.

Namib hinter Angra Pequena, blühend im November (1903). Die Pflanze ist am nächsten verwandt mit *Z. simplex* L., welche jedoch eine krautige, einjährige Art ist und erheblich dünnere Blätter besitzt (8a).

242. *Zygophyllum leuocladum* Diels n. sp. Frutex rami teretes rigidi patentes flexuosi cortice pallido subalbido vestiti; folia sessilia carnosia bifoliolata, stipulae minutissimae obsoletae foliola sessilia obovata vel oblongo-obovata basim versus angustata 10—15 mm longa, 4—5 mm lata, pedicellus 6—8 mm longus apicem versus paulum incrassatus; sepala concava rotundata vel emarginata 3—4 mm longa, 2—3 mm lata; petala anguste obovata ca. 7 mm longa, 3—4 mm lata; staminis squama elliptico-obovata antrorsum ciliato-laciniata ca. 2,5 mm longa, filamentum 5—6 mm longum.

Groß-Namaland, in der Kalkniederung von Chamis (442); eben dort in der Riviersohle des Koankip (463); beide blühend im September 1905. Die zierliche Pflanze steht am nächsten dem *Z. flexuosum* E. u. Z.

243. *Zygophyllum Trothai* Diels n. sp. Frutex usque 0,5 m altus (ex v. Trotha), rami pallide brunnei, novelli virides, haud flexuosi, vetusti cortice cinereo tecti; foliorum petiolus 2—8 mm longus, folia bifoliolata; foliola sessilia elongato-obovata vel oblongo-cuneata, 15—20 mm longa, 8—10 mm lata; stipulae hyalinae late triangulares acuminatae ca. 1,5 mm longae; pedicellus brevis, 2—4 mm longus; sepala anguste ovata, acuta, 6 mm longa, 2—3 mm lata; petala aurantiaco-flava longe unguiculata ungue ca. 5 mm longo, lamina obovato-elliptica 4—5 mm longa, 3 mm lata; staminis squama elliptica, sed apice fere truncata ibique denticulata, 3 mm longa, 2 mm lata; filamentum 7 mm longum, ovarium conspicue 5-alatum.

Groß-Namaland: Fläche um Chamis (412). Gelbblühend im September 1905. Dieselbe Art wurde dort von Exzellenz v. Trotha gesammelt.

244. *Zygophyllum Stapfii* Schinz (s. Abb. S. 80), in Verhandl. Bot. Ver. Brandenb. XXX, 155. Groß-Namaland: Ufer des Kuiseb-Unterlaufes bei Rooibank, blühend im April 1905 (373).

245. *Zygophyllum Dregeanum* Sond. in Flor. Capens. I, 365. Zu dieser Art, von der ich allerdings kein Material zum Vergleich gesehen habe, ziche ich nach der Beschreibung dieser Nummer (Schultze, No. 417).

Groß-Namaland: Fläche um Chamis, weißblühend im September 1905. An derselben Stelle sammelte auch Exzellenz v. Trotha die Pflanze (v. Trotha, Nr. 144).

LI. Fungi. Von Prof. P. Hennings.

246. *Calvatia bicolor* Lev. Um Kang (Kalahari), Dez. 1904 (316).

247. *Fomes lucidus* (Leys) Fr., an einem Baumstrunk, der ca. 3 m tief aus der Wand eines alten Buschmanns-„Saugbrunnens“ (s. S. 671) hervorsah. Kgokong, Jan. 1905.

248. *Montagnites Candollei* Fr. Zwischen Khakhea und Lehututu (Kalahari), Dez. 1904 (366).

249. *Podaxon carcimonalis* Fries. Südliches Groß-Namaland (ohne Nummer).

LII. Lichenes. Von Prof. Dr. Linden.

251. *Amphiloma elegans* Kbr. Auf Felsen der Namib um Angra Pequena (51a).

Schultze, Namaland und Kalahari.

45

252. *Combea mollusca* (Ach.) Nyl. (s. Abbildung S. 96), silberweiß mit hellrosa Anflug, auf abgestorbenen Pflanzen. Insel Possession, Mai 1903 (21).
253. *Gasparrinia spec.* Namib um Angra Pequena, auf Felsen (52).
254. *Lecidea angolensis* Müll. Arg. Fundort wie No. 206 (51 b).
255. *Parmelia aff. conspersa* Ach. Fundort wie No. 206 (116).
256. *Parmelia hottentotta* (Thbg.) Ach. Fundort wie No. 206, und auf Felsblöcken bei Kap Cross, Aug. 1903 (28, 29 und 53 b).
257. *Physcia flammula* (L.) Nyl. (s. Abbildung S. 96). Insel Possession, auf abgestorbenen Pflanzen, Mai 1903 (22).
258. *Physcia villosa* (Ach.) Duby (s. Abbildung S. 97). Fundort und -zeit wie No. 210 (23).
259. *Teloschistes spec.* Felsen bei Kap Cross, Aug. 1903 (53 a).

V. Liste der Fossilien aus dem Kalktuff von Witkop an der Grenze des südlichen Groß-Namalandes und der Kalahari.

I. Diatomeen. Von Hugo Reichelt (Leipzig).

Die vom Reisenden in der südlichen Kalahari gesammelten 11 Proben von Kalksteinen sollten auf das Vorkommen fossiler Diatomeenschalen untersucht und in dieser Hinsicht mit den vom Professor S. Passarge früher in anderen Gebieten der Kalahari gesammelten Kalksteinen, von denen sich ein großer Teil als diatomeenführend erwiesen hatte, verglichen werden, um der Frage einer Zusammengehörigkeit und gemeinsamen Entstehung der betreffenden Schichten näher treten zu können. Ich konnte aber nur in zwei Proben von den verschiedenen Fundstellen Diatomeen nachweisen. In der Probe Nr. 25 (S. 681 dieses Berichtes), Kalksandstein aus der Pfanne Kgekong, habe ich einige Schalenreste von *Epithemia Argus Ehr.* beobachten können. Die Probe war etwa mit Passarge's Nr. 20, loser Kalksandstein (Kalaharikalk) von Lettertree, zu vergleichen.

Vom Fundort **Witkop**, zwischen Rietfontein und Upington lagen mir zwei Proben mürben Kalkes vor, die sich beide als sehr reich an Diatomeen erwiesen. Eine dritte Probe weichen Kalkes vom gleichen Fundorte war ohne Diatomeen. Bei Behandlung der diatomeenreichen Proben mit Salzsäure wurde nur sehr wenig Kalk gelöst, der Rückstand besteht aus Diatomeenschalen, Kieselnadeln von Spongien und Sand. Die Proben wären demnach richtiger als Infusorien-erde oder als kalkiger Kieselguhr zu bezeichnen. Die Zusammensetzung der Diatomeengesellschaft beider Proben ist gleich. Es ist eine eigentümliche Flora eines schwach brakigen Gewässers, eine Artenmischung, wie sie in keinem der von Professor Passarge gesammelten Materialien vorkommt. Den für diese Materialien so bezeichnenden häufigen *Campylodiscus Clypeus* habe ich nur einmal in einem Bruchstück beobachten können. Von den neuen Arten, die ich aus den Passarge'schen Materialien beschrieben habe, kommt nur eine: die *Gomphonema ventricosum var. africana*, in den Witkopproben vor. Diese Art ist, wie sich nachträglich herausgestellt hat, mit der *Gomphonema dubravicense Pant.* aus dem Klebschiefer von Dúbravica bei Neusohl in Ungarn, der der oberen miocänen Stufe angehört, identisch. Die Art kommt aber auch in Brasilien und in Mexiko in Schichten unbestimmten Alters vor. Sie ist also ebensowenig wie alle anderen Arten des Lagers vom Witkop geeignet, einen Anhalt für das geologische Alter der Ablagerung zu geben. Wie schon erwähnt, ist die Zusammensetzung an Arten bei den beiden Proben ganz gleich. Sollten die Proben zwei getrennten Schichten entstammen, so ist anzunehmen, daß in beiden Bildungsstellen sehr ähnliche Lebensbedingungen vorhanden waren. Folgende Arten habe ich beobachtet:

1. *Anomoeoneis sphaerophora* (Kütz) Pfitz.
2. *Campylodiscus Clypeus Ehr.* Nur einmal ein Bruchstück.

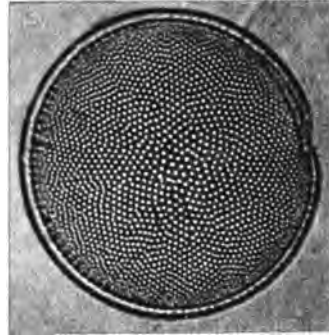
3. *Cocconeis Pediculus* Ehr.
4. *Caconeis Placentula* Ehr.
5. *Coscinodiscus Schultzzei* nov. spec. (siehe Abbildungen).
6. *Cyclotella Meneghiniana* Kütz.
7. *Cymatopleura Solea* W. Sm.
8. *Cymbella affinis* Kütz, häufig.
9. *Cymbella africana* nov. spec., sehr häufig.
10. *Denticula tenuis* Kütz.
11. *Encyonema arcus* Ehr.
12. *Epithemia Zebra* Ehr.
13. *Epithemia Zebra* var. *Saxonica* Grun.
14. *Epithemia turgida* Kütz.
15. *Epithemia media* nov. spec. (siehe Abbildung), recht häufig.
16. *Gomphonema gracile* Ehr.
17. *Gomphonema Vibrio* Ehr.
18. *Gomphonema dubravicense* Pant (*Gomph. ventricosa* var. *africana* Reichelt).
19. *Hantzschiana amphioxix* Grun.
20. *Mastogloia lacustris* Grun.
21. *Mastogloia pumila* Grun., selten.
22. *Mastogloia Grevillei* W. Sm., häufig.
23. *Melosira granulata* Rafs.
24. *Melosira varians* Ag.
25. *Navicula cuspidata* Kütz.
26. *Navicula elliptica* Kütz.
27. *Nitzschia Denticula* Grun.
28. *Pinnularia radiosa* Kütz.
29. *Pinnularia oblonga* Kütz.
30. *Pleurosigma acuminatum* Grun., selten.
31. *Surirella striatula* Turp. Nur ein Exemplar gesehen.
32. *Synedra Danica* Kütz.
33. *Synedra affinis* var. *obtusa* Arnott.
34. *Synedra delicatissima*, sehr häufig, aber immer nur Bruchstücke.

Neue Arten:

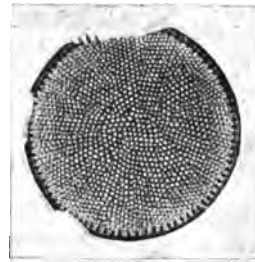
1. *Coscinodiscus Schultzzei*. Schalen kreisrund, flach, fast eben, nur die Mitte äußerst wenig eingedrückt. Der Rand ist mit einem Kranze aufrecht stehender kleiner Stacheln, die 5 bis 6 Grad voneinander entfernt sind, besetzt. Oberfläche maschig ohne zentrale Area, die Maschen werden nach der Mitte zu größer. Durchmesser 0,028 bis 0,030 mm.

2. *Epithemia media*. Schalen gekrümmt: der Rücken stärker als die Bauchseite. Die stumpf gerundeten Enden etwas vorgezogen. Rippen stark, strahlend, häufig ein wenig nach innengebogen. Zwischen den Rippen drei bis vier Punktreihen. Länge 0,035 bis 0,048 mm, Breite 0,010 mm. Eine Mittelform, die zwischen *Epithemia Zebra* und *Epithemia sores* steht.

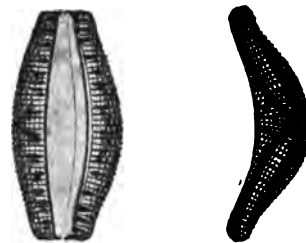
3. *Cymbella africana*. Schalen asymmetrisch, Rücken gebogen, Bauchseite fast gerade, nach der ein wenig vorgebogenen Mitte hin geschweift. Enden stumpf. Raphe leicht gebogen. Area längs der Raphe schmal, um den Zentralknoten wenig erweitert. Streifen 14 auf 0,01 mm aus feinen



Coscinodiscus Schultzzei Reichelt, n. sp. Mikrophotographie, Vergr. ca. 1000.



Coscinodiscus Schultzzei Reichelt, n. sp. Zeichnung von Dr. F. Fricke (Bremen). Vergr. ca. 800.



Epithemia media Reichelt, n. sp. Zeichnung von Dr. F. Fricke (Bremen). Vergr. ca. 800.

Punkten bestehend, fast parallel, die in der Mitte sind etwas stärker als die am Rande. Vor den beiden mittleren Streifen der Bauchseite steht je ein isolierter Punkt. Manchmal sind diese Punkte den Streifen sehr nahe gerückt, so daß sie zum Streifen gehörig scheinen. Sie sind aber immer etwas stärker als die der Streifen. Eine Form zwischen *Cymbella cymbiformis* Kütz und *Cymbella cistula* Hempr.

II. Molluska. Von Prof. Dr. O. Boettger (Frankfurt a. M.)

Die mir von Witkop, Britisch-Betschuanaland, übergebenen, aus einem weichen, kreidigen weißen Mergel stammenden Fossilien gehören zu folgenden Arten:

Muscheln.

1. *Corbicula fluminalis* (Müll.) Häufig. Weit verbreitet im Nilgebiet; heute noch lebend in ganz Nordost-, Zentral- und Westafrika bis westlich im Hinterland von Kamerun. Fehlt heute in ganz Ost- und Südafrika und namentlich auch im Sambesi.
2. *Corbicula radiata* (Phil.). Nur 2 junge Schalen. Lebt heute in ganz Nordost- und Ost- und Südostafrika; ist z. B. im Sambesi die herrschende Art.
3. *Pisidium* cf. *langleyanum* Melv. Pons. 6 Einzelklappen. Bestimmung noch nicht ganz sicher. *P. langleyanum* ist vom Kap beschrieben.
4. *Unio* (*Hyridella*) *fissidens* Bttgr. 3 Bruchstücke. Diese Art war von mir 1886 aus der Süd-Kalahari in Dirk Philanders Gebiet subfossil aus einer Art Pfanne beschrieben worden, die das trockene Bett des Hygapflusses östlich von Kebeum bildet. Ich vermute, daß Ihr Fundort dem gleichen Flußgebiet angehört und etwa 350 km von diesem Orte entfernt ist.

Schnecken.

5. *Planorbis* (*Hyraulus*) *natalensis* Krauß. Häufig. Heute noch in Südafrika verbreitet.
6. *Planorbis* cf. *pfeifferi* Krauß. Junges Stück. Die Bestimmung wird unsicher bleiben.
7. *Isidora parietalis* Mousson. In ziemlicher Zahl. Lebend von Ovamboland bis Port Elizabeth bekannt.
8. *Isidora natalensis* (Krauß). Zahlreicher als No. 7. Lebend in Natal.
9. *Ancylus* (*Ferrissia*) *stenochorias* Melv. Pons. 1 Stück. Lebend von Port Elizabeth.
10. *Ancylus Trapezoideus* n. sp. Nur 1 Stück. Aus der Verwandtschaft des lebenden südafrikanischen *A. caffer* Krauß, den ich aus Port Elizabeth vergleichen kann.

Diese 10 Wassermollusken lassen auf eine wasser-, resp. regenreichere Zeit schließen als die jetzige ist. Alle gehören typisch südafrikanischen Gruppen an und wohl 7 davon leben heute noch in dem Gebiete (im weiteren Sinne). Nr. 4 ist mit ziemlicher Sicherheit als ausgestorben zu betrachten und Nr. 10 kann ausgestorben sein.

Der in den vorliegenden Mollusken sich zeigende klimatische Unterschied ist so groß, daß es sich empfiehlt, das Zeitalter ihrer Ablagerung als „Plistocän“ (also als diluvial, nicht als alluvial) zu bezeichnen.

Am auffallendsten ist das Vorkommen der Nilmuschel, *Corbicula fluminalis* (Müll.), die wohl die Hälfte aller gefundenen Molluskenschalen ausmacht. Aber es wäre unbesonnen, aus dieser Tatsache ohne weiteres den Schluß zu ziehen, daß in diluvialen Zeiten in Südafrika das „Nilsystem“ mit dem System des Sambesi zusammengehangen habe. Das — selbst häufige — Auftreten einer dem Flußsystem fremden Muschel kann eben auch durch passive Wanderung erklärt werden, wofür die Literatur eine Reihe von Beispielen hat.

Immerhin mag in Zukunft darauf geachtet werden, ob nicht weitere Beweise für einen Zusammenhang des Nil- und des Sambesi-Systems zu finden sind.

Verzeichnis der Werke, auf die im Text verwiesen wurde.

- 1) A. Schenck, Die geologische Entwicklung Südafrika's (Petermann's Mitteilungen, Bd. XXXIV, S. 225 ff., 1888).
- 2) A. W. Rogers, An introduction to the geology of Cape Colonie. London 1905.
- 3) Annual Report of the geological commission ect. 1897, Cape Town. pl. 1.
- 4) W. Meinardus, Eine neue Methode zur Berechnung mittlerer Meerestiefen (Verhandl. der Gesellsch. f. Erdkunde, Nr. 1, Berlin 1895).
- 5) Akten des Kaiserlichen Hafenbauamts in Swakopmund. Berichte der Regierungsbaumeister bis zum Jahre 1905.
- 6) Benjamin Morrell jun., A narrative of four voyages ect., from the year 1822 to 1831. New-York 1841.
- 7) Britische Admiralitätskarte. Africa West Coast. Great Fischbay to Walfischbay, London 1880, und Walfischbay to Orange River, 1881.
- 8) C. v. François, Das Küstengebiet zwischen Tsoakhaubmündung und Kap Cross (v. Danckelman's Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. VI, 1893).
- 9) Africa Pilot, 1876.
- 10) F. M. Stapff, Karte des unteren Kusebtales (Petermann's Mitteilungen, Bd. XXXIII, 1887).
- 11) H. Pohle, Bericht über die von Herrn Lüderitz ausgerüstete Expedition nach Südwestafrika, 1884—85 (Petermann's Mitteilungen, Bd. XXXII, 1886).
- 12) A. W. Rogers and E. H. L. Schwarz, Notes on the recent limestones on parts of the South and West Coasts of Cape Colony (Transactions of the South African Philosophical Society, p. 427 ff., 1898).
- 13) W. L. Sclater, Note on portions of the Cross or memorial pillar erected by Bartholomew Diaz near Angra Pequena in German South-West-Africa (Transactions of the South African Philosophical Society, p. 295 ff., 1898).
- 14) G. M'Call Theal, History of South Africa, Vol. I—VI. London 1888—1902.
- 15) L. Schultze, Die Fischerei an der Westküste Südafrika's (Bericht an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, Bd. IX der Abhandlungen des deutschen Seefischerei-Vereins, Berlin 1907).
- 16) Nautical Magazine, 1845.
- 17) Segelhandbuch für den Atlantischen Ozean. Deutsche Seewarte, Hamburg 1899. XIV. Die wichtigsten Wale etc. von H. Bolau.
- 18) A. Günther, Handbuch der Ichthyologie, übersetzt von G. v. Hayeck, Wien 1886.
- 19) W. L. Sclater, The mammals of South Africa, 2 Bde., London 1900—1901.
- 20) J. D. F. Gilchrist, Catalogue of fishes recorded from South Africa. Cape Town 1901 (Marine investigations in South Afrika, Department of Agriculture).
- 21) L. Pappe, Synopsis of the edible fishes at the Cape of good hope. Cape Town, 1853.

- 22) A. C. Stark and W. L. Sclater, *The birds of South Afrika*, Vol. I—IV. London 1900—1906.
- 23) C. Chun, *Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition*, 2. Aufl., 1903.
- 24) Pechuël-Lösche, *Zur Kenntnis des Hererolandes (Ausland, Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde, Bd. LIX, 1886.*
- 25) F. W. Waldron, *On the apparence and disapparence of a mud island at Walfischbay (Transactions of the South African Philosophical Society, Bd. XI, Cape Town 1901).*
- 26) *Jahresakten der Cape Government Guano Company, Cape Town.*
- 27) G. v. Boguslawski und O. Krümmel, *Handbuch der Ozeanographie, Bd. II, Stuttgart 1887.*
- 28) *Wissenschaftliche Ergebnisse der deutschen Tiefsee-Expedition auf dem Dampfer „Valdivia“ 1898—1899, herausgegeben von C. Chun. Bd. I: Oceanographie und maritime Meteorologie von G. Schott, Jena 1902.*
- 29) *Africa Pilot, part. II, London 1901.*
- 30) v. Danckelman, *Über gleichzeitige Temperaturanomalien etc. (Meteorologische Zeitschrift, S. 21, 12. Jahrg., 1895).*
- 31) *Meteorologisches Beobachtungsjournal der Kaiserl. Station in Lüderitzbucht, geführt vom Stationschef K. v. Heister.*
- 32) *Lageplan und Profil der Eisenbahn Swakopmund-Windhoek (D. Reimer [E. Vohsen], Berlin, um 1902).*
- 33) *Hauptmann Schultze, Karte des Baiwegs, 1905 (Handzeichnung auf Grund topographischer Aufnahmen der Truppe).*
- 34) J. D. Hooker, *On Welwitschia, a new genus of Gnetaceae (Transactions of the Linnean Society of London, Vol. XXIV, part. 1, 1863).*
- 35) P. Langhans, *Südwestafrikanisches Schutzgebiet in 4 Blättern (Deutscher Kolonialatlas, 1896).*
- 36) A. Buchan, *A discussion of the rainfall of South Africa during the ten years 1885 bis 1894. Cape Town 1897.*
- 37) H. Bolus, *Sketch of the floral regions of South Africa (Science in South Africa, Cape Town, 1905).*
- 38) J. Kuntz, in *Zeitschrift für praktische Geologie, 1904.*
- 39) *Ticket of occupation, vom 9. November 1843.*
- 40) A. R. E. Burton, *Cape Colony for the settler (issued by order of the government of the Cape Colony), Cape Town 1903.*
- 41) v. Rohden, *Geschichte der Rheinischen Mission.*
- 42) E. Freiherr Stromer von Reichenbach, *Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Ostafrika. München und Leipzig, 1896.*
- 43) A. Schenck, *Das Gebiet zwischen Angra Pequena und Bethanien (Petermann's Mitteilungen, Bd. XXXI, 1885).*
Aus demselben Jahre: *Briefliche Mitteilungen des Autors in den Verhandlungen des naturhist. Vereins d. preuß. Rheinlande etc., Bd. XLII, S. 136—141, in der Zeitschrift der Deutschen geolog. Gesellschaft, Bd. XXXVII, S. 534—536, und ebenda, Bd. XXXVIII, S. 236—241.*
- Aus späteren Jahren von demselben Verfasser:
- 44) *Auszug eines Vortrags über „Das deutsche südwestafrikanische Schutzgebiet“, (Verhandl. d. Ges. f. Erdkunde, Bd. XVI, S. 141—146, Berlin 1889) und*
- 45) *Ein Vortrag über „Gebirgsbau und Bodengestaltung von Deutsch-Südwestafrika“ (Verhandl. d. 10. deutschen Geographentags in Stuttgart, S. 155—172, 1893).*
- 46) G. Gürich, *Deutsch-Südwestafrika. Reisebilder und Skizzen aus den Jahren 1888 und 1889. (Mitteilungen d. Geogr. Ges. in Hamburg, 1891—1892.)*
- 47) S. Passarge, *Die Kalahari. Versuch einer physisch-geographischen Darstellung der Sandfelder des südafrikanischen Beckens. Berlin 1904.*

- 48) J. Graf Pfeil, Skizze von Südwestafrika (Petermann's Mitteilungen, Bd. XL, S. 42 ff., 1894).
- 49) A. Schenck, Über den *Geitsejgubib* etc. (Zeitschrift d. Deutschen geolog. Ges., Bd. LIII, S. 54—55, 1901).
- 50) H. Schinz, Deutsch-Südwestafrika. Forschungsreisen (1884—1887) durch die deutschen Schutzgebiete etc. Oldenburg und Leipzig 1891.
- 51) K. Dove, Deutsch-Südwestafrika, Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise im südlichen Damaraland (Ergänzungsheft Nr. 120 zu „Petermann's Mitteilungen“, 1896).
- 52) Derselbe, Deutsch-Südwestafrika (Süsserott's Kolonialbibliothek), 1903.
- 53) E. Ottweiler*), Die Niederschlagsverhältnisse von Deutsch-Südwestafrika (v. Danckelman's Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, 1907).
- 54) Th. Rehbock, Deutsch-Südwestafrika. Seine wirtschaftliche Erschließung unter besonderer Berücksichtigung der Nutzbarmachung des Wassers. Berlin 1898.
- 55) A. Kuhn, Bericht über die Fischfluß-Expedition. Reisen und Arbeiten in Deutsch-Südwestafrika im Jahre 1903 (Beiheft 3 u. 4 des Bd. V d. „Tropenpflanzer“, 1904).
- 56) Th. Hahn, Original map of Great Namaqualand and Damaraland 1879.
- 57) J. G. Kroenlein, Wortschatz der Khoi-Khoi. Berlin 1889.
- 58) K. Dove, Geographische Bezeichnungen in der Namasprache (Mitteilungen des Seminars f. orientalische Sprachen zu Berlin. Jahrg. III, Abt. III. Afrikanische Studien, 1900).
- 59) Schettler, Karte von einem Teile Groß-Namalandes; in 3 Blättern, 1896—1897.
- 60) P. Sprigade und M. Moisel, Kriegskarte von Deutsch-Südwestafrika. Blatt Keetmanshop.
- 61) Alston, Port Nolloth (unvollkommene Karte des nordwestlichsten Klein-Namalandes, ohne Angabe von Jahr und Ort des Erscheinens).
- 62) Karte „Namaqualand“, ohne nähere Angabe, „compiled by the Intelligence Department“ (unvollkommene Darstellung eines nordwestlichen Teils von Klein-Namaland).
- 63) F. Pax, Plantae Marlothianae (Engler's Botanische Jahrbücher, Bd. X, S. 36, 1889).
- 64) Derselbe, Dioscoreaceae. In Engler-Prantl, die natürlichen Pflanzenfamilien, II. Teil, 5. Abt., S. 131.
- 65) Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen.
- 66) Th. Hahn, Die Nama-Hottentotten. Ein Beitrag zur südafrikanischen Ethnographie (Globus, Bd. XII, 1867).
- 67) P. Kolben. Caput bonae spei hodiernum etc., Nürnberg 1719 (war mir in einer deutschen Übersetzung in Kapstadt zugänglich).
- 68) G. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben, mit Atlas. Breslau 1872.
- 69) H. C. V. Leibbrandt, Precis of the archives of the Cape of good hope. Riebeeck's Journal, part. I—III, Cape Town 1897.
- 70) Fr. Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl., 1894.
- 71) E. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen. Leipzig 1896.
- 72) G. W. Stow, The native races of South Africa. London 1905.
- 73) H. v. François, Nama und Damara, Deutsch-Südwestafrika. Magdeburg (ohne Jahraangabe).
- 74) H. A. Bryden, Kloof and Karroo. London 1889.
- 75) C. v. François, Deutsch-Südwestafrika. Geschichte der Kolonisation bis zum Ausbruch des Krieges mit Witbooi. Berlin 1899.
- 76) L. Schultze, Nachrichtenwesen während der Kämpfe in Deutsch-Südwestafrika (Tägliche Rundschau, Jahrg. 1905, Nr. 511 u. 515).

*) Um mir diese Arbeit noch rechtzeitig vor Drucklegung meines Berichts zugänglich zu machen, wurde mir freundlichst eine Einsicht in die Korrekturbogen gestattet. Die Zahlenangaben auf S. 154 bis 156 dieses Berichts habe ich nach Materialien Ottweiler's zusammengestellt.

- 77) W. H. J. Bleek, A Comparative grammar of South African languages. 2 Bände. London 1862 und 1869.
- 78) Th. Hahn, Die Sprache der Nama. Leipzig 1870.
- 79) A. Seidel, Praktische Grammatiken der Hauptsprachen Deutsch-Südwestafrika's. Wien, Pest, Leipzig (ohne Jahreszahl).
- 80) H. Steinthal, Linguistik, in G. Neumayer's Auleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. 1891.
- 81) E. Sievers, Grundzüge der Phonetik. 5. Aufl. 1901.
- 82) K. Schwabe, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Berlin 1899.
- 83) Siehe 88).
- 84) B. Deibrück, Das Mutterrecht bei den Indogermanen (Preußische Jahrbücher, Bd. LXXIX, 1895).
- 85) A. F. W. Schimper, Pflanzengeographie auf physiologischer Grundlage. Jena 1898.
- 86) H. Schinz, Die Pflanzenwelt Deutsch-Südwestafrika's III. (Mémoires de l'herbier Boissier [suite en bulletin]. Mitteilungen aus dem Botanischen Museum der Universität Zürich). 1900.
- 87) L. Sander, Die Wanderheuschrecken und ihre Bekämpfung in unseren Kolonien. Berlin 1902.
- 88) J. Olpp, Aus dem Sagenschatz der Nama-Khoi-Khoi (Mitteilungen der geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena, Bd. VI, 1887).
- 89) E. Wilkinson, Notes on a portion in the Kalahari (The Geographical Journal, Vol. I, No. 4, London 1893).
- 90) Hatch and Corstorphine, The Geology of South Africa. London 1905.
- 91) S. Passarge, Die Grundlinien im ethnographischen Bilde der Kalahari-Region (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1905).
- 92) J. R. Sutton, An introduction to the study of South African rainfall (Transactions of the South African Philosophical Society, Vol. XV, 1904).
- 93) Fleck, Bericht des Dr. Fleck über seine Reise durch die Kalahari zum Ngamisee (v. Danckelman's Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. VI, 1893).
- 94) C. v. François, Bericht des Hauptmanns C. v. François über eine Bereisung der Kalahari (v. Danckelman's Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. VI, 1893).
- 95) Th. Hahn, Ein Rassenkampf im nordwestlichen Teile der Kap-Region (Globus, Bd. XIV, S. 203, 245, 270, 1868).
- 96) Papst, Die Kalahari-Wüste und ihre Bewohner (Mitteilungen der geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena, Bd. XIV, 1895).
- 97) Geographische Koordinatentafel der Dreieckspunkte der deutsch-englischen Grenzvermessung (mit handschriftlicher Eintragung der Höhenmaßresultate der Grenzkommission). (v. Danckelman's Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. XVII, 1904.)
- 98) G. Fritsch, Drei Jahre in Südafrika. Breslau 1868.
- 99) F. v. Richthofen, Führer für Forschungsreisende. Hannover 1901 (1886).
- 100) Bartolomew's reduced Survey map of South Africa, coloured to show height of land (Edinburgh geographical Institute 1903).
- 101) D. Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Aus dem Englischen übersetzt von H. Lotze, Leipzig 1858.
- 102) Fr. Galton, The narrative of an explorer in Tropical South Africa. London 1853.
- 103) Ch. J. Andersson, Notes of travel in South Africa, edited by L. Lloyd. London 1875.
- 104) Derselbe, The Okavango River, a narrative of travel, exploration and adventure. London 1861.
- 105) Derselbe, Lake Ngami or explorations and discoveries during four years wanderings in the wilds. London 1856.
- 106) Th. Baines, Explorations in South-West Africa. London 1864.

- 107) J. Chapman, *Travels in the Interior of South Africa*, 2 Bde., London 1868.
- 108) J. Brown, *Secwana Dictionary*, London 1895. Vergl. *Lokwalo loa mahuku. A Secwana le seengeles lo rulagancwe ke John Brown*. London 1876.
- 109) *South African Native affairs Commission (1903—1905) Report*. Cape Town 1905.
- 110) *Colonial Reports-Annual*, Nr. 440. *Bechuanaland Protectorate, Report for 1902—1903 and 1903—1904*. London 1904.
- 111) K. Vollers, *Beiträge zur Kenntnis der lebenden arabischen Sprache in Ägypten* (*Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft*, Bd. L, S. 657, 1896).
- 112) *Orders in council and High Commissioner's proclamations ect.* (*Bechuanaland Protectorate*), Cape Town 1904.
- 113) S. Passarge, *Die Buschmänner der Kalahari* (v. Danckelman's *Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten*, Bd. XVIII, Heft 3), 1905.
- 114) Anonymus, *Die Hottentottenstämme und ihre geographische Verbreitung im Lichte der Gegenwart* (*Petermann's Mitteilungen*, Bd. IV, S. 49—56, 1858).

Verzeichnis der Abbildungen.

I. Tafeln

- (Heliogravüre- und Lichtdruck-Reproduktionen von photographischen Aufnahmen des Reisenden.)
Zwischen den Seiten
- Titelbild: Buschmann *Roëb* aus dem Sandfeld, vom Stamm der *Igobanin*, 1,562 m groß, ca. 25 Jahre alt. Vorder-Aufnahme zur Ergänzung der Profil- und Halbprofil-Aufnahmen auf Tafel XIV. Keetmanshoop, Juli 1905 Titelbild.
- Tafel I oben: Ohrenrobben, *Arctocephalus pusillus (Thbg)*, auf den Felsen von Kap Cross. Aus der Herde der Weibchen hebt sich, einige Sekunden sichernd, ein großes bemähntes Männchen hoch (s. Text S. 41 ff.), August 1903;
unten: Kormorane, *Phalacrocorax capensis (Sparrm.)*, auf der Insel Possession, brütend (s. Text S. 52 ff.), Mai 1903 42 u. 43
- Tafel II oben: Malagasvögel, *Sula capensis (Licht.)*, auf der Insel Itschabo, brütend; im Hintergrund die Brandung des offenen Ozeans (s. Text S. 45 ff.), Dezember 1903;
unten: Brillenpinguine, *Spheniscus demersus (L.)*, auf der Insel Pomona, auf dem Marsch zum Bad. Im Hintergrunde die nahe Festlandsküste (s. Text S. 47 ff.), Mai 1903 48 u. 49
- Tafel III: Blühende *Wetwitschia mirabilis Hooker*, in der Namib hinter Swakopmund, Anfang Juni 1905 64 u. 65
oben: Männliche Pflanze, die zerschlitzten Enden der Blätter vom Flugsand befreit. $\frac{1}{20}$ nat. Gr.;
unten: Weibliche Pflanze, in unberührter Stellung der Blätter, deren freie Enden im Flugsand begraben sind. ca. $\frac{1}{15}$ nat. Gr. (s. Text S. 79).
- Tafel IV oben: Namib-Landschaft hinter der Walfischbai nördlich des Kuiseb-Riviers, spärlich bewachsen mit kniehohen Büschen der *Arthraerua Leubnitziae (O. Ktze.) Schinz.* Im Vordergrund links ein verkümmertes Exemplar von *Zygophyllum Stapfii Schinz.* Hinter jedem Busch eine helle, nach Westen auskeilende Flugsandmarke, vom letzten Oststurm gehäuft. Im Hintergrund die Nebelbank über dem Küstenmeer (s. Text S. 80), April 1905
unten: Blick vom Nordhafen von Angra Pequena nach Süd-Westen auf die Flamingo-, Seehunds- und Pinguin-Insel. Ganz im Hintergrund die Halbinsel, die in die Angraspitze ausläuft. Im Vordergrund auf gerippten Flugsandsockeln üppige Büsche von *Salsola aphylla L. f.* und *S. Zeyheri (Moq.) Schltr.* (s. Text S. 81), Juli 1905. 80 u. 81

- Tafel V: Namib-Weib von Buschmanns-Abstammung (*igainin*), 1,441 m groß, ca. 35 Jahre alt. Mit langen, natürlich gedrehten Haarfransen (s. Text S. 98 ff.) Angra Pequena, Juli 1903 100 u. 101
- Tafel VI oben links: *Aristida*-Steppe mit Termitenhügeln in der Abendsonne, 4 Reitstunden östlich von Kubub (s. Text S. 150), Juni 1905:
oben rechts: Der Slangkop-Berg im Groß-Namaland, von Osten, in der Frühsonne gesehen (s. Text S. 138), Juli 1905 134 u. 135
unten links: Aus den Tsaukaib-Bergen im Übergangsgebiet der Namib in das Hinterland. Lichte Bestände halbmannshoher Büsche einer *Euphorbia aff. cervicornis* Boiss. (s. Text S. 89), Juni 1905;
unten rechts: Urgebirge nördlich von Kubub; im Tal *Acacia giraffae* Burch. (s. Text S. 136), April 1904.
- Tafel VII: Der Gaitsigubib, erloschener Vulkan im Groß-Namalande nördl. von Bersaba (s. Text S. 139), August 1905 148 u. 149
oben: Der Berg von Süden gesehen. Im Vordergrund die dürre Savanne;
unten: Blick nach dem Gipfel des Berges von der Höhe des Walles, der die Barrancoschlucht abschließt. Im Hintergrund die nördliche Kraterwand.
- Tafel VIII: Das Koankip-Rivier, von der Höhe seines linken Steilufers bei Chamis, nördlich von Bethanien (s. Text S. 140 ff.). Panorama in 3 Aufnahmen: Rechts: Steilabfall der Kalksteinfläche zum Rivier. In der Mitte unten: Das Granitbett des Flußlaufs (Wasserlachen schwarz). Im Mittelgrund: Uferwald von *Acacia horrida* Willd., mit Ausläufern in die kalkige Niederung des rechten Ufers fortgesetzt. Im Hintergrund der Westabfall des Hanami-Plateaus, September 1905 162 u. 163
- Tafel IX oben: Düne im Unterlauf des Kuiseb's hinter der Walfischbai. Zwischen den vertrockneten und zersprungenen Schlammsschollen Büschel des Stachelgrases, *Eragrostis spinosa* (Thunb.) Trin. Auf der Düne im Rivierbett ein Busch des Nara-Kürbisses, der *Acanthosicyos horrida* Welw. (s. Text S. 145 ff.), April 1905 198 u. 199
unten: Namib hinter der Walfischbai. Völlig leblose Wüstenstrecke. Der Boden ist mit Salz inkrustiert und Salzkrusten decken die Regenrillen (die breite kurze überkrustete Rinne rechts ist 2 m lang (s. Text S. 78 ff.), April 1905.
- Tafel X: Tracht der Hottentottenweiber (s. Text S. 233 ff.) 234 u. 235
links: Hottentottin von Keetmanshoop mit Vor- und Hinterschurz, ca. 35 Jahre alt, Juli 1905;
in der Mitte: Topnaarhottentottin, ca. 26 Jahre alt, mit Kind im Abafell, Rooibank am Kuiseb, Mai 1905;
rechts: dieselbe Hottentottin wie links, im Schaf-Karoß. Keetmanshoop, Juli 1905.
- Tafel XI links: Hütte eines Topnaar-Hottentotten unter einer Giraffenakazie. An den Zweigstümpfen hängen Kürbis-Butterkalabassen (s. Text S. 228 ff.). Rooibank am Kuiseb, Mai 1905 262 u. 263
rechts: Hottentottenknahe, ca. 14 Jahre alt, im Schurz (s. Text S. 233 ff.). Chamis am Koankip, September 1905.
- Tafel XII: Junge Topnaarhottentottin, ca. 15 Jahre alt (s. Text S. 173 ff.). Rooibank am Kuiseb, Mai 1905 296 u. 297

	Zwischen den Seiten
Tafel XIII: Topnaarhottentotten-Knaben im Alter von ca. 13 und 9 Jahren (s. Text S. 173 ff.). Aufnahme im Schatten eines Baumes, der Laubschatten fleckt die Haut. Rooibank am Kuiseb, Mai 1905	306 u. 307
Tafel XIV: Buschmann <i>Roëb</i> aus dem Sandfeld, vom Stamm der <i>igobanin</i> , 1,562 m groß, ca. 25 Jahre alt. Vgl. die Vorder-Aufnahme desselben Mannes im Titelbild (s. Text S. 322). Keetmanshoop, Juli 1905	322 u. 323
Tafel XV: Topnaarhottentott, ca. 50 Jahre alt (s. Text S. 173 ff.). Rooibank am Kuiseb, Mai 1905	374 u. 375
Tafel XVI: Bergdamara, ca. 50 Jahre alt, mit herkulischer Muskulatur (s. Text S. 323). Keetmanshoop, August 1905	420 u. 421
Tafel XVII: Hochbetagte Hottentotten (s. Text S. 179) links: ca. 75—80 Jahre alter Bondelzwart, Keetmanshoop, Juli 1905; rechts: ca. 65 Jahre alte Topnaarhottentottin, Rooibank am Kuiseb, Mai 1905.	544 u. 545
Tafel XVIII: Vegetationsbilder der südlichen Kalahari bei Kukame (zwischen Lehututu und Kgokong) (s. Text S. 573 ff.), Januar 1905 oben: Baumsavanne mit <i>Acacia giraffae</i> Burch. unten: Buschsavanne mit <i>Acacia detinens</i> Burch.	574 u. 575
Tafel XIX: Vegetationsbilder der südlichen Kalahari (s. Text S. 604 ff.) oben: die Pflanze Sekgoma, von Westen gesehen, im Vordergrund eine Akazie, Ende November 1904; unten: Narzissenblüte in der Pflanze Bonche (zwischen Lehututu und Kgokong), Januar 1905.	604 u. 605
Tafel XX. Betschuanen vom Stamm der Barolong (s. Text S. 620 ff.). Mafeking, Februar 1905 links: Mädchen von ca. 16 Jahren; rechts: Jüngling von ca. 19 Jahren. Vergleiche die Profilbilder dieser beiden auf S. 620.	620 u. 621
Tafel XXI: Die Betschuanenstadt Kanya am Ostrand der Südkalahari (s. Text S. 622 ff.), Oktober 1904 oben: Straße in der Oberstadt. Im Vordergrund ein Riesenkorngefäß aus Lehm (s. Text S. 626). unten: die Unterstadt von der Höhe gesehen.	626 u. 627
Tafel XXII: Buschleute (s. Text S. 650 ff.), Weib der Masarwa der südlichen Kalahari. Letlake, Dezember 1904	652 u. 653
Tafel XXIII: Buschleute (s. Text S. 650 ff.), Mann der Masarwa der südlichen Kalahari. Letlake, Dezember 1904	662 u. 663
Tafel XXIV: Buschleute der südlichen Kalahari (s. Text S. 650 ff.). Letlake, Dezember 1904 links: Weiber der Masarwa; rechts: Buschmann mit Jagdgehänge.	678 u. 679

II. Text-Abbildungen.

Die Landschafts-, Tier- und Vegetationsbilder sind direkte Reproduktionen (Rasterverfahren und, vereinzelt, Spitzertypie) von photographischen Aufnahmen des Reisenden. Die Zeichnungen der einzelnen Pflanzen sind von Herrn Lithograph Adolf Giltch nach der Natur (Alkohol-Exemplare), unter Zuhilfenahme von Skizzen des Reisenden nach dem Leben, mit dem Prisma entworfen worden. Die ethnographischen Gegenstände sind von Herrn Eduard und Hermann Giltch photographiert und die Photographien an der Hand des Objekts für das Reproduktionsverfahren zeichnerisch verschärft worden. Für die peinlich sorgfältige und verständnisvolle Ausführung der Arbeit spreche ich dem Künstler-Triumvirate hier meinen herzlichen Dank aus.

1. S. 2. Westküste der Insel Possession bei Ebbe, Mai 1903.
2. S. 4. Quellenbucht am Nordende der Prince of Wales-Bai (Prinzenbai), von Süden gesehen, Mai 1903.
3. S. 5. Partie aus dem Nordwesten der Insel Possession, Mai 1903.
4. S. 8. Meerestiefen zwischen der Swakopmündung und der Mole im Frühjahr 1899. Maßstab 1 : 10 000.
5. S. 9. Meerestiefen derselben Strecke im Frühjahr 1905.
6. S. 11. Die Veränderungen des Sandfischhafens in den Jahren 1880 bis 1889, nach der derzeitigen britischen Admiralitätskarte (I), (Lit.-Verz. Nr. 7) und den Materialien im Archiv der Nautischen Abteilung des Reichsmarineamts (II: Archiv A. VIII. 27, III: Arch. A. VII. 28) zusammengestellt.
7. S. 13. Der Sandfischhafen im Jahre 1889. Maßstab 1 : 46 000. (Arch. A. VIII. 29.)
8. S. 14. Der Sandfischhafen im Jahre 1905. Maßstab 1 : 57 000. (Arch. A. VIII. 46.)
9. S. 16. Die Sierrabai um 1830 Maßstab 1 : 420 000.
10. S. 16. Die Sierrabai im Jahre 1893. Maßstab 1 : 420 000.
11. S. 23. Die Diazspitze bei Angra Pequena, von Südosten gesehen, Juli 1903.
12. S. 34. Schlammwühlende Ruderkrebs, *Podoceros spec.*, in ihren Schlammgehäusen, nach dem Leben gezeichnet. Angra Pequena, Mai 1903.
13. S. 47. Atzende Malagasvögel, *Sula capensis (Licht.)*, auf der Insel Possession, Mai 1903.
14. S. 53. Brütende Kormorane, *Phalacrocorax neglectus (Wahlberg)*, auf der Insel Possession, Mai 1903.
15. S. 66. Die „Schwarzen Berge“ bei Angra Pequena, von Westen gesehen, Juli 1903.
16. S. 69. Trockene Verwitterung des Gneises bei Angra Pequena (Bröckellöcher). Auf dem Fels ein junger Steenbock, *Rhaphiceros campestris (Thbg.)*, Dezember 1903.
17. S. 70. Gneis mit Schalensprünge der durchlöchernten Oberfläche. Angra Pequena, Dezember 1903.
18. S. 71. Wirkung des Sandgebläses auf exponierte Felspartien des Diamantenberges bei Angra Pequena, Dezember 1903.
19. S. 73. Profilskizze der oberflächlichsten Schichten in der Namib bei den Koviesbergen.
20. S. 74. Partie aus den „Schwarzen Bergen“ bei Angra Pequena, die Abtragung der Felshügel zu Schuttfeldern zeigend, Juli 1903.
21. S. 76. Der Kegelberg am Nordende der Bootbucht, Segelmarke nördlich von Angra Pequena, von Norden gesehen. Im Hintergrunde die Bootbuchtfelsen, Juli 1903.
22. S. 80. *Zygophyllum Stapfii Schinz*, aus dem Sand des rechten Kuiseb-Ufers hinter der Wal-fischbai, April 1905.
23. S. 80. Blühende *Salsola aphylla L. f.* von Angra Pequena; nat. Gr.
24. S. 81. Die „Buschmannskerze“, *Sarcocaulon spec.*, blühend und fruchtend, Ende Juni 1903 bei Angra Pequena (s. Anhang, S. 698).
25. S. 82. Blatt und Blüte der Buschmannskerze; $\frac{9}{10}$ nat. Gr.

26. S. 82. *Augea capensis Thunbg.*, bei Angra Pequena, Dezember 1903.
27. S. 83. *Mesembrianthemum ebracteatum Pax.*, $\frac{5}{4}$ nat. Gr. (s. Anhang, S. 693).
28. S. 83. *Mesembrianthemum rhopalophyllum Schltr. et Diels nov. spec.*, nat. Gr. (s. Anhang, S. 692).
29. S. 84. *Mesembrianthemum Gürichianum Pax.*, ca. $\frac{2}{3}$ nat. Gr. (s. Anhang, S. 694).
30. S. 85. Zweig und Zweigende von *Mesembrianthemum Marlothii Pax.*, $\frac{9}{10}$ und $\frac{4}{3}$ nat. Gr. (s. Anhang, S. 693).
31. S. 85. Das „Kleinblatt“ genannte Buchu-Mesembrianthemum von Angra Pequena, $\frac{9}{10}$ nat. Gr.
32. S. 86. *Mesembrianthemum junceum Haw.*, $\frac{4}{5}$ nat. Gr. (s. Anhang, S. 693).
33. S. 86. *Mesembrianthemum gymnocladum Schltr. et Diels, nov. spec.*, $\frac{9}{10}$ nat. Gr. (s. Anhang, S. 693).
34. S. 87. Ein Tenebrionidenkäfer der Namib, *Adesmia spec.*, in der Stellung, die er einnimmt, wenn er sich einem Feinde unentrinnbar gegenüber sieht; doppelt vergr.
35. S. 88. Gesamtansicht und Blüten der *Euphorbia Marlothii Pax*, aus der Namib hinter Angra Pequena, November 1903.
36. S. 91. Die Bucht am Nordende der Prinzenbai (von Norden gesehen), in der die Buschmannsquellen liegen, Mai 1903.
37. S. 93. Wasserstelle Anichab, nördlich von Angra Pequena. Auf den Flugsandhügeln *Eragrostis cyperoides (Thbg.) P. B.*, Juli 1903.
38. S. 94. *Eragrostis cyperoides (Thbg.) P. B.*, $\frac{2}{3}$ nat. Gr., Juli 1903.
39. S. 96. *Combea mollusca (Ach.) Nyl.*, $\frac{2}{3}$ nat. Gr., und
40. S. 96. *Physcia flammula (L.) Nyl.*, $\frac{2}{3}$ nat. Gr., und
41. S. 97. *Physcia villosa (Ach.) Duby*, $\frac{2}{3}$ nat. Gr., Flechten von Sträuchern auf der Insel Possession, Mai 1903.
42. S. 97. *Chenolea diffusa L. f.*, $\frac{1}{2}$ nat. Gr. Angra Pequena, Juni 1903.
43. S. 98. Namib-Nomade vom Stamm der *Gainin*. Kubub, April 1904.
44. S. 101. Bogen und Pfeil eines Namib-Nomaden.
45. S. 102. Befiedertes Schaftende des Pfeils dieses Namibjägers, $\frac{3}{4}$ nat. Gr.
46. S. 103. Sechs vergiftete Pfeilspitzen des Namibjägers, $\frac{3}{4}$ nat. Gr.
47. und 48. S. 104. Kokerboom - Köcherbüchse und Köcherbeutel des Namibjägers. $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{7}$ nat. Gr.
49. S. 107. Kernsprung durch einen Urgesteinsblock (vermutlich Granit) zwischen Spectakel und Nigramoep im westlichen Klein-Namaland, Juli 1904.
50. S. 109. Blick nach Westen in ein Tal des westlichen Klein-Namalandes zwischen Klipfontein und Anenous, Winter 1904.
51. S. 110. Quarzitzfelsen im Grunde der Körboschkluft bei Kamaggas im Klein-Namalande, Juli 1904.
52. S. 111. Kamin am innersten Ende der Körboschkluft, Juli 1904.
53. S. 112. Blühender Kokerboom, *Aloë dichotoma L.*, Gemsbock bei Steinkopf im westlichen Klein-Namaland, August 1904.
54. S. 121. Verwitterter Quarzit auf der Höhe von Blaukranz bei Kamaggas, Juli 1904.
55. S. 126. Die Tempelschlucht im Quarzit von Kamaggas, Juli 1904.
56. S. 137. Tafelgebirge bei Naiams im Groß-Namaland, Juli 1905.
57. S. 139. Blick vom Südwall des Gaitsigubib in das Innere des alten Kraters; links eine *Aloë dichotoma L.*, August 1905.
58. S. 141. *Acacia aff. maras Engler* im Tsaobisrivier (südliches Hereroland), zur Demonstration der vorwiegend horizontalen Wurzelausbreitung, September 1903.
59. S. 143. 10 m hoher Tamariskenbaum, *Tamarix spec.*, in der Riviersohle des Koankip bei Chamis, August 1905.
60. S. 144. 7 m hoher Rasenkibusch, *Zyzyphus mucronatus Willd.*, in der Riviersohle des Koankip bei Chamis, August 1905.

61. S. 145. *Rhus lancea* L. f. und *Gymnosporia lanceolata* (E. Mey) Loes., in der Niederung bei Chamis, Ende August 1905.
62. S. 146. Früchte tragender Busch des Narakürbisses, der *Acanthosicyos horrida* Welw., aus den Dünen des unteren Kuisebgebiets, April 1905.
63. S. 146. Borkiger Stammteil der Nara, $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
64. S. 147. Männliche und weibliche Blüte der Nara, April 1905. $\frac{9}{10}$ nat. Gr.
65. S. 147. Junge Triebe der Nara, zur Demonstration der Gesetzmäßigkeit der Stachelstellung, April 1905. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
66. S. 149. Der Südwestrand des Hanami-Plateaus, von der Höhe der Hochebene selbst gesehen, in der Nähe der Station Wasserfall, östlich von Bethanien, August 1905.
67. S. 150. „Kandelaberwolfsmilch“, *Euphorbia* aff. *virosa* Willd., auf der Höhe des südlichsten Hanami-Plateaus, August 1905.
68. S. 150. Blühende *Aloë*-Staupe von den Hängen um Chamis, September 1905.
69. S. 158. Trockenschlamm, in Platten zersprungen, in der sandigen Riviersohle des Kuiseb-Unterlaufs, mit *Eragrostis spinosa* (Thbg.) Trin. bewachsen, April 1905.
70. S. 159. Bett des Großen Fischflusses, auf dem Weg zwischen Naiams und Slangkop, von Norden gesehen, zur Trockenzeit, Juli 1905.
71. S. 161. Felsen-Wasserfang im Urgestein nördlich von Kubub, April 1904.
72. S. 174. Junges Herero-Weib. Chamis, September 1905.
73. S. 176. Etwa 20 Jahre alter Hottentott vom Stamm der Topnaars, im Profil. Rooibank am Kuiseb, Mai 1905.
74. S. 177. Derselbe Mann, von vorn.
75. S. 178. Etwa 20 Jahre alter Herero, von vorn. Keetmanshoop, Juli 1905.
76. S. 179. Derselbe Mann, im Profil.
77. S. 180. Hottentotün von Bersaba, 1,48 m groß, etwa 40 Jahre alt, mit gut entwickeltem Fettsteiß.
78. S. 187. Butterkalabas der Hottentotten, mit Fell umspannt, $\frac{1}{6}$ nat. Gr.
79. S. 188. Die eßbare Eidechse, *Zonurus polyzonus* Smith, nat. Gr.
80. S. 189. Der Dornbaumwurm, die Larve des *Acanthophorus capensis* White, mit selbstgehöhlttem Holzgang, ca. $\frac{4}{5}$ nat. Gr. Chamis, August 1905.
81. S. 189. Der erwachsene Käfer der genannten Art.
82. S. 193. Eßbare Iridacee, *Babiana spec.*, $\frac{2}{3}$ nat. Gr. Zwischen Steinkopf und Kamaggas im westlichen Klein-Namaland, Juli 1904.
83. S. 193. Eßbare Iridacee, *Moraea spec.*, $\frac{2}{3}$ nat. Gr. Zwischen Steinkopf und Klipfontein im Klein-Namaland, Juli/August 1904.
84. S. 193. Sauerklee mit eßbarem Wurzelteil, *Oxalis spec.*, $\frac{2}{3}$ nat. Gr. Kubub, März 1904.
85. S. 194. Blühendes *Grietum humifusum* Thbg., $\frac{2}{3}$ nat. Gr. Zwischen Kamaggas und Steinkopf im westlichen Klein-Namaland, Juli 1904.
86. S. 195. Blühende *Ceropegia spec.*, $\frac{1}{2}$ nat. Gr., bei Kamaggas im westlichen Klein-Namaland, Juli 1904.
87. S. 196. *Omamjgaub*, eßbare Knolle, $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
88. S. 196. Das „Straußenfuß“ genannte *Pelargonium incrassatum* Curt.
89. S. 197. Halbreife Narafrucht, $\frac{2}{3}$ nat. Gr. Vgl. Abbildung 62 S. 146.
90. S. 198. Ornamentierte Knochenmesser der Topnaarhottentotten von Rooibank am Kuiseb.
91. S. 199. Korbsieb der Topnaars zum Seihen des Narakuchen-Breies, $\frac{1}{3}$ nat. Gr.
92. S. 199. Naraquirle der Topnaars, $\frac{1}{6}$ nat. Gr.
93. S. 199. Narakuchen, $\frac{1}{14}$ nat. Gr.
94. S. 200. Narakern-Stampfer der Topnaars, $\frac{1}{6}$ nat. Gr.
95. S. 201. Hölzerne Wannschüsseln der Hottentotten, $\frac{1}{4}$ nat. Gr.
96. S. 202. Der „Hottentottenkohle“, *Anthericum drepanophyllum* (Buk.) Schtr., $\frac{1}{2}$ nat. Gr. Westliches Klein-Namaland, Winter 1904.

97. S. 202. Blühendes *Pelargonium zonale Willd.*, $\frac{5}{4}$ nat. Gr. Namib hinter Angra Pequena.
98. S. 203. *Codon Royeni Thbg.* in Blüte, nat. Gr. Westliches Klein-Namaland, Winter 1904.
99. S. 204. Farnkraut, aus dem die Hottentotten bei Kubub Tee bereiten, $\frac{5}{4}$ nat. Gr.
100. S. 205. Honigstock der Hottentotten, $\frac{1}{6}$ nat. Gr., Klein-Namaland.
101. S. 206. Drei Holzlöffel der Hottentotten, $\frac{1}{5}$ nat. Gr.
102. S. 207. Ochsenhornbüchsen der Hottentotten zur Aufbewahrung der Fettsalbe, $\frac{1}{4}$ nat. Gr.
103. S. 208. Eingestochenes Ornament rund um eine Fetthornbüchse, $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
104. S. 209. Schildkrötenbüchsen der Hottentotten zum Aufbewahren des Buchupuders, $\frac{2}{3}$ nat. Gr.
105. S. 212. Schröpfhorn der Medizinmänner der Hottentotten, $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
106. S. 212. Schema zur Demonstration des Wundverschlusses bei den Hottentotten.
107. S. 221. Säugende Topnaarhottentottin, etwa 35 Jahre alt.
108. S. 224. Die „Springschlange“, *Scelotes capensis Gthr.*, wichtigstes Heilmittel der Hottentotten gegen Schlangenbiß, $1\frac{1}{2}$ nat. Gr. Kubub, April 1904.
109. S. 227. Knüpfung des Elandfellstreifens bei der Behandlung der „Schreckkrankheit“ der Kinder.
110. S. 228. Das montierte Gerüst einer Hottentottenhütte. Keetmanshoop, Juli 1905.
111. S. 229. Die Matthütten-Binse, *Cyperus spec.*, aus dem Bett des Kuiseb-Unterlaufs, nat. Gr., April 1905.
112. S. 229. Knochenadeln der Topnaars zum Mattenstechen, $\frac{2}{3}$ nat. Gr.
113. S. 230. Schema des Bastfaden-Verlaufs beim Stechen und Säumen der Matten bei den Topnaars.
114. S. 231. Mattenhütte mit geöffneter Felltür. Bersaba, August 1905.
115. S. 231. Schematischer Grundriß einer Hottentottenhütte.
116. S. 235. Mütze des Hottentottenmannes, aus dem Rückenfell des Erdwolfs hergestellt, $\frac{1}{6}$ nat. Gr. Klein-Namaland 1904.
117. S. 235. Ein „Schelmsack“ der Hottentotten, aus zwei Erdmännchenfellen hergestellt. Keetmanshoop 1905.
118. S. 236. Netzbeutel der Hottentotten, aus Streifen eines Oryx-Antilopenfelles geknüpft. $\frac{1}{7}$ nat. Gr. Kubub 1904.
119. S. 236. Herstellung der Ochsenriemen durch Drehen. Keetmanshoop 1905.
120. S. 237. Vorschurz der Hottentottenmädchen, $\frac{1}{4}$ nat. Gr. Keetmanshoop 1905.
121. S. 239. Fellschuh eines Hottentottenweibes, $\frac{1}{4}$ nat. Gr. Keetmanshoop 1905.
122. S. 239. Schema des Steinverschlusses der Mündung des Fellwassersacks der Hottentotten.
123. S. 239. Schema des dauernden Verschlusses eines Loches im Wassersack der Hottentotten mittelst Flickholz und Schnürung.
124. S. 240. Wanderknappsack der Hottentotten, aus einem Bockfell hergestellt, $\frac{1}{6}$ nat. Gr. Kubub 1904.
125. S. 240. Kleiner Hausknappsack der Hottentotten, aus dem Fell eines Ziegenlammes hergestellt, $\frac{1}{6}$ nat. Gr. Kubub 1904.
126. S. 241. Pompadour der Hottentotten, ca. $\frac{1}{4}$ nat. Gr. Kubub 1904.
127. S. 242. Schema des Drehens langer Sehnenschnüre aus kurzen Sehnfasern.
128. S. 243. Netzbeutel der Hottentotten, aus Sehnestricken, $\frac{1}{6}$ nat. Gr. Rooibank am Kuiseb 1905.
129. S. 243. Schema der Verschlingung der Sehnenschnüre im Netzbeutel.
130. S. 243. Vereinigung der Netzmaschen an einem Ende des Netzbeutels, $\frac{2}{3}$ nat. Gr.
131. S. 244. Hölzerner Milcheimer der Hottentotten. Rooibank 1905.
132. S. 244. Bastschnürungen bei der Holzflickerei der Topnaars.
133. S. 245. Acht Holzgefäße von Topnaarhottentotten, $\frac{1}{4}$ nat. Gr.
134. S. 246. Gebranntes Tongefäß der Hottentotten, $\frac{1}{4}$ nat. Gr. Steinkopf im Klein-Namaland 1904.
135. S. 247. Hand-Steinmühle der Hottentotten, $\frac{1}{4}$ nat. Gr. Kamaggas im Klein-Namaland, 1904.
136. S. 248. Knochen- und Serpentin-Tabakspfeifen der Hottentotten, ca. $\frac{4}{5}$ nat. Gr. Kubub 1904.

137. S. 249. Eiserne, messingene und kupferne Armreifen der Hottentotten mit einfacher Ornamentik, $\frac{4}{8}$ nat. Gr. Angra Pequena 1903.
138. S. 251. Fingerringe der Hottentotten aus Eisen, Messing und Kupfer, $\frac{9}{10}$ nat. Gr. Angra Pequena 1903.
139. S. 251. Eiserne Ohrringe einer Hottentottin, $\frac{9}{10}$ nat. Gr. Angra Pequena 1903.
140. S. 252. Halsketten der Hottentottenweiber aus *Othonna*-Harz und aus runden Stückchen von Straußen-Eierschalen, ca. $\frac{3}{4}$ nat. Gr. Kubub 1903.
141. S. 253. Südafrikanischer Ochsenwagen. Keetmanshoop 1905.
142. S. 254. Namaqua-Trekkochse, ca. 6 Jahre alt. Keetmanshoop 1905.
143. S. 255. Hottentotten-Kuh. Keetmanshoop 1905.
144. S. 256. „Afrikaner“-Kuh, im ehemaligen Freistaat und Transvaal heimisch, 5 Jahre alt, mit ihrem dritten Kalb. Bei Keetmanshoop 1905.
145. S. 259. Damara-Trekkochse mit 1,60 m Hörner-Spannweite. Keetmanshoop 1905.
146. S. 260. „Afrikaner“-Bulle, 9 Jahre alt. Bei Keetmanshoop 1905.
147. S. 261. Achtzehnpänniger südafrikanischer Ochsenwagen. Dünengebiet südlich von Rietfontein, September 1905.
148. S. 262. Nama-Mutterschaf von 76 cm Rückenhöhe. Keetmanshoop 1905.
149. S. 263. Nama-Hammel, ebendaher.
150. S. 263. Nama-Ziegen, ebendaher.
151. S. 264. Kapater der Nama-Ziegenrasse. Bei Keetmanshoop 1905.
152. S. 266. Fettschwanz-Hammel der in den Burenstaaten heimischen Schafrasse. Bei Keetmanshoop 1905.
153. S. 266. Drei Jahre alter Ramm der in Transvaal und dem ehemaligen Freistaat heimischen Fettschwanz-Schafrasse. Ebendaher.
154. S. 267. Vier Jahre alter Ramm derselben Rasse, von hinten, zur Demonstration des Fettschwanzes. Ebendaher.
155. S. 271. Burchell's Zebra, *Equus burchelli Gray*. In Rhodes' Park bei Kapstadt. März 1905.
156. S. 272. Junger Giraffenhengst. Ebendaher.
157. S. 273. Löwenpaar (♂ 10 Jahre alt). Ebendaher. (Landschaft im Hintergrund hinzugefügt.)
158. S. 275. Junger Springbock, *Antidorcas euchore Zimmerm.*, ♂. Ebendaher.
159. S. 277. Junges Steenböckchen ♀, *Raphiceros campestris (Thbg.)*. Ebendaher.
160. S. 278. Junger Klippspringer ♂, *Oreotragus saltator (Layard)*, halbzahm. In den Felsen bei Angra Pequena.
161. S. 279. Gnu oder schwarzes Wildebeest ♂, *Connochaetes gnu (Zimmerm.)*. Rhodes' Park bei Kapstadt, März 1905.
162. S. 280. Rotes Hartbeest, *Bubalis Caama (Cuv.)*. Zeichnung nach einer Photographie, aufgenommen im Oktober 1904 im Tierpark bei Kimberley.
163. S. 286. Das Stachelschwein, *Hystrix africae australis (Peters)*. Rhodes' Park bei Kapstadt, März 1905.
164. S. 288. Altes Pavianmännchen, *Papio porcarius (Boddaert)*. Ebendaher.
165. S. 292. Wurfkeule der Hottentotten, Kirri, $\frac{1}{6}$ nat. Gr.
166. S. 293. Steinerner Schakalsfalle der Hottentotten. Bei Arugams am Großen Fischfluß, August 1905.
167. S. 293. Steinerner Hyänenfalle der Hottentotten, auf der Fläche nördlich von Chamis. September 1905.
168. S. 295. Schlagfalle der Hottentotten.
169. S. 310. Haltung der Hand im Beute-Verlosungsspiel der Hottentottenkinder.
170. S. 311. Lehmspielzeug, von Hottentottenknaben aus Kubub gefertigt.

171. S. 312. Wie Nr. 170.
172. S. 313. Wurfstäbe der Topnaar-Hottentottenknaben.
173. S. 314. Plan des Grubenspiels der Hottentotten um Angra Pequena.
174. S. 324. Herero von 17 Jahren mit geöffnetem Munde, zur Demonstration des Zahnzeichens. Walfischbai, Juni 1905.
175. S. 338. Kriegspfeife der Hottentotten. Chamis, August 1905.
176. S. 339. Schema der Fadenschlingung am Wahrsageholz der Hottentotten.
177. S. 374. Musikbogen der Hottentottenweiber, $\frac{1}{8}$ nat. Gr. Angra Pequena 1903.
178. S. 375. Riedpfeifen der Hottentotten aus Wurzelrinde, mit Stimmstäbchen, $\frac{1}{6}$ nat. Gr. Keetmanshoop 1905.
179. S. 376. Schilf-Riedpfeifen-Satz der Hottentotten. Rietfontein, September 1905.
180. S. 455. Der Goldschakal, *Canis mesomelas Schrbr.* Rhodes' Park bei Kapstadt, März 1905. (Der Hintergrund ist in der Phantasie ergänzt.)
181. S. 458. Der „Völlerbauch“, *Maxentius spec.*, $\frac{9}{10}$ nat. Gr. Im Sand der Dünen südlich der Prinzenbai, Mai 1903.
182. S. 482. Fressende Hornviper, *Bitis cornuta L.*
183. S. 499. Kopf eines 10 Jahre alten Löwen. Rhodes' Park bei Kapstadt, März 1905.
184. S. 501. Straußenhenne. *Struthio australis L.* Ebendaher.
185. S. 504. Altes Pavianmännchen, *Papio porcarius (Boddaert)*. Ebendaher.
186. S. 507. Eidechse aus der Gattung *Scapteira*, 1,6 nat. Gr.
187. S. 510. Männlicher Strauß, *Struthio australis L.* Rhodes' Park bei Kapstadt, März 1905.
188. S. 512. Junges Steenböckchen ♀, *Rhaphiceros campestris (Thunberg)*. Ebendaher.
189. S. 524. Eine Heuschrecke, die in der Färbung vollkommen dem Urgestein um Kubub gleicht: *Methone andersoni Stal.* ♀, nat. Gr.
190. S. 527. Ein Anagyegaieb-Käfer der Sage.
191. S. 536. Paviansmännchen, *Papio porcarius (Boddaert)*, von hinten, zur Demonstration der Gesäßschwien. Rhodes' Park, März 1905.
192. S. 552. Staudamm im Leeuwbosch-Rivier bei Rietfontein (Süd). September 1905.
193. S. 554. Steilabfall des rechten Molopo-Ufers bei Zoutpüts, September 1905 (s. Anhang, S. 683, Nr. 36).
194. S. 555. Abfall des namaländischen Sandstein-Plateau's zur Kalahari bei *Gailaob*, September 1905 (s. Anhang, S. 683, Nr. 33).
195. S. 556. Die große Vlej östlich von *Gailaob*, bei der Wasserstelle von Abera, September 1905 (s. Anhang, S. 685, VII. und S. 687).
196. S. 556. Kalkpfanne östlich von Hasür, September 1905 (s. Anhang, S. 683, Nr. 34 u. 35).
197. S. 574. Schote einer *Acacia giraffae Burch.* von Khakhea (Kalahari). Januar 1905.
198. S. 575. Witgatbäume, *Boscia Pechuell Kuntze*, bei der Vlej Noko, westlich von Kooa (Kalahari), Januar 1905.
199. S. 578. Teil einer Fangwand einer koloniebildenden Busch-Spinne, *Stegodyphus dumicola Pocock*, $\frac{1}{2}$ nat. Gr. Ebenen der Kap-Halbinsel.
200. S. 579. Maschen der Fangwand von *Stegodyphus dumicola Pocock*, vergr. 64. Ebendaher.
201. S. 586. Wanderheuschrecke, *Schistocerca peregrina Oliv.*, nat. Gr. Kgokong (Kalahari), Dezember 1904.
202. S. 589. Die weiße Kelchnarzisse der Südkalahari, *Crinum spec.*, $\frac{1}{2}$ nat. Gr. Savanne um Sekgoma (Kalahari), November 1904. Nach dem Leben gezeichnet.
203. S. 591. *Harpagophyton procumbens D. C.*, Savanne bei Sekgoma, Januar 1905. $\frac{2}{3}$ nat. Gr., flach auf dem Erdboden kriechend, von oben betrachtet.
204. S. 593. Schornsteinbau von *Termes badius Havil.* nördlich von Phitshane am Ostrand der Kalahari, Januar 1905.
205. S. 601. Cumuli am Nordhorizont der Kalahari nordwestlich von Kooa, 9. November 1904, nachmittags 2 Uhr.

206. S. 605. Boden der Pfanne Kooa mit *Acacia horrida Willd.*, November 1904.
207. S. 606. Undurchdringliches Dorngebüsch der *Acacia horrida Willd.* Bei Kooa, November 1904.
208. S. 607. Boden der Pfanne Kgokong; Betschuanen-Weiber füllen Wasser in Straußen-Eier, Dezember 1904.
209. S. 608. Narzisse, *Crinum spec.*, aus der Pfanne Kwatsane, $\frac{1}{3}$ nat. Gr., Dezember 1904. Nach dem Leben gezeichnet.
210. S. 610. Dornbäume am Rande der Pfanne Kooa, mit den Nestern eines Weibervogels *Hyphantornis velatus (Vieill.)*, behängt, Frühling 1904/05.
211. S. 614. Kalkblöcke am Rande der Pfanne Mookane, Oktober 1904.
212. S. 620. Profilbild eines jungen Betschuanen vom Stamm der Barolong. Mafeking, Februar 1905.
213. S. 620. Profilbild eines jungen Barolong-Mädchens. Ebendaher.
214. S. 621. Block des groben Konglomeratgesteins der Umgebung von Kanya, Oktober 1904.
215. S. 623. Hütte der Betschuanen im oberen Kanya, Oktober 1904.
216. S. 625. Straße im oberen Stadtteil von Kanya, Oktober 1904.
217. S. 627. Mosikiri-Sieb der Betschuanen, ca. $\frac{1}{7}$ nat. Gr.
218. S. 627. Schnupftabaksdose der Betschuanen, aus einem Springbock- oder Ziegenhorn gefertigt.
219. S. 628. Ansiedelung bei der Pfanne Sekgoma, November 1904.
220. S. 628. Tönernes Wassergefäß der Betschuanen, $\frac{1}{6}$ nat. Gr. Phitshane, Februar 1905.
221. S. 629. Packochse der Betschuanen, reisefertig. Kgokong, Dezember 1904.
222. S. 630. Trekkochse der „Betschuanenrind“-Rasse. Keetmanshoop, Juli 1905.
223. S. 631. Mittagsruhe in der Kalahari: das Vieh sucht, dicht gedrängt, Schatten unter den lichten Kronen der Giraffenakazien, Januar 1905.
224. S. 633. Betschuanen, Vieh in der Pfanne Kgokong tränkend, Dezember 1904.
225. S. 635. Dickmilchsack der Betschuanen aus Wildebeesthaut, $\frac{1}{8}$ nat. Gr. Sekgoma 1904.
226. S. 635. Jagdhund der Kalahari-Betschuanen. Sekgoma, November 1904. Nach einer Photographie gezeichnet.
227. S. 635. Hölzerner Milcheimer der Betschuanen, mit Stachelschweinhaut bezogen, ca. $\frac{1}{8}$ nat. Gr.
228. S. 636. Assagais eines alten Leopardenjähgers, $\frac{1}{11}$ nat. Gr. Kgokong und Letlake 1904.
229. S. 636. Schamshurz der Betschuanen-Männer, ausgebreitet, $\frac{1}{10}$ nat. Gr. Letlake 1904.
230. S. 637. Junger Betschuane in Sommerkleidung. Kgokong, Januar 1905.
231. S. 638. Kleidungsstücke des Betschuanenmannes.
232. S. 639. Fellrosetten vom Umhang der Betschuanenmänner, $\frac{1}{3}$ nat. Gr.
233. S. 639. Spazierstock eines Betschuanen mit Drahtgeflecht.
234. S. 640. Näh-Necessaire der Betschuanenfrauen, ca. $\frac{1}{7}$ nat. Gr.
235. S. 641. Gebrauchsgegenstände der Betschuanenfrauen und Mädchen.
236. S. 642. Weiber und Kinder der Betschuanen von Kgokong, in Tracht, Dezember 1904.
237. S. 642. Sandalentracht der Betschuanen.
238. S. 643. Arm- und Beinringe der Betschuanen aus Metalldraht, 0,8 nat. Gr.
239. S. 643. Die Geldmuschel, *Cypraea moneta L.*, als Haarschmuck der Betschuanenweiber.
240. S. 644. Kürbiskernkette der Mädchen aus der Pubertätsschule, $\frac{1}{8}$ nat. Gr.
241. S. 644. Betschuanen-Hirtenjunge mit Musikbogen. Mookaue, Oktober 1904.
242. S. 645. Mundteil und Stimmende der Gora, etwas über $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
243. S. 645. Bola, Wüschelgerät der Betschuanen, ca. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
244. S. 645. Medizin-Zauberperle der Betschuanen, um die Lenden getragen, $\frac{5}{7}$ nat. Gr. Khakhea 1904.
245. S. 650. Altes Weib der Masarwa, von vorn. Letlake, Dezember 1904.
246. S. 651. Dasselbe Weib im Profil.
247. S. 652. Horn mit Blitzschutz-Talisman der Masarwa, $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
248. S. 654. Buschmannshöhle am Nordrand der Karroo bei der Farm Doornhoek bei Beaufort-West, Februar 1905.
249. S. 655. Etwa 40 Jahre alter Mann der Masarwa, von vorn. Letlake, Dezember 1904.

250. S. 655. Derselbe Mann von der Seite.
251. S. 656. Weib der Masarwa mit Tonsurstreifen. Letlake, Dezember 1904.
252. S. 657. Weib der Masarwa mit lockeren Haarzotteln. Letlake, Dezember 1904.
253. S. 657. Straußenei-Halskette der Masarwa, etwas über $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
254. S. 658. Aus Bast geflochtener Arm- und Beinring der Masarwa. Letlake, Dezember 1904.
255. S. 658. Stücke eines Haar-geflochtenen Beinringes, 8 mal vergr., von der Kante und von der Fläche betrachtet.
256. S. 658. Aus Schildkrötenknochen hergestellte Lendenkette eines Masarwamädchens, $\frac{1}{2}$ nat. Gr. Kang, Dezember 1904.
257. S. 658. Fußring, aus Fell geschnitten.
258. S. 659. Bogen und Pfeile der Masarwa, ca. $\frac{1}{6}$ nat. Gr. Letlake, Dezember 1904.
259. S. 661. Schenknüpfung am Bogen der Masarwa, $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
260. S. 661. Zum Vergleich herangezogener Hottentottenbogen, in gleichem Maßstab.
261. S. 661. Schuldersack der Masarwa mit eingestecktem Köcher, $\frac{1}{10}$ nat. Gr.
262. S. 662. Köcher der Masarwa, $\frac{1}{8}$ nat. Gr. Kwatsane und Letlake, Dezember 1904.
263. S. 664. 14 Pfeilspitzen der Masarwa, $\frac{3}{4}$ nat. Gr. Kwatsane und Letlake, Dezember 1904.
264. S. 665. Die Pflanze, von deren Wurzelgallen die Masarwa ihr Pfeilgift nehmen sollen, *Commiphora Dinteri Engler*.
265. S. 666. Miniatur-Bogenausrüstung eines Buschmanns aus der Gegend von Gobabis, nat. Gr.
266. S. 666. Beutelchen zur Aufbewahrung dieser Ausrüstung, nat. Gr.
267. S. 667. Schwippgalgen der Masarwa zum Fang kleiner Antilopen.
268. S. 667. Desgleichen zum Fang der Trappen.
269. S. 668. Springhasen-Fangstöcke der Masarwa, $\frac{1}{3}$ nat. Gr. Letlake, Dezember 1904.
270. S. 668. Kirri, Wurfkeule der Masarwa.
271. S. 669. 80 cm langer Wurzelgrabstock der Masarwa.
272. S. 669. Spitzen von Wurzelgrabstöcken der Masarwa, $\frac{1}{7}$ nat. Gr.
273. S. 669. Alte durchbohrte, steinerne Grabstock-Beschwerer der Buschmänner, die früher das Land um Prieska (Kapkolonie) bewohnten. Farm bei Prieska, Oktober 1905.
274. S. 669. Reifer Tsama-Kürbis aus den Dünen bei Hasür, ca. $\frac{1}{4}$ nat. Gr., September-Oktober 1905.
275. S. 670. *Cucumis heptadactylus Naud.* Bei Khakhea, Januar 1905.
276. S. 672. Geräte der Masarwa.
277. S. 673. Ornamentik der Masarwa auf einem Straußeneier-Wassergefäß. Mathokathakoë, Dezember 1904.
278. S. 674. Buschmannsgravierung eines Zebra, auf die Verwitterungsfläche des Dolerits bei Beaufort-West (Nordrand der Karroo) gekritzelt, $\frac{1}{4}$ nat. Gr.
279. S. 674. Buschmannsgravierung einer Eland-Antilope, ca. $\frac{1}{6}$ nat. Gr. Ebendaher.
280. S. 675. Befestigung der Stimmsehne am Spielbogen der Masarwa.
281. S. 676. Zahnweh-Holz der Masarwa, $\frac{4}{5}$ nat. Gr.
282. S. 676. Zahnstocher eines Mannes der Masarwa, $\frac{1}{2}$ nat. Gr.
283. S. 677. Feuerzeug der Masarwa, $\frac{2}{6}$ nat. Gr. Mathokathakoë, Dezember 1904.
284. S. 707. *Coscinodiscus Schultzzi Reichelt.* Mikrophotographie, vergr. ca. 1000.
285. S. 707. *Coscinodiscus Schultzzi Reichelt.* Zeichnung, vergr. ca. 800.
286. S. 707. *Epithemia media Reichelt.* Zeichnung, vergr. ca. 800.

III. Die Karte

stellt eine Skizze des westlichen Südafrika dar und soll, von der zusammenhängenden Darstellung der Reiseroute abgesehen, in erster Linie den Bearbeitern des mitgebrachten zoologischen und botanischen Materials eine Übersicht der Fundorte (von denen nicht wenige auf den gebräuchlichen Atlanten fehlen) und ihrer Topographie geben. Zu diesem Zweck wurde „Bartholomew's reduced survey map of South-Africa, coloured to show height of land (the Edinburgh Geographical institute, 1903. Juta and Co., Cape Town)“ vereinfacht reproduziert. Im Gebiet der Kapkolonie sind nur die Hauptorte der Verwaltungsbezirke, von Flüssen oder Rivierketten nur die nördlich des Oranje, vom Gebirgsbau nur die notwendigsten Umrisse und Flächen eingetragen. Im Groß-Namalande beeinträchtigte die Darstellung der vielfach empfundene Mangel einer Übersicht über die zerstreuten und zum großen Teil überhaupt noch nicht veröffentlichten Bereicherungen unserer Kenntnisse, die seit Langhans' ³⁶⁾ Darstellung unseres Wissens vom Jahre 1896 zu verzeichnen sind. Die vorliegende Skizze des Groß-Namalands schließt sich eng an Bartholomew an; nur die Rivierläufe sind schärfer ausgezogen um die Wasserscheiden so deutlich hervortreten zu lassen als es für tiergeographische Zwecke wünschenswert ist. Die Grenzen der Hottentottenstämme sind nach C. von François ⁷⁶⁾ eingefügt.

Der Darstellung meiner Reiseroute in der Kalahari legte ich Gould Adams' rough sketch map of the Bechuanaland-Protectorate, 1899, zugrunde, im Anschluß an die Wege, die z. T. sicher schon Franz Müller, der Führer von Gould Adams, von Mafeking nach Lehututu eröffnet hatte ⁴⁷⁾. Diese Karte, die im Handel nicht aufzutreiben war, verdanke ich der Freundlichkeit eines Engländers, der mir in Kang begegnete und mit dessen Hilfe ich die Erkundungen ergänzte, die ich von den eingeborenen Betschuanen und von meinem Führer, einem englisch-australischen Kriegsfreiwilligen aus den Burenkämpfen, über die Pfannen und die Wasserverhältnisse zwischen Kang-Lehututu-Kgokong eingezogen hatte. Da ich in der Kalahari der Schonung der Trekkochsen wegen vorwiegend nachts reiste, für astronomische Ortsbestimmungen nicht ausgerüstet war (Kompaß und Taschenuhr waren meine einzigen Instrumente, die Aneroide erwiesen sich als unzuverlässig), da endlich wenigstens einige Stunden Nachtschlaf zum Kräftesammeln für die Tagesarbeit unentbehrlich waren, so konnte ich die Entfernungen und Lagebeziehungen der Pfannen, die ich passierte, nur innerhalb der Fehlergrenzen grober Schätzungen beurteilen.

Über das deutsch-englische Grenzgebiet zwischen Rietfontein und Upington siehe Graf Pfeil's ⁴⁸⁾ detaillierte Karte.

Register.

(Hottentottische Bezeichnungen sind vom Register ausgeschlossen, von den Pflanzen-Namen im Anhang nur die der Familien aufgenommen worden. In der Schreibweise der Burenbezeichnungen herrscht noch keine Einheitlichkeit.)

d. B. = der Betschuanen
d. Bm. = der Buschmänner

d. H. = der Hottentotten
d. K. = der Kalahari.

A.

- Aar 166.
de Aar 30.
Aasjägerei 268.
Ababis 618.
Abafell 298, 299.
Abbevlack 168.
Abendzeiten d. H. 373.
Abenddämmerung 373.
Abendhelle 373.
Abendstern 367.
Abera 556.
Abkommen der Riviere, Flüsse 7, 157.
Abnabeln 220.
Abstimmen der Riedpfeifen 376.
Abtragung von Sand an der Küste 8.
Abtreibung 320.
Abutilon indicum L. 589.
Acacia albida Dél. 142, 200.
— *catechu* Willd. 574.
— *detinens* Burch. 514, 575.
— *erioloba* E. Mey. 574.
— *giraffae* Burch. 143, 412, 417, 435, 519, 573, 574.
— *hebeclada* D. C. 203, 575, 606.
— *horrida* Willd. 141, 166, 186, 189, 228, 233, 241, 375, 396, 554, 604, 605, 606, 611 (mookana), 691.
— *aff. maras* Engl. 141, 142.
Acanthaceae 692.
Acanthias blainvillei Risso 38.
Acanthoporus capensis White 189.
Acanthosicyos horrida Welw. 145 f., 197, 361, 626, 688.
Acraea anemosa Hew. 591.
— *axina* Westw. 591.
— *neobule* Doubl. 591.
— *stenobea* Wallengr. 591.
Addobusch 270.
Aderlaß d. H. 211.
Adesmia sp. 87.
Aegithalus sp. 577, 599.
Afrikaanerstamm d. H. 172.
Afrikanerbulle 260.
Afrikanerkuh 256.
Agama sp. 214, 452, 455, 493, 505.
— *atra* Daud. 455.
— *planiceps* Peters. 455.
Ahnenfels d. H. 405.
Aigamucha-Volk der Sage d. H. 392 ff.
Aizoaceae 692.
A-Jackal s. *Otocyon megalotis* (Desmar.).
Akazien s. *Acacia*.
Albizia anthelmintica Brongn. 148.
Albuquerque 24.
Alf s. *Temnodon saltator* L.
Algen-Ort 167, Nr. 66.
Algoabai 20, 38.
Alkohol 204, 546 (vgl. Kafferbier).
d'Almeida, Franzisco 24, 325.
Aloë dichotoma L. 89, 90, 104, 111, 112, 149, 359, 410.
Altersgenossenschaft d. H. 315.
Amadina erythrocephala (L.) 576.

Amarantaceae 80, 694.
Amaryllidaceae 87, 607, 694.
Ameisen s. *Formicidae*.
Amphibolit 66, 74, 679.
Amphiloma elegans Kbr. 95.
Amphipoda 36 s. a. *Podoceros*.
Amraal-Hottentotten 172.
Anabaum s. *Acacia albida* Dél.
Anacardiaceae 87, 200, 346, 694.
Anagyegaiebkäfer 526, 527.
Analphabeten als Sprachlehrer 340.
Anatomische Kenntnisse d. H. 211.
Ancylus stenochorias Melv. Pons. 708.
— *trapezoideus* Bttgr. 708.
Andropogon contortus L. 581.
— *plurinodis* Stapf. 581.
Anenous 108, 168.
Anfaulenlassen der Felle bei d. H. 235.
Angra de St. Ambrose 18.
— dos Ilhéus 23.
— Pequena s. Lüderitzbucht.
Anichab 75. 93.
Anisops perpulcher Stal. 609.
Anlagerung von Sand an der Küste 10.
Annelida 32, freie 33.
Ansiedler im Namaland 546 (vgl. Buren).
Anstand (Jagd d. H.) 290.
Anstandsregeln d. H. 180 (vgl. Erziehung d. H.)
Anthephora pubescens Nees. 582.
Anthericum drepanophyllum (Bak.) Schltr.
202.
Antidorcas euchoire Zimmerm. 78, 90, 99, 122,
291, 312, 453, 495, 497, 509, 583, 649, 667.
Antilopen 186, 582, 586.
Aos 165.
Apis mellifica adansoni Latr. 607.
Aplit 680.
April d. H. 372.
Apus sp. 608.
Aptosimum albomarginatum Marl. et Engl.
606.
Arbeitsdienste d. H. 544 (XXIII), 549.
Arbeiterfürsorge 333.
Arbeitserziehung der Eingeborenen 333.
Arbeitsfähigkeit und Klima 152.
Arbeitsnachweis für Eingeborene 333.
Arctcephalus antarcticus Thbg. 41 ff., 52,
54, 185, 239, 685, 687.
— *ursinus* 42.
Aridisch 165.
Aristida 200, 581.
— *mollissima* Pilger. 581.

Aristida stipiformis Poir. 581.
— *uniplumis* Licht. 581.
Armbänder s. Armringe.
Armringe d. H. 248.
— d. B. 643.
— d. Bm. 657, 658.
Aro-Eidechse s. *Agama* sp.
Artemia milhauseni Fischer 33.
Arthraerua Leubnitziae (O. Ktze.) Schinz 80.
Arubäume s. *Zizyphus mucronatus* Willd.
Arvicanthis sp. 287.
Ascandra 32.
Aschenkehrholz d. Bm. 672.
Asclepiadaceae 201, 668, 695.
Assagai 289, 400, 636, 668.
Asseln 32.
Aubusch s. *Grewia flava* D. C.
Augea capensis Thbg. 82, 86, 96, 200.
August d. H. 372.
Auob 134.
Ausblühen des Kalkes s. Kalktuff.
Ausdruck der Empfindungen d. H. 182 ff.
Außenfeld 261.
Austernfischer s. *Haematopus moquini* Bp.

B.

Babiana sp. 192, 193, 689.
Backen in der heißen Asche oder auf den
Kohlen 186, 676, 677.
Badivile Montshioa 621.
Bahia des Balças s. Walfischbai.
Bakuena 622.
Babnbau im Namaland 29.
Balala 621.
Balanidae 31.
Bangwaketse 622.
Banken im Namalande 162, 164.
Bantu 171, 324.
Baphia sp. 575.
Barolong 620, 621.
Barre 7, 9.
Bartenwal 37.
Bartholomäus Diaz 23.
Bast 233, 675.
Bastards 115 ff., 552.
Bastfaden 230.
Baststrick 241.
Basuto 342.
Bathoeng Gaseitsiwe 622.
Batrachia anura 312, 432, 455, 603.
Baumwanzen 586.
Bavian s. *Papio*.

- Bedarfsartikel, europäische, d. B. 645.
 Bedienstete d. H. s. Bergdamara und Buschmann.
 Beerdigungsgebräuche d. H. 316.
 Befiederung s. Pfeil.
 Behaarung d. H. 178 f., 540 (III).
 — d. Bm. 656.
 Bejahung d. H. 183.
 Beil 395.
 Beinamen d. H. 306 ff., vgl. Karrikatur.
 Beinringe d. B. 643, 657, 658.
 Benguelastrom 6, 57.
 Bepissen (Aberglaube) 520.
Beralade wallengreni Auriv. 592.
 Bergdamara 197, 322, 410, 420 ff., 434.
Berkheya corymbosa D. C. 87, 202.
 Bersaba 138, 167, 172.
 Beschermehaven s. Angra Pequena.
 Beschneidung d. H. 178.
 — d. B. 644.
 Besiedelung der westafrikanischen Küste 22 ff.
 Beten 484.
 Bethanien 138, 155, 156, 167.
 Bethanier-Hottentotten 172.
 Betschuanen 324, 620 ff., 654.
 Betschuanenland 269, s. im übrigen Betschuanen.
 Betschuanenrind 630.
 Bienen 579, 607.
 Bienenfresser s. *Dicrurus*.
 Biesmilch 257, 258.
Bignoniaceae 346, 695.
 Binse 229, 386, 432.
 Bird Island 37, 47.
Bitis arietans Merrem 170, 588.
 — *cornuta L.* 482.
 Bioutischiefer 680, 681.
 Blaufalk s. *Melierax*.
 Blei 248.
 Bleß 266.
 Blitz 417, 437.
 Blitzschutz-Talisman d. Bm. 652.
 Black-rocks 43.
 Blashorn d. H. 338.
 Bloemfontein 553.
 Blutegel als Heilmittel d. H. 213.
 Bockfett als Zaubermittel d. H. 226.
 Bockramm 264.
 Bodenfelle d. H. 234.
 — d. B. 624.
 Bodenproben, Analysen von 684 ff.
 Bodentemperatur i. d. K. 602.
Boerhavia plumbaginea Cav. 606.
 Bogen d. H. 101, 309, 417, 661.
 Bogen d. Bm. 659, 661.
 Bogendamm 552.
 Bohrlöcher des Südwindgebläses 69.
 Bokkom s. *Mugil*.
 Bonche 607, 612.
 Bondelzwarts 172.
 Bootbucht 66, 75, 76, 679.
Borraginaceae 695.
Boscia Pechueli Kuntze 323, 575.
Bos taurus L. 128, 254, 259, 326, 413, 441
 453, 457, 463, 500, 523, 629, 649.
 Botletle 551.
Bouchea gaiepensis Schau. 589.
Brachiopoda 32.
Brachystelma Schultzei Schltr. 668.
Branchipodidae 33.
Branchipodopsis 608.
 Brakpfannen 613.
 Brakstellen 608.
 Brakwater 166, 557.
 Brand des Getreides 122.
 Brandung 1 ff.
 Brandungsmarken 20.
 Brautstand d. H. 297.
 Breccie 616, 618, 681, 682.
 Brillenpinguin s. *Spheniscus demersus L.*
 Bröckellöcher der Namibfelsen 69, 70.
 Bruderstreitlied d. H. 379.
 Brülldüne 78.
Brunswigia 87, 607.
 Brüste d. H. 296.
 — d. B. 640.
 Brustbein als Kochgefäß 245.
Bubalis caama (Cuv.) 278, 280, 582.
 Buchu d. H. 208, 296, 298, 316, 317, 432,
 518, 530.
 Buchubüchse d. H. 209, 675.
 Buchudampf 210.
 Buchsäckchen 240, 625.
 Buckelwal s. *Megaptera longimana Rudolphi*.
 Buffalorivier 20, 168.
 Büffel 583.
Buliminus 604.
 Bulle 260, 377, 439.
Buphane sp. 589, 607.
 Bur 132, 268, 328, 334, 401, 444, 446, 451,
 470, 552, 650, 678.
 Burschentöter 201.
Burseraceae 695.
 Buschmänner 98 ff., 197, 322, 650 ff.
 Buschmannsfeuerzeug 677.
 Buschmannsgravierungen 674.

Buschmannland, kleines 272.
 Buschmannsböhlen 653, 654.
 Buschmannskerze s. *Sarcocaulon*.
 Buschmannsquelle 4, 91, 92.
 Buschspringer-Volk der Sage 404.
 Bussard s. *Buteo*.
Buteo sp. 586.
 Buterman 612.
 Buttern d. H. 187, 525.
Byblia lithyia Drury 591.
 Byzondermeid, Groß- und Klein- 168.

C.

Cabo da Serra 23.
 Cabo Tormentoso 23.
 Cabral 24.
 Cachalot s. *Physeter*.
Caenobasis sp. 592.
Calandrella cinerea (Gm.) 384.
Callorhynchus antarcticus Lacep. 39.
Campethera benetti (A. Smith) 577.
Canis familiaris L. 181, 268, 289, 398, 400,
 401, 416, 419, 436, 454, 491, 517, 667.
Canis mesomelas Schrbr. 182, 188, 282,
 283, 390, 402, 417, 424, 450, 451, 453,
 455, 457, 460, 463, 464, 466, 468, 470,
 475, 479, 483, 486, 487, 489, 494, 496,
 513, 532, 537, 586, 638, 648, 617.
 Canopus 369.
Cantharus blochi Cuv. et Val. 39.
 Cape Government-Guano-Company 28.
 Cape Infanta 20.
 Cape-point 1.
Capparidaceae 695.
Caprellidae 32.
Caprimulgus rufigena Smith 577.
Cassia obovata Coll. 589.
 Catfisch s. *Galeichthys*.
Catopsilia florella F. 591.
 -- -- *aberr. pyrene* Swains. 591.
Celastraceae 695.
Centropagidae 609.
Cephalophus grimmii (Gray) 277, 583, 649,
 667.
Cercopithecus 288.
 Cerebralis (Schnalzlaut) 343.
Cerocala vermiculosa H. Sch. 592.
Ceropegia sp. 195.
Cetonidae 191, 578.
 Chakamakü 612.
Chalina 32.
Chamaeleon 386.

Chamis 84, 145, siehe auch Koankip.
 Chance-Grauwacke 616.
 Charakter d. H. 457.
 Chena-Dornen s. *Tribulus*.
Chenolea diffusa L. f. 97.
Chenopodiaceae 80, 86, 97, 695.
 Chirurgische Behandlung d. H. 211, 406.
Chizaerhis concolor (A. Sm.) 576.
 Christianisierung d. H. 327, 331, 444, vgl. Mission.
Chrysophrys globiceps Cuv. et Val. 39.
Chtamalus dentatus Krauss 31.
 Chuame 612.
 Cicade s. *Platypleura laticlavata* Stal.
Cinnyris ovamboënsis Richw. 577.
Citrullus colocynthis L. 200, 669.
Citrus decumana L. 127.
Clinus 40.
Clothilauda semitorquata A. Gm. 384.
Cobra 224.
Coccinia 200.
Coccinia Rehmanni Cogn. 671.
 -- *sessilifolia* Cogn. 671.
Codon Royeni Thbg. 203.
 Cogab-Rivier 168.
Colius spec. 70.
Combea mollusca (Ach.) Nyl. 96.
Combretum sp. 575.
Cominella limbosa Lam. 31.
Commelinaceae 590, 696.
Commiphora Dinteri Engl. 663, 665.
Compositae 696.
Connochaetes gnu (Zimmerm.) 279.
Connochaetes taurinus (Burchell) 168, 278,
 535, 582, 611, 638.
Convolvulaceae 697.
Copepoda 34, 36.
Coprophaga (Lamellicornia) 386, 453, 456.
Coracias caudatus L. 577.
 -- *mossambicus* Dresser 577.
Corbicula fluminatis (Müll.) 616, 708.
 -- *radiata* (Phil.) 708.
Corixa 609.
Corvus capensis Licht. 384.
 -- *scapulatus* Daud. 360, 484, 491, 429,
 446.
Cossidae 592.
Crassulaceae 697.
Crinum sp. 589, 607, 608.
Crocisa 607.
Crossotropis glandiglumis (Nees) Rendle 581.
Crotalaria sp. 87.
Cruciferae 697.

Cucurbitaceae 200, 590, 626, 669, 689, 697.
Cucumis 200.
 — *heptadactylus* Naud. 670.
 Cumuli 601.
Cupido balticus L. 591.
 — *jesous* Guer. 591.
 — *glauca* Tr. 591.
Cyclops 609.
Cydippe 35.
Cynaelurus guttatus Herm. 281, 647.
Cynictis penicillata (G. Cuv.) 168, 188, 235, 282, 452, 454, 479, 520, 526, 531, 551, 586, 594.
Cynthiopsis valdiviae Michl. 31.
Cyperaceae 697.
Cyperus 208, 229, 313, 352.
 — *capensis* Bckl. 582.
Cypraea moneta L. 643.
Cypselus apus (L.) 577.

D.

Dabebaum s. *Tamarix*.
 Dabenoris 169.
 Dagbreker-Stern 367.
 Damara-Trekkochse 259.
 Dammriß bei d. H. 219.
Danaida chrysippus L. 591.
Danaididae 591.
 Dangerpoint 20, 43.
 Dassie s. *Procavia*.
 Datierung d. H. 369.
 Davis 24.
Decapoda 32.
 Decken s. Karossen.
 Deckschichten der Pfannen 613, 617.
 Deklination 58, 558.
 Delphin 185.
Delphinidae 36.
 Dentalis (Schnalzlaut) 343.
 Deutscher Herr, Verhältnis des zu d. H. 333.
 Deutsche Regierung und d. H. 333, 546.
 Dezember d. H. 372.
 Diabas 680.
 Diamantenberg 22, 71.
Diatomeae 35, 614, 615, 616, 706.
 Dickmilch-Sack d. B. 635.
Dicoma tomentosa Less. 87.
Dichrostachys nutans Bth. 575.
Dicurus afer (Licht.) 577.
 Diebstahl bei d. H. 318.
 Dienstverhältnis d. H. 548.

Dieprivier 165.
Digitaria eriantha Steud. 582.
 Diluvium 616, 618.
 Diogo Cão 23.
 Diorit 66, 112.
Dioscoreaceae 697.
 Diphofu 567, 612.
Diphyidae 36.
Dipterodon capensis Cuv. et Val. 39.
Dolichopodidae 609.
Donax serra Chemn. 33.
 Doorns 166.
 Dornbaum s. *Acacia horrida* Willd.
 Dornbaumwurm s. *Acanthophorus*.
 Dornhai s. *Acanthias*.
 Dorstrivier 618.
 Douglasbai 94.
 Drake, Francis 24.
 Drei, die blaue 19.
 Dreiecksmuster, schraffiertes 251.
 Drillingsgeburt bei Bastards 223.
 Dromedare 29, 164.
 Dromedaris 26.
 Ducker oder Duiker s. *Cephalophus*.
 Dumfudgeonfels 43.
 Dünenkalke 18.
 Dünenketten in der Kalahari 552, 685 (vgl. Sandwall).
 Dünenregion der Namib 15 ff.
 Dünung 2.
 Dyers Island 43.

E.

Ebenaceae 473, 575, 605, 697.
 Ebenholzbäume s. *Euclea*.
Echinodermata 31.
Ecklonia buccinalis (L.) Hornem. 4, 34, 213.
Ectadium virgatum E. Mey. 79, 92, 203.
 Ehegatten-Verhältnis bei d. H. 299.
 Eidechsen 188, 386, 586.
 Eigentum d. H. 197, 318 f.
 Eigthy-four-rock 43.
 Eilmaus 287.
 Eingeborenen-Arbeiterfrage 331.
 Eingeborenen-Presse 622.
 Einzig-Menschen 393.
 Eisenpfriemen s. Pfriemen.
 Eiszeit 618.
 Eland-Antilope s. *Taurotragus*.
 Elefant s. *Elephas*.
 Elefantenfels 43.
 Elefantenfluß 134.

Elefantenhoren als Türfell 231.
 Elefantenspitzmaus s. *Macroscelides*.
Elephas africanus (*Blumenb.*) 269, 290, 326,
 452, 453, 516, 520, 583.
Elephantorrhiza Burchelli Bth. 589.
 Elfenbeinjäger 270.
 Elft s. *Temnodon*.
Elionurus argenteus Nees. 582.
 Eltern-Stellung bei d. H. 299 ff.
 Elternnanien d. H. 303.
 Empfängnis 217.
 Empfang der jungen Frau d. H. 299, 518.
 Empfindungs-Ausdruck d. H. 182 ff.
 Endop 170.
 Engländer und Hottentotten 24, 27, 325.
 Entwöhnung des Kindes d. H. 222.
Epicanthus tarsalis 176.
 Epidiorite 67.
 Epidot-Amphibolit 67, 680.
 Epukiro 551.
 Epochen der Kalahari-Vergangenheit 617.
Equus burchelli Gray 270, 271.
 — *caballus* L. 129, 267, 310, 401, 453, 459,
 470, 544 (XIX), 629, 649.
 — *montanus* Burch. 270.
 — *quagga* Gmel. 270.
 — *zebra* L. 270, 290, 368, 497, 535, 541 (VI),
 583.
Eragrostis chaunantha Pilger 582.
 — *cyperoides* (Thbg.) P. B. 93, 309.
 — *denudata* Hack. 581.
 — *leptocalymma* Pilger 581.
 — *pallens* Hack. 581.
 — *superba* Peyr. 581.
 Erbsenfuß 214.
 Erdeichhörnchen s. *Xerus*.
 Erdferkel s. *Orycteropus*.
 Erdmännchen s. *Cynictis*.
 Erdwolf s. *Proteles*.
 Erektion 269, 321.
Eremomela baumgarti Rchw. 577.
Eremothamnus Marlothianus O. Hffm. 203.
Ericephalus umbellatus D. C. 590.
 Erosionstal 22.
 Erstaunen, Gebärde d. H. 183.
 Erweiterung der Schamspalte bei der Geburt
 d. H. 219.
 Erziehung d. H. 300.
 Esel 129.
 Espiègle 28.
Esperiopsis 31.
 Eßgeschirr d. H. 85.

Eßschüssel d. H. 206.
Estheria 608.
Estrilda angolensis L. 576.
Eubalaena australis Desm. 38.
Eubalaena 37.
Euclea pseudebenus E. Mey. 141, 144, 167,
 187, 200.
 Eulen 576.
Eumolpidae 578.
Euphorbiaceae 89, 164, 354, 697.
Euphorbia cervicornis Boiss. 89, 164, 257.
 — *Marlothii* Pax 88.
 — *Caput medusae* L. 590.
 — *virosa* Willd. 149, 150.
Eupodotis sp. 272.
Eutermes dispar Sjoestedt 593.
 — *seminotus* Silv. 593.
 Evangelium der Buren 330.

F.

Fabeln d. H. s. Sagen.
 Fabelwesen d. H. 450.
 Fahlpavian s. *Cercopithecus*.
 Fallenfang d. H. 292 ff.
 — d. B. 635.
 — d. Bm. 667.
Falco naumanni (*Fleisch*) 576.
 Fallgruben 292.
 Falsebay 38.
 Familie d. H. 295.
 Familienleben d. H., Sagen aus dem 431 ff.
 Familienzucht d. Bergdamara 420.
 Farbe und Zeichnung d. Viehes, Bezeichnungen
 d. H. für 265.
 Farmland 554.
 Farmland-Spekulanten 548.
 Fata morgana 54, 608.
 Februar d. H. 371.
 Feige, wilde 200.
 Feldkornerschaft der Bastards 116.
 Feldzwiebeln 192, 415, 422, 520, 689.
Felicia sp. 590.
Felis caffra Desm. 281, 454, 513, 586, 647.
 — *caracal* Guldenst. 281, 647.
 — *leo* L. 272, 273, 405, 408, 419, 424, 425,
 437, 452, 453, 476, 482, 486, 489, 490,
 499, 500, 503, 505, 508, 509, 511, 513, 537.
 — *nigrripes* Burchell 281, 647.
 — *pardus* L. 280, 451, 453, 466, 487, 537, 647.
 Feldecken, „Kompersen“ d. H. 234 (vgl. Kaross).
 Fellsäcke d. H. 232.
 — d. B. 629 (vgl. Schultersack d. Bm.).

- Fellschuhe d. H. 239, i. d. Zeichensprache 297.
 (vgl. Sandalen).
- Fell-Umschlag d. H. 220, 223, 457.
- Felshügel d. Namib 65 ff.
- Felsitporphyr 681, 682.
- Felsküste 1 ff.
- Ferissia** s. *Ancylus*.
- Fesselung b. Melken 257.
- Fett 186, 403 (ein Leckerbissen d. H.).
- Fettbüchse d. Bm. 675.
- Fetthornbüchsen d. H. 207.
- Fettschwanzschaf d. H. s. *Ovis*.
- Fettsteiß s. *Steatopygie*.
- Fettvorratsbeutel d. H. 186.
- Feuer i. d. Vorstellung d. H. 414, 437, 541 (V).
 543.
- Feuerstein d. H. 247.
- Feuerstelle d. Hütte d. H. 231, 232.
- Feuerwaffe, Bedeutung für d. H. 546.
- Feuerzeug, als Rätsellösung 543 (XVII).
- Ficoideae** 692.
- Fingerringe d. H. 251.
- Finken 576.
- Fischflußtal 138, 271, 282.
- Fischgrätenmuster 250.
- Fischotter s. *Lutra*.
- Fischeuse d. H. 244.
- Fischsterben a. d. Küste 55.
- Fissurella mutabilis** Sow. 31.
- Fitzherbert 24.
- Flemingo s. *Phoenicopterus*.
- Flaschensack d. B. 635.
- Flechten s. *Lichenes*.
- Fledermaus 234.
- Fleischbrühe 186.
- Flickarbeit d. H., Wassersäcke 239, Holzgefäße 244, Bogensehne d. Bm. 661.
- Fliege s. *Muscidae*.
- Flöhe 211.
- Floer 123.
- Flüche d. H. 397, 418, 434, 481, 482, 485, 486, 487.
- Fluid-Kompaß 588.
- Föhn d. Küste 61.
- Fontanellen-Verschmierer 221.
- Formicidae** 456, 457, 592 ff., 602.
- „Fotzenfuß“ d. H. 214.
- Frachtsatz des Ochsenwagentransports 30.
- Francolinus adpersus** Waterh. 587.
 — *jugularis* Bütt. 587.
- Frankolinus s. *Francolinus*.
- Fransman-Hottentotten 172, 552.
- Freundschaft d. H. 315.
- Frosch s. *Batrachia anura*.
- Früchte als Nahrung d. H. 197.
- Fruchtwasser 217.
- Frühling d. H. 369.
- Frühfrühling d. H. 369.
- Frühregen im Namaland 156.
- Frühstück d. H. 206.
- Fünflingsgeburt bei Bastards 223.
- Fungi** 705.
- Fußring s. Knöchelring.
- Fußtritt d. Straußen 510.
- G.**
- Gabbro 679.
- Gabelschwanz s. *Dicrurus*.
- Gaiub = *Gailaob* 555, 617, 683, 685, 687.
- Galeichthys feliceps** Cuv. et Val. 40.
- Galenia** 590.
- Galeus** 40.
- Galjoenfisch s. *Dipterodon*.
- Gallus domesticus** Boiss. 454, 483.
- Ganachanab 167.
- Garabeeren 407.
- Garneele 33.
- Garunarup 166.
- Gartenwirtschaft der Bastards 125.
 — der Buren 552.
 — der Hottentotten 184.
 — der Betschuanen 626.
- Gasparrinia** 95.
- Gastlichkeit d. H. 318.
- Gastropoda** 615, 616.
- Gatsinghamabes-Vogel 523.
- Gazania** sp. 202.
- Geburtshilfe d. H. 215 ff., 217.
- Gecko 308.
- Geelziekte 129.
- Gehölz d. Kalahari 573.
- Geld 444, 544 (XXII), 643.
- Gemsbock s. *Oryx*.
- Gemüse d. H. 201 (vgl. Gartenwirtschaft).
- Genetta** 282, 647.
- Genickwirbel (Verwendung beim Schlangenfang)
 480.
- Gentianaceae** 698.
- Gepard s. *Cynaelurus*.
- Geraniaceae** 81, 202, 226, 698.
- Gerben d. H. 233 ff., d. B. 637 ff.
- Gerbillus paeba** A. Smith 593.
- Geröllager 20.
- Gerris swakopensis** Stal 609.

- Gerste 120, 121, 124.
 Gerüststangen der Hottentotten-Hütte 228.
 Gefäßschwielen des Pavians 536.
 Geschlechts-Endungen im Hottentottischen 247.
 Geschlechtskrankheiten d. H. 225, 296.
 Geschlechtsverkehr, freier d. H. 309, 319, 430,
 495, 497, 508, 548.
 Geschwister-Verhältnis bei d. H. 301.
 Geschwisterkinder d. H. 302.
 Gesichtsbemalung d. H. 210.
 Gesinde d. H. 232, 323.
 — d. B. 654.
 Gespensterglauben d. H. 317, 441, 450.
 Gestikulation d. H. 182.
 Gewehr 400, 423, 465, 543 (XIV).
 Gewitter in d. K. 603.
 Gezeiten 6, 15.
 Gibeon 154.
 Giftbüchse d. H. 226.
 Ginsterkatze s. *Genetta*.
Giraffa capensis (Lesson) 164, 169, 271, 291,
 312, 405, 417, 453, 489, 497, 531, 583, 648.
 Giraffenakazie s. *Acacia giraffae* Burch.
 Giraffenrivier 165.
 Glanzstar s. *Lamprocolius*.
 Glasperlen 252, 643, 645.
Glaucidium sp. 576.
Globicephalus 37.
 Glückshaube 220.
 Glühwurm 604.
 Gneis 1, 69, 136, 138, 161.
Gnetaceae 699.
 Goaspflanze 415.
 Gobabis 665.
 Gobas 167.
 Goldschakal s. *Canis mesomelas* Schrbr.
 Gonorrhoe 225.
 Goodhouse 169.
 Gora 374, 645.
 Gordonia 554.
 Gottesvorstellung d. H. 192, 447.
 Graauwkat s. *Felis caffra* Desm.
 Grab d. H. 316, 447.
 Grabstock d. Bm. 668.
 Grabstock-Beschwerer d. Bm. 669.
 Grabwasserstellen d. H. 161, vgl. S. 671.
Gramineae 699.
 Granit 1, 4, 69, 136, 680, 682.
 Granophyr 680.
 Gras-Abbladeplatz hinter Lüderitzbucht 164.
 Grasbrände 578, 634.
 Grasflur d. K. 380 ff.
 Graspforte 164, 165.
 Gras-Spindeln d. Bm. 671.
 Greifspiel d. H. 206.
 Grenzen d. K. 550.
Grewia flava D. C. 101, 200, 313, 418, 473,
 576, 625, 660, 670, 690.
Grietum humifusum Thbg. 194, 195.
 Griqua 171, 270.
 Groot-Broekkarosberg 139.
 Grootdooden-Stamm d. H. 172.
 Großblatt s. *Mesembrianthemum*.
 Große Fischbucht 47.
 Großeltern-Stellung bei d. H. 300, 435.
 Großfluß s. Oranje.
 Großmutter bei d. H. 523.
 Großrücken s. *Felis leo* L.
 Großvater bei d. H. 408, 482, 508, 524.
 Großwild des Namalandes 269.
 — d. K. 608.
 Groß-Windhuk 154.
 Grottenbildung in Namibfelsen 19.
 Grubenspiel 313, 419.
 Grundhai 40.
 Grundgestein d. K. 616.
 Grundrochen 40.
 Grundwasserstellen in der Namib 90 ff.
 — im inneren Namaland 161.
 — in der innern Kalahari 614, ferner
 632 (Mookane),
 633 (Kooa),
 627 (Sekgoma),
 616 (Khakhea),
 633 (Kgokong),
 600 (Kang),
 Lehututu und Hokontsi.
 Grundwasservegetation 142, 574.
 Guadom 169.
 Guano 27.
 Guanocompany 28.
 Guanolager, alte 17.
 Guibes 166.
 Gitarre d. H. 374.
 Gummiharz als Nahrung d. H. 189, 203.
 Gunu-Zwiebeln 524.
Gymnosporia lanceolata (E. Mey) Loes.
 144, 145.

H.
 Haarpelz der Pflanzen in der Kalahari 590.
 Haarpflege d. H. 210 ff.
 Haarwuchs s. Behaarung.
 Habib 618.

- „Habicht“, S. M. S. 12.
Hackscheen-Pfanne 552.
Haematopus moquini (Bp.) 53.
Hafer 120, 121, 124.
Haifisch-Insel 22, 163.
Haigamkap 95.
Hairaharz 189, 203, 457, 534, 691.
Haitsiaibeb 447 ff.
Hakensonde d. Bm. zum Fang der Springhasen 668.
Hakjesdorn s. *Acacia detinens* Burch.
Haksi-Pfanne 552.
Halichondria 31.
Halifax-Insel 4, 26, 47, 164.
Halsketten d. H. 252.
— d. B. vgl. Glasperlen.
— d. Bm. 657.
Hamitermes ruficonifer Silvestri 593.
Hammel 477, 518.
Hammer 465.
Hanamiplateau 135, 138, 148.
Handelsfeld d. K. 646.
Handelsrecht in d. K. 646.
Händler in d. K. 545.
Handmühle d. H. 245.
Handwerk d. H. 227.
Hanf 204, 626.
Hani-Zwiebel 194, 430.
Hannapan 557.
Hannonia typica Hock. 32.
Harder s. *Mugil aff. richardsoni* Smith.
Haribusch s. *Royena pallens* (Thbg.)
Haris 148.
Harnbeschwerden Schwangerer 217.
Harnblase 217.
Harpagophyton procumbens D. C. 590.
Harras 169.
Hartebeest s. *Bubalis caama* (Cuv.)
Hartebeestfontein 169.
Hartebeest-Umhang d. B. 638.
Harz als Heilmittel d. H. 220, 690.
Harzperlketten d. H. 252.
Harzpolierstock d. Bm. 672.
Hasen s. *Lepus*.
Hasenkopje 557.
Hasenscharfe, Ursprung der 449.
Hasür 155, 167, 683.
Hauptlinge d. B. 621, 634, 646.
Hauptnamen d. H. 305.
Haushuhn s. *Gallus domesticus* Boiss.
Haushund s. *Canis familiaris* L.
Hausknappsack d. H. 240.
Haustiere der Bastards 127 ff.
— d. H. 254 ff.
— d. B. 629, 632 ff.
— d. Bm. in d. K. 667.
Hauptpflege d. H. 206 ff.
Hebamme d. H. 217 f.
Hefe d. B. 625.
Heidenbekehrung s. Christianisierung
Heirat d. H. 297 ff., 298, 404, 411, 461, 516, 518.
Helcyon pectunculus (Gm.) 31.
Heliotropium Kuntzei Gürke 607.
Helm s. Glückshaube.
Hendrik Witbooi 116, 306, 339.
Henkries 109.
Herabstürzer, Sagenfigur d. H. 448, 450.
Herbst d. H. 370.
Herdenbetrieb d. H. 258.
Herero 173 f., 178 f., 182 f., 324.
Hereroland 28, 135, 136, 157, 161, 618 (vgl. Kommas-Hochland).
Hermannia sp. 668.
Hermanus 20.
Herpaenia eriphia God. 591.
Herpestes sp. 282.
Herz als Lebensquell 409 (vgl. Kleinrippe).
Hetzjagd zu Pferd 290.
Heuschrecke s. *Orthoptera*.
Heusis 160, 681.
Hilfszeitworte d. H. 391.
Himmelsbedeckung in d. K. 558 ff.
Himmelskunde d. H. 365.
Himmelsrichtungen d. H. 365 (vgl. Winde 153).
— astronomische u. magnetische s. Deklination.
Hingatubus s. *Struthio australis* L.
Hinterloch und Afterdarm als Feldimbiß des Jägers 428.
Hinterschurz d. H. 234, 241, 408, 435.
— d. B. 640.
— d. Bm. 657.
Hippopotamus amphibius L. 271.
Hirtenleben d. H. 383, 431.
Hirundo rustica L. 576.
H'Noomas 168.
Hoachanas 154, 155.
Hochregion des Namalandes 135.
Hochzeit s. Heirat.
Hochzeitsschuh d. H. 298.
Hochzeitsschlachten d. H. 298, 401, 457.
Hodenpudern d. H. 296.
Hodotermes mossambicus Hagen 292, 604.
— *viator* (Latr.) 190.

Höhenstufen des Namalandes 135.
 Höhlenbildungen bei der Verwitterung 19, 67 ff.
 Hokontsi 507, 612, 625, 646, 683.
 Hollams Vogelinsel 43, 47.
 Holländer 24, 326, vgl. Bur.
 Holzeimer d. H. 244.
 Holzlöffel d. H. 206.
 Holzschnitzerei d. H. 244.
 Holzschüssel d. H. 209, 244, 518.
 — d. Bm. 672, 675.
 Hom 169.
 Homsplateau 135, 137.
 Honig 205, 415, 675.
 Honigbiene 205, 607.
 Honigbier d. H. 204.
 Honigdachs s. *Mellivora ratel* (Sparrm.).
 Honigsack d. H. 205.
 Honigsauger s. *Cinyris ovamboënsis* Rehw.
 Honigstock d. H. 205.
 Hornschwämme 32.
 Hornvipern 588.
 „Hottentots“ 170.
 Hottentotten und Kultur 545 ff.
 Hottentottenkuh 255.
 Hottentottenreis 191.
 Hottentottenfisch s. *Cantharus blochi* Cuv.
et Val.
 Houmians 169.
 Houtman, Cornelis 25.
 Huabekas 167.
 Hüftensitzen in der Geburtshilfe d. H. 222.
 Hufbeschlagslied d. H. 378.
 Huib-Plateau 135, 137.
 Hump-back-Wal s. *Megaptera longimana*
Rudolphi.
 Hund s. *Canis familiaris* L.
 Hundshai s. *Galeus.*
 „Hundszahn“ 582.
 Hutzpilz in der Namib 95, vgl. 705.
 Hütte d. H. 85, 227 ff.
 — d. B. 623.
 Hüttengerüst d. H. 228.
 Hüttengruppen d. H. 232.
Hyaena brunnea Thbg. 284, 457, 460 f.,
 463, 464, 481.
 — *crocuta* (Erxl.) 12, 188, 424, 428, 451.
 Hyäne s. *Hyaena.*
 Hyänenfalle d. H. 293.
 Hyänenlied d. H. 380.
Hydrochelidon leucoptera (Schinz) 609.
Hydroidea 32.
Hydrophorus praecox Lehm. 609.

Hydrophyllaceae 203, 701.
 Hyet-Grund 93.
 Hygiene, unbewußte d. H. 227.
Hymenacidon 31.
Hymenosoma orbiculare Desm. 32.
Hyphantornis velatus (Vieill.) 605.
Hyraulus s. *Planorbis.*
Hyridella s. *Unio.*
Hystrix africae-australis (Peters) 286, 452,
 454, 475, 493, 541 (VI), 593, 676.

I. (J.)

Jackass-penguin s. *Spheniscus demersus* L.
 Jagbezem 124.
 Jagd d. H. 268 ff., 547, siehe auch bei den
 einzelnen Wildarten.
 Jagdabenteuer d. H. 393.
 Jagdhund d. H. 268.
 — d. B. 635.
 Jagdszenen in der Musikpantomime d. H. 375.
 Jahres-Einteilung d. H. 369.
 Jahreszeiten d. H. 369.
 Jakalskoppje 166.
 Jakalswater 618.
 Jakobsfels 124.
 Jan Afrikaner 172.
 Januar d. H. 371.
 Janz, Leendert 25.
Jasus 32.
Jasus lalandii Lmk. 35, 186.
 Jjzervark s. *Hystrix africae-australis* (Peters).
 Indier als Händler in d. K. 646.
 Indolenz d. B. 632.
 Insektenlarve, Mundpartie der 267.
 Instrumententäschchen d. B. 640.
 Interpolation bei Berechnung von Meerestiefen 7.
 Intonationen i. d. Sprache d. H. 344.
 Jonker, Afrikaner 172, 324.
Jophon 31.
Iridaceae 192, 689, 701.
Isidora natalensis (Krauß) 708.
Isidora parietalis Mousson 708.
Isopoda 34.
 Itschabo 4, 27, 43, 45.
 Jupiter 367.
Justicia incana (Nees) T. And. 590.

K.

Kabljau s. *Sciaena aquila* Risso.
 Käferschnecken 31.
 Kaf 123.
 Kaffee 204, 542 (XI), 546.

- Kafferbier 626.
 Kafferkorn 626.
 Kaffraria 269.
 Kaikaiberge 616.
 Kaitap 170.
 Kalabas s. Milcheimer.
 Kalahari 28, 550 ff.
 Kalaharikalke 553, 556, 604 ff., 618.
 Kälber d. H. 260, 406, 436.
 Kalenderholz d. H. 372.
 Kalendervorstellungen d. H. 371.
 Kaligehalt des Bodens d. K. 555, 592.
 Kalk 72, 149, 161 (vgl. Kalaharikalke).
 Kalkalgen 32.
 Kalkgehalt des Bodens d. K. 555, 592.
 Kalkpfannen 556, 604 ff.
 Kalksandstein 616, 681, 706.
 Kalkschwämme 32.
 Kalksinter 72, 161, 614, 617, 618, 681, 683.
 Kalkstein 20, 613, 680, 681, 682, 683, 706.
 Kalktuff 72, 553, 615, 681, 706.
 Kamaggas 108, 110, 115 ff., 168, 685.
 Kamat' Kabies 169.
 Kameel s. *Giraffa capensis* (Lesson).
 Kameelbaum s. *Acacia giraffae* Burch.
 Kamiesberge 108, 121.
 Kamonbonde 618.
 Kampfspiele d. Hottentottenkinder 309.
 Kanas 166.
 Kang 564, 565, 566, 600, 609, 610, 611, 627, 651.
 Kang-Noa 612.
 Kanya 551, 558, 621, 623, 624, 625, 646.
 Kanyane 567, 612.
 Kaokoveld 64, 135, 172.
 Kaolin 680.
 Kapater 264 (vgl. Hammel).
 Kap Cross 5, 15, 21, 23, 30, 41, 43, 95, 609, 680.
 Kap der guten Hoffnung 1, 20, 23 ff., 325 ff.
 Kap der Stürme 23.
 Kaphalbinsel s. Kap der guten Hoffnung.
 Kapitäne d. H. 309, 321, 546 (vgl. Hauptlinge).
 Kapitänschaften d. H. 171 f.
 Kapkolonie 28, 270, 557 (vgl. Kap der guten Hoffnung).
 Karasberge 137.
 Karibib 194, 618.
 Kaross d. H. 234.
 — d. B. 637.
 Karrikatur d. H. 311 (vgl. Beinamen).
 Karroo 653.
 Karu 120.
 Kastanien des Zebra 536.
 Kastenfallen d. H. 293.
 Kastrieren des Viehs d. H. 262, 308.
 — — als Strafe 320.
 Katsane 612.
 Katzenhai s. *Scyllium*.
 Kaulquappen 599, 609.
 Kaukaussib 93, 164 Nr. 13.
 Kaukaussib-Lied d. H. 380.
 Keetmanshoop 154, 155, 167.
 Keetmanshoop, Bahn nach 29.
 Kegelberg 75, 76.
 Keikeis 167.
 Kernsprünge im Gestein d. Namib 67, 107.
 Kesseltreiben d. H. 292.
 Ketten d. Bm. 658 (vgl. Glasperlen).
 Kgogoye 571.
 Kgokong 564, 565, 569, 600, 607, 610, 611, 616, 627, 629, 631, 642, 681, 682, 685, 687, 706.
 Khakhea 563, 564, 569, 570, 610, 611, 616, 681, 685.
 Khoi-Khoi 246, 322.
 Kiemenfüßer 608.
 Kieselpflasterung der Wüste 74.
 Kieselschiefer 74.
 Kieselschwämme 31.
 — Reste im Kalktuff d. K. 616, 706.
 Kieselsteine im Kaumagen des Straußen 509.
 Kimberley 25.
 Kindererziehung d. H. 300, 309, 466.
 Kinderspiele d. H. 308 ff.
 Kindespflichten d. H. 300, 434, Sage XXIV.
 Kirriis 167.
 Kirri 158, 229, 668.
 „Klei“ 120.
 Kleinblatt s. *Mesembrianthemum*.
 Kleifontein 165.
 Kleinkinder-Zwielicht 373.
 Klein-Kubub 165.
 Kleinrippe 532 (vgl. Herz).
 Klima der Namib 56 ff.
 — des Klein-Namalandes 106 ff.
 — des Groß-Namalandes 151 ff.
 — der Kalahari 557 ff.
 Klima-Änderungen im Kalaharigebiet 613 ff.
 Klimakterium, Eintritt des 297.
 Kliphok s. *Oreotragus saltator* (Layard).
 Kliphontein 108.
 Kliphaa s. *Lepus crassicaudatus* Geoffr.

Klippdachs s. *Procapia capensis* (Pall.).
 Klippdachs-Harn 225, 320, 691.
 Klippfisch s. *Clinus*.
 Klippkaffer s. Bergdamara.
 Klippschliefer s. *Procapia capensis* (Pall.).
 Klippspringer s. Klipbok.
 Klipzweet s. Steinschweiß.
 Klixe oder Schnalzlaute d. H. 341 ff.
 — d. Bm. 653.
 Knappsack 239, 521.
 Kneten s. Massage.
 Kniberg 138.
 Knochenbruch-Behandlung d. H. 214.
 Knochenmesser der Topnaars 198.
 Knochenpfeife d. H. 247, 513.
 — d. Bm. 676.
 Knöchelring d. H. 252.
 — d. Bm. 658.
 Knollengewächse, eßbare d. H. 192, 195.
 — d. Bm. 668.
 Knysnawälder 270.
 Koankip 84, 140. Tafel VIII, zwischen S.
 162/163. 682.
 Kochen d. H. 186.
 — d. Bm. 676.
 Kochlar s. *Saxicola pileata* (Gm.).
 Kochsteine d. H. 247.
 Köcher d. Bm. 660.
 — d. Namibnomaden 104.
 Körbosch 110, 111.
 Koerkama 169.
 Kohle 413 (vgl. Feuer).
 Koisabes 170.
 Kookerboom s. *Aloë dichotoma* L.
 Komas-Hochland 148, 157, 160, 681.
 Kome 569, 612.
 Kommunistische Verfassung der Bastards 116 ff.,
 131 ff.
 — — d. H. 192, 318.
 — — d. B. 634.
 Konglomerate 20, 71, 621, 681, 683.
 Konkordia 112, 169.
 Kontoragab 170.
 Kooa 559 ff., 571, 611, 627, 633.
 Koolhaas s. *Lepus saxatilis* Cuv.
 Kookfontein s. Steinkopf.
 Kopf, als Rätsellösung 540.
 Kopfkissen d. H. 238.
 Kopf läuse, als Rätsellösung 544 (II).
 Korana 134, 171.
 Korbflechterei d. H. 244 (vgl. Mattenstechen
 und Korbsieb).

Schultze, Namaland und Kalahari.

Korbflechterei d. B. 627, 640.
 Korbsieb zur Narakuchenbereitung 199.
 Kormorane s. *Phalacrocorax*.
 Kornfelder der Bastards 120 ff., 532 f.
 — d. B. 626.
 Körperform d. H. 174.
 Körpergröße d. Bm. 655.
 Körperhaltung d. H. 180.
 Kosebezeichnungen d. H. 306.
 Koviesberge 72, 87, 164, 618, 681.
 Kraal d. H. 232, 260.
 Krähe s. *Corvus scapulatus* Daud.
 Kranichgeier s. *Sagittarius secretarius* (Scop.)
Kraussina rubra Pallas 32.
 Krautgewächse d. K. 589 ff.
 Krebse des Meeres 31 ff., 186.
 — der Pfannentümpel d. K. 608.
 Kriegspfeife d. H. 338.
 Kriegstüchtigkeit d. H. 336.
 Krokodil 622.
 Krüppelrivier 165.
 Kubango 551.
 Kubas 618.
 Kubub 29, 65, 155, 156, 165, 192.
 Kubugochoras 553, 683.
 Kuckaus 165.
 Kudu s. *Strepsiceros capensis* (A. Smith).
 Kugukub 554, 683.
 Kuh s. *Bos taurus* L.
 Kuhmist 186, 207, 238, 296.
 Kuikopberg 164, 681.
 Kuiseb 28, 75, 90, 139, 142, 145, 148, 157,
 158, 685, 687.
 Kukame 568, 612.
 Kultur, Wirkung der auf die Hottentotten 545 ff.
 (vgl. Christianisierung).
 — — auf die Betschuanen 621 ff., 645 ff.
 Kumsis 165.
 Kunene 157.
 Kunst, Anfänge der bei den H. 373 ff.
 — — bei Bm. 674.
 Kupfer 248, 326.
 Kupferminen 112, 129.
 Kürbisgewächse s. *Cucurbitaceae*.
 Kuruman 551.
 Küssen bei d. H. 183.
 Kußklix der Masarwa 583, 653.
 Küste, Ortsnamen d. H. von der 163 ff.
 Küstengliederung 1 ff.
 Küstenlinie und Verwerfungslinien 138.
 Kwando 551.
 Kwatsane 566, 612.

Kwebe 616.
 Kwito 551.
Kyllingia alba Nees 582.

L.

Labialis s. Kußklix.
 Lage des Kindes im Uterus 216.
 Lagune 12, 15, 17, 22, 163.
 Lämmer d. H. 263, 326.
Lamprocolius bispecularis (Str.) 577.
 Landschildkröte s. *Testudo pardalis* Bell.
 Landschnecken 108, 604.
 Langbeinfliege s. *Dolichopodidae*.
 Languste s. *Jasus lalandii* Lmk.
Lanius collurio L. 577.
Larus dominicanus Licht. 52.
 Larven, pelagische 31.
Lasiocampidae 592.
 Lateralis, Schnalzlaut d. H. 343.
 Läuse d. H. 211, vgl. 544.
Lebeckia 79, 87.
Lecidea angolensis Müll. Arg. 95.
 Lederbeutel d. Bm. 676.
 Lederverarbeitung d. H. 233 ff.
 — d. Bm. 637 ff.
 Leeuw s. *Felis leo* L.
 Leeuwbosch-Rivier 552.
 Leguan s. *Varanus*.
Leguminosae 87, 701.
 Lehm als vermeintl. Nahrung d. Elefanten 517.
 Lehmort s. Keetmanshoop.
 Lehrer, leeraar s. Mission.
 Lehututu 567, 568, 600, 612, 620, 625, 626,
 631, 646, 651, 671, 681, 683.
 Leibband schwangerer Hottentottinnen 216.
 Leimrute 477.
 Lendengurt d. B. 641.
 Lendenkette d. H. 227.
 Leopard s. *Felis pardus* L.
Lepus 78, 188, 285, 291, 408, 448, 453,
 454.
 — *capensis* L. 285.
 — *crassicaudatus* Geoffr. 285.
 — *saxatilis* Cuv. 285.
 Lerche 384, 587.
 Letlake 566, 567, 612, 651.
 Liberia 56.
Lichenes 95, 112, 208, 705.
 Liebeslied d. H. 382.
 Liebesverhältnis s. Geschlechtsverkehr und s.
 Brautstand d. H.
 Lied d. H. 381.

Liedertexte d. H. 381.
Liliaceae 89, 202, 589, 607, 669, 676, 702.
 Lilyfontein 108.
Limacodidae 592.
Limnadia 608.
 Linkabe 612.
 van Linschoten 25.
 Lippen-Schnalzlaut der Masarwa s. Kußklix.
 Literatur d. H. 383 ff.
 Löffelhund s. *Otocyon megalotis* (Desmar.).
 Long Island 43.
 Lookaneng 554.
 Lopo Soares 24.
Loranthaceae 702.
Lotonis 87.
 Löwe s. *Felis leo* L.
 Löwenrumpf-Berg 24.
 Luchs s. *Felis caracal* (Guldenst.).
Lucilia 579.
 Lüderitz 28.
 Lüderitzbucht 23, 29, 60, 63, 64, 75, 80, 155,
 163, 164, 681.
 Lufttemperaturen der Namib 63.
 — der Kalahari 558 ff.
 Luipard s. *Cynaelurus guttatus* Herm.
 Lungenschwindsucht d. H. 227.
Lutra capensis Schinz 282.
 Lutyahau 551.
Lycaenidae 591.
Lycaon pictus (Temm.) 283.
Lycium tetrandrum Thbg. 96, 605.
Lythraceae 702.

M.

Mabuia acutilabris Ptrs. 189, 356.
Macroscelides 287, 594.
 März d. H. 371.
 Mäuse s. *Muridae*.
 Mafeking 551, 621.
 Magen-Einbettungskur d. H. 214.
 Maghellanische Wolken 368.
 Mahuratlake 568, 612.
 Mai d. H. 372.
 Makalahari 557, 612.
 Makalahari-Betschuanen 550.
 Malagas Island 47.
 Malagasvogel s. *Sula capensis* Licht.
Malvaceae 702.
 Mannbarkeit, Eintritt der bei d. H. 295.
 Manteltiere 31.
Mariscus 145, 229.
 Marken d. Viehes d. H. 267.

Marlothia africana Engl. 589.
 Marshallfelsen 43.
 Mashi a madila 187.
 Mashiapetsana 612.
 Mashonaland 269.
 Massage d. H. 207, 211, 215, 394, 508.
 Massensterben der Küstentiere 54 ff.
 Masseur d. H. 452.
 Matabeleland 269, 550.
 Matlhoakatsane 612.
 Mathokatlhakoë 612.
 Matshaneng 612.
 Matten d. H. 229 ff.
 Mattenbinse s. *Cyperus* sp.
 Mauerschwalbe s. *Cypselus apus* (L.).
 Maultiere 29, 129.
Maxentius 456.
Maxentius Stal sp., aff. *pinguis* Wlk. 458.
 Medikamente d. H. 223.
 Medizin d. H. 211 ff.
 Medizinholzchen der Masarwa 676.
 Medusen 35.
 Meer, als Rätsellösung 545 (XXV).
 Meeräsche s. *Mugil*.
 Meerkat s. *Cynictis penicillata* (Cuv.).
Megachile 607.
Megaptera 37.
Megaptera longimana Rudolphi 38.
Melierax canorus Ristlach 576.
 Melken d. H. 257, 409, 436, 523.
Mellivora ratel (Sparrm.) 282, 453, 454, 526, 534.
Melyridae 108.
 Menschenfresser s. Aigamucha-Volk.
 Menschenhandel in d. K. 654.
 Menstruation, erste d. H. 295 (vgl. Pubertät).
 Mercury Island 37, 43, 47.
 Mergel in der Namib 72.
 Merkur 366.
 Mermin-Insel s. Halifax.
Mesembrianthemum 96, 150, 167, 208, 352.
 — *ebracteatum* Pax 83.
 — *gymnocladum* Schltr. et Diels. 85, 86.
 — *Gürichianum* Pax 84.
 — *junceum* Haw. 85, 86.
 — *Marlothii* Pax 85, 206.
 — *nodiflorum* L. 84.
 — *rhopalophyllum* Schltr. et Diels. 83, 84, 86.
 — *unicinellum* Haw. 605.
 Messing 248.
 Metallarbeit d. H. 245.
Methone andersoni Stal. 524.

Michelburne 24.
 Middlepost 552, 557.
 Mierkost 200.
 Mierkatze s. *Mellivora ratel* (Sparrm.)
 Milben s. *Trombidium*.
 Milch 186, 202, 375, 409, 416, 419, 436, als
 Lebenselixier 409, 532.
 Milchbüsche s. *Euphorbiaceae*.
 Milcheimer d. H. 188, 245, 320, 409.
 — d. B. mit Stachelschweinshaut bezogen 635.
 Milchkalabas s. Milcheimer.
 Milchkuh des Namalandes 257.
 Milchstraße 368.
Milvus aegyptius (Gml.) 576.
 Miniatur-Bogenausrüstung d. Bm. 665.
 Mission 116, 132, 171, 184, 330, 451, 475,
 546, 621 (vgl. Christianisierung).
 Missionsgarten von Kamaggas 125.
 Mistkäfer s. *Coprophaga*.
 „Mistmenschen“ 323 s. Bergdamara.
 Mittelregion des Groß-Namalandes 135.
 Mitternachts-Stunde d. H. 373.
 Möven 44, 52.
Moina 669.
 Mokatse 612.
 Mole von Swakopmund 7, 29.
 Molopo 134, 140, 551, 554, 558, 621, 683.
 Molopololi 551, 622, 646.
 Monate d. H. 370.
 Mond 339, 447, 448.
 Mondkrankheit s. Menstruation.
 Mondphasen-Unterscheidung d. H. 370.
 Mongolenfalte d. H. 176.
 Mooirivier 552.
 Mookane 559, 609, 611, 614, 632, 681.
 Moostierchen 32.
Moraea sp. 193.
 Moral, verkommene der Bergdamara 420 ff.
 Morgendämmerung 373.
 Morgenhelle 373.
 Morokweng 551.
 Moshaneng 558, 559, 685.
 Mücken 181, 669.
Mugil aff. *multilineatus* Smith 40.
 — aff. *richardsoni* Smith 40.
 Mühlhäpfe als Brandungswirkung 21.
 Muishond s. *Zorilla striata* (Shaw.).
 Muismond 168.
Muridae 188, 287, 294, 308, 430, 593.
 Muschelbänke, Strandverschiebungen anzeigend
 20.
 Muscheln 33, 185, 708.

Muschelkrebse s. *Ostracoda*.
Muscidae 452, 455, 516, 531.
 Musik d. H. 374 ff.
 — d. B. 644.
 — d. Masarwa 675.
 Musikbogen d. H. 374, 503 Nr. LII (vgl. Gora.)
 Musikalische Modifikationen der Namalaute
 342 ff.
 Musikpantomime d. H. 374.
Musophagidae 576.
Mustelidae 282.
 Mutter, Stellung der in der Familie d. H. 300.
 Mutterbruder 303.
 Mutterrecht, Anklänge an bei den Hottentotten
 303.
Mylabridae 148.
Myliobatidae 39.
Myliobatis aquila L. 39.
Mysidae 36.
Mysis 35.
 Mytische Vorstellungen d. H. 317, 339 (vgl.
 Gespensterglauben, ferner Medizin 211 ff.
 und Sagen d. H. 387 ff.).
Mystromys 593.

N.

Naap 170.
 Nababeep 112, 168.
 „Nabel“ der Hütte d. H. 229.
 Nachahmungs-Spiele d. H. 308.
 Nachgeburt 217, 220.
 Nachmilch 258, 436.
 Nachmittag d. H. 373.
 Nachrichtendienst d. H. 337.
 Nacht d. H. 373.
 Nachtmaus s. *Arvicanthis*.
 Nachtschattengewächse s. *Solanaceae*.
 Nachtschwalbe s. *Caprimulgus rufigena* Smith.
 Nachwehen 222.
 Nadel, knöcherne d. H. zum Mattenstechen 229.
 Nadelkap 24.
 Näh-Necessaire d. B. 640.
 Nager 285, 593.
 Nahrung d. H. 184 ff.
 — d. Bm. 659.
 Nahrungsmittel-Analysen 688 ff.
 Naiams 137, 166, Nr. 49.
 Naisbusch 450.
 Nakalatlou 612.
 Namaformation 1, 110, 138.
 Namahammel 263.
 Naman 172, 340 (vgl. Khoi-Khoi).

Namaqua s. Naman.
 Namaquafeldhuhn s. *Pteroclorus namaqua*
 (Gmel.)
 Namaquakuh 255.
 Namaquaschichten s. Namaformation.
 Namaziegen 263.
 Namengebung d. H. 303.
 Namenvererbung bei d. H. 304.
 Namib 6, 56 ff., 163, 271, 272, 618.
 Namib-Nomade 98, 99, 301, 661 (Bogen).
 Namib-Riviere 139.
 Nangaroep 168, Nr. 84.
 Naobis 169.
 Napschnecken s. *Patella*.
 Nara s. *Acanthosicyos horrida* Wetw.
 Narakern-Stampfer 200.
 Narakuchen 199, 688.
 Narap 112.
 Naraquirl 199.
 Naroekaspoort 271.
 Naroep 170.
 Narreis 165, Nr. 25.
 Narzissen s. *Buphane*.
 Nasenriemen der Ochsen d. H. 236.
 — — — d. B. 629, 637.
 Nashorn s. *Rhinoceros*.
 „Nashornhoden“ 201.
 Natal 269.
 Naturkenntnisse d. H. 364 ff.
 Nebel an der Küste 60 ff., 95 ff.
 Nebename d. H. 305.
 Neck-Lied d. H. 382.
Nectarinidae 577.
 Neffe, Neffenschaft d. H. 302.
 Netzbeutel 235, 236, 428, 676.
 Neuntöter s. *Lanius collurio* L.
 Ngami-See 608, 616, 618, 636.
 Nichtenschaft d. H. 302, 437.
Nicotiana glauca Grah. 144, 626.
 Niederländisch-Indische Handelsgesellschaft 25,
 . 326.
 Niederregion des Namalandes 135.
 Nigramoep 168, Nr. 81.
 Nilmuschel s. *Corbicula fluminalis* (Müll.)
 Nilpferd s. *Hippopotamus amphibius* L.
 Nilpferdpeitsche 483.
 Noa 612.
Noctuidae 592.
 Noko 575, 599.
 Nomtsas 155.
 Nonidas 95, 140.
 Nord, Bezeichnung d. H. für 365.

Nordostwinde 153, 558 ff.
 Nordwinde 62, 153, 154, 365, 484, 558 ff.
 Nosob 134, 551.
 da Nova 24.
 November d. H. 372.
Numida 265, 415, 437, 454, 482.
 — *papillosa* *Rchw.* 587.
 Nutznießungs-Kuh d. H. 300.
 Nwa = Noa 612.
Nyctaginaceae 702.
Nymphalididae 591.

O.

Oberleder-Bearbeitung bei d. H. 241.
 Ochsen d. H. 258, 325, 413.
 Ochsenriemen-Herstellung 236.
 Ochsenwagen 29, 253, 261, 309, 312, 630.
Octocorallia 33.
 Odinit 681.
Oedipodidae 578.
 Ogdenhafen 18.
 Ohrenklingen als Unglücks-Ahnung 339.
 Ohrringe d. H. 251.
 Okabandja 154, 156.
 Okakango 618.
 Okavango-Sumpfland 551.
 Oktober d. H. 372.
 Olifant s. *Elephas*.
 Olifantsrivier 20.
Oligochaeta 33.
 Omaruru 64, 90.
 Onas 167.
Onthophagus saphirinus *Fähr.* 607.
 Oograbies 148, 167.
 Ookiep 108, 112, 168.
 Orakelholz d. H. 339.
 Oranje 1, 157, 288, 550.
 Oranje-Freistaat 270.
Orcinus orca L. 37.
Oreotragus saltator (*Layard*) 277, 278, 289, 294.
 Orion 368.
 Orlam 172.
 Ornamentik d. H. 248.
 — d. B. 624, 627, 638 ff.
 — d. Bm. 672 f.
Ornithodoros talaje, var. *capensis* *Nm.* 51.
Ornithogalum 589, 607.
 Orthographie des Hottentottischen 344 ff., 363 f., 379.
Orthoptera 298, 309, 455, 524, 578.
 Ortssinn der Eingeborenen 573.

Orycteropus afer (*Pall.*) 287, 291, 527, 594 ff.
 Oryx-Antilopen s. *Oryx gazella* L.
Oryx gazella L. 90, 274, 289, 290, 312, 541 (VIII), 582, 649, 672.
 Osten, Bezeichnung d. H. für 365.
Osteospermum muricatum *E. Mey.* 607.
 Ostindien, Seeweg nach 24 (vgl. Niederl.-Ind. Handelsgesellschaft).
Ostracoda d. K. 609.
 Ostwinde 61 ff., 156, 219, 558 ff.
Otaria 42.
 Otjihavero 618.
 Otjikango 161, 680.
 Otjimbingue 157, 618.
Othonna floribunda *Schltr.* 108.
Otis afroides (*Smith.*) 587.
Otocyon megalotis (*Desmar.*) 283, 424, 513, 648.
 Oueros 167.
 Outas 169.
 Ovambo 324.
 Ovamboland 28, 550.
 Ovaherero s. Herero.
Ovis aries L. *platyura* 260, 262, 267, 311, 453, 649.
Oxalideae 202, 689, 702.
Oxalis caledonica *Sond.* 221.
 — *obtusa* L. f. 194.

P.

Pachydactylus sp. 308.
Pachylomera femoralis *Kirby* 584.
Pachyuromys 593.
 Packochse d. H. 262.
 — d. B. 629.
 Packriemen d. H. 236.
Pagellus lithognathus *Cuv. et Val.* 33, 39.
 Pakoë 612.
 Palatalis, Schnalzer d. H. 343.
Panicum nigropedatum *Munro* 582.
Papilio demodocus 592.
Papilionidae 592.
Papio porcarius (*Boddaert*) 141, 194, 287, 288, 312, 320, 375, 386, 390, 419, 420, 451, 453, 454, 467, 468, 469, 503, 504, 534, 535, 536, 586.
Parmelia sp. 95.
Parmelia hottentotta (*Thbg.*) 208.
 Passatwind 57, 58, 152.
 Passivum narrativum im Hottentottischen 392.
Patella argenvillei *Krauß* 30.
 — *granularis* L. 31, vgl. S. 186.

- Patronen 423, 542, 646.
Patronengurt 412.
Pavian s. *Papio porcarius* (Boddaert).
Pedetes caffer (Pallas) 286, 668.
Peitsche d. H. 237, 465, 467, 483.
Pedaliaceae 702.
Pelargonium 202, 210.
Pelecanus roseus Gmel. 54.
Pelikan s. *Pelecanus*.
Peliostemon linearifolium Schinz 590.
Pella 113, 114.
Pelomedusa galeata Schoepff 188, 312, 455, 528, 529, 609.
Pelzmütze d. H. 234.
— d. B. 637.
Pelzrobbe s. *Arctocephalus* 239.
Penis d. H. 178.
Pennisetum sp. 580.
Pepperkopp 179.
Peridotit 679.
Perlhühner s. *Numida*.
Personalsuffix im Hottentottischen 391.
Peucedanum 195.
Pfannen 555, 600, 604 ff.
Pfannenkrater 613.
Pfannensandstein 616, 682.
Pfeifen (Tabak) d. H. 248.
— d. B. (Hanfraucher) 627.
— d. Bm. 676.
Pfeil der Namib-Nomaden 102, 416.
— d. Bm. 662.
Pfeilgift der Namib-Nomaden 104.
— d. Bm. 636.
Pfeilspitzen s. Pfeil.
Pferd d. H. s. *Equus caballus*.
Pferdesterbe 629.
Pflaster d. H. 214.
Pflege der Wasserstellen in d. K. 632.
Pfriemen 230, 415, 672.
Phalacrocorax sp. 17, 185.
— *capensis* Sparrm. 52.
— *neglectus* Wahlbg. 52, 53.
Phantasiespiele d. H. 315.
Phascolosoma capense Teuscher 32.
Phasis orthrus Tr. 591.
— *taikosama* Tr. 591.
Phitsbane 591, 572, 551.
Phoenicopter minor Geoff. 54.
— *roseus* Pall. 54.
— sp. 19, 451, 454, 483.
Phosphorsäuregehalt des Bodens d. K. 555, 592.
Phyllite 68, 680.
Physalia 36.
Physcia flammula (L.) Nyl. 96.
— *villosa* (Ach.) Duby 96, 97.
Physeter macrocephalus L. 37.
Pieris mesentina Cr. 591.
Pietät d. H. 295 ff., 320 (s. auch Familienleben).
Pictet Brand 323.
Pillenkäfer s. *Pachylomera femoralis* Kirby.
Pinguine s. *Spheniscus*.
Pinguin-Eier als Haarpomade d. H. 210.
Pinguin-Insel 22, 54, 103.
Pisidium 708.
„Pißmilch“ 187.
Pithuranthus aphyllus (Cham. et Schld.).
Bth. et Hk. 81.
Planeten-Kenntnis d. H. 366.
Plankton 35 ff.
Planorbis spec. und *P. natalensis* Krauß 708.
Platysma d. H. 178.
Plettenbergbai 38.
Plejaden 368, 372.
Ploceipasser mahali (A. Sm.) 576.
Ploceus capensis L. 127.
Plumbaginaceae 702.
Podaxon sp. 208.
Podoceros sp. 34.
Pogonarthria falcata (Hack.) Reudle 582.
Polychaeta 33.
Polygalaceae 703.
Polygala Houtboschiana Chod. 590.
Polymastia 32.
Pomona-Insel 4, 47, 164.
Pompador d. H. 240.
— d. B. 641.
Porphyrtuffe 139.
Port Nolloth 107, 186, 245.
Porto d'Ilho s. Sandfischhafen.
Portugiesen 24, 325.
Portulacaceae 187, 590, 703.
Possession-Insel 2, 4, 20, 26, 44, 47, 60, 84, 95, 164, 685, 687.
Potberg 20.
Potklei 120.
Pottfisch s. *Physeter macrocephalus* L.
Precis oenone L. var. *cebrene* Tr. 591.
Pretria zanguebarica Gay 590.
Primärformation 1, 135.
Prince of Wales-Bucht s. Prinzenbai.
Prinzenbai 4, 78, 91, 679, 680.
Procapra (Hyrax) capensis Pall. 265, 287, 318, 410, 453, 691.

Privatbesitz d. H. 318.
 Proot 25.
 Prositruf d. H. 299.
Proteles cristatus (Sparrrn.) 285, 513, 586, 648.
Psammophis notostictus Peters 454, 525.
Pseudaspis cana (L.) 588.
Pteroclorus namaqua Gmel. 385, 587.
 Pubertätsschule d. B. 640.
 Puderbausch d. H. 209.
 Puffotter s. *Bitis arietans Merrem.*
 Püsch d. H. 289.
 Pütze (holl.: put) 161.
Pycnogonidae 32.
Pycnonotus sp. 384.
Pyrameis cardui L. 591.
Pyrethorus cinereus (Therb.) 609.
Python sebae 453, 454, 523.

Q.

Quagga 270.
 Quarzadern i. d. Namib 74.
 Quarzit 110, 679.
 Quellen, heiße 161.

R.

Rache d. H. 549.
 Racken 577.
 Ramansdrift 30, 169.
Rana adspersa 676.
Ranunculaceae 703.
Raphiceros campestris (Thunberg) 78, 276, 277, 289, 452, 453, 511, 512, 541 (X), 583, 649, 667.
 Rasenkibusch s. *Zizyphus mucronatus Willd.*
 Rasur, fehlend bei H. 211.
 Rat der Ältesten bei d. H. 321.
 Rätsel d. H. 539 ff.
 Ratte als Nahrung 287.
 Raubwanze 609.
 „Raubzeug“ 520.
 Rauchschwalbe s. *Hirundo rustica L.*
 Raymond 24.
Recurvirostra avocetta L. 609.
 Rede, direkte im Hottentottischen 391.
 Regen 62, 153 ff., 558 ff., 601 ff.
 Regenanzeichen i. d. K. 601.
 Regenbogen 228.
 Regenpfeifers. *Stephanibyx coronatus (Bodd.)*.
 Regenreicheres Klima der Vergangenheit 72, 614, 616.
 Regenwasser-Sammelstellen 157 ff. (vgl. Pfannen).

Regenzeit 369, 558 ff. (vgl. Regen).
 Reihoboth 154, 156.
 Reifsterne 368.
 Reiher s. *Phoenicopterus*.
 Reitochse d. H. 262, 311, 544 (XX).
 — d. B. 629.
Reniera 32.
Rhamnaceae 473, 575, 703.
 Rhenoster s. *Rhinozeros*.
Rhinobatidae 39.
Rhinobatus blochi M. et H. 39.
Rhinozeros bicornis (L.) 270, 583.
 — *simus Burch.* 270, 583.
Rhizogum sp. 346, 589, 606.
 Rhodes, Cecil 25.
Rhus lancea L. f. 144, 145, 346.
 — *Steingröveni Engl.* 87.
 Rhythmen-Ursprung 385.
 Rhythmus der Musikpantomime d. H. 375.
 van Riebeeck 26, 326.
 Riedpfeifen d. H. 375, 526.
 Riedpfeifenorchester d. H. 376.
 Riedtanzlied d. H. 375, 526, 532.
 Riesenfrosch s. *Rana adspersa*.
 Riesenschlange s. *Python sebae*.
 Riesentopf oder Riesenkessel in Felsen 160.
 Rietfontein-Süd (Vilander) 30, 167, 552, 557.
 Right-Wale s. *Eubalaena australis Desm.*
 Rind s. *Bos taurus L.*
 Rindenkost 396.
 Rinderkaffer 324 (vgl. Herero).
 Ringelzehen-Krankheit d. H. 214.
 Rinnsalpflanzen 143.
 Revierbezeichnung d. H. 159.
 Reviergebiete d. Groß-Namalandes 139.
 Roastbeef-Inseln 43.
 Robben s. *Arctocephalus*.
 Robbenschlag 26, 185.
 Robbensteen 43.
 Robertshafen von Angra Pequena 29, 71.
 Roggen 120, 121, 124.
 Rohblut-Trinken d. H. 338.
 Rooibank s. Kuiseb.
 Rooikat s. *Felis caracal Guldenst.*
 Rooiwater 70.
 Roostkoorn 125.
Rosaceae 703.
 Rösten des Fleisches im Feuer 186.
 Rote Nation d. H. 172, 324.
Royena pallens Thbg. 473, 475, 605.
 Rucksack d. H. 240.
 — d. B. 629.

Rucksack d. Bm. 676.
Rückenschwimmer s. *Anisops perpulcher* Stal.
Ruderfüßler s. *Cyclops*.
Ruderwanze s. *Corixa*.
Rufnamen d. Rinder d. H. 264.

S.

Saccostomus campestris Peters 593.
Säbelschnäbler s. *Recurvirostra avocetta* L.
609.
Sagen d. H. 332, 387 ff., 752.
Sagen-Übersetzungen 388 ff., 752.
Sagittarius secretarius (Scop.) 588.
Sagitten 36.
Saitenspiel s. Musikbogen.
Saldanha 24, 325.
Saldanhabai 1, 18, 20.
Salem 136, 142.
Salicornia 17.
— *herbacea* L. 86, 97.
Salpa magalhanica Apst. 36.
Salsola sp. 371, 555.
— *aphylla* L. f. 80, 81, 605.
— *zeyheri* (Moq.) Schltr. 81.
Salzgewinnung d. H. 205.
Salzkrusten bei Kap Cross 16, 33.
— i. d. Namib 79, 684.
— i. d. Pfannen d. K. 608, 683.
— im Vlejboden 687 (vgl. Gaiaub).
Salzvorrat d. B. 625.
— d. Bm. 676.
Sambesi 550, 616.
Sambock s. Schambock.
Sand d. Namib 685.
— d. K. 592, 685.
Sandabsatz längs der Küste 6 ff.
Sandale d. H. 239.
— d. B. 638, 642.
— d. Bm. 657.
Sandausfuhr längs d. Küste 10.
„Sanddünen“ (Trigonom. Punkt i. d. K.) 557.
Sandfang a. d. Küste 7, 9.
Sandfischhafen 10 ff., 30, 76.
Sandgebläse i. d. Namib 68.
„Sandhügel“ (Trigonom. Punkt i. d. K.) 557.
Sandhuhn s. *Pteroclorus namaqua* (Gmel.).
Sandkörner, als Rätsel-Lösung 540 (IV).
Sandrochen s. *Rhinobatus blochi* M. et H.
Sandstein 138, 149, 617, 680, 681, 683 (vgl. Pfannensandstein).
— als Gebrauchsgegenstand d. H. 233, 247.
— — d. Bm. 675.

Sandstrand 5 ff.
Sandsturm i. d. Namib 54.
— i. d. Kalahari 602 f.
Sandtransport längs d. Küste 6 ff.
Sandwall der Lagune bei Kap Cross 15, 17.
Sandwall der Pfannen i. d. K. 610.
Sandwichharbour s. Sandfischhafen.
Sandwindstiche i. d. Namib 69.
Sandwindschliffe i. d. Namib 70.
Sandzufuhr längs der Küste 8.
Sarcocaulon sp. 81, 200, 698.
Saughalme und Saugrohre d. Bm. 671 ff.
Säugling d. H. 221.
Säuglings-Salbe d. H. 221.
Saugplatz, alter d. Bm. 671, 682, 685, 687.
Savanne 150, 573 ff.
Saxicola pileata (Gmel.) 454.
Scapeteira 455, 493, 507.
Scarabaeidae 456, 527, 586.
Scelotes capensis Gthr. 224.
Schlaaprivier 156, 168, 605.
Schabrackenschakal s. *Canis mesomelas*
Schrbr.
Schädellagen, Unterscheidung der bei d. H. 216.
Schadum 616.
Schaf d. H. 128, 262 ff., 325, 326, 400.
— Handelswert i. d. K. 649.
Schaframm 264.
Schakal s. *Canis mesomelas* Schrbr.
Schakalsfalle d. H. 293.
Schalensprünge an Felsen i. d. Namib 67, 70.
Scham s. Empfindungsausdruck d. H.
Schambock 237, 413.
Schamlippen d. H. 170.
— d. Bm. 659.
Schamschurz d. B. 636, 637.
— d. Bm. 656.
Schanze d. H. 422.
Schatten i. d. Sage d. H. 443.
— als Rätsellösung 543 (XV).
—, Wolkenschatten 182, 581.
„Scheißkaffern“ (vgl. Bergdamara) 323.
Schelmsack d. H. 235, 507.
Schemel d. H. 181.
Schichtlockerungen i. d. Namib 67.
Schiefer 136.
Schildkröte s. *Pelomedusa galeata* u. *Testudo*.
Schildkrötenbecher d. H. 395, 408.
— d. Bm. 672, 675.
Schildkrötenbüchse d. H. 209.
Schildkrötenchale s. Schildkrötenbecher.
Schilfröhricht in Dünen 148.

Schimpreden d. H. 181 (vgl. Flüche).
Schistocerca peregrina Oliv. 122, 191, 586.
 Schlachten d. H. 398, 399, 403, 406 etc. (vgl. Viehwirtschaft).
 Schlafmaus 287.
 Schlagfallen d. H. 294.
 Schlamm d. Flüsse s. Sinkstoffe.
 Schlamm-Insel i. d. Walfischbai 55.
 Schlange 446, 452, 454, 479, 482, 493, 525, 586, 588.
 Schlangenbiß, Mittel d. H. gegen 224, 225.
 Schlangengiftmänner 224.
 Schleifstein d. H. 247.
 Schlingenleinen d. Bm. 666.
 Schütten d. H. 253.
 Schmetterlinge d. K. 591.
Schmidtia bulbosa Stapf 582.
 Schminken d. H. 215, 297.
 Schmuck d. H. 249 ff.
 — d. B. 643 ff.
 — d. Bm. 657 f.
 Schnalzer s. Klixe.
 Schnecken 163, 185, 604, 643, 708.
 Schnecken-Abfallhaufen alte an der Küste 245.
 Schneefall i. Gr.-Namaland 156.
 Schneideisen 524.
 Schnupftabaksdose d. B. 627.
 Schorre, Bewohner der 30.
 Schreckkrankheit 227.
 Schraubstock 481.
 Schröpfen d. H. 212.
 Schröpfhorn d. H. 212, 224.
 „Schürze“ d. Hottentottenweiber 170, No. 110, 180.
 — der Masaraweiber 659.
 Schlüssel d. H. 201, 245, vgl. 400, 403, 475.
 Schuh-Nähriemen d. H. 237.
 Schuldverhältnis bei d. H. s. Eigentum.
 Schultersack d. Bm. 661.
 Schurz d. H. 234, 237, 241, s. auch Vorschurz und Hinterschurz.
 Schwager-Stellung in d. Familie d. H. 302.
 Schwalben in d. K. 603.
 Schwämme des Meeres 31.
 Schwangerschaft d. H. 215.
 Schwangerschaftskalender d. H. 217.
 Schwarze Berge in der Namib 66, 74, 679.
 Schwarzeibholzbaum s. **Euclea**.
 Schwefelwasserstoff-Exhalationen 55, 161.
 Schwein als Lehmfigur 311.
 Schweißwedel d. H. 211, 399.

Schwester-Stellung in der Familie d. H. 301 ff., vgl. 409, 417, 436, 438.
 Schwiegerverhältnisse bei d. H. 301.
 Schwimmfähigkeit d. H. 207.
 Schwippgalgen d. H. 294.
 — d. Bm. 667.
 Schwippschlange s. **Psammodiplosis**.
 Schwirrhölzchen d. H. 315.
 Schwur d. H. 417.
Sciaena aquila Risso 40.
Scilla 589, 607.
Scrophulariaceae 87, 703.
Scyllium 40.
 Seegänse s. **Sula**.
 Seegang 6.
 Seehunds-Inseln 22, 54.
 Seeis (Kalaharigrenze) 552.
 Seelöwen s. **Arctocephalus**.
 Seeregen 113, 154.
 Seetangpulver als Heilmittel d. H. 213.
 Seewind 153, 484.
 Sehnengarn 241.
 Schnennetze 232, 243 (vgl. Rucksack).
 Seife d. H. 213.
 Seifenbüsche s. **Salsola**.
 Seilerei d. H. 241 ff.
 Seitenstern d. H. 368.
 Sekeleke 551.
 Sekgoma 562, 563, 570, 609, 610, 611, 616, 627, 628, 682.
 Sekretär s. **Sagittarius secretarius** (Scop.).
Selago albida Choisy 87.
 Selbsterziehung der Jugend bei d. H. 309.
 September d. H. 372.
 Serpentin 165, 166, 247.
 Serpentinpfeife 248.
 Severelele 559.
 Shillinge 24.
 Sieb d. B. 626, 627.
 Siebengestirn 372.
 Sierrabai und Sierraspitze 15.
 Signale d. H. 338.
 Silberschakal s. **Vulpes chama** (A. Smith).
 Simon-Kopper-Leute 172.
 Sinclair-Insel 43.
 Sinkstoffe der Riviere 7, 140, 158, 685, 687.
 Sinnlichkeit d. H. 430, No. XXII, 494 No. XLIX, 548.
 Sinterkalkstein s. Kalksinter.
Siphonophora 36.
Sipunculidae 32.
 Sirius 368.

- Sittenpflege d. H. 298.
 Skorbut 24, 25, 626.
 Skorpione 312, 586.
 Skorpionsstich 225.
 Skülpadje 122.
 Slangkop 138, 166.
 Snoek s. *Thyrsites atun Euphr.*
 Sohlenleder d. H. 238.
Solanaceae 96, 605, 764.
 Soldaten und Hottentotten 337.
 Somersset-River s. Swakop.
 Sommer d. H. 370.
 Sommerregen 62, 113, 155, 558 ff.
 Sonne 182, 365, 452, 496, 543 (XVI).
 Sonnenschafe der Sage 498.
 Soreschaft d. H. 318.
Sorghum vulgare Pers. 626.
 South-Island 43.
 „Spähemann“ der Paviane 287.
Sparidae 39.
 Sparsack d. H. 238.
 Spazierstock d. H. 238.
 — d. B. 638.
 Specht s. *Dendropicus* und *Campethera*.
 Spektakel i. Klein-Namaland 112, 170.
 Speer d. H. 185.
 — d. B. und Bm. 636.
 Spencerbai 26.
 Spermwale s. *Physeter macrocephalus L.*
 Spessartit 681.
Spheniscus demersus L. 45, 47, 55, 185.
 Spiegel, als Rätsellösung 542 (XII).
 Spiele d. H. 206, s. Kinderspiele.
 Spielzeug aus Lehm d. H. 310.
 van Spilbergen 25.
Spindasis ella Hew. 591.
 Spinnen 32, 578.
 Spitzkoppje 167, 557.
 Spitznamen d. H. s. Spottnamen.
 Spitzrinnen in den Felsen der Namib 68.
Sporobolus pungens (L.) Kunth 98.
Sporopipes damarensis Rchw. 576.
 Spottnamen d. H. 307.
 Sprache d. H. 334, 339 ff.
 Sprachfehler, beabsichtigte als Komik 390.
 Springbock s. *Antidorcas euchoe Zimmerm.*
 Springbokfontein 108, 168.
 Springer s. *Mugil aff. multilineatus Smith.*
 Springhase s. *Pedetes caffer (Pallas).*
 Springschlange s. *Scelotes capensis Gthr.*
 Spurenlesen d. H. 259, 289.
Squilla armata M. E. 36.
 Stachelhäuter s. *Echinodermata*.
 Stachelschwein s. *Hystrix africae-australis (Peters).*
 Stärke-Akzent im Hottentottischen 353.
Stapelia 606.
 Stampkoorn 125.
 Stampriet 107.
 Statthalter d. H.-Kapitäns 321.
 Staudämme 162, 552, 553.
 Steaple-rock 43.
 Steatopygie 179, 180, 311, 658.
 Stechen und Sämen einer Matte 229.
 Steenbock s. *Raphiceros campestris (Thunberg).*
 Steenbraß oder Steinbraß s. *Pagellus lithognathus Cuv. et Val.*
Stegodyphus dumicola Pocock 578, 579.
 Steigbügel 462.
 Steiger i. d. H.-Hütte 232.
 Steinarbeit d. H. 245.
 Steinhäufen der Gräber d. H. 317, 447.
 Steinkopf 30, 108, 145, 168.
 Steinkratz-Flechte 208.
 „Steinschweiß“ 210, 690.
 Stekhand 170.
Stephanibyx coronatus (Bodd.) 609.
 Steppe 150, 581 (vgl. Savanne).
 Steppenbrand 578, 634.
Sterculiaceae 668, 704.
 Stern-Kennntnis d. H. 366.
 Sternschnuppen-Tier 282.
 St. Helena 24, 25.
 St. Helena-Bai 24, 26, 325.
Stictoenas phaeonotus Gray 384, 599.
 Stickstoffgehalt des Bodens d. K. 555, 592.
 Stiefmutter bei d. H. 301.
 Stimmstäbchen d. H. 375.
 Stingri oder Sting Ray s. *Myliobatus aquila L.*
 Stinklaus 122.
 Stinktier s. *Zorilla striata (Shaw.)*
Stomatopoda 36.
 Strauß s. *Struthio australis L.*
 Straußenei 101, 186, 672.
 Straußeneierschale als Medikament 221, 227.
 Straußenei-Halskette 252, 657.
 Straußenfedern 99, 646, 649.
 „Straußenfuß“-Pflanze 196, 197.
 Strandverschiebungen, sekundäre 19 ff.
 — negative und positive 21.
 Strandwolf s. *Hyaena brunnea Thbg.*
Strepsiceros capensis (A. Smith) 272, 541
 (VII), 582, 648.

Streptocephalus 608.
Struthio australis L. 90, 99, 272, 290, 312,
 326, 452, 454, 500, 501, 502, 508, 509,
 510, 528, 587, 649.
 Sturmvogelbucht bei Angra Pequena 23.
Suberites 31.
 Substantivierung von Sätzen im Hottentottischen
 539.
 Süden d. H. 365.
 Süd-Kalahari, Begriff der 550.
 Südostwind 153, 484, vgl. 558 ff.
 Südwestwinde 152, 153, vgl. 558 ff.
 Südwinde 2, 58, 152, 153, 484, vgl. 558 ff.
 Sukkulente 590, 606.
Sula capensis Licht. 45, 47.
 Sultanspüt 169.
 Swakop 7, 28, 75, 90, 139, 140, 157, 158,
 163.
 Swakopmund 7, 60, 64.
 Swallow 18.
 Swinegel der Sage 453.
 „Sylvia“, H. M. S. 10.
Sylviidae 226, 577.
Synaptura marginata Blgr. 40.
 — *pectoralis* Kaup.
 — *microlepis* Blkr.
Synascidae 31.
 Syphilis 213, 225, 227.

T.

Taaibusch s. *Rhus celastroides* Sond.
 Tabak s. *Nicotiana glauca* Grah., ferner 326,
 403, 546.
 Tabakssaft als Heilmittel 225.
Talinum sp. 590.
 Tafelbai 24, 38.
 Tafelberg 1, 254, 325.
 Tafelberge 66.
 Tafelbergsandstein 20.
 Tafelland 137.
 Tageszeiten d. H. 373.
 Tages-Jagdflug d. H. 288.
 Tamarisken s. *Tamarix austro-africana*
Schinz.
Tamarix austro-africana Schinz 144.
Tantalus ibis L. 609.
 Tanz d. H. 383.
 Tanzbewegungen d. H. 377.
 Tanzrassel d. B. 641.
 Taschenspieler-Künste d. H. 313.
 Taube, wilde s. *Stictoenas phaeonotus* Gray.

Taurotragus oryx (Pall.) 227, 274, 290, 426,
 453, 529, 582, 649.
 Tauschhandel in d. K. 647.
 Tauschrechts-Verhältnis zwischen Onkel u. Nefte
 bei d. H. 303.
 Tausendfüßler 604.
 Teefarn 204.
Temnodon saltator L. 40.
 Temperaturen in d. K. 558 ff.
Tenebrionidae 87.
Teracolus achine Cr. 591.
 — *ephyia* Klug. 591.
 — *evenina* Wall. 591.
 — — var. *hib. deidamioides* Aur. 591.
 — *subfasciatus* Swains 591.
Terias Desjardinsi Boisd. 591.
 — *brigitta* Cr. var. *Zoë* Hopf. 592.
Termes badius Havil 593.
 — *natalensis* Havil 592, 602.
 Termiten 190, 511, 592, 602.
Testudinaria elephantipes (L'Hérit.) Burch.
 111.
Testudo oculifera Kuhl. 588.
 — *pardalis* Bell. 675.
Tetraenura regia (L.) 102, 576.
Theloschistes sp. 95.
 Thomson-Insel 26.
 Thopane 570, 562, 599, 609.
Thripsidae 108.
Thyrsites atun Euphr. 40.
 Tiefenwasser 57.
 Tiere, sich in verwandeln 450.
 Tier- und Pflanzenkenntnis d. H. 365.
 Tiermagen als Wassersack 239.
 Tiersagen d. H. 450 ff.
 Tierstimmen 384.
 Tierzurufe d. H. 385.
 Tiger s. *Felis pardus* L.
 Tijger s. *Felis pardus* L.
 Tijgerwolf s. *Hyaena crocuta* (Erxl.).
Tiliaceae 473, 575, 690, 704.
 Tinkas-Rivier 136.
Tinnunculus rupicoloides Sm. 576.
 Tintenfische 32.
 Tobacco-Insel 18.
 Tölpel s. *Sula capensis* Licht.
 Tonarbeiten d. H. 245.
 Tonausklang im Hottentottischen 349.
 Toneinsatz im Hottentottischen 345.
 Tongefäß zum Wassertragen d. B. 628.
 Topf 245, 439.
 Topnaars 172.

Totanus pugnax (L.) 609.
— *stagnatilis* *Bechst.* 609.
Totenbräuche d. H. 316.
Totenschmaus 316.
Totensendung 317.
Totentrauer 545 (XXIV).
Tragochse 253, 432, 519.
Tragus major *Stapf* 582.
Transgressionen d. Meeres i. Namibgebiet 19, 67.
Transvaal, Elefanten in 269.
Trappen 90, 667 s. a. *Eupodotis* und *Otis*.
Traum-Orakel d. H. 339.
Trauerlied d. H. 382.
Treibjagd d. H. 291.
Trekkoche d. H. 262, 544 (XX).
— d. B. 600, 630.
Treks 630.
Tribulus terrester L. 401, 405, 589.
Trichocaulon pedicellatum *Schinz* 201.
Tricholaena rosea *Nees.* 581.
Trichoplus aegyptus *Kolbe* 191.
Trichter d. H. 188.
Trigona clypeata *Friese* 607.
Tristano da Cunha 24.
Trockenzeit 62, 113 ff., 154 ff., 670 (vgl. Regen).
Trombidium 604.
Trümmerfelder in der Namib 73 ff.
Tsaib'sche Hottentotten 172.
Tsakanabis 165.
Tsama 200, 368, 553, 669.
Tsaobisrivier 141.
Tsaukaibberge 65, 89, Taf. VI S. 134.
Tshane 612.
Tsirubberge 89, 164.
Turneraceae 704.
Turteltaube, Girren der 385.
Tylos granulatus *Krauß* 33.

U.

Uferbewohner der Tierwelt 30 ff.
Uibeb-Rivier 167.
Uittrappen des Getreides 123.
Ukama 93.
Umarmen als Empfindungsausdruck d. H. 183.
Umbelliferae 81, 195, 704.
Umfang der Pfannen in d. K. 611.
Unfruchtbarkeit des Weibes 299.
Unio fissidens *Bttgr.* 708.
Unsterblichkeit i. d. Vorstellung d. H. 317, 448
Nr. XXX, 450 Nr. XXXI.
Unstetigkeit d. H. 549.
Unterschurz d. B. 640.

Unub 169.
Unzuverlässigkeit d. B. 631.
Upington 551.
Upogebia capensis (*Krauß*) 32.
Upupa africana *Bechst.* 587.
Urelytrum squarrosus *Hack.* 582.
Urolestes melanoleucus *Jardine* und *Selby*
577.
Urgebirge i. Groß-Namaland 135.
Urginea 589.
Uriseb's Vater s. Herabstürzer.
Uterus, Vorstellungen d. H. vom 217.

V.

Valleigrund 125.
Varanus 205, 312, 453, 454, 532.
— *albigularis* (*Daud.*) 588.
— *niloticus* *Laur.* 588.
Vasco da Gama 24, 325.
Vater, Bezeichnung d. H. für 300.
Velschoendragers 172, 552.
Vena mediana cubiti 212.
Venus 366.
Verbenaceae 704.
Vermetidae 30.
Verneinung, Ausdruck der bei d. H. 183.
Versandung der Küste 5 ff.
Versehen Schwangerer 216.
Verteilung der Pfannen in d. K. 611.
Verwerfungslinien des Groß-Namalandes 138.
Verwitterungserscheinungen in der Namib 67 ff.
Vetternschaft bei d. H. 302.
Vidua serena (L.) 576.
Vieh d. H. 410.
— d. B. 632.
Viehaustausch bei d. B. 634.
Viehwirtschaft der Bastards 127.
— d. H. 254 ff.
— d. B. 632 ff.
Vielweiberei d. H. 299, 307.
Viverridae 282.
Vlacte Haas s. *Lepus capensis* L.
Vlej 162, 419, 552.
Vlej östl. von Gaiaub 556.
Vool struis s. *Struthio australis* L.
Vorlooper 367.
Vormann d. H. 309.
Vormilch 258.
Vormittag d. H. 373.
Vorschurz d. H. 181, 234, 237, 394, 408, 435.
— d. B. 640, 641.
— d. Bm. 657.

Vulpes chama A. Smith 283, 424, 452, 454,
481, 513, 648.
Vuurdood 169.

W.

Wagenräder, als Rätsellösung 554 (XXI).
Wagen 375, 544.
Wahrsagegerät d. B. 226.
Wale 36 ff.
Walfang 26.
Walfischbai 10, 26, 28, 37, 60, 76, 197.
Walfisch, der südliche, s. *Eubalaena australis*
Desm.
Walfischknochen 19.
Walvischbaai s. Walfischbai.
Wandergehänge d. Bm. 659.
Wanderheuschrecke s. *Schistocera peregri-
na*
Oliv.
Wanderknappsack d. H. 240 (vgl. Rucksack).
Wanderschafts-Erlebnisse d. H. 393.
Wanderzüge der H. 171, 253.
— d. B. 621, 629.
Wannschüsseln d. H. 201.
Warane s. *Varanus*.
Warmbad 140, 154, 155, 156.
Washungen mit Mist 207, 296.
— mit Wasser im Wochenbett 222.
Wasser, als Rätsellösung 543 (XVIII).
Wasserader, Bezeichnung d. H. für 160.
Wasserbehälter d. Bm. 672.
Wasserflöhe 609.
Wasserfrage i. d. K. 599, 670 ff.
Wasserführung einzelner Bäume 673.
Wasserläufer s. *Totanus*.
Wassersack d. H. 239.
— d. B. 629.
Wasserschildkröte s. *Pelomedusa*.
Wasserwanzen 609.
Webervogel 141 s. *Hyphantornis velatus*
(Vieill.) und *Ploceus capensis* L.
Weidefelder d. H. 318.
— d. B. 634.
Weidebull-Lied d. H. 378.
Weidezeit 369.
Weinen d. H. 184.
Weißfußpferd-Lied 379.
Weißkrähe s. *Corvus scapulatus* Daud.
Weizenanbau i. Klein-Namaland 120, 121, 124,
125.
Welwitsch 618.
Welwitschia mirabilis Hooker 79.
Werbung bei d. H. 297, 461.

Werft d. H. 232.
Wespen 310, 379.
Westen d. H. 365.
Westwinde 153, 156, 558 ff.
Wettspiele d. H. 313.
Widafink 576.
Widerwillen, Gebärde d. H. für 183.
Widder 311, 400.
Wiedehopf s. *Upupa africana* Bechst.
Wildebeest s. *Chonnochaetes taurinus*
(Burchell).
Wildepaaud 270.
Wilder Hund s. *Lycaon pictus* (Temm.).
Wild des Groß-Namalandes 268 ff.
Wildkatze s. *Felis caffra* Desm.
Wildladung 424.
Wildverödung 547.
Willem van Reenen 323.
Willomore 271.
Windfeuchtigkeit i. d. Namib 95 ff.
Windhuk 156, 552.
Windpocken, Behandlung bei d. H. 223.
Windrichtungen i. d. K. 558 ff.
Windschirmküche d. H. 232.
Winter d. H. 370.
Winterregen 62, 106, 113, 155 (vgl. Regen)
Witboois 172.
Witgatbaum s. *Boscia*.
Witkop 553, 616, 685, 706.
Witpütz 140.
Wochenbett d. H. 222.
Wochen-Einteilung d. H. 372.
Wochenfluß 216.
Wolfsmilch s. *Euphorbia*.
Wolfsmilchgewächse s. *Euphorbiaceae*.
Wolkenbildung i. d. K. 601.
Wolkenschatten 182, 581.
Wormskieldia Schinzii Urb. 590.
Wort-Tonfall i. Hottent. 351.
Wüschelgeräte d. B. 645.
Würgervogel s. *Lanius*.
Wundsalbe d. H. 214.
Wundknie, Sagenfigur d. H. 447.
Wundverschluß bei d. H. 212.
Wurfhölzer d. H. 313.
Wurfmesser 289 (vgl. Assagai).
Wurfspeer s. Assagai.
Wurzelstöcke, nahrhafte 192.

X.

Xerus capensis Kerr. 287, 593.

Z.

- Zähne, als Rätsellösung 540 (I).
 Zahnstocher 403, 676.
 Zahnwehholz d. Bm. 676.
 Zandkruiper s. *Rhinobatus blochi M. et H.*
 Zandveld 120.
 Zauberbüchse d. H. 226.
 Zauberei d. H. 226 ff., 297, 319.
 — d. B. 644.
 Zauberglasperlen 226.
 Zaubermasse 226.
 Zebra s. *Equus*.
 Zecke s. *Ornithodoros talaje, var. capensis Nm.*
 Zeekoe 271.
 Zeitalter gesteigerter Niederschläge in d. K. 618.
 Zeit-Einteilung d. H. 369.
 Zentralstädafrikanisches Sandbecken 550.
Zeuzera asylus Cr. 592.
 Zickzack-Ornament d. H. 234, 250.
 — d. B. 624.
 Ziege d. Bastards 128.
 — d. H. 262, 264, 311, 442, 446.
 — d. B. 632, 649.
 Ziegenfell-Umbang d. B. 641.
 Ziegenmilch-Lied 378.
 Ziegenmist als Heilmittel d. H. 223.
 — als Bezeichnung für Haarknäuel 179.
 Zitzikammawälder 270.
Zizyphus mucronatus Willd. 144, 166, 459,
 473, 575.
Zonurus polyzonus Smith 188.
Zorilla striata (Shaw.) 282, 541 (IX), 594.
 Zout Anysberg 20.
 Zoutpüts 553, 554, 683 Nr. 36a (nicht Zwart-
 püts).
 Zuckerbier d. H. 205.
 — d. B. 625.
 Zügel 462.
 Zugochse s. Trekkochse.
 Zulu 342, 643.
 Zululand 269.
 Zunderdose 241, 513.
 Zwaartbelt 168.
 Zwartboois 172.
 Zwarthaus 165.
 Zwartkop 138, 166.
 Zwartmodder 553.
 Zwartpit 170.
 Zwergbusch-Savanne 149.
 Zwergholzgewächse d. K. 589.
 Zwergmeise s. *Aegithalus sp.*
 Zwiebelessen d. H. 206.
 Zwiebeln essbare 192, 669.
 Zwillinge 223.
Zygia viridis F. 108.
Zygophyllaceae 82, 86, 401, 704.
Zygophyllum cardifolium L. f. 214.
 — *clavatum Schltr. et Diels, nov. spec.*
 16.
 — *Stapfii Schinz* 80.

Errata.

S. 6,	Zeile 4	von oben:	lies Namib	statt Nanub.	
S. 80/81,	Tafel IV:		„ <i>Arthraerua</i> „	„ <i>Arthraerna</i> .	
S. 96,	Zeile 5	von „	u. Fig.-Erkl.	lies <i>flammula</i>	statt <i>flannula</i> .
S. 144,	„ 8	„ unten	}	lies <i>Zizyphus</i>	statt <i>Zisyphus etc.</i>
S. 166,	„ 5	„ „			
S. 473,	„ 3	„ „			
S. 575,	„ 2	„ „			
S. 148,	„ 7	„ „	„ <i>anthelmintica</i> „	„ <i>authelmintica</i> .	
S. 170,	„ 17	„ oben,	Nr. 109:	lies <i>†Nū</i>	statt <i>Nū</i> .
S. 202,	„ 14	„ „	u. Fig.-Erkl.	„ (Bak)	„ (Buk).
S. 244,	„ 2	„ „	lies <i>īūti-s</i>	„	„ <i>†ūti-s</i> .
S. 276,	„ 8	„ unten	}	„ <i>Raphiceros</i>	„ <i>Rhaphiceros</i> .
S. 277,	Fig.-Erkl.				
S. 453,	Zeile 12	„ „			
S. 512,	Fig.-Erkl.				
S. 649,	Zeile 22	„ oben			
S. 350,	„ 10	„ „	„ <i>lgēt</i>	„	„ <i>gēt</i> .
S. 386,	„ 5	„ unten	„ <i>!na-os(e)n</i>	„	„ <i>!na-os(e)n</i> .
S. 386,	zweiter	Notentext,	„ <i>†nūre</i>	„	„ <i>†nūre</i> .
S. 392,	Zeile 3	von oben	„ Konjunktion	„	„ Konjunkation.
S. 423,	„ 3	„ unten	„ <i>gum</i>	„	„ <i>g(u)m</i> .
S. 454,	Nr. 24		„ <i>gātsi/hamabes</i>	„	„ <i>gātsin/hamabes</i> .
S. 554,	Fig.-Erkl.	und	}	„ Zoutpüts	„ Zwartpüts.
S. 683,	Nr. 36a				
S. 556,	obere	Fig.-Erkl.	„ Die	„	„ Der.
S. 566,	bei 21.	„	„ Kwatsane	„	„ Kwtsane.
S. 575,	Zeile 4	von unten	„ <i>Dichrostachys</i>	„	„ <i>Dicrostachys</i> .
S. 581,	„ 2	„ „	„ <i>stipiformis</i>	„	„ <i>stippiformis</i> .
S. 581,	„ 20	„ oben	„ <i>Crossotropis</i>	„	„ <i>Crossopteris</i> .
S. 582,	„ 17	„ „	„ <i>argenteus</i>	„	„ <i>argentatus</i> .
S. 582,	„ 18	„ „	„ <i>Bcklr.</i>	„	„ <i>Bckbr.</i>

S. 589,	Zeile	2	von unten:	lies	<i>gaiepensis</i>	statt	<i>garepensis</i> .
S. 590,	„	15	„	„	<i>And.</i>	„	<i>Andr.</i>
S. 600,	„	6	„	„	<i>Weißen</i>	„	<i>Weisen.</i>
S. 670,	„	14	„	„	<i>Trockenzeit</i>	„	<i>Trockenheit.</i>

Auf die Korrektur der Hottentottischen Texte habe ich die größte Sorgfalt verwandt. Wenn trotzdem vielleicht hie und da ein Druckfehler stehen geblieben sein sollte, so bitte ich das damit zu entschuldigen, daß das Auge eines alleinigen Korrektors trotz aller Aufmerksamkeit gelegentlich versagen kann.

Peinliche Genauigkeit bei der Wiedergabe der Texte im Druck mußte mir schon deshalb am Herzen liegen, weil bei der originalen Niederschrift, draußen im Namalande, Treue gegen jede Silbe des sprechenden Hottentoten streng mein Grundsatz war. Was ich des Abends am Feuer mitangehört hatte, ließ ich mir Tags darauf von dem Erzähler langsam wiederholen, so, daß ich bei einiger Übung den Text als zusammenhängendes Diktat erhielt. Um zu entscheiden, ob durch den Akt des Diktierens Satzbau und Satzfolge nicht in Mitleidenschaft gezogen würden, ließ ich alsdann den Hottentotten seine Erzählung mit der Schnelligkeit seiner natürlichen Sprechweise wiederholen und achtete genau auf Abweichungen: Es fanden sich keine; die Lebhaftigkeit des Minenspiels und der Sprache bewiesen gleichzeitig, daß hier die Vorstellungen des Sprechenden sich ungezwungen abwickelten und ihren unmittelbaren Ausdruck fanden.

Die Konstanz, mit der mir verschiedene Erzähler oder einer und derselbe zuweilen nach Wochen und Monaten mit den gleichen Redewendungen und der gleichen Pointierung seine Geschichte erzählte, gab mir weiterhin die Überzeugung, daß die Erzählungen innerhalb gewisser Grenzen im Volksmund fixiert sind (vgl. die Sage XXX in der hier gegebener Fassung mit der Th. Hahn's 78).

Das war ein Grund mehr, die Niederschriften an Ort und Stelle bis in alle Einzelheiten zu fixieren und grammatisch durchzuarbeiten. Bei Konstruktionen, die dunkel erschienen, wurde dann (das Ohr am Munde des Hottentotten) der Wortlaut nochmals geprüft und — auch wo die grammatikalische Analyse nicht gelang — ohne jede Veränderung aufgenommen. Den Schluß der Kontrolle bildete, daß ich die Niederschrift dem Erzähler vorlas, wie ich auch alle Melodien nicht allein wiederholt mir vorsingen ließ, sondern aus meinen Notenaufzeichnungen den Hottentotten vorsang, um die Kontrolle vollständig zu machen.

Das sei hier noch mitgeteilt, damit der Sprachkundige, der die Texte analysiert und hie und da auf eine Unklarheit oder Härte stößt, nicht allzu schnell zu der Annahme eines Druck- oder Beobachtungsfehlers seine Zuflucht nehme.

K

Fraserburg

Fraser

Prince Albert

Ladismith

Riversdale

Mossel Bay

Bay

